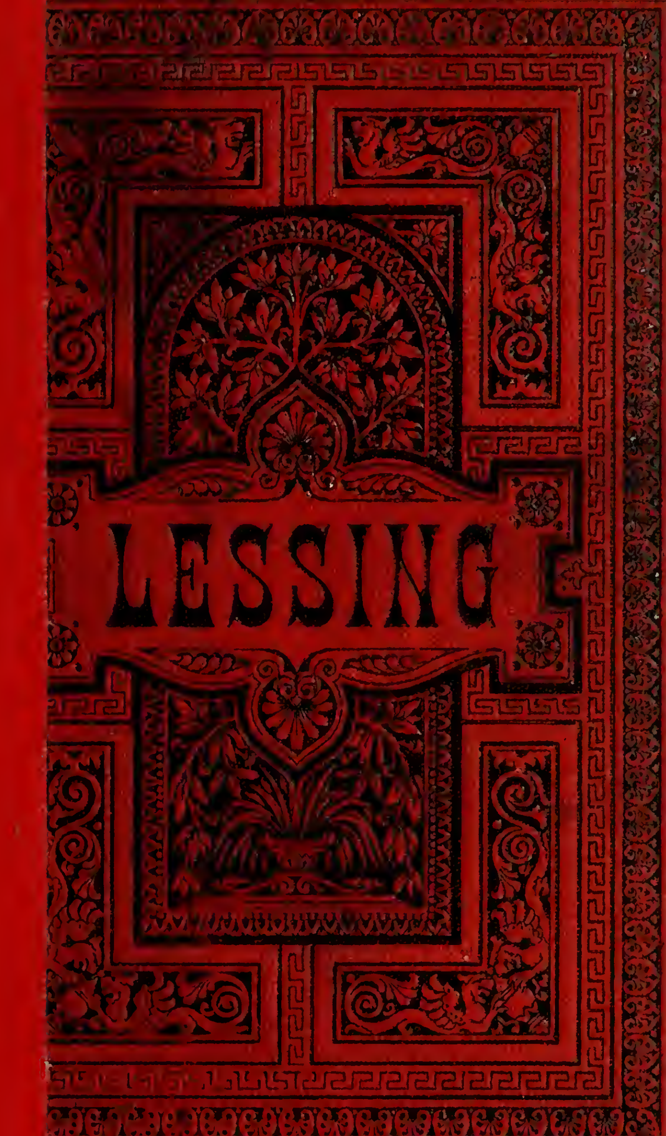

LESSING







Lessing's Werke.

Achter Theil.

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes.
Die kritischen Briefe von 1753.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet

von

Robert Pilger.

Berlin.
Gustav Hempel.

Inhalt.



Einleitung des Herausgebers.

Schon während seiner fröhlichen akademischen Zeit in Leipzig hatte Lessing, noch nicht achtzehn Jahre alt, mit schriftstellerischen Productionen begonnen. Es waren ausschließlich poetische. Nicht blos eine Reihe chansonartiger Lieder und poetischer Erzählungen hatte er in die beiden Zeitschriften seines Freundes Mylius geliefert, nicht blos im Lehrgedicht und Epigramm hatte er sich versucht, sondern schon war die Neigung, der er fast sein ganzes Leben hindurch am Treuesten bleiben sollte, die zur dramatischen Poesie, energisch genug zum Durchbruch gekommen. Mehrere Lustspiele verdankten jenen Tagen ihr Dasein; das eine, Der junge Gelehrte, errang dem jugendlichen Dramatiker, als es kurz nach Neujahr 1748 auf der damals besten deutschen Bühne, zu Leipzig selbst von der Neuberin, aufgeführt wurde, reichen Beifall. Nicht geringe Anerkennung fanden auch jedenfalls damals schon seine übrigen Poesien; aus wenig späterer Zeit sind uns sehr ehrende Urtheile erhalten.

Aber Lessing sollte früh, wie wir sehen werden zu seinem Glücke, die Erfahrung machen, daß „die Muse zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht." Sie hatte ihn in diesem Falle in eine gar zu intime Verbindung mit dem Theater geführt: die Stipendien reichten nicht hin, den fröhlichen, leichten Verkehr mit den Komödianten zu bestreiten, noch weniger zur Bezahlung der Schulden von einigen

derselben, für die der jugendliche Dichter sich in seiner Gutherzigkeit verbürgt hatte. Die Gläubiger drängten, und es gab schließlich keinen Ausweg, als Leipzig zu verlassen. Er reiste Anfang Juli 1748 ab.

„Ich erwehlte Berlin," so schreibt er ein halbes Jahr später von dort an seine Mutter, „gleich Anfangs zu meiner Zuflucht. Es muste sich wunderlich schicken, daß mich gleich zu der Zeit Herr Lessing aus Wittenberg[1]) besuchte. Ich reisete mit ihm nach kurzer Zeit dahin ab, einige Tage mich daselbst aufzuhalten und umzusehn und alsdann noch zur Sonnenfinsterniß[2]) in Berlin zu seyn. Aber ich ward krank. Ich bin mir niemals selbst zu einer unerträglichern Last gewesen als damals. Doch ich hielt es einigermaßen vor eine göttliche Schickung; wenn es nicht was unanständiges ist, daßman auch in solchen kleinen und geringen Sachen sich auf sie beruffen will. Nach meiner Genesung beschloß ich, mit des Hrn. Vaters Einwilligung in Wittenberg den Winter über zu verbleiben, und hoffte gewiß, dasjenige wieder zu erspahren, was ich in Leipzig zugesetzt hatte. Doch ich wurde bald gewahr, daß das, was in meiner Krankheit und durch andre Umstände, die ich aber jezo verschweigen will,[3]) aufgegangen war, mehr als ein Quartal Stipendia ausmachte. Der alte Vorsaz wachte also bey mir wieder auf, nach Berlin zu gehen." Bestärkt wurde er in demselben dadurch, daß sein Freund Mylius, der gleichfalls Leipzig verlassen, in Berlin als Redacteur der Rüdiger'schen, jetzt Vossischen Zeitung eine Stellung erhalten hatte. So finden wir denn Ende 1748 den kaum zwanzigjährigen Jüngling zu Berlin — in einer Lage, die nach allen Richtungen hin unerfreulich genug war.

Die geringen Stipendien, die überdies nur noch für ein einziges Vierteljahr in Aussicht standen, genügten kaum, die alten Schulden

1) Sein Vetter, der dort studirte.

2) Am 25. Juli.

3) Es sind wohl die Schuldforderungen der Leipziger Gläubiger gemeint.

abzutragen; es fehlte am Nothdürftigsten. In dem eben citirten Briefe erinnert er z. B. die Mutter an das vor längerer Zeit gegebene Versprechen eines neuen Anzugs; denn „Ich hätte längst," so schreibt er, „unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt, ein beßers Ansehn hätte machen können. Es ist dieses in einer Stadt gar zu nöthig, wo man meistens den Augen in Beurtheilung eines Menschen trauet." Freunde und Gönner, die ihn hätten unterstützen können, fehlten gänzlich. Mylius war wohl der einzige Bekannte, den er in der Stadt besaß. Dazu kam die fortdauernde Spannung mit den Eltern, die mit wachsendem Mißtrauen der Bahn des Sohnes folgten und überdies durch allerlei Zwischenträgereien die schwärzesten Verleumdungen über das Leben desselben erhielten. Er muß sich nicht blos bei dem Vater gegen den unwahren Vorwurf, in Wittenberg nichts als Komödien gekauft zu haben, vertheidigen, oder der Mutter gegenüber das Verhältniß zu seinem Freunde Mylius, den dieselbe mit ebenso andauerndem als grundlosem Hasse verfolgte, rechtfertigen. Er muß selbst hören, daß man ihm Lügen, daß man ihm die Absicht, nach Wien zu gehen, um seine Religion zu wechseln, Schuld giebt.

Die Verhältnisse waren in jeder Beziehung derart peinlich, daß wohl Mancher sich daran zu Grunde gerichtet hätte; für Lessing wurden sie der Sporn, der den noch Schwankenden dem Berufe entgegentrieb, für den er die eigentlichste Anlage besaß. Hatte er bisher in harmloser Jugendlust Lieder und Lustspiele gedichtet, jetzt machte ihn die Noth des Lebens zum Schriftsteller von Profession. Denn mochten auch für die Zukunft sich mancherlei Aussichten bieten, auf eine Stellung an einem Theater, wie er selbst, oder auf eine Stelle im philologischen Seminar zu Göttingen, wie sein Vater sie wünschte: für den Augenblick drängte das tägliche Leben mit seinen unabweislichen Anforderungen. Was lag näher, als seine Zuflucht zu dem zu nehmen, was er ebenso wie sein Freund Mylius schon früh in Leipzig „gelernt" hatte, zur Schriftstellerei?

zumal die Bekanntschaften, die er durch diesen in Berlin gemacht hatte, vorzugsweis literarische waren. So begann denn Lessing mit Uebersetzungen, und als durch den Ertrag dieser wie einiger „Conditionen“ (er war z. B. eine Zeit lang Secretär bei einem Baron v. d. G.), die erste Noth überstanden war, griff er daneben zu selbständigen Arbeiten.

Noch erfüllt von seinem Interesse für das Theater und das Drama, gründete er mit Mylius schon 1749 eine encyklopädische dramatische Fachzeitschrift unter dem Titel: Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. Das Unternehmen, dessen Würdigung einer anderen Stelle überlassen bleiben muß, scheiterte zwar schon ein Jahr darauf an einem Zerwürfniß der beiden Redactoren. Doch wenn auch anonym erschienen, schaffte es dem Namen Lessing's in Berlin gewiß einen guten Klang. Beweis dafür ist, daß er vom Februar 1751 an die Redaction des gelehrten Artikels der Vossischen Zeitung erhielt. Es war dies eine Thätigkeit, die ihm eine ausreichende Existenz gewährte und zugleich durch ihre encyllopädische, viele Bereiche der Wissenschaft umfassende Ausdehnung seiner Natur wenigstens eine Zeit lang besonders zusagen mußte. Er redigirte den gelehrten Artikel bis zu seiner zeitweisen Uebersiedelung nach Wittenberg am Ende des Jahres und nach seiner Rückkehr vom December 1752 bis October 1755. Die zahlreichen kleinen Recensionen, die Lessing in diesem Zeitraum lieferte und in denen für den Literarhistoriker noch heute besonders seine Urtheile über die contemporäne Literatur Wichtigkeit haben, werden in einem späteren Bande erscheinen.

Von größerer Bedeutung für Lessing's Thätigkeit ist das monatliche Beiblatt der Zeitung, das sie unter seiner Redaction vom April desselben Jahres unter dem Titel: Das Neueste aus dem Reiche des Witzes erscheinen ließ, und das sie im December, als er Berlin verließ, wieder aufgab. Der bei Weitem größte Theil des Inhalts ist sein Eigenthum, und es enthält nicht blos, wie der gelehrte Artikel der Zeitung selbst, kurze Anzeigen und

Recensionen aus allen möglichen wissenschaftlichen Gebieten, sondern bildet, wie wir sehen werden, eine Art von zusammenhängendem Ganzen, in seiner Art schon vergleichbar etwa den Literaturbriefen und der Hamburger Dramaturgie. Wir finden hier, abgesehen von einzelnen poetischen Productionen, größtentheils eingehende kritische Aufsätze, die fast ausschließlich die deutsche und französische Literatur betreffen und die wichtigsten Erscheinungen derselben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts umfassen. Als das erste kritische Werkchen Lessing's aus dem Bereiche der modernen Literatur bildet es den Beginn des vorliegenden Bandes.

Drei Jahre hatte Lessing in Berlin gelebt, als er den letzten Beitrag für das Neueste in den Druck gegeben. Wohl hatte er sich jetzt durch die Noth des Lebens hindurchgearbeitet, sein Name war in literarischen Kreisen geachtet, aber die journalistische kritische Thätigkeit allein konnte für die Dauer ihn nicht befriedigen: zwang sie ihn im Grunde doch, von dem früher erworbenen geistigen Besitzthum zu zehren, und hätte sie ihn doch an strenger und eindringender Arbeit selbst dann gehindert, wenn die in Berlin gemachten Bekanntschaften auch nicht so zahlreiche gewesen wären. Eine zeitweise Aenderung des Aufenthalts und der Beschäftigung mußte seinem Geiste Bedürfniß werden. Dazu kam, daß Lessing in der Gesellschaft noch immer nichts weiter repräsentirte als den studiosus medicinae, der er schon in Leipzig gewesen: er mußte wünschen, wenigstens durch Erwerbung des Magistergrades sich auch äußerlich eine Stellung zu schaffen.

So ging er denn, wie schon erwähnt, Ende December 1751 nach Wittenberg, wo eben jetzt sein ältester Bruder studirte. Hier blieb er fast ein Jahr, sich auf das Angestrengteste in gelehrte Studien mannichfacher Art vergrabend. Geschichte der Reformation und der Reformatoren, Gelehrtengeschichte, Horaz und Martial waren neben anderen vornehmlich die Gebiete, die ihn anzogen. Kein Buch, so rühmte er sich wohl später, sei auf der Universi-

tätsbibliothek gewesen, das er nicht in Händen gehabt. Am Ende des Jahres 1752 kehrte er, schon seit dem April zum Magister promovirt, aus dem stillen Leben der kleinen Universitätsstadt geistig vertieft und gekräftigt in das bewegtere Treiben Berlin's zurück.

Die erste wissenschaftliche Frucht seiner Wittenberger Studien — die andre sind das Vademecum und die Rettungen (s. Theil 11 und 14 dieser Ausgabe) — legte er nieder in den Briefen, die er 1753 unter Benutzung mehrerer früherer Beiträge für die Vossische Zeitung als den zweiten Theil der von 1753 bis 1755 erscheinenden Sammlung seiner Schriften herausgab. Sie bilden die zweite kritische Schrift Lessing's, die wenigstens zum großen Theil die neuere Literatur betrifft, und finden daher auch in diesem Bande ihren Platz, wenn schon ihr Inhalt auch in andere Gebiete als das genannte übergreift. Einen recht einheitlichen Charakter trägt das Werkchen nicht, das Lessing selber mit noch größerem Rechte als den dritten Theil seiner Schriften „einen Mischmasch von Kritik und Literatur“ genannt haben würde.

Berlin, December 1872.

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes.



Inhalt.

Vorbemerkungen des Herausgebers.

1. Autorschaft.

Sämmtliche Artikel der neun Monatsstücke des Neuesten erschienen zwar anonym (fünf haben Chiffern), doch hat Lessing nicht nur die meisten der eingestreuten Gedichte und Epigramme, sondern auch die Aufsätze der Monate April, Mai, Juni, die Messiaskritik des September, wie das längere Gedicht vom November als sein Eigenthum bezeichnet. Denn jene benutzte er 1753 für den ersten Theil seiner Schriften, von diesen finden sich entweder, wie aus dem April, dem Mai und Juni, einzelne Abschnitte in dem zweiten Theil jener Sammlung, oder sie sind, wie die genannte Septemberkritik und der November, vollständig (der letztere in den ersten Theil derselben) herübergenommen. Es fehlt dagegen jedes Zeugniß hinsichtlich des Autors überhaupt für den Juli, August, October und December.

Lachmann nahm trotzdem in seine Lessing-Ausgabe von diesen vier Monatsstücken den October ganz, vom December einen Theil auf; die beiden übrigen Monate ließ er unberücksichtigt. Er gab nicht einmal ein vollständiges Inhaltsverzeichniß der Zeitschrift, die Monate Juli und August blieben ganz unerwähnt. Letzteres ergänzte Maltzahn in der zweiten Auflage jener Ausgabe zwar, doch auch seine Angaben sind noch lückenhaft. So fehlt im Inhaltsverzeichniß auch bei ihm noch für den August: Eine Geschichte; sie nimmt den größten Theil der ganzen Nummer ein und geht den von ihm Band III. Seite 241 angegebenen Epigrammen

vorher. Vom September ist ausgelassen: Die Triebe der Menschen, unterzeichnet K**; vom December: Reise der Unschuld nach der Insel Cythere und Das Ebenbild, eine Fabel des La Motte. Zum Abdruck hat Maltzahn nicht mehr als Lachmann gebracht, und so fehlt denn auch seiner Ausgabe außer all diesen Stücken, so weit sie von Lessing herrühren, aus dem Juli: Die Liebe macht edel. Eine Geschichte.

Ein consequentes Princip läßt sich bei beiden Herausgebern nicht erkennen. Sollte, wie man aus dem von Lachmann bei den Recensionen angewandten Verfahren vermuthen könnte, nur Anziehendes und Lessing's Thätigkeit Bezeichnendes gebracht werden, [1]) so war unzweifelhaft die Erzählung aus dem August aufzunehmen; denn nach beiden Richtungen überragt sie z. B. weit die unbedeutenden Theateranekdoten vom Decemberstück. Folgten die Herausgeber aber nur „gelehrten Gründen", [2]) d. h. doch wohl solchen, die direct oder doch mit annähernder Sicherheit die Autorschaft Lessing's ergeben, so wäre u. a. vom September das Schreiben von Antipompil, vom December das P. S. unterzeichnete wegzulassen gewesen. Denn daß diese beiden von Lessing herrühren, ließ sich so wenig beweisen, daß im Gegentheil das erstere sich später als Eigenthum Kästner's herausstellte. Wie wenig Maltzahn consequenter als Lachmann verfuhr, ist daraus ersichtlich, daß er zwar den Septemberbrief nun entfernte, den des December aber, dessen Verfasser bisher noch nicht zu ermitteln gewesen, noch beibehielt.

Für mein eigenes Verfahren sind maßgebend folgende zwei Gesichtspunkte gewesen, für deren Richtigkeit freilich, wie so oft in ähnlichen Fällen, völlig evidente Beweise nicht geführt werden können. Erstens scheint mir im Allgemeinen, d. h. wenn nicht ganz bestimmte Gründe dagegen sprechen, Alles, was Lessing ausdrücklich oder durch Andeutung von Chiffern anderen Verfassern zuschreibt, ausgeschlossen werden zu müssen, also nicht allein die auch von Lachmann nicht aufgenommenen drei Epigramme vom Juli

---

1 u. 2) S. die Bemerkung Lachmann's zu III. 141 u. 376 (2. Ausg.).

und September,[1]) sowie der Kästner'sche Brief von dem letzteren Monat, sondern auch das Decemberschreiben;[2]) da von dreien dieser Stücke Kästner's Autorschaft feststeht,[3]) so läßt sich nicht annehmen, daß die beiden anderen, das zweite Juliepigramm und der Decemberbrief, von Lessing herrühren. Die einzige Ausnahme bildet die von Lessing herrührende Sinnschrift vom April,[4]) die er als „vor einiger Zeit von guter Hand erhalten" bezeichnet. Doch zu dieser Täuschung mußte er sich wohl bequemen, weil das in derselben ausgesprochene herbe Urtheil über Klopstock's Messias im grellen Widerspruch stand zu den eben vorangegangenen Lobsprüchen über denselben.

Zweitens aber bin ich auch der Ansicht, daß alles Uebrige, besonders alle wichtigeren Artikel als Lessing's Eigenthum anzusehen sind. Denn wenn ein Herausgeber gewissenhaft selbst kleineren und unbedeutenderen Beiträgen, wie z. B. den Juliepigrammen, ihr Autorrecht wahrt,[5]) giebt es da eine begründete Veranlassung, anzunehmen, daß er es bedeutenderen Beiträgen gegenüber nicht gethan? Zu diesen gehören aber jedenfalls nicht nur die beiden von Lachmann trotz des Fehlens directer Zeugnisse aufgenommenen Stücke, der Octoberaufsatz oder gar die Theateranekdoten des December, sondern zum Theil in noch höherem Grade die beiden längeren Geschichten aus dem Juli- und Auguststück; sie sind daher als Lessing's Eigenthum zu betrachten und erscheinen somit in dieser Ausgabe zum ersten Male wieder.

Gesetzt auch, beide Erzählungen wären nicht volle Originale, sondern nur Nachbildungen aus dem Französischen, so trägt doch

---

1) Vom Juli: Das deutsche Kriegswesen (unterz. W*), Auf den Marschall von Sachsen (unterz. $\overset{0}{51}$ $\overset{l}{19}$ aaa eeee ii ooo uu); vom September: Die Triebe der Menschen (unterz. K**).

2) Unterzeichnet links: P., rechts: S.

3) Denn nicht allein der Septemberbrief gehört Kästner, sondern auch das erste Juliepigramm und das vom September.

4) „Ihn singen so viel mäß'ge Dichter." S. S. 46.

5) S. S. 89.

besonders die eine, die vom August, so unverkennbar den Stempel von Lessing's Art an sich, daß ich sie unmöglich für eine bloße Uebersetzung halten kann. Aber selbst wenn sie es dem größten Theile nach wäre (der Anfang rührt jedenfalls von Lessing her), eine Uebersetzung solcher Art wäre für ihn nicht minder bezeichnend als eine Originalarbeit. Finden sich doch in derselben nicht wenige der Vorzüge und Eigenheiten, die Lessing's ganze spätere Production auszeichnen: so die scharfe psychologische Analyse und Charakterzeichnung, die feine, witzige Ironie, die sichtliche Vorliebe für Antithesen, wie überhaupt für pointirte, den Leser überraschende Darstellung; ganz besonders bezeichnend erscheint mir die wiederholte, geradezu dramatische Correspondenz des Autors mit dem Leser, wie zum Beispiel S. 95: „Wie ist es aber möglich, wird man sagen, daß dieser Leander ... so empfindlich gegen Mariannen sein sollte? Noch ist es nicht Zeit, auf diese Frage zu antworten. Man bilde sich blos einen Menschen ein" u. s. w.

Minder hervorragend freilich durch diese Vorzüge ist die zweite Erzählung; auch scheinen mir die Anklänge an ein französisches Original häufiger und zweifelloser zu sein. Aber unverkennbar ist der Stil im Allgemeinen in seiner Kürze, Prägnanz und Klarheit durchaus derselbe als dort. Uebrigens spricht hier für Lessing's Antheil, wenigstens als Uebersetzer, vielleicht als Vorredner, noch der Umstand, daß die strenge Ansicht vom Wesen der Liebe, welche in der Einleitung, wie überhaupt die Gesinnungsart, die in dem Stoffe der Erzählung sich ausspricht, durchaus übereinstimmt mit den Gedanken, welche die ersten Zeilen des auch von den bisherigen Herausgebern Lessing zugeschriebenen Octoberaufsatzes über Bernard's Kunst zu lieben enthalten.

Das im Decemberbeitrag enthaltene Stück: Die Reise der Unschuld nach der Insel Cythere, ist jedenfalls wie die darauf folgende Fabel nur eine Uebersetzung. Eine ganze Reihe von ungewöhnlichen, nur aus dem Französischen erklär=

lichen Ausdrücken deutet darauf hin, vielleicht auch die spielende Allegorie des Inhalts. Daß die Uebersetzung, obwohl sie nicht einmal durch Gewandtheit sich auszeichnet, von Lessing herrühren kann, scheint mir, besonders wenn ich die Zeit, in der sie erschien, berücksichtige, durchaus möglich. Es fällt leicht in die Augen, daß die gesammten Decemberbeiträge, wahrscheinlich in Folge der bevorstehenden Abreise Lessing's nach Wittenberg, die in der letzten Woche des Jahres erfolgte, schnell und ohne daß er besonders wählerisch verfuhr, aus vorhandenem Material zusammengestellt wurden. Da mag denn im Drange des Augenblicks neben den wahrscheinlich schon seit längerer Zeit (vergl. Anm. 2 zu S. 131) bereit liegenden Theateranekdoten die in Eile gefertigte Uebersetzung der Reise wie der Fabel haben aushelfen müssen.

Wie dem auch sei, ich habe die Wiedergabe der beiden Stücke nicht unterlassen mögen, schon um bei der außerordentlichen Seltenheit des Neuesten eine vollständige Kenntniß von seinem Inhalte zu ermöglichen.

2. Zum Verständniß.

Das Neueste sollte nach der Ankündigung in der Vossischen Zeitung vom 18. März 1751 „Neuigkeiten aus dem Bereiche derjenigen Künste und Wissenschaften bringen, die bei den Meisten mehr zum Vergnügen als zur Beschäftigung dienen," — eine Art Literaturzeitung also werden. Das Blatt wurde mehr, als es versprach. Es ist eine Art von zusammenhängendem kritischem Ganzen, wie ein Ueberblick über den Inhalt beweist.

Rousseau's epochemachende Rede über den schädlichen Einfluß der Wissenschaften und Künste auf die Sittlichkeit eröffnet passend das Blatt, das ja die Bestimmung hat, die schönen Wissenschaften zu befördern; ihm, dem begeisterten Verfechter der Tugend gegenüber wird kurz die Unsittlichkeit der französischen Literatur in einigen Erscheinungen der Zeit gekennzeichnet und verurtheilt. Die deutsche Literatur in ihren Hauptvertretern, besonders

Klopstock mit seinem ersten Bande des Messias, folgt; im Gegensatz zu ihm in scharfer Abfertigung auf der einen Seite Gottsched und der Gottschedianer Triller, auf der andern die Patriarchaden der Schweizer. Mit der Pflege des Heldengedichts in Deutschland kann die leichte epische Literatur Frankreichs sich nicht messen, aber auch die komische Englands nicht.

Die wichtigen ästhetischen Theorien Batteux' und besonders Diderot's in seinem Briefe über die Taubstummen werden Gegenstand eingehendster Untersuchung, und noch einmal wird im Gegensatze zu dem Weltweisen, der auch durch seine Irrthümer nicht schade, die verderbliche belletristische Literatur Frankreichs in La Mettrie's „Kunst zu genießen" gebrandmarkt, der später eine anerkennende Besprechung von Bernard's „Kunst zu lieben" folgt.

Klopstock fordert mit Recht noch einmal Berücksichtigung: die Eingangszeilen des Messias werden der gründlichsten Prüfung unterzogen. Nehmen wir zu all diesem die von Kästner herrührende Verhöhnung der Anakreontischen Spielerei, die sich damals besonders breit machte, und die gelegentliche Abfertigung des Hermann von dem Freiherrn von Schönaich, und des Nimrod, so werden wir kaum eine hervorragende Erscheinung jener Zeit aus dem Gebiete der schönen Wissenschaften finden, die hier unberücksichtigt geblieben wäre. Von poetischen Productionen in Vers und Prosa war so viel eingeschaltet, als für eine derartige Zeitschrift, die ja doch mit dem Nützlichen das Angenehme zu verbinden hat, nothwendig erscheint.

Um den Standpunkt von Lessing's Kritik in diesen seinen ersten Versuchen würdigen zu können, müssen wir einen Blick auf die literarischen Zustände der Zeit werfen.

Es war Gottsched's großes Verdienst, durch seine Dichtlehre das Denken der Deutschen wieder in umfassender Weise auf Kunst und Dichtung hingelenkt und der formlosen Rohheit, in welche die deutsche Dichtung seit der zweiten schlesischen Schule ver-

fallen war, wieder Reinheit und Leichtigkeit der Form entgegengestellt zu haben. Daher der Nachdruck, den er auch in der Poesie auf Begriffsschärfe, auf sprachliche wie sachliche Richtigkeit legt.

Seine Schwächen sind nicht minder in die Augen fallend; ist er doch fast ein halbes Jahrhundert lang wegen dieser allein bekannt gewesen. Er kennt in der Dichtung keinen anderen Zweck als den der trockensten Didaktik; daher sind ihm Homer, die griechischen Tragiker, Milton antipathisch. Im Zusammenhang mit dieser Ansicht fordert er vom Dichter nur nüchterne Reflexion und gelangt in richtiger Consequenz schließlich zu der Ueberzeugung, die Dichtkunst sei etwas Lehr- und Erlernbares. Man brauche eben nur die Regeln, nach denen die großen Dichter — und dies waren neben einigen der Alten besonders die Franzosen, ihre vermeintlichen Nachahmer — geschrieben, gewissenhaft zu beobachten, um Gedichte „machen“ zu lernen. Zwar geht ihm wohl einmal der Gedanke auf, daß die Regeln der Alten und Franzosen nicht deswegen nachahmenswerth seien, weil sie von den Alten und den Franzosen herrührten, sondern weil sie in der Natur der Dinge ihren festen und nothwendigen Grund hätten; doch diesen Grund wirklich aufzuzeigen und die Regeln daraus abzuleiten, macht er nicht den geringsten Versuch. Die Hauptsache ist und bleibt: die Regeln sind da, und nach ihnen ist unverbrüchlich zu verfahren.

Was die Schweizer, Bodmer und Breitinger, ausgehend von der Beschäftigung mit der englischen Literatur, besonders mit Milton, ihm entgegenstellten, war noch beschränkt und widerspruchsvoll genug. Auch sie vermögen sich von der Ansicht, daß der Hauptzweck der Poesie ein lehrhafter und moralischer sei, noch nicht zu trennen; aber daneben bricht mächtig schon die Ueberzeugung durch, die Poesie verlange einen von Gemüth und Phantasie erfüllten Inhalt, sie beruhe auf einer gewissen schöpferischen Genialität. Muster sind Homer und Milton, die Poesie gilt ihnen nicht mehr als etwas durch die Ueberlieferung der Regeln Lehr-

bares. Sie legen daher auch weniger Werth darauf, aus den vorhandenen Kunstwerken allgemeine Regeln zusammenzustellen, als sie die Entstehung und den Grund dieser Regeln zu erforschen suchen — eine Frage, deren Nothwendigkeit, wie wir sahen, Gottsched kaum geahnt, deren Beantwortung er gänzlich umgangen hatte. Sie fragen: Wann und wie wurden sie gefunden? wie konnten die großen Dichter des Alterthums so vollkommene Werke schaffen, bevor jene Regeln in eigenen Lehrbüchern ausgesprochen waren? So dringen sie zuerst auf den psychologischen Grund der Kunst und ihrer Gesetze und gelangen zu der Einsicht: die Kunstgesetze sind abgeleitet aus der Beobachtung der Natur der menschlichen Seele; hierin haben sie ihren Werth, und hierin liegt auch die Ursache, warum der wahrhaft geniale Dichter die Gesetze der Kunst vermehrt.

Der Fortschritt gegen Gottsched war gewaltig, aber er hatte seine Grenzen. Den Schweizern fehlte die Kraft, ihre Theorie in die Praxis umzusetzen. Daher der Jubel und die enthusiastische Bewunderung, die sie Klopstock's Messias entgegenbrachten; in ihm war das neue Dichtergenie, dessen sie für ihre Theorie bisher entbehrten, gefunden. Aber diese an sich ganz gerechtfertigte Bewunderung riß sie zu weit fort. Von dem Glanze der neuen Erscheinung geblendet, nahm man ihre Mängel nicht wahr: ein mit den Schweizern befreundeter Aesthetiker, der Hallenser Professor Meier, verherrlichte den Messias in einer eigenen Schrift[1]) als eins der größten Meisterwerke aller Zeiten. So verfiel man in denselben Fehler, den man an Gottsched bisher bekämpft hatte. Aus Klopstock's Messias und seinen Oden wurden als aus den Werken eines neuen schöpferischen Genies ohne Weiteres eine Menge neuer Kunstregeln abstrahirt; diese sollten als bindend für den Dichter und Kritiker angesehen werden. Und nach diesen Regeln fing man selbst an zu produciren: die biblischen Epen und Patriar-

1) Beurtheilung des Heldengedichts, der Messias. 1. Heft. Halle 1749; 2. Heft 1752.

,aden begannen. Da das wirklich Geniale in Klopstock's Dichtung sich der Nachahmung entzog, so galten fortan Kleinigkeiten, grade wie bei Gottsched, als die Hauptsache, ja selbst die Schwächen und Unarten seiner Dichtweise wurden als genial nachgeahmt. Der Hexameter wurde das einzige poetische Maaß; die Reime, gegen die man schon längst, da Milton in reimlosen Versen gedichtet, eingenommen war,[1]) verwarf man fortan gänzlich als eine Barbarei, zumal kurz vorher auch der erwähnte Meier und sein Freund Lange, der für einen ausgezeichneten Dichter galt, dieselben verdammt hatte.[2]) Gegen den Reim ästhetisirte man sich in einen gradezu lächerlichen Fanatismus hinein, und der Kampf um ihn wurde jetzt der eigentliche Inhalt der Bewegung gegen Gottsched. (Vergl. S. 47.)

Die ästhetische Kritik dieser Zeit — um auch sie mit einem Worte zu kennzeichnen — war fast durchweg eine von Parteirücksichten bestimmte, überdies oberflächlich und mehr nur das Aeußere, wie das Versmaaß, die Wahl der Worte u. dgl. berührend. Ein gründliches Eingehen auf den inneren Werth eines Werkes wurde selten gefunden; man begnügte sich, vom Standpunkt der Partei aus entweder unbedingt zu loben oder zu tadeln. Die Worte, mit denen Goethe die Kritik von 1767 beurtheilt, passen noch mehr auf die Zeit von 1750. „Das Schlechte schlecht zu finden, war der größte Spaß, ja der Triumph der Kritiker. Wer nur einigen Menschenverstand besaß, oberflächlich mit den Alten, etwas

1) Besonders seit dem Auftreten des begabten, leider früh verstorbenen Pyra, der in seinem Lehrgedicht Tempel der wahren Dichtkunst, 1737 in Folge seiner zu weit getriebenen Verehrung Milton's den Reim unter allen Umständen verbannt wissen wollte.

2) Meier hatte in seiner Vorrede zu Lange's Horazischen Oden (Halle 1747): Vom Werth der Reime, dieselben u. A. geradezu als einen Auswuchs, einen ohne Verschonen abzuschneidenden gothischen Zierrath bezeichnet, in dem die Häßlichkeit das Schöne überwiege. Lange stimmt dem wiederholt durchaus bei; in seiner Ode Der Gegen-Parnaß (S. 96) „lacht er, vom Reim entfesselt, glücklich kühn des raasenden Geschreys der Reimer."

näher mit den Neuern bekannt war, glaubte sich schon mit einem Maaßstabe versehen, den er überall anlegen könne."

Dies sind in kurzen Strichen die Umrisse der literarischen Zustände, in die Lessing als Kritiker eintrat, jedenfalls besser ausgerüstet, als nur mit einigem Menschenverstand und einer oberflächlichen Bekanntschaft in alter und neuer Literatur. Doch sein angebornes kritisches Talent, das jede Erscheinung klar und scharf in ihrem Werthe zu erkennen und an ihren Ort zu stellen weiß, und ein angestrengtes, den besten Mustern der Alten und Neuen gewidmetes Studium sind nicht die einzigen Vorzüge, die den jungen Kritiker in diesen seinen ersten Versuchen auszeichnen. Schwerlich hätten sie genügt, ihn zwischen den sich auf das Aergste befeindenden Parteien den richtigen Weg finden zu lassen und zu einem selbständigen Standpunkte über sie zu erheben. Hinzu kam bei ihm, was zu allen Zeiten sich so selten mit dem Talent des Kritikers vereint, seine praktische Bekanntschaft mit der Dichtkunst. Er hatte, wie wir sahen, in Leipzig in allen damals gangbaren Formen der Poesie mit Erfolg producirt. Seine Kritik beruhte daher überall auf der eigenen Erfahrung, auf dem lebensvollen Bewußtsein des Ausführbaren und Wirkungsvollen. Hierin war er nicht blos Gottsched, sondern auch den Schweizern, die mit ihren Lehren in den luftigen Höhen der bloßen Theorie bleiben oder sich an ein fremdes gegebenes Muster, wie an Klopstock, anklammern mußten, unendlich überlegen. Schon jetzt hätte Lessing sich dessen von der Dichtkunst überhaupt rühmen dürfen, was er von der dramatischen am Schlusse der Dramaturgie ausspricht: „Ich habe sie so weit ausgeübt, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen; denn ich weiß wohl, so wie der Maler sich von Niemanden gern tadeln läßt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß, so auch der Dichter. Ich habe es wenigstens versucht, was er bewerkstelligen muß, und kann von dem, was ich selbst nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es sich machen läßt."

So nimmt denn in den nachfolgenden Kritiken Lessing schon als

zweiundzwanzigjähriger Jüngling den Standpunkt ein, auf dem der wahre Kritiker allein gefunden werden darf. „Er steht auf einer höhern Warte als auf der Zinne der Partei.“ Wir finden ihn weder auf Gottsched's Seite, noch auf der der Schweizer, aber auch nicht auf jenem unglückselig vermittelnden Standpunkt, der die beiden unvereinbaren Gegensätze, um sie einander nähern zu können, abstumpfte. Zu diesen Vermittlern gehörte u. A. im Grunde auch Meier, der z. B. den Anfängern zuerst das Studium der Poetik Breitinger's und dann die Gottschedische zu studiren empfiehlt, weil jene über den Begriff der Dichtkunst überhaupt, diese über die einzelnen Dichtungsarten bessere Belehrung enthalte.

Lessing verhöhnt zwar schonungslos die Dichtung Gottsched's wie seiner Parteigenossen, Triller, Scheyb und Schönaich, und nicht weniger ihre ästhetischen Lehren und Ansichten im Allgemeinen (s. April und Mai, S. 44 ff. u. 55 ff.); aber er übersieht nicht, worin sie Recht haben der Gegenpartei gegenüber, und seine Schläge fallen dann nicht minder wuchtig auf die Schweizer und deren Aesthetiker. So trifft er durchaus zusammen mit Aeußerungen Triller's in dessen so arg verspotteter Vorrede (s. Mai, S. 55), wenn er die steifen Witzlinge, die den Messias nachahmen, mit ihrem hinkenden Silbenmaaß, den lateinischen Wortfügungen und ihrer dunkeln Sprache verhöhnt (s. April, S. 45), oder wenn er sich ironisch in einem aus derselben Zeit stammenden Gedichte (s. Theil I. S. 167) von einem Klopstockianer tadeln läßt mit den Worten:

„Noch redst Du, wie man red't, eh man die Zunge bricht,
Daß sie lateinisch Deutsch mit schönem Stammeln spricht;
Noch hast Du nicht gewagt, ein römisch Lied zu spielen,
Das von Gedanken strotzt, doch minder hat zum Fühlen;
Noch tönt Dein schwacher Mund die Göttersprache nicht;
Noch giebst Du jedem Zug sein ihm gehörig Licht;
Noch trägt Wort und Begriff bei Dir nicht neue Banden,

Wer Dich gelesen hat, der hat Dich auch verstanden;
Du bist von kalter Art, die gern vernünftig denkt
Und ihrem Zweifel mehr als ihrem Witze schenkt . . .
Und willst ein Dichter sein? . . Geh, laß den schweren Namen,
Zum Dichter trägst Du kaum den ungekeimten Samen."
Und wenn er wiederholt den Reim so eifrig vertheidigt (S. 47 und die Anmerkung daselbst), so nähert er sich ebenfalls bei Weitem mehr den Gottschedianern als den Schweizern.

Mit Letzteren theilt er durchaus zwar das neue Princip, das sie geltend gemacht. Er fordert von dem Dichter vor Allem Begeisterung an Stelle der mühsam eingelernten und beobachteten Regeln, und diese sind für ihn nichts als Abstractionen aus den Meisterwerken der Kunst, die von dem wahren Genie nicht erlernt, sondern geschaffen und vermehrt werden. Aber die unterschiedslose Anwendung dieses Princips auf einen Dichter wie Klopstock fordert seinen geharnischten Widerspruch heraus. So ist es z. B. vollkommen im Geiste der Schweizer, wenn er S. 65 sagt: „die Regeln in den schönen Künsten sind aus den Beobachtungen entstanden, welche man über die Werke derselben gemacht hat. Diese Beobachtungen haben sich von Zeit zu Zeit vermehret und vermehren sich noch, so oft ein Genie, welches niemals seinen Vorgängern ganz folgt, einen neuen Weg einschlägt oder den schon bekannten über die alten Grenzen hinausbähnet." Aber ihrer Praxis, alle Eigenheiten oder gar Schwächen des Messias, „das hinkende heroische Silbenmaaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims" als mustergiltig nachzumachen und darin das Wesen zu erblicken, tritt er aufs Schärfste entgegen (S. 45). Dieselbe heftige Opposition gegen die Schweizer finden wir auch sonst bei Lessing, wie er diese überhaupt viel häufiger und eingehender bekämpft als Gottsched und dessen Genossen, die bei ihrem sinkenden Ansehen viel kürzer abgefertigt werden durften (S. 126). Besonders derb geißelt er ihre und ihres Aesthetikers Geschmacksverwirrung in dem an den Musiker Mar-

purg gerichteten Gedichte.[1]) Wir lesen hier zwar Stellen wie (Werke, I. S. 176):

„Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß,
Ist, was er ist, durch sich, wird ohne Regeln groß.
Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher.
Er schöpfet aus sich selbst. Er ist sich Schul' und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt;"

oder S. 175:

„Ach arme Poesie! anstatt Begeisterung
Und Göttern in der Brust, sind Regeln jetzt genung."

Aber wie wenig er bei dieser Uebereinstimmung mit der ursprünglichen Lehre der Schweizer sich auch jetzt noch mit ihnen auf gleichen Boden stellte, zeigt er, wenn er unmittelbar nach den letzteren Worten fortfährt:

„Noch einen Bodmer nur, so werden schöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn, statt Geist und Feuer füllen.
Sein Affe schneidert schon ein ontologisch Kleid
Dem zärtlichen Geschmack zur Maskaradenzeit.
Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne jüngst erhellet,
Und Klopstock ward durch ihn, wie er schon stand, gestellet."

Nicht minder scharf wie in diesen Zeilen wird auch im Neuesten wiederholt Meier mit seiner oberflächlichen, vorurtheilsvollen Kritik des Messias, wie überhaupt mit seinen ungründlichen ästhetischen „Grillen" abgefertigt (S. 33).

Aber auch Klopstock selbst, dem die Schweizer vergeblich nacheiferten, und der damals für Alles, was nicht von Gott-

---

1) S. Werke, I. S. 172 bis 177. Danzel irrt, wie aus dem Folgenden ersichtlich, wenn er (Lessing's Leben, I. S. 193) meint, dies Gedicht sei vollkommen im Geiste der Schweizer abgefaßt.

sched's Vorurtheil befangen war, wie ein glänzendes Gestirn aufging, wird (im Septemberstück) in eine kritische Beleuchtung gerückt, vor deren Schärfe manche der viel bewunderten Schönheiten in sehr üble Flecken verblassen. Klopstock ist auch für Lessing ein Dichter vom ersten Range, der Messias ist auch für ihn ein großes, ein ewiges Gedicht (S. 45 und 46); aber auch an ihm weist er nach, wie ungründlich und blind der Enthusiasmus der bisherigen Lobpreiser verfahren, indem er mit zersetzender Schärfe den Theil des Gedichtes, über den man allein bis jetzt vollständig urtheilen könne, den Eingang, zerlegt.

Gleiche Selbständigkeit des Urtheils, wie sie Lessing den Parteien der deutschen Literatur gegenüber beweist, zeichnet auch seine Kritik über die fremden Literaturen aus. Sie betrifft vorzugsweise die französische; die englische wird nur in wenigen Erscheinungen gestreift. Lob und Tadel fällt auch hier gleich gerecht. Rousseau's Paradoxon, daß die Künste und Wissenschaften den Untergang der Staaten herbeiführen, erfährt (im Aprilstück), wenn Lessing ihm auch eine einfache, schlagende Widerlegung entgegenstellt, seine volle Bewunderung wegen der erhabnen Gesinnungsart des Verfassers, welcher der Tugend gegen alle geheiligten Vorurtheile das Wort redet. Eine eingehende und rückhaltlose Anerkennung wird (im Junistück) den ästhetischen Werken Batteux' und Diderot's, ganz besonders dem Letzteren, zu Theil. Aber von derselben unbestochenen Gerechtigkeit zeugt der Tadel und der Unwille, mit dem er wiederholt (S. 41 ff., 52 ff., 59 u. 75 ff.) das Grundübel der neueren französischen Literatur, ihre Sittenlosigkeit, aufdeckt und immer wieder ihren zügellosen Witz wie das gefährliche Gift der verhüllten Wollust bekämpft.

Fragen wir zum Schlusse nach der Aufnahme dieser ersten kritischen Versuche Lessing's, so liegt uns darüber nur wenig Material vor. Am 15. October 1751 schreibt aus Berlin der Professor Sulzer, der bekannte Vermittler des literarischen Verkehrs zwischen den Schweizern und Norddeutschland, an seinen

Freund und Landsmann Bodmer in Zürich: „Es ist hier ein neuer Criticus aufgestanden, von dessen Werth Sie aus beiliegender Kritik über den Messias werden urtheilen können. Er scheint nur ein Wenig zu jung.“ Directer anerkennend als diese Aeußerung, deren Vorsicht dem von Lessing so hart mitgenommenen Bodmer gegenüber nur zu natürlich erscheint, ist eine gleichzeitige des Theologen Spalding, damals Pastor zu Lassan in Pommern. Dieser schreibt an Gleim in Halberstadt am 23. November desselben Jahres: „Was halten Sie von der höflichen und genauen Kritik über den Messias in der Berlinischen Zeitung: Das Neueste aus dem Reiche des Witzes?“

Nicht blos in Berlin, sondern, wie schon aus diesen beiden Briefstellen hervorgeht, in manchen fremden Kreisen, die sich mit der Literatur beschäftigten, wurden Lessing's Aufsätze sogleich nach ihrem Erscheinen bekannt. Noch weitere Verbreitung erlangten diejenigen Abschnitte, die er 1753 in den zweiten Theil seiner Schriften, die Briefe, aufnahm. Aus dieser Zeit liegen denn zahlreiche Briefstellen aus den Bodmer'schen wie Gottsched'schen Kreisen vor, die, wenn auch nicht mehr allein auf diese ersten kritischen Versuche Lessing's sich beziehend, doch auch über diese das Urtheil enthalten. 1754 schreibt Schönaich an Gottsched: „Doch ich weiß wohl, warum E. H. so bang ist: Vor Lessing fürchten Sie Sich! Aber glauben Sie es mir nur: Sie werden Gottsched bleiben, und wenn tausend Lessinge sich an Ihnen zu Tode ärgern wollten,“ und bald darauf: „Er (Lessing) kann die Woche zweimal schimpfen, wir auch, er wird mich einen Erzgottschedianer heißen, ich werde mir eine Ehre daraus machen und ihn dafür mit einem Erzbodmerianer beehren.“ Die Bodmerianer freilich urtheilten hierüber anders und kamen begreiflicherweise, wie Sulzer's spätere Briefe beweisen, über eine halbunwillige Anerkennung nicht heraus.

Die beiden Koryphäen der damaligen Literatur, Gottsched und Klopstock, schenkten diesen ersten Angriffen Lessing's nur

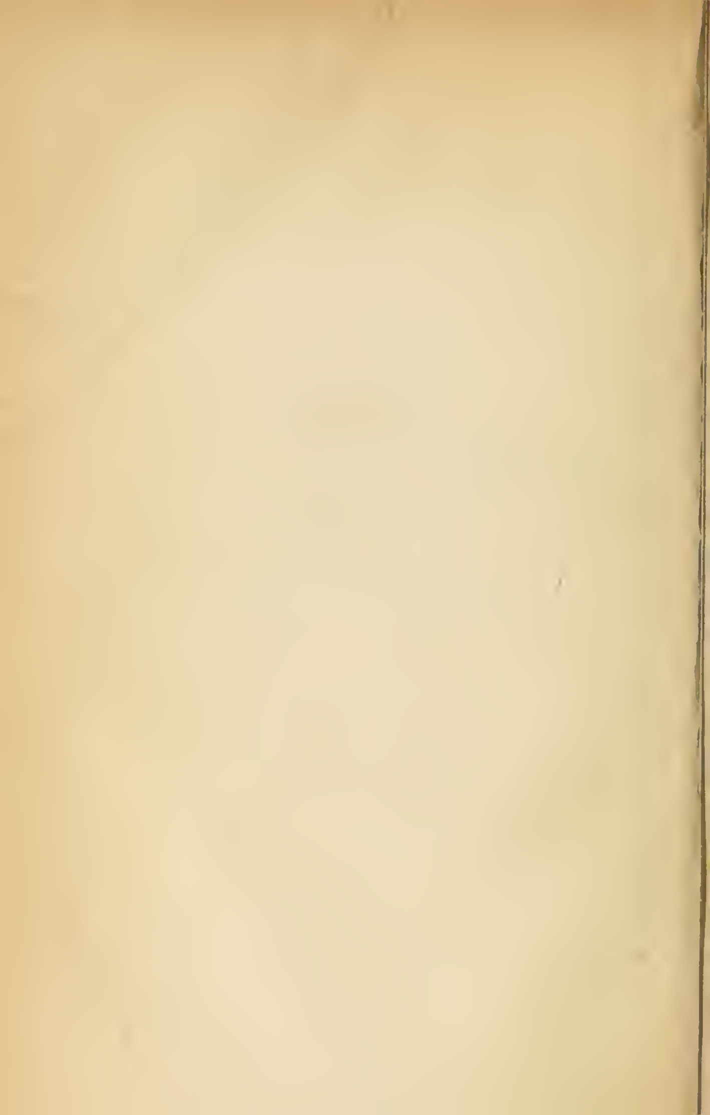
geringe Aufmerksamkeit. Sie durften den Kampf mit einem jungen und bis dahin namenlosen Zeitungsschreiber ihren Partisanen überlassen. Es ist daher erklärlich, daß Klopstock, der doch bei der zweiten, 1755 erschienenen Auflage des Messias so sorgfältig nachbesserte, in dem so hart von Lessing getadelten Eingange fast nichts geändert hat.

Ich schließe diese Einleitung mit einem Worte Danzel's. Er urtheilt über diese ersten Versuche unsers großen Kritikers (Lessing's Leben, I. S. 210): „Nicht Lessing's spätere epochemachende Werke sind es, die uns am Meisten mit Bewunderung erfüllen müssen, denn sie sind die Werke des gereiften Mannes, der sich in aller Literatur vielfach umgethan und das Beste allseitig durchgeprüft haben konnte; aber daß der zweiundzwanzigjährige Jüngling sich mit solcher Freiheit, mit solcher Festigkeit, mit solcher Gewandtheit über die Parteien zu stellen vermochte, von denen man damals, fast wie nach dem Solonischen Gesetz, einer angehören mußte, das ist staunenswerth."

Das Neueste
aus dem Reiche des Witzes,

als eine Beilage zu den

Berlinischen Staats- und Gelehrten Zeitungen.



Monat April 1751.

Dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes soll dieses monatliche Blatt gewidmet sein. Ein Reich, welches Viele auf ihrer Karte nicht finden. Wenigstens diejenigen Gelehrten nicht, es verdrüßt uns, daß wir sie so nennen sollen, welche die Wissenschaften längst in ein Handwerk verwandelt hätten, wenn nicht ihr Stolz dafür bäte.[1]) Aufs Höchste haben sie es in die äußerste Ecke derselben verwiesen und unbekannte Länder darauf geschrieben, weil sie ihnen nicht eher zu Gesichte kommen, als wenn sie von einem unglücklichen Sturme dahin verschlagen werden und an ihren felsigten Ufern schimpflich scheitern. Diesen Herren also würden wir sehr unverständlich sein, wann wir ihnen von seinem Umfange und seinen Grenzen Vieles vorsagten; die Andern aber, für die wir eigentlich schreiben, würden wir durch diese unnöthige Einleitung beleidigen. Zwar könnten wir ihr durch eine Menge ästhetischer an einander hangender Grillen fein dunkel, aber doch nach der Mode ein zureichendes Ansehen der Gründlichkeit geben;[2]) allein was würde es helfen? Die genaueste Erklärung des Witzes muß Einem, der keinen hat, ebenso

---

1) Die Bedeutung des seltenen Ausdrucks ist: wenn nicht ihr Stolz bäte, daß dies nicht geschehe, also fast gleich verbäte. Vgl. Theil IV. S. 121: „O, dafür ist gebeten, daß man mir's weismacht." — A. d. H.

2) Der Seitenhieb geht unverkennbar auf die kurz vorher erschienenen Werke von A. G. Baumgarten: Aesthetica, Pars I. Frankfurt a. O. 1750 (der zweite Theil erschien erst 1758), und G. Fr. Meier: Anfangsgründe der schönen Wissenschaften, Halle 1748—50. III. Beiden Büchern gebührt zwar der Ruhm, die Wissenschaft der Aesthetik in der neueren Zeit wieder begründet zu haben; doch konnte die Grundanschauung derselben, daß das Schöne etwas sei, das in die niedrige Sphäre der unteren Seelenvermögen gehöre, Lessing ebenso wenig genügen als die Behandlung der einzelnen Künste, die z. B. Dichtung und Beredsamkeit unterschiedslos zusammenwirft, die Musik und die bildenden Künste ganz ausschließt. Meier

unbegreiflich sein, als einem Blinden die hinlänglichste Erklärung der Farben ist. Glaubt dieser, daß die verschiedene Brechung verschiedner Sonnenstrahlen ohngefähr etwas sei, welches dem Schalle verschiedner Instrumente gleich komme, so wird jener gewiß glauben, daß die Fertigkeit, die Uebereinstimmungen der Dinge gewahr zu werden, ein Theil der Rechenkunst sein müsse. Ist er furchtsam, so stellt er sich wohl gar ein Stücke von der Algebra darunter vor. Genug, wenn man weiß, daß die schönen Wissenschaften und freien Künste das Reich des Witzes ausmachen.

Diese sind es, welche der menschlichen Gesellschaft Annehmlichkeiten mittheilen, ohne die sie nichts als die unerträglichste Sclaverei sein würde. Sie machen den Menschen empfindlich und entkleiden ihn von der Rauhigkeit, welche ihm die weiseste Natur mit Bedacht gab, damit er sich selbst durch ihre mühsame Ablegung einen Theil seines Vorzuges für unedlere Thiere zu danken haben möge. Zeigen die ernsthaften Wissenschaften, welche man im engern Verstande die Gelehrsamkeit nennet, von nichts als von dem Elende und Verderben der Menschen, von der Mühseligkeit ihres Lebens, diese beweinenswürdigen Stützen der Gesellschaft, so sind es allein die schönen Wissenschaften, welche durch bezaubernde Reize die ursprüngliche Empfindung der Freiheit in uns ersticken und unsre schimpflichen Ketten mit Blumenkränzen umwinden. Die Höflichkeit, das einnehmende Betragen, der zärtliche Geschmack, alle untrügliche Kennzeichen gesitteter Völker sind ihre Früchte. Sie sind die Erfinderinnen von tausend Bequemlichkeiten, Ergötzungen und eingebildeten Nothwendigkeiten, durch welche einzig kluge Monarchen ihre Throne unerschüttert zu erhalten wissen. . . . Auch die Tugend wird durch sie menschlicher, und die großen Thaten, welche bei Barbaren fest eingeprägte Vorurtheile oder ihre ungezähmte Wildheit zum Grunde haben, fließen bei gesitteten Völkern aus viel reinern Quellen.

Aller dieser prächtigen Lobsprüche ohngeachtet wollen wir dem Leser einen Mann bekannt machen, welcher die Wissenschaften überhaupt und besonders die schönen Wissenschaften nebst den freien Künsten auf einer ganz andern Seite betrachtet. Dieses ist der Verfasser derjenigen Rede, welche im vorigen Jahre bei

---

wird auch sonst, besonders wegen seiner Schrift über Klopstock's Messias, wiederholt verspottet. S. Einl. S. 22 u. 27, S. 46 u. das Septemberstück. — A. d. H.

der Akademie zu Dijon den Preis erhalten hat.*) Sie betrifft die vorgelegte Frage, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten etwas beigetragen habe. Man wird schwerlich vorausgesehen haben, daß man Denjenigen krönen würde, welcher diese Frage mit Nein beantwortet. Unterdessen ist es geschehen; und Herr Rousseau, welches der Name des Verfassers ist, hat so erhabene Gesinnungen mit einer so männlichen Beredsamkeit zu verbinden gewußt, daß seine Rede ein Meisterstück sein würde, wenn sie auch von keiner Akademie dafür wäre erkannt worden. Wir theilen einen umständlichen Auszug derselben um so viel lieber mit, je weniger sie noch bis jetzo in Deutschland bekannt worden ist.

Er hat sie in zwei Theile getheilt. In dem erstern zeiget er durch unverwerfliche Beispiele der Geschichte, daß die Verderbung der Sitten und der aus ihr fließende Verfall des Staats allezeit mit dem Aufnehmen der Künste und Wissenschaften sei verbunden gewesen. In dem andern beweiset er aus den Gegenständen und den Wirkungen der Künste und Wissenschaften selbst, daß sie nothwendig diese Folgen nach sich ziehen müssen.

„Europa," sagt er, „war in die Barbarei der ersten Zeiten zurückgefallen. Die Völker dieses jetzt so erleuchteten Welttheils lebten vor einigen Jahrhunderten in einem Stande, welcher weit elender als die Unwissenheit war. Ich weiß nicht, welche scientifische Wäscherei hatte sich den Namen der Wissenschaft angemaßt und setzte ihrer Zurückkunft ein beinahe unüberwindliches Hinderniß entgegen. Es war eine allgemeine Umkehrung nöthig, die Menschen wieder zu ihrem gesunden Verstande zu verhelfen; und endlich kam sie von der Seite, von welcher man sie am Wenigsten erwartet hatte. Der dumme Muselmann, die ewige Geißel der Gelehrsamkeit, war es, welche sie uns wieder herstellte. Der Umsturz des orientalischen Thrones brachte die Ueberbleibsel des alten Griechenlands nach Italien. Bald drauf bereicherte sich auch Frankreich von dieser kostbaren Beute. Auf die freien Künste folgten endlich die Wissenschaften, und die Kunst zu denken verband sich mit der Kunst zu reden; eine Stufensteigung, welche

*) Der Titel ist: Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon; en l'année 1750 sur cette question proposée par la même Académie: si le retablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs. Par Mr. *Rousseau*, Citoyen de Genève.

seltsam scheint, gleichwohl natürlich ist. Man fing an, den vornehmsten Vortheil des Umganges mit den Musen zu empfinden; nämlich diesen, daß er die Menschen gesellschaftlicher macht, indem er ihnen die Begierde, einander durch ihres gemeinschaftlichen Beifalls würdige Werke zu gefallen, einflößt . . Ihr ward man die Anmuth der Gemüthsarten, die Verbindlichkeit der Sitten, welche den Umgang ungezwungen und wünschenswerth macht, und kurz, den Schein aller Tugenden, ohne eine einzige davon zu haben, schuldig . . . Ehe die Kunst unser Betragen gebildet und die Leidenschaften eine erborgte Sprache gelehrt hatten, waren unsre Sitten bäurisch, aber natürlich. Der Unterscheid der Aufführung verrieth sogleich den Unterscheid der Gemüthsarten. Die menschliche Natur war deswegen nicht besser; die Leichtigkeit aber, einander zu erforschen, ersparte den Menschen unzählige Laster. Jetzo, da ein feinerer Geschmack die Kunst zu gefallen in Regeln gebracht hat, herrscht in unsern Sitten eine schimpfliche und betrügliche Gleichheit. Immer befiehlt die Höflichkeit; stets regiert uns die Wohlanständigkeit; ohn Unterlaß folget man den Gebräuchen und niemals seinen eignen Empfindungen. Kein Mensch weiß mehr, mit wem er zu thun hat. . . Welche Begleitung von Lastern hat diese Ungewißheit bei sich! Verdacht, Argwohn, Furcht, Kaltsinnigkeit, Zurückhaltung, Haß, Verrätherei; und alle verstecken sich unter der Larve der Höflichkeit. Man entheiliget nicht mehr den Namen des Höchsten durch Schwüre, aber man spricht ihm Hohn durch lästerliche Meinungen, ohne daß unser Ohr dadurch beleidiget wird. Man rühmt nicht mehr seine eignen Verdienste, man verkleinert aber die fremden. Man beschimpft seinen Feind nicht gröblich, sondern man verleumdet ihn mit Kunst. Der Nationalhaß erlöscht, aber mit der Liebe des Vaterlandes. An die Stelle der verachteten Unwissenheit ist eine gefährliche Zweifelsucht gekommen. Man erkennt gewisse Ausschweifungen für schimpflich, gewisse Laster für entehrend, andre aber zieret man mit dem Namen der Tugenden. Man muß sie haben, oder man muß sich wenigstens stellen, als ob man sie habe. . . . Auf die Art sind wir gesittete Völker geworden, und größtentheils haben wir den Wissenschaften und Künsten diese heilsame Veränderung zu danken. . . . Je stärker sich ihr Licht an unserm Horizonte ausgebreitet, je weiter ist die Tugend von uns geflohen; und eben diese Erscheinung hat man zu allen Zeiten und an allen Orten bemerkt. . . Aegypten war die Mutter der Weltweisheit und der freien Künste geworden, und bald drauf

ward sie ein Raub des Kambyses, der Griechen, der Römer, der Araber und endlich der Türken. . . . Als Griechenland auf den Ruhm des Witzes und der Gelehrsamkeit am Stolzesten sein konnte, mußte es sich in das macedonische Joch schmiegen. . . . Rom, das von Hirten erbaute und durch Ackersleute berühmt gemachte Rom, fing schon zu den Zeiten des Ennius und Terentius an auszuarten. Nach den Zeiten eines Ovid's, eines Catull's, eines Martial's aber ward es, sonst der Tempel der Tugend, ein Schauplatz der Laster, der Abscheu aller Völker und ein Raub der Barbaren. . . . In Asien ist ein Land, wo man durch die gepriesenen Wissenschaften zu den erhabensten Aemtern des Staats steigen kann. Gleichwohl ist kein Laster zu nennen, welches nicht daselbst herrscht, keine Schandthat, die ihnen nicht geläufig ist. Alle ihre Weisheit hat sie von dem Joche des unwissenden Tartars nicht befreien können. . . . Die Perser, ein besonders Volk, bei welchem man die Tugend lernte, wie man bei uns die Wissenschaften lernt, die Scythen, die alten Deutschen sind die Beweise des Gegentheils. Alle die lebten ohne Wissenschaften; öfters Ueberwinder, niemals überwunden. . . . Sparta selbst, im Schooße Griechenlands, überzeugt uns, wie tugendhaft man sein könne, ohne gelehrt zu sein; wie fest und blühend ein Staat ohne Künste, ohne Wissenschaften bestehe. . . . O Fabricius, was würde Deine große Seele gedacht haben, wenn Du, zu Deinem Unglücke, wieder aufgestanden wärest und die blendende Pracht des durch Deinen Arm erretteten Rom's, welches Dein Name mehr als alle seine Eroberungen berühmt machte, gesehen hättest! „Götter!“ würdest Du gesagt haben, „wo sind die strohern Hütten, worunter ehemals Mäßigkeit und Tugend wohnten? Welche verderbliche Pracht hat mit der römischen Einfalt abgewechselt? Was ist das für eine fremde Sprache? Was sind das für weibische Sitten? Was bedeuten diese Bildsäulen? diese Gemälde? diese Gebäude? Unsinnige! was habt Ihr gethan? Ihr, Ihr Herren der Welt, Ihr habt Euch zu Sclaven nichtiger von Euch überwundener Leute gemacht. Rhetors sind es, die Euch beherrschen? Habt Ihr deswegen Asien und Griechenland mit Eurem Blute befeuchtet, um Baumeister, Maler und Bildhauer reich zu machen? Wird der Raub Karthagens einem Flötenspieler preisgegeben? Auf, Ihr Römer! reißet Eure Schauplätze ungesäumt nieder, zerschmettert diese Marmor, verbrennet diese Bilder, verjaget diese Sclaven, welche Euch unter dem Joche halten, und deren unselige Künste Euch verderben! Laßt fremde Hände durch eitle Geschick-

lichkeiten berühmt werden; die einzige den Römern anständige Geschicklichkeit ist, die Welt zu überwinden und die Tugend daselbst herrschen zu lassen. Als Cineas unsern Rath für eine Versammlung von Königen hielt, so ward er weder von eiteler Pomp noch von ausgesuchter Zierlichkeit verblendet. Er hörte nichts daselbst von der kindischen Beredsamkeit, nichts von den leeren Künsten dieser nichtigen Leute. Was schien denn nun also dem Cineas so majestätisch? O Ihr Bürger! ein Anblick rührte ihn, welchen Euch nimmermehr weder Eure Reichthümer noch Eure Künste verschaffen werden, der schönste Anblick, welcher jemals unter der Sonne gewesen ist: die Versammlung von zweihundert tugendhaften Männern, welche alle in Rom zu befehlen und die Welt zu beherrschen verdienten . . ." „Seht," fährt der Verfasser fort, „so sind allezeit Verschwendung und ungezähmte Sitten die Strafe der hochmüthigen Bemühungen, uns der glücklichen Unwissenheit, in welche uns die ewige Weisheit versetzt hatte, zu entreißen, gewesen. Sie hatte uns zu nichts weniger als zu eiteln Untersuchungen bestimmt. Lernt einmal, Sterbliche, daß die Natur alle Wissenschaften für uns versteckt hat, so wie eine sorgfältige Mutter aus den Händen ihres Kindes ein gefährliches Gewehr windet. Die Menschen sind verderbt; sie würden noch weit verderbter sein, wann sie das Unglück gehabt hätten, gelehrt geboren zu werden."

Er kömmt hierauf zu dem zweiten Theile und zeigt, daß die Künste und Wissenschaften unsre Laster zur Quelle haben; er zeigt, daß sie uns ohne die Laster und Verschwendung nichts nutzen würden, und daß mit der Bemühung, die einige Wahrheit zu erkennen, eine tausendfache Gefahr, in Irrthümer zu fallen, verbunden sei. Er beweiset ferner, daß ihre Wirkungen noch weit verderblicher sind. Hierunter rechnet er den Verlust der Zeit. „Nichts Gutes thun," sagt er, „heißt Böses thun. Ihr nun, Ihr stolzen Weltweisen, die Ihr uns die Geheimnisse des Himmels verrathen und die Wunder der Natur aufgedeckt habt, antwortet; wann Ihr uns Alles das nicht gelehrt hättet, würden wir weniger zahlreich, weniger wohlregieret, weniger furchtbar, weniger blühend oder mehr verderbt sein? Doch, was ist der Verlust der Zeit gegen andre Uebel, welche den Künsten und Wissenschaften folgen? Das größte ist die Verschwendung. Man behauptet, in dieser bestehe die Blüthe des Staats. Ein Paradoxon, welches sich nur zu unsern Zeiten hat können denken lassen. So sind gute Sitten zur Dauer eines Staats nicht nöthig? Ist es besser,

daß ein Reich glänzend und augenblicklich oder daß es tugendhaft und beständig ist? Mit Gelde kann man Alles haben, nur Sitten und Bürger nicht. Ein neues Uebel, welches die Verschwendung nach sich zieht, ist die Verderbung des Geschmacks.... Sage uns, berühmter Arouet,[1]) wie viel männliche und starke Schönheiten hast Du unsrer falschen Zärtlichkeit aufopfern müssen; und wie viel Großes hat ihm der buhlende Geist zu gefallen, welcher an Kleinigkeiten so fruchtbar ist, gekostet? . . . Doch verderblichern Uebeln weichen kleinere Schaden. Indessen da sich die Bequemlichkeiten des Lebens vermehren, die Künste steigen und die Verschwendung überhand nimmt, wird der wahre Muth entkräftet, und die kriegerischen Tugenden verschwinden. Die Geschichte bestärkt es durchgängig. Die Erhebung des Hauses Medicis und die Wiederherstellung der Künste verlöschte von Neuem, und vielleicht auf ewig, den kriegerischen Ruhm, welchen Italien vor einigen Jahrhunderten wieder erhalten zu haben schien . . Nicht allein den martialischen, sondern auch den sittlichen Vollkommenheiten sind die Wissenschaften nachtheilig. Man sieht überall unermeßliche Stiftungen, wo die Jugend Alles mit großen Unkosten lernt, nur ihre Pflicht nicht . . Unsre Gärten sind mit Bildsäulen und unsre Galerien mit Bildern ausgeziert. Und was stellen sie vor? Die Vertheidiger des Vaterlands? oder die noch erhabenern Männer, die es durch ihre Tugenden bereichert haben? Abbildungen aller Ausschweifungen des Herzens und der Vernunft sind es, so wie man sie sorgfältig aus der alten Fabellehre gezogen hat; ohne Zweifel, damit den Kindern noch eher, als sie lesen können, Muster von sträflichen Handlungen vor Augen gestellet würden . . . Die Geschicklichkeiten werden vorgezogen, und die Tugend wird verachtet. Der schöne Kopf erhält Belohnungen, und der ehrliche Mann bleibt im Dunkeln. Es giebt hundert Preise für schöne Reden, keinen einzigen für schöne Handlungen . . . . Wir haben Naturforscher, Erdmesser, Chymisten, Sternseher, Dichter, Tonkünstler, Maler; nur Bürger haben wir nicht . . . Was enthalten denn die Schriften der bekanntesten Philosophen? Welches sind denn die Lehren dieser Freunde der Weisheit? Wenn man sie hört, sollte man sie für einen Haufen Marktschreier halten, wovon Jeder auf öffentlichen

---

1) Arouet, der ursprüngliche Name Voltaire's. Letzteren nahm er erst um 1727 etwa im dreiunddreißigsten Lebensjahre an; er ist ein Anagramm aus Arouet l(e) j(eune). — A. d. H.

Platze ruft: „Kommt zu mir! von mir allein werdet Ihr nicht betrogen“ ... Was für ungeheure Schriften haben unsre Zeiten ausgeheckt! Die Buchdruckerkunst wird sie als unwidersprechliche Beweise unsres Verderbens auf die Nachwelt bringen, und unsre vielleicht gewitzigten Nachkommen werden die Hände gen Himmel strecken und beten: „Allmächtiger Gott! der Du alle Geister in Deiner Hand trägst, befreie uns von den Einsichten und den verderblichen Künsten unsrer Väter und schenke uns wieder Unwissenheit, Unschuld und Armuth, die einzigen Güter, welche unser Glück befördern und vor Dir angenehm sind“.. Was soll man von Denen sagen, welche die Thüren zu dem Heiligthume der Gelehrsamkeit erbrochen und den Pöbel hereingelassen haben? Wie Viele sind durch sie zu den Wissenschaften verführt worden, welche sich auf Künste, die der Gesellschaft heilsamer sind, würden gelegt haben. Nur Diejenigen sollte man dazu lassen, welche was Außerordentliches zu leisten im Stande sind. Diese aber müßte man auf die mächtigste Art ermuntern. Nichts müßte für ihre Hoffnung zu hoch sein. Große Gelegenheiten machen große Geister.... O Tugend!“ schließt er endlich; „erhabne Wissenschaft einfältiger Seelen, so viel Mühe, so viel Anstalten sind nöthig, Dich zu kennen? Sind Deine Lehren nicht in unser Herz gegraben? Ist es nicht genug, daß man in sich selbst geht, wenn man Deine Gesetze lernen will, und daß man die Stimme seines Gewissens höret, wann die Leidenschaften schweigen? Dieses ist die wahre Weltweisheit; daran wollen wir uns begnügen lernen. Ohne die berühmten Leute, welche sich in der gelehrten Welt unsterblich machen, zu beneiden, wollen wir uns bestreben, zwischen ihnen und uns den rühmlichen Unterscheid zu machen, welchen man ehedem zwischen zwei großen Völkern bemerkte: das eine wußte wohl zu reden, das andre wohl zu handeln.“

Mit solchen Waffen bestürmet Rousseau die Wissenschaften und Künste. Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet, auch sogar alsdann, wann er zu weit geht. Wir könnten Verschiednes einwenden. Wir könnten sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwo Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächst, bis er diesen erreicht hat; und so lange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so

stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts auf der Welt eines immerwährenden Wachsthums fähig ist, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geschwindigkeit wieder abnehmen soll, als er gestiegen war. Alle große Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zierrathen oder ohne Kunst und Zierrathen gebauet sein. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblühet? .. Ferner könnten wir sagen: wann die kriegerischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben. Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch Diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Malerei deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen braucht? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheiten entheiligen? Beide können der Tugend dienen. Die Künste sind das, zu was wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn sie uns schädlich sind.

Wie glücklich wäre übrigens Frankreich, wenn es viele dergleichen Prediger hätte! Welcher Damm wird die Laster, die bei ihnen zu Artigkeiten werden, aufhalten? Welches sind die Meisterstücke, die uns ihr berüchtigter Witz liefert? Sie sind zu zählen. Die Schriften aber, welche die Religion untergraben und unter lockenden Bildern die schimpflichste Wollust in das Herz flößen, sind bei ihnen unzählbar. Eine philosophirende Therese wird die Predigerin der Unzucht, und ein unseliger Grabstichel hilft der Einbildungskraft Derjenigen nach, welche ohne seine Schilderungen das Aergerniß nur halb treffen würde. Man sagt, daß der Marquis d'A**[1]) Verfasser dieses ebenso unwitzig als ekel geschriebnen Buchs sei. Wir zweifeln aber.

---

1) Marquis d'Argens, geb. 1704 zu Aix. Langjähriger Freund Friedrich's des Großen (1744 zum Kammerherrn und Director der Abtheilung für schöne Wissenschaften und Künste bei der Berliner Akademie ernannt), verlor er einen Theil seiner Gunst, als er sich ohne Vorwissen desselben mit der Schauspielerin Cochois vermählte. 1771 starb er in der Nähe von Toulon. Seine vielseitigen, ebenso witzigen als freimüthigen Schriften, darunter die oben erwähnten Lettres juives (erschienen 1736), trugen in Deutschland viel zur Verbreitung der französischen Philosophie bei. — A. d. H.

Der Urheber der Jüdischen Briefe hat sich zwar oft genug als einen Feind der Religion erklärt, niemals aber als einen Feind der Tugend. Therese verräth allzu sehr die Schule eines unsinnigen Demetrius. Was ist sie anders als ein Frauenzimmer, welches seine Grundsätze des glücklichen Lebens in Ausübung bringt? Was hat der Verfasser mehr gebraucht, sie zu schreiben, als eine Stirne, welche zur Scham zu eisern ist? Der einzige Vorzug, mit dem er in allen seinen Schriften stolz thut. Bei dieser Gelegenheit können wir den Lesern sagen, daß sich der Marquis d'Argens, nachdem er Berlin verlassen hat, bei dem Fürsten von Monaco aufhält.

Wer kennt alle die übrigen Schriften, wo das Gift unmerklicher, aber desto gefährlicher ist? Wenn man der Wollust ihre größte Würze, das Geheimnißvolle, entzieht, so wird sie weit weniger verführen, als wann ein leichter Witz einen dünnen Nebel über sie bläset, durch welchen man nur das Ganze und nie alle Theile gewahr werden kann. Von dieser Art ist ein kleiner Roman, unter dem Titel:*) Das wahre Vergnügen, oder die Liebe der Venus und des Adonis. Er kömmt aus dem Schooße Frankreichs, ob uns gleich die Aufschrift Staub in die Augen streuet. Es ist eigentlich eine Nachahmung des achten Gesangs des italienischen Gedichts Adonis von dem Marino.[1]) Der Franzose aber hat dem Inhalte Folgen und Verbindungen gegeben, welche man vergebens in dem Originale sucht. Er hat auch einige von seinen eignen Ideen eingeschaltet. Die Vergleichung hat uns gelehrt, daß man, diese zu erkennen, nur die Stellen beobachten darf, wo man am Meisten roth wird. Wir können nicht leugnen, daß Schönheiten darinne verschwendet sind, welchen wir einen würdigern Gegenstand wünschen wollten. Die Leichtigkeit, die alte Fabellehre glücklich anzuwenden und ihren Erdichtungen einige neue beizufügen, welche mit den bekannten vollkommen übereinstimmen; die Kunst, zu verhüllen und der Neugierde nur dann und wann einen Durchblick zu gönnen, verrathen keinen Stümper. Wann wird man anfangen, die Tugend so reizend zu schildern, als man jetzo das Laster malt?

Durch welch Verhängniß geschieht es, daß man fast allen witzigen Köpfen Frankreichs von dieser Seite einen schimpflichen

*) Les vrais plaisirs ou les amours de Vénus et d'Adonis; à Amsterdam chez Mortimier Libraire 1750, in Octav auf 78 Seiten.

1) Giambattista Marino, geb. 1569 zu Neapel, starb 1625. Der Adone ist ein episches Gedicht in 20 Gesängen. — A. d. H.

Vorwurf zu machen hat? Welcher von ihnen hat nicht etwas geschrieben, dessen er sich vor Tugendhaften schämen muß? Von dem großen Corneille an bis zu einen Piron [1]) haben Alle ihren Witz beschimpft. Es ist ihnen gleich, ob sie die göttlichen Harmonien eines David's wagen, oder ob sie Sinnschriften verfertigen, die auch an der Bildsäule eines Priapus ekel sein würden. Einer der Bekanntesten von dieser Art Rousseau; ein Mann, der vielleicht unter allen witzigen Köpfen die meisten Verfolgungen wegen des Mißbrauchs seiner Muse erlitten hat. [2]) Wir wollen nicht entscheiden, ob er eben dessen, was man ihm eigentlich zur Last legte, schuld gewesen ist. Das wenigstens, was man von ihm nach seinem Tode gesehen hat, malt uns ihn als einen Mann, welcher durch seine tugendhafte Aufführung im reifern Alter und durch seine großmüthige Ertragung des Unglücks die Ausschweifungen seiner Jugend auf die rühmlichste Art ausgelöscht hat. Wir haben im vorigen Jahre seine Briefe erhalten, welche voller lesenswürdigen Anekdoten sind. In diesem aber hat man uns eine Sammlung von noch ungedruckten kleinen Stücken, die theils ihn zum Verfasser haben, theils von Andern verfertigt, von ihm aber für werth erkannt worden sind, nebst seinen Werken aufbehalten zu werden, geliefert. Der Titel dieser Sammlung ist: Schreibetafel J. B. Rousseau's in zwei Theilen.*) Der Dichter selbst schenkte sie einige Zeit vor seinem Tode an den Hrn. L. D., welcher sie nunmehr, die Ausgabe seiner Werke von 1734 vollständig zu machen, der Welt mit-

---

*) Portefeuille de J. B. Rousseau en II Tomes; à Amsterdam chez Marc Michel Rey, 1751 in 12, der erste Theil von 405 Seiten, der zweite von 252.

1) Alexis Piron, geb. 1689 zu Dijon, starb 1773; hervorragend im Lustspiel, im Epigramm und der poetischen Erzählung, in letzteren beiden nicht selten die Sitte verletzend. Besonders anstößig sind Poésies diverses d'A. P., Neufchatel 1775. Vgl. über ihn das Neueste vom Mai. — A. d. H.

2) Der besonders als Odendichter zu seiner Zeit hochberühmte Jean Baptiste Rousseau, geb. 1670, wurde 1712 wegen einiger sehr boshaften Couplets gegen ausgezeichnete Gelehrte durch das Parlament von Paris verbannt und mußte wenige Jahre darauf auch Wien, wo er an dem Prinzen Eugen einen Beschützer gefunden hatte, verlassen, weil er wiederum die Geliebte des Fürsten in satirischen Versen verhöhnte. In Brüssel, wohin er sich nun begab, lebte er anfangs mit Voltaire in vertrauter Freundschaft, die aber bald, vielleicht in Folge von Rousseau's Neid auf des Freundes Dichterruhm, in bitteren Haß und andauernde literarische Befehdung umschlug (s. S. 44). Nach einem wechselvollen Leben starb er in Armuth zu Brüssel 1741. Seine Epigramme sind scharf und witzig, aber lasciv. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke erschien zu Paris 1743 (die Angabe Lessing's 1734 scheint auf einem Irrthum zu beruhen). — A. d. H.

theilet. Sie enthält Oden, Briefe, Cantaten, Allegorien, Erzählungen, zwei theatralische Stücke und eine Menge Sinngedichte. Man weiß, was Rousseau für ein Meister in diesen letztern war. Er wußte das Beißende mit dem Scherze so zu verbinden, daß in keinem der Einfall ohne Satire, oder die Satire ohne Einfall ist. Wir haben eines zu übersetzen gewagt. Hier ist es: [1])

Als Zeus Europen lieb gewann,
Nahm er, die Schöne zu besiegen,
Verschiedene Gestalten an,
Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen.
Als Gott zuerst erschien er ihr,
Dann als ein Mann, und endlich als ein Thier.
Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen:
Stolz fliehet sie vor seinen Küssen.
Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton:
Verachtung war der Liebe Lohn.
Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu Deinen Ehren! —
Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Die zwei theatralischen Stücke heißen*) Der Hypochondrist, oder die Frau, welche nicht redet, und Der**) Argwöhnische. Beide sind in Versen. Das erste bestehet aus fünf Aufzügen, und der Stoff ist aus dem Englischen genommen; das letztre nur aus neun Auftritten, und ist nichts als ein kleiner Entwurf eines vollständigen Stücks, welcher aber werth ist, daß ihn eine Meisterhand auszuführen wagte. Die übrigen Aufsätze sind fast alle voller Galle wider seine Feinde. Die Nachwelt wird erstaunen, daß Männer sich so tödtlich haben hassen können, wovon ihre Hochachtung der Eine sowohl als der Andre verdient. Ueber ihre kleinen Zänkereien hinwegsehend, wird sie einen Voltaire ebensowohl als einen Rousseau in die Reihe der Dichter setzen, welche die Ehre dieses Jahrhunderts gewesen sind.

Wird sie es mit den witzigen Köpfen Deutschlands auch so halten? Wird sie einen Gottsched und einen Bodmer, einen Scheib[2]) und einen Klopstock in eine Classe bringen? Gewiß nicht. Wann es einmal heißen wird: des verstorbnen Hrn. von Scheib längst

*) L'Hypocondre ou la femme qui ne parle point.

**) La Dupe de soi-même, ou le défiant confondu.

1) Th. I. S. 123. — A. d. H.

2) Fr. Chr. von Scheyb, geb. 1704 bei Kostnitz, starb als Secretär der niederösterreichischen Landschaft zu Wien 1777. Er ist einer der frühesten Anhänger Gottsched's in Wien, zugleich bemüht, daselbst nachhaltiges Interesse für die deutsche Literatur zu begründen. Seine Theresiade erschien Wien 1746. — A. d. H.

verstorbene Theresiade, so wird man den Messias immer noch ein ewiges Gedichte nennen. Man wartet mit Verlangen auf den Rest, zu welchem man die instehende Messe Hoffnung gemacht hat. Das Präservativ, welches der Hr. Prof. Gottsched in seinen Gedichten[1]) gütigst dargegen hat mittheilen wollen, wird hoffentlich nur bei seinen Schülern anschlagen. Wie erfreut würden wir sein, wenn er einmal die undankbare Dichtkunst verlassen wollte und der Welt keine Gelegenheit zu geben suchte, ihn auf seiner schwächsten Seite zu betrachten, da er sich auf so vielen andern zeigen kann, welche ihm alle Hochachtung erwerben. Hätte der Hr. Professor, anstatt den Messias zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart lächerlich machen,[2]) so würden wir ihm mit Vergnügen beigetreten sein. Es giebt nur allzu Viele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Silbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich, anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanenhaft zu schreiben.[3]) Kann was lächerlicher sein, als wann hier Einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein Andrer in einem Heldengedichte von artigen Mädchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigern Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden diese Herrn ihre Bewunderer; und sie haben, große Dichter zu heißen, nichts nöthig, als

---

1) Mit diesen hatte Lessing den Professor kurz vorher, am 27. März, in einer Recension der Vossischen Zeitung arg verhöhnt. Die Anzeige beginnt mit den Worten: „Allen nach Standesgebühr höchst- und hochzuehrenden Liebhabern, Gönnern und Beförderern einer ächten deutschen Poeterei kündigen und preisen wir folgendes Werk an: „Herrn Johann Christoph Gottsched's [folgt der sehr langathmige Titel des Buches] Gedichte". Das Aeußerliche dieser Gedichte ist so vortrefflich, daß sie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden und, wie wir wünschen, lange Zeit machen mögen." Sie schließt: „Diese Gedichte kosten in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr. 4 Gr. Mit 2 Thlr. bezahlt man das Lächerliche, und mit 4 Gr. ohngefähr das Nützliche." — A. d. H.

2) Lessing zielt besonders auf die der Messiade nachgedichteten völlig werthlosen Patriarchaden Bodmer's, wie Noah, Jakob und Joseph. Letztere wird im Maistück verspottet. Von der oben mit Recht so scharf mitgenommenen Form derselben sagt er im 39. Literaturbriefe geradezu: „Sind schweizerische Hexameter nicht auch Prosa?" Vgl. die trefflichen Spottverse Kästner's: Gesammelte Werke, 1841, I. S. 18. 19. — A. d. H.

3) Vgl. Einleitung, S. 25. — A. d. H.

mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in Allem, was schön ist, anzugeben unterfangen,[1] in Verbindung zu stehen. Sie bringen übrigens durch die ausschweifenden Lobeserhebungen, welche sie dem Messias auf eine Weise ertheilen, die genugsam zu verstehen giebt, daß sie nicht einmal die wahren Schönheiten an demselben empfinden, Denjenigen, welche dieses große Gedicht noch nicht hinlänglich kennen, eine Art eines widrigen Vorurtheils dagegen bei. Folgende Sinnschrift mag es beweisen, die wir vor einiger Zeit von guter Hand erhalten haben:[2]

Ihn singen so viel mäßge Dichter,
Ihn preisen so viel dunkle Richter,
Ihn ahmt so mancher Stümper nach,
Ihm nicht zum Ruhm und sich zur Schmach.
Freund, Dir die Wahrheit zu gestehen,
Ich bin zu dumm, es einzusehen,
Wie sich für wahr Verdienst ein solcher Beifall schicket;
Doch so viel seh' ich ein:
Das Singen, das den Frosch im tiefen Sumpf entzücket,
Das Singen muß ein Quaken sein.

Die Wenigsten von ihnen verstehen das Erhabne und halten also Alles, was sie nicht verstehen, für erhaben. Was ihnen einmal außer dem Gesicht ist, ist für sie gleich hoch. Solche Richter müssen auch Diejenigen suchen, welche ihre erbärmlichen Versuche dem Messias an die Seite gesetzt wissen möchten. Wären sie nicht der Fabel entwachsen, so würden wir ihnen folgende erzählen:[3]

Zur Feldmaus sprach ein Spatz: „Sieh dort den Adler sitzen!
Sieh, weil Du ihn noch siehst! er wiegt den Körper schon;
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blitzen,
Zielt er nach Jovis Thron.

---

1) Unter den anmaßenden „witzigen Geistern" haben wir wiederum besonders den Professor Meier zu verstehen. S. Einleitung S. 22 u. 27 und Anm. zu S. 33. Gegen Bodmer und Meier polemisirt er auch in seinem Gedichte Ueber den jetzigen Geschmack in der Poesie (Werke, I. S. 168), dem auch die unten folgenden Zeilen „Ein Wahn hat sie berauschet" u. s. w. entnommen sind:

„Vom kalten Schau'r [über das Verwerfungsurtheil seiner eignen Verse durch einen Klopstockianer] erlosch in mir das heil'ge Feuer,
Das stille Dichter lehrt auch sonder einem M** [Meier].
Voll Ekel sah ich mich, und sahe mich veracht,
Von Enkeln nicht gekannt, die B** [Bodmer] schwärmrisch macht."

Noch schärfer in dem Gedichte An den Herrn Marpurg (Werke, I. S. 175). S. Einleitung Seite 27. — A. d. H.

2) Das Epigramm ist von L. selbst, s. I. S. 137. Vgl. Einl. S. 17. — A. d. H.

3) Th. I. S. 229 (nach der Ausg. v. 1771). — A. d. H.

Doch wette, — seh' ich schon nicht adlermäßig aus —
Ich flieg' so hoch als er." — „So, Prahler?" rief die Maus.
Indeß flog Jener auf, stolz auf geprüfte Schwingen,
Und Dieser wagt's, ihm nachzudringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie Beide bis zur Höh' gemeiner Häuser trug,
Als Beide sich dem Blick der blöden Maus entzogen,
Und Beide, wie sie schloß, gleich unermeßlich flogen.

Der Reim ist es, gegen welchen diese Herren am Unerbittlichsten sind.[1]) Sie wollen sich vielleicht rächen, daß er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen. Ein kindisches Geklimper nennen sie ihn mit einer verächtlichen Miene. Gleich als ob der kützelnde wiederkommende Schall das Einzige wäre, warum man ihn beibehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierigkeit entsteht, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, ohnmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verräth man nichts als seine Schwäche in der Sprache und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Uz, Oesen[2]) zeigen

---

1) Der Kampf um den Reim wurde von den Schweizern und Gottschedianern, wenn auch Gottsched selbst reimlose Verse zuließ, mit lächerlicher Erbitterung geführt. Vgl. die Einleitung S. 21. „Mit mindrer Gefahr," sagt Lessing in den kritischen Briefen (s. Brief 14), „kann ein heimlicher Anhänger des Prätendenten mitten in London seine wahren Gesinnungen gegen das jetzt regierende Haus verrathen", als ein Schriftsteller sein offenherziges Bekenntniß von dem Reime. Er selbst hat es wiederholt abgegeben, so in der Recension der Vossischen Zeitung vom 17. August 1751, wieder aufgenommen in den eben citirten Brief. Eine noch heut lesenswerthe Vertheidigung der Reime hatte von Lessing's Freunden Kästner schon im Jahre 1742 geschrieben. (S. dessen Gesammelte Werke, Berlin 1841, II. S. 87.) Sie beginnt:

„Bis hieher hab' ich noch, nach deutscher Dichter Sitten,
Den Rest der Barbarei, den tollen Reim geduldet.
Zwar weiß ich es noch nicht, ob je sein Schellenklang
Mir Feuer und Vernunft in strenge Fesseln schloß,
Und ob ich was gedacht, das ich für schön erkannte,
Und das sein Eigensinn nur aus dem Liede jagte."

Kästner vermeidet hier absichtlich in der zweiten, vierten, sechsten Zeile die natürlich sich darbietenden Reimwörter gelitten, zwang, bannte. — A. d. H.

2) Ein mir unbekannter Name, den Lessing im 14. kritischen Briefe, zu dem er den Schluß dieses Stückes umarbeitete, wegließ. — A. d. H.

gnugsam, wie man über den Reim herrschen und ihm das vollkommne Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr sein Lob als ein Grund, ihn abzuschaffen. Und die von unsern neuern Dichtern, welche ihn verachten, was für Freiheit haben sie einem ungebundenen Geiste verschafft, wenn sie anstatt eines schweren Reimes eine noch weit schwerere Harmonie einführen wollen?

Ein Wahn hat sie berauschet,
Der nicht die Fesseln flieht, die Fesseln nur vertauschet,
Die Ketten von dem Fuß sich an die Hände legt,
Und glaubt, er trägt sie nicht, weil sie der Fuß nicht trägt.[1]

Man nennt die Verse seichter Dichter, welche reimen, gereimte Prose; wie aber soll man das Gewäsche gleich seichter Dichter nennen, welche nicht reimen? Wird man nicht sagen müssen:

Ein schlechter Dichter Spahr? Ein schlechter Dichter? Nein.
Denn der muß wenigstens ein guter Reimer sein.[2]

Daß aber ein Heldendichter und ein dramatischer Poet die Reime wegläßt, ist sehr billig; denn da verursacht der Uebelklang eines fast immer gleichen Abschnitts einen größern Verdruß, als das Vergnügen sein kann, welches jene schön überwundenen Hindernisse erwecken.[3]

---

1) S. Th. I. S. 167: Aus einem Gedichte über den jetzigen Geschmack in der Poesie. — A. d. H.

2) S. Th. I. S. 139 unter der Ueberschrift: Auf den Bav. — A. d. H.

3) In späterer Zeit schließt Lessing die Reime nicht so unbedingt vom Drama aus. S. Hamburg. Dramat., Stück 19 (Werke, VII. S. 139): „Und sonach wünschte ich unserm prosaischen Uebersetzer recht viele Nachfolger, ob ich gleich der Meinung des Houdar de la Motte gar nicht bin, daß das Silbenmaaß [nach dem Zusammenhange sind darunter gereimte Verse zu verstehen] überhaupt ein kindischer Zwang sei, dem sich der dramatische Dichter am Wenigsten Ursache habe zu unterwerfen." Vgl. übrigens St. 13 (VII. 113). Empfohlen hatte die Prosa für die gesammte dramatische Poesie schon 1743 Lessing's Freund, der „Gottschedianer" Mylius, in seinem Schreiben: Von den Reimen und dem Silbenmaaße in Schauspielen, wieder abgedruckt in seinen von Lessing herausgegebenen Vermischten Schriften, Berlin 1754, S. 304 für die Lustspiele hatte die Prosa allgemein in der Gottschedischen Schule Eingang gefunden. — A. d. H.

Monat Mai 1751.

Wann ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringet, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen.[1]) Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter.

Endlich hat die Welt den ersten Band des Messias erhalten, worinne zu den drei bekannten Gesängen der vierte und fünfte gekommen sind. Er ist dem Könige von Dänemark in einer Ode zugeschrieben. Es versteht sich, wenn der Verfasser des Messias eine Ode macht, so wird es in der That eine Ode sein.[2]) Sie erhebt den König, welcher ein Menschenfreund ist. . . „Ihn ersahe Gott mit einweihendem Blicke, als er geboren ward, zum Vater des Vaterlandes . . Umsonst winkt ihm der schimmernde Ruhm in das eiserne Feld, wo die Unsterblichkeit viel zu theuer durchs Blut blühender Jünglinge, durch die nächtlichen Thränen der Mutter und Braut erkauft wird . . Für ihn war der Eroberer zu klein, sobald er zu fühlen begann. Nie weint er bei dessen Bilde, Seinesgleichen zu sein . . Nach dem Ruhme nur weint er, geliebt zu sein vom glückseligen Volke, Gott nachzuahmen, der Schöpfer des Glücks vieler Tausend zu werden . . Er ist ein Christ! . . Er belohnt redliche Thaten, und belohnt

---

1) Vgl. S. 45, desgl. aus dem Gedicht An den Herrn Marpurg (Werke, I. S. 176): „Ein Adler hebet sich von selbst der Sonne zu" u. s. w. — A. d. H.

2) Weniger günstig als hier urtheilt Lessing über Klopstock als Lyriker in der Recension der Vossischen Zeitung vom 7. Dec. 1751, sowie im 51. und 111. Literaturbriefe. — A. d. H.

sich zuerst . . Lächelnd schaut er alsdann auf die Muse, welche das Herz tugendhafter und edler macht. . . Er winkt dem stummen Verdienst, das in der Ferne steht." . . . . Seht da die zerstreuten Glieder des Dichters! Jeder Satz ist eine Schilderung, und jedes Wort ein Bild. Betrachtet sie stückweise. Eine Schönheit wird die andre hervorbringen, und jede bleibt groß genug, unzählige anfangs unbemerkte in sich zu enthalten, wann Ihr mit der Zergliederung fortfahret. So wird unter dem Schnitte des neugierigen Naturforschers jeder Theil des Polypus ein neuer, und erwartet nur die wiederholte Trennung, auch aus seinen Theilen vollständige Ganze dem verwundernden Auge darzustellen. . . Die Versart, welche der Dichter gewählt hat, ist eine Horazische, voller majestätischen Wohlklangs, und ungemein geschickt, die Gedanken so rund zu machen als möglich. Die drei ersten Zeilen sind Asklepiadeisch und die vierte ist Glykonisch. Ueberall ist der Werth der Silben und der Abschnitt genau beobachtet worden, welches man um so viel mehr bewundern muß, je ungewohnter bisher die deutsche Sprache der römischen Fesseln gewesen ist. Diese Genauigkeit scheint unumgänglich, wenn ein bardisches Ohr die kunstreiche Harmonie eines Flaccus fühlen soll. Wir wollen die erste Strophe bezeichnet hersetzen, in Hoffnung, daß wir einigen Lesern damit einen Gefallen erweisen.

— — — ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑

Welchen | König der Gott | über die Kö | nige
Mit ein | weihenden Blick | als er gebo | ren ward,
Vom O | lympus her sah, | der wird ein Men | schenfreund

— — — ⏑ ⏑ — ⏑ —

Und des | Vaterlands Va | ter sein.

Sogar in dem Vorberichte zu der Ode herrscht eine gewisse ungezwungne Hoheit, welche an der Spitze eines Gedichts, wie der Messias ist, sehr wohl läßt. „Der König der Dänen," heißt es, „hat dem Verfasser des Messias, der ein Deutscher ist, diejenige Muße gegeben, die ihm zu Vollendung seines Gedichts nöthig war." . . Ein vortreffliches Zeugniß für unsre Zeiten, welches gewiß auf die Nachwelt kommen wird. Wir wissen nicht, ob alle Leute so viel Satire darinne sehen als wir. Wir wollen uns also aller Auslegung enthalten. Vielleicht daß wir mehr sehen, als wir sehen sollten. . . Nur eine kleine Anmerkung von der nördlichen Verpflanzung der witzigen Köpfe. . . Doch auch diese wollen wir unterdrücken.

Der vierte Gesang enthält die Berathschlagung des jüdischen

Synedriums, die Verrätherei des Judas, das letzte Abendmahl der Jünger mit Jesu, seinen Gang nach dem Oelberge . . Kaiphas hatte einen Traum vom Satan gehabt; voller Angst lag er auf dem Lager und warf sich ungestüm und voll Gedanken herum.

„Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gottesleugner sich wälzt; der kommende Sieger,
Und das bäumende Roß, der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrei, und der Tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Stürmt über ihm; er liegt und sinkt mit gespaltenem Haupte
Dumm und gedankenlos unter die Todten und glaubt zu vergehen.
Drauf erhebt er sich wieder, und ist noch, und denkt noch, und fluchet,
Daß er noch ist, und spritzt mit bleichen sterbenden Händen
Blut gen Himmel; Gott flucht er, und wollte ihn gerne noch leugnen.
Also betäubt sprang Kaiphas auf und ließ die Versammlung
Aller Priester und Aeltsten im Volke schnell zu sich berufen.“ rc.

Wie vortrefflich ist dieses Gleichniß ausgemalt! Es ist eines von denen, welches der Dichter mehr als einmal braucht und immer auf einer neuen Seite schildert; so wie Virgil den Löwen . . Es würde eine Beleidigung gegen unsern Leser sein, wenn wir mehr Stellen ausziehen wollten. Wir würden zu glauben scheinen, ein Mensch von Geschmack könne sich mit abgerissnen Stücken begnügen.

Der fünfte Gesang enthält die Leiden Jesu auf dem Oelberge. Die Wahrheit zu gestehen, diese war eine von den Stellen, wo wir den Dichter erwarteten. Er hat unsre Hoffnung, er hat sich selbst übertroffen. Einen einzigen Ort wollen wir bemerken, wo er einen Kunstgriff anwendet, den man bei dem Virgil für eine Unvollkommenheit ansieht . . Gott war auf Tabor herabgestiegen, mit dem Messias ins Gerichte zu gehen, und die Sünden alle hatten sich vor ihm versammelt.

„Aber Gott dachte sich selbst, die Geisterwelt, die ihm getreu blieb,
Und den Sünder, das Menschengeschlecht. Da ergrimmt er, und stand jetzt
Hoch auf Tabor und hielt den erzitternden Erdkreis,
Daß er nicht vor ihm verging.“

Hier bricht er den Vers ab; und dieser Ruhepunkt läßt dem Leser Zeit, sich von der Last dieses schwangern Gedankens, den der Dichter selbst nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt

hat, zu erholen. Wann alle die halben Verse bei dem Virgil, welche seine Ausleger Stützen (tibicines) nennen, von gleicher Beschaffenheit wären, wie es einige in der That sind, so würden die Kunstrichter sehr auszulachen sein, die sich die Mühe gegeben haben, sie auf Gerathewohl zu erfüllen.

Unser Dichter hat sich nunmehr seinem erhabnen Belohner genähert. Er befindet sich in Kopenhagen, und ohne Zweifel in derjenigen glücklichen Ruhe, woran die Aufmerksamkeit der Welt Theil nimmt, und welche allezeit die Mutter der ewigsten Werke gewesen ist. Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten keine geringe Seltenheit. Diese Seltenheit aber wird noch weit größer, wenn der Dichter ein Deutscher ist, und wenn seine Gesänge nichts als Religion und Tugend athmen. . . Könnte man dieses Letztre von dem französischen Poeten Piron[1]) sagen, so würde vielleicht sein Wohlthäter eine Ursache weniger gehabt haben, sich ihm und der Welt nicht zu entdecken. Diese Begebenheit verdient, daß wir sie unsern Lesern mittheilen. Hier ist der Brief, welchen er an den Verfasser des französischen Mercur's geschrieben hat, der sie am Besten erzählen wird.

„Mein Herr,

„Ich zweifle nicht, daß Sie nicht an den gehäuften Unglücksfällen, welche mich seit einem Jahre betroffen haben, Antheil werden genommen haben, wann anders die Nachricht davon bis zu Sie gekommen ist. Ich habe Ihrer Empfindlichkeit die Erzählung derselben ersparen wollen; einen Zufall aber, welcher mir jetzo den Augenblick widerfahren ist, kann ich Ihnen unmöglich verschweigen. Er ist weit sonderbarer, als alle meine Unglücksfälle gewesen sind, und ist so beschaffen, daß ich Zeit meines Lebens daran denken werde. Das Außerordentlichste dabei ist, daß ich nicht weiß, an wen ich mich deswegen halten soll, noch wodurch und wie ich mir ihn zugezogen habe. Hören Sie nur! Ich erhielt vor Kurzem einen Brief ohne Namen, in welchem man mich bat, mich den und den Tag, zu der und der Stunde, in der und der Straße, bei einem gewissen Herrn *** (welchen ich nicht im Geringsten die Ehre hatte zu kennen) einzufinden, welcher mir sagen würde, was man von mir verlange.

„Ich begab mich den bestimmten Tag richtig dahin, doch nicht ohne eine kleine Bewegung, welche bei annahender Entwicklung

1) S. Anmerkung 1 zu S. 43. — A. d. H.

solcher geheimnißvollen Anweisungen ganz natürlich ist. Hier kömmt endlich ein gewiß recht rührender Theaterzufall, der aber etwas weniger abgedroschen ist als die, welche wir auf der Bühne zu sehen bekommen.

„Dieser Herr *** war ein Notar, ein sehr wackrer und höflicher Mann, welcher mir, sobald er mich sahe, die Feder darreichte, einen Contract auf 600 Livres Leibrenten, welche zu meinem Gebrauch ausgesetzt waren, ohne daß ich einen Heller zu dem Capitale gegeben hatte, zu unterzeichnen. Er gab mir zugleich eine Rolle, worinne 25 Louisd'or auf das erste Jahr waren. Sie können leicht begreifen, in was für eine Fluth von Fragen mein Erstaunen und meine Dankbarkeit ausbrechen mußte. Doch umsonst, ich bekam keine Antwort. Der Notar verrichtete, was ihm aufgetragen war, und die Verschwiegenheit war eine von seinen Vorschriften. Seine Rolle war aus, meine fängt nunmehr an, und diese ist, den edeln Urheber des Stücks zu entdecken oder mit Verdruß zu sterben.

„Es ist kein Stoff, den man von der Kanzel ablesen könnte, ob er es gleich, wie mir es scheint, sein sollte. Denn ist denn die Kanzel nur dazu, daß sie strafbare Handlungen bekannt machen soll? Würde dieser Zufall nicht ebenso gut erbauen als jede andre Abdankung? Ich frage Sie darum, mein Herr. Weil es aber doch der Gebrauch nicht ist, so erzeigen Sie mir wenigstens den Gefallen und unterstützen meine Begierde, Denjenigen kennen zu lernen, an welchen ich mich mit meinen schuldigen Danksagungen zu wenden habe. Zeigen Sie diesen Brief einer gewissen Person von Ihren Bekannten, welche Ihnen wohlwill, welche überall in der Welt bekannt ist, welche Alles wissen will, und in der That auch Alles weiß, welche Alles sagt, was sie weiß, und zuweilen noch mehr. Sie wird plaudern, sie wird plaudern lassen, und dadurch wird vielleicht Jemand hinter das Geheimniß kommen. Diese Person ist das Publicum. Ich bin mit aller Hochachtung, mein Herr &c.

Piron."

Auf diesen Brief folgt eine kleine Sinnschrift, wovon dieses der Einfall ist. „Wann Derjenige, welcher gerne Gutes thut, ein Bild Gottes auf Erden ist, so ist Der es noch viel mehr, welcher es unsichtbar thut." . . . Wir hoffen, daß Leser von Gefühl hierbei Alles empfinden werden, was eine das Licht fliehende Großmuth und eine Dankbarkeit, welcher man die Hände gebunden hat, empfinden zu lassen fähig ist. Wie schmeichelnd ist diese

uneigennützige Wohlthat, welche dadurch, daß ihr Urheber dem Dichter die Freiheit läßt, sie zuzuschreiben, wem er will, eine Art einer öffentlichen Belohnung wird. Noch schmeichelhafter muß es sein, wenn man die Ueberzeugung damit verbinden kann, diese Belohnung verdient zu haben, sie durch den Eifer verdient zu haben, die verscheuchte Tugend der Welt an der Hand der ihr geweihten Muse zuzuführen, nicht aber durch einen zügellosen Witz, welcher Himmel und Sitten lächerlich macht, sie ersündigt zu haben.

Wann der Verfasser des Messias kein Dichter ist, so ist er doch ein Vertheidiger unserer Religion. Und dieses ist er mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise.[1]) Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, wo sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in der Bewunderung verlieret. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei. Unser Urtheil schlägt sich allezeit auf die Seite unsres Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftigt, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den Meisten ein unbestrittner Beweis eben das sein, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arzenei heilsam ist, so ist es gleich viel, wie man sie dem Kinde beibringt . . Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen und Diejenigen behutsamer, welche von der

---

1) Am Bekanntesten unter der außerordentlich zahlreichen apologetischen Literatur jener Zeit ist das bis auf 16 Bände anwachsende Werk des Königsberger Theologen Lilienthal: Die gute Sache der in der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments enthaltenen göttlichen Offenbarung wider die Feinde derselben erwiesen und gerettet. 1750—1780.— A. d. H.

Natur verwahrloset sind oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wann es zum Unglücke Männer sind, die bei einer Art Leute, welche immer noch den größten Theil macht, ein gewisses Ansehen haben.

Wir wollen dem Leser einen kleinen Auszug aus der Vorrede, welche der Hr. D. Triller dem jüngst herausgekommenen fünften Theile seiner Gedichte[1]) vorgesetzt hat, mittheilen. Man darf gewisse Leute nur an dem gehörigen Orte reden lassen, wenn sie ihre eigne Satire reden sollen. „Die Liebhaber einer ungezwungnen, leichten und erbaulichen Dichtkunst sind meine geringen Gedichte noch nicht überdrüssig. . . Ich überreiche diesen fünften Theil mit der fast zuversichtlichen Hoffnung, daß er nicht gänzlich mißfallen wird . . Sie sind nicht alle von gleichem Werthe und Nachdrucke . . Wo sie keine Bewunderung erwecken, so werden sie doch auch keinen Ekel erregen . ." (Horaz sagt, nicht wir,

„Mediocribus esse poetis
Non homines, non dii, non concessere columnae . .
— — — — — — — — — — — — — — —
— Animis natum inventumque poema juvandis,
Si paulum a summo decessit, vergit ad imum.")[2])

. . „Wir haben diejenige natürliche, leichte, fließende und, mit einem Worte, menschliche Art zu dichten auch in unserm Alter nicht verlassen wollen, welche wir vormals in der blühenden Jugend wohlbedächtig angenommen haben . . Sie hat ganzer dreißig Jahr bei vielen gelehrten und ungelehrten Lesern Beifall erhalten . . Man wird auch in diesem Theile keine dunklen,

---

1) Daniel Wilhelm Triller, geb. 1695 zu Erfurt, Leibarzt des Königs von Polen in Dresden, 1749 Professor der Medicin zu Wittenberg, starb 1782. Gottsched's erster Streitgenosse im Kampfe gegen die Schweizer. Unter seinen gänzlich werthlosen Poesien sind hier zu nennen: 1) Der sächsische Prinzenraub, Frankfurt a. M. 1743, ein „historisches Gedicht" in Alexandrinern; 2) Die oben erwähnten Poetischen Betrachtungen über verschiedene aus der Natur- und Sittenlehre hergenommene Materien, Hamburg 1725—39. 2. Aufl. 1739—55. 6 Bände; 3) Der Wurmsamen, Heldengedicht, 1. Gesang, Hamburg 1751. Es sollte die Sprache und die metrische Form des Messias und der übrigen biblischen Epopöen verspotten; erwähnt im Decemberstück. — A. d. H.

2) Horat. ars p., 372—375.

„Als Dichter gewöhnlich zu heißen,
Solches erlaubt kein Mensch, kein Gott, noch Bücherverkäufer . . . . .
Denn ein Gedicht, allein zur geistigen Freude geschaffen,
Sinkt, wofern's abweicht vom Hohen, gleich nieder zur Tiefe." (G. S. Falbe.) — A. d. H.

schweren und räthselvollen Ausdrücke von den steilen und unwegsamen Alpen, oder aus der neuen Arche Noah und den duftigen Cedern von Libanon her . . viel minder aber sogenannte nur schöpfrische Erfindungen antreffen . . Es sollte mir leid sein, wenn ich unter die Afterschöpfer gezählt werden könnte . . Die neuen Heldengedichte, davon bisher so ein ungestümes Lärmen, zum Trotz der gesunden Vernunft und Beleidigung des Wohlklangs, allenthalben gehöret worden, sind nur für die rauhen und schwermüthigen Einwohner des Saturnus . . Unsre natürlich denkenden Weltbürger werden sie nicht eher verstehen, als bis sie in reines Deutsch und in eine menschliche Dichtart übersetzt werden[1]) . . . Schöpferisch schreiben, schöpferisch dichten, sind strafbare und unchristliche Ausdrücke . . . Wir wissen aus der Schrift, Vernunft und Natur, daß nur ein einziger Schöpfer ist . . Die Weltweisen, ja Gottesgelehrte selbst hätten es besser überlegen sollen, ehe sie die Schöpferwürde einem ohnmächtigen Geschöpfe zugeeignet hätten . . Sie schaffen aber lauter Abenteuer, wie aus der Miltonischen Gespenster- und Geisterhecke, aus Dante's Hölle ꝛc. ꝛc. mit Entsetzen zu ersehen ist . . Wenn Diejenigen Schöpfergeister sind, die ein paar Dutzend neue und zum Theil gar fromme und büßende Teufel ersinnen können, wie sie in den bekannten Faustischen und Wagnerischen Lebensbeschreibungen stehen, die Schaaren von Seraphs eigenmächtig erdichten oder eine frostige und finstre Sonne unter der Erde ungeheißen aufgehen lassen, als ob die oberste allgemeine Sonne so eine unnöthige Nebengehilfin brauchte: so müssen alle Trunkene, Träumende und Mondsüchtige auch in die seltne Classe der schöpferischen Geister zu setzen sein . . . Die Menge von Gelehrten und Kennern ist unzählig, welche mit dieser ungewöhnlichen Art zu dichten nicht zufrieden sind . . Viele haben nicht einmal einen Gesang oder Ungesang, weil es sich weder reimt noch sonst poetisch klingt, ganz aushören können . . . Doch diese schöpferische Heldengedichte werden schon mit der Zeit verschwinden, wenn dieses jetzige fast allgemeine Sinnenfieber wird nachgelassen haben . . . Ich wünsche es aus herzlichem Mitleiden . . . Ich würde mir die Mühe nicht gegeben haben, mein Urtheil zu sagen, weil an der ganzen Sache wenig gelegen, woferne mir es nicht vornehme Standespersonen anbefohlen

1) Vgl. über diese zum Theil gerechtfertigten Ausstellungen Vorbem. S. 25. — A. d. H.

hätten .. Opitz, Flemming, Gryphius, Günther rc. haben von dieser Art zu dichten nichts gewußt .. Wann sie wiederkommen sollten, würden sie sich vermuthlich über diese afrikanischen Wundergeburten entsetzen .. Ich danke dem gütigen Himmel, daß ich von der Dichtkunst nicht leben darf, sondern weit rühmlicher etwas Anderes und Nützlichers gelernt habe, als meine Versorgung mit schöpfrischen Gedichten zu gewinnen oder mit elenden zusammengerafften Zeitungsschreiben und unanständigen Durchhecheln gelehrter und verdienter Männer das Brod zu verdienen... Das unhöfliche Schreien gegen meine unschuldigen und zum Mindesten nicht unnützen Gedichte ist ganz vergebens gewesen .. Doch ich habe mit diesen lächerlichen Leuten zu lange gescherzt. Ich empfehle dem billigen Leser meine mittelmäßige Muse und verspreche ihm den sechsten Theil und einen besondern Band geistlicher Gedichte. Ich bin für seine unverdiente Wohlgewogenheit" rc.

Hier fehlt nichts, als daß Herr D. Triller nicht noch, nach Maaßgebung des Orts, wo er jetzo lehrt,[1]) die orthodoxe Versicherung hinzufügt, daß der Messias (denn dieses Gedichte meint er doch, ob er es gleich nicht nennet) voller ketzrischen Irrthümer sei. Und wer weiß, ob nicht ehstens der elende Geschmack den Aberglaube zu Hilfe ruft. Ein Ungeheuer muß das andere vertheidigen helfen. Aber warum ereifert sich der Herr Professor? Die Histörie der Schildbürger[2]) wird immer noch gelesen, ob man gleich Clarissen hat.[3]) Laßt uns unserm Vaterlande Glück wünschen, daß seine Dichter nach langen Verirrungen den wahren Weg des Alterthums gefunden haben! Welche mit den Alten am Meisten zu prahlen pflegen, kennen sie am Wenigsten. Es giebt Männer, welche auf allen Seiten den Horaz anführen, und in dem ganzen Werke ist nicht eine Horazische Schönheit.

Wir haben mit einer Anmerkung angefangen, wovon der Leser vielleicht schon die Anwendung gemacht hat. Er mag sie aber gemacht haben, wie er will, so müssen wir doch gestehen,

---

1) Wittenberg's, des Hauptsitzes der orthodox-protestantischen Theologie. (Vgl. S. 55, erste Anmerkung.) — A. d. H.

2) Bekanntes deutsches Volksbuch des 16. Jahrhunderts, das die Schwänke von der Einfalt gewisser Städte, wie Schöppenstedt, Schilda, Krähwinkel, auf die Stadt Schilda zusammenträgt; es erhielt sich als Lectüre des Volkes bis in die neueste Zeit. — A. d. H.

3) Der 1748 erschienene Familienroman des Engländers Richardson, durch seine Rückkehr zur Wahrheit und Natürlichkeit der Empfindung von außerordentlichem Einfluß auf die englische wie deutsche Literatur. — A. d. H.

daß wir nichts damit suchen, als Diejenigen abzuschrecken, welche ihre Schultern einem Werke unterziehen, dem sie nicht gewachsen sind. Hierher gehört der Verfasser eines Gedichts in drei Gesängen: Jakob und Joseph.[1]) Es ist nichts als eine ausgedehnte Erzählung dessen, was man von der zweiten Reise der Söhne Jakob's nach Aegypten, bis auf den Zug des ganzen Geschlechts dahin, in der Bibel findet. Die Erfindungskraft hat wenig dabei gearbeitet, obgleich die Geschichte einer epischen Fabel weit ähnlicher hätte können gemacht werden. Doch vielleicht ist es wider den Sinn des Verfassers selbst, sein Werk auf dieser Seite betrachten zu lassen, und er ist zufrieden, einen beträchtlichen Platz unter den historischen Poeten zu finden.[2]) Diesen kann man ihm nicht versagen. Hier ist eine Stelle zur Probe. Es sind die Worte des Jakob's, da er seinen Sohn das erste Mal wieder umarmet.

„Und o, sprach der Erzvater, mit Freuden wollt' ich jetzt sterben,
Da ich noch einmal Dein Antlitz gesehn, Dich noch lebend gesehen!
Welche gräßliche Lücke mit eingestürzetem Rande,
Wie der gähnende Schlund des Pardels, mit Zähnen umzäunet,
Brach in mein Leben ein von jenem mühseligen Tag an,
Da Du von Dothan nicht wiederkamst, und die Brüder mir sagten,
Joseph hätt' ein Raubthier zerfleischt, und den streifigten Rock mir
Brachten und fragten: Sieh, Vater, ob's wohl des Joseph's Gewand sei;
Bis zu dem fröhlichen Tag, da Juda die bessere Nachricht,
Kaum geglaubte, nicht glaubliche Nachricht, nach Mamre gebracht hat,
Joseph lebt, und Joseph regiert, auch gab ihm Gott Erben.
Alle die Längen von Jahren, die zwischen die Tage getreten,
Hielt die Trauer mich fest und löschte den männlichen Muth aus.
Wehmuth streut auf das Grau der Haare mir Wolken von Asche.
Aber dies lange Weh ersetzt die vollkommenste Freude,
Diese gesegnete Blicke, wohl werth, sie so zu erkaufen."

Ein gewisser Kunstrichter hat den Rath gegeben, diejenigen Werke mit lateinischen Buchstaben drucken zu lassen, welche ver-

---

1) Der Verfasser ist Bodmer. Vgl. S. 45. — A. d. H.

2) Wohl spöttische Anspielung auf Triller's „historisches Gedicht" Der Prinzenraub. S. Anm. zu S. 55. — A. d. H.

dienten, von den Ausländern gelesen zu werden. Bei dem Jakob und Joseph hätte man die gothischen Buchstaben also immer noch behalten können.

Mit weit andern Augen muß man die zwei ersten Gesänge des Gedichts der Sündfluth[1]) betrachten. Der Verfasser hat nichts Geringes gewagt. Dem Dichter des Noah entgegen zu arbeiten, heißt, wie er selbst sagt, nach einem Ulysses-Bogen greifen, den zu spannen Muth und Sehnen vonnöthen sind. „Doch," fährt er fort, „der Verlust selbst in diesem Kampfe ist geringer als die Ehre des Unternehmens. Es ist schon ein vornehmer Ruhm, der Andere oder der Dritte nach dem Sieger zu sein. Hier sind ansehnliche Gewinnste auch für die Nächsten nach ihm aufgesetzet. Oft ist es sehr schwer, unter Zweien, deren Jeder seine starke Ansprache an den Sieg hat, zu entscheiden." Dieses ist gewiß, und eine Vergleichung dieser zwei wetteifernden Gedichte wird es am Besten lehren. Der Raum nöthiget uns, sie auf das künftige Stück zu versparen. . . Wie stolz wird Deutschland sein können, wenn alle diese Werke so glücklich zu Stande kommen, als sie angefangen sind! Drei Heldendichter zu gleicher Zeit in Deutschland? Zu viel Gutes, zu viel auf einmal!

Wie einsam dagegen sitzt Frankreichs Kalliope! Ein blitzender Witz hat ihr die Larve einer Buhlerin aufgedrückt und ihren majestätischen Purpur mit Flittergolde besetzt. Ihre Trompete ist dem Momus in die Hände gefallen. Will man den Beweis? hier ist er. Das neue Jahr, ein heroisches Narrengedichte.*) Es bestehet aus zehn Gesängen, wovon der längste ohngefähr 80 Zeilen hat. Unter den kleinen Kalendern, welche die Franzosen einander zum Neuenjahre schenken, ist in diesem Jahre einer in Versen gewesen, welcher der Almanach der Liebe heißt. Man kann sich leicht einen Begriff davon machen. Die Gewalt dieses Almanachs über das schöne Geschlecht ist der Stoff

---

*) Le nouvel an, Poëme Heroi-Fou. *Aimés-vous la Muscade? On en a mis partout.* Despréaux à Brochuromanie, l'an du deluge des Almanachs 1751, in 12. 60 Seiten.

1) Die Synd-Flut, ein Gedicht. Erster und zweyter Gesang. Zyrich 1751, vollständig 1755, wird gewöhnlich, so von Goedeke (Grundriß, II. S. 563) und Koberstein (II. S. 1231), ebenfalls Bodmer zugeschrieben. Die aus der Vorrede oben mitgetheilte Stelle, die das Gedicht ausdrücklich als eine Nachahmung des von dem Verfasser bewunderten Epos Noah bezeichnet, widerspricht dem auf das Bestimmteste, denn der Noah ist ein Werk Bodmer's. Lessing's scheinbare Anerkennung ist Ironie, wie aus seinem Juli-Epigramm Auf das Gedicht „Die Sündfluth" hervorgeht. S. Theil I. S. 148. — A. d. H.

dieses Gedichts. Lykoris hat den Lindor bezaubert; er erklärt ihr seine Liebe; Lykoris verwirft sie auf das Grausamste: erster Gesang. Amor erscheint dem Lindor am Ufer der Seine, tröstet ihn und giebt ihm den Almanach der Liebe, mit der Versicherung, daß eine einzige Lection daraus seine Geliebte überzeugen werde, jedes Herz sei ihm Opfer schuldig: zweiter Gesang. Lindor eröffnet das Buch, erschrickt anfangs, da er sieht, daß es ein Kalender ist, fasset aber neuen Muth, da er den eigentlichen Inhalt sieht: dritter Gesang. Es ist Nacht, Lindor schläft, im Traum erscheinen ihm die Liebesgötter und Grazien, welche sich über seinen Almanach erlustigen. Er sieht seine Lykoris im Schlafe sich ihm ergeben, er küßt sie im Schlafe. „Wird man mir glauben," spricht der Dichter, „wenn ich sage, daß die Grazien, die das Alles mit ansahen, finstre Grimassen machten, daß eine Zweideutigkeit ihre Tugenden in Harnisch jagte? Nein, nein; die Zeit der Scham ist vergangen. Die Grazien sind wie andre Schönen. Hinter dem Fächer braucht man über nichts roth zu werden" 2c.: vierter Gesang. Der Neuejahrstag bricht an; seine Thorheiten belacht ein Philosoph: fünfter Gesang. Lindor begiebt sich zu seiner Lykoris; sie will ihn nicht anhören, sie wirft sein Geschenke zu Boden; eine alte häßliche Kammerfrau wagt es, Schiedsrichterin zu sein; sie vertheidigt den Lindor; Lindor küßt das Gespenste aus Dankbarkeit mehr als einmal; alle Anwesende lachen darüber, und endlich auch Lykoris: sechster Gesang. Lindor und Lykoris sind allein; er spricht aufs Neue von seiner Liebe; die Unbewegliche will ihm nichts als Freundschaft zugestehen. Endlich überreicht er ihr den Almanach; voller Verachtung wirft sie ihn auf den Nachttisch und schwört, ihn nicht zu lesen. Lindor geht fort in der sichern Hoffnung, seine Geliebte morgen verändert zu finden: siebenter Gesang. Die Neugier besiegt die Lykoris; sie liest den Almanach; ihr Herz wird zärtlich; sie geht zur Ruhe: achter Gesang. Lykoris träumt; ihr Traum ist ein wollüstiges Räthsel, welches der Dichter den Traumdeutern zur Erklärung vorlegt: neunter Gesang. Lindor kömmt mit anbrechenden Morgen zu seiner Schönen, und sie überliefert sich ihm. „Ist dieses gleich eine Fabel," schließt der Dichter, „so hütet Euch doch, Ihr Schönen, für die Almanachs in Versen; sie verbergen Schlangen unter angenehmen Blumen; der Almanach der Liebe ist der Almanach des Teufels." .. Hat es sich der Mühe verlohnt, daß wir dem Leser diese Kleinigkeit so weitläuftig erzählt haben? Die untermengte Satire ist fein, sie hat aber nichts als

gewisse Modethorheiten zum Gegenstande. Den Ausländern wird sie dadurch unverständlich, und in Paris selbst ohne Nutzen, sobald man diese Thorheiten mit andern abwechselt. Eine Abwechselung, worinne Frankreich so sinnreich als in Veränderung seiner Kleider ist. -

Vielleicht ist die epische Dichtkunst in England glücklicher? Noch bewundert es seinen Leonidas,[1]) ein Werk, dessen Schönheit sich einem freien Engländer in einer Vergrößerung zeigen müssen, worinne sie wenigstens kein zum Dienen geborner Franzose zu fühlen fähig ist. In diesem Jahre aber hat es unter dem Titel Scribleriade[2]) ein neues komisches Heldengedichte erhalten, welches voller ursprünglichen Witzes ist. Der Held heißt Scriblerus, ein Gelehrter, in dessen Person der Dichter die unnützen Unternehmungen der studirten Don Quixotes unnachahmlich lächerlich macht. Er hat überall des Cervantes ernsthafte Art zu scherzen genau beibehalten und sie niemals mit dem Drolligten abgewechselt, welche Vermischung zwar Vielen gefällt, in der That aber ein Fehler ist. Wir wollen anfangen, dem Leser von dem ersten Buche, mit eingestreuten kleinen Stellen, den Inhalt bekannt zu machen, und in dem künftigen Blatte damit fortfahren. Der Dichter fängt, wie gewöhnlich, mit Beschreibung seines Unternehmens an. Er entdeckt, daß Saturn oder die Zeit der Feind seines Helden sei. Er berührt kürzlich die Ursachen dieser Feindschaft und zeigt uns den Scriblerus auf einmal in der afrikanischen Wüste. Diese durchzieht er mit seinen Gefährten, die versteinerte Stadt aufzusuchen. (Diese versteinerte Stadt ist in ganz Afrika bekannt, und nicht wenige ansehnliche Personen in Europa haben das Märchen geglaubt. Shaw[3]) erzählet uns in seiner Reisebeschreibung, daß Ludwig XIV. so überzeugt davon gewesen sei, daß er seinem Gesandten Befehl gegeben habe, ihm den Körper eines versteinerten Mannes aus dieser Stadt zu verschaffen, es möge kosten, was es wolle. Zween Janitscharen

1) Das bekannteste und beste Werk des patriotischen Dichters Richard Glover, bei seinem Erscheinen 1737 besonders von der Whigpartei gefeiert. — A. d. H.

2) Die Scribleriad ist nichts als eine mit unächten Zuthaten versehene Bearbeitung der Memoirs of Scriblerus (s. S. 64, Anm.), gegen die Swift's Familie Protest erhob. — A. d. H.

3) Thomas Shaw's travels, or observations relating to several parts of Barbary and the Levant, Oxford 1738—46, 2 Bände, öfter aufgelegt, 1743 auch ins Französische übersetzt. — A. d. H.

hätten dem Gesandten auch wirklich einen steinern Knaben um fünfhundert Liv. verkauft und vorgegeben, daß sie einen größern Körper ohnmöglich so weit wegbringen könnten, ohne von den Arabern entdeckt zu werden, welche es durchaus nicht zugeben wollten, daß ein Muselmann, todt oder lebendig, an Christen verkauft würde. D. Shaw aber habe ihm bewiesen, daß der versteinerte Knabe nichts als die Bildsäule eines Cupid's sei, wie er ihm denn den Ort bemerken lassen, wo sie den Köcher von den Schultern abgebrochen hatten.) Saturn glaubt nunmehr Gelegenheit zu haben, seine Rache auszuführen und den Held ums Leben, ja, was ihm noch werther als das Leben war, um seine Ehre zu bringen. Er bittet den Aeolus, ihn durch einen Wirbelwind unter den Wogen des Sandes zu vergraben, damit er mitsammt seinen Gefährten in die Vergessenheit gestürzt würde. Nun redet der Held. Eine so unedle Todesart wird von ihm verworfen. Voller Gegenwart des Geistes beschließt er, alle seine gesammelten Raritäten auf einem Haufen zu thürmen, sie anzuzünden und sich selbst in die Flamme zu stürzen. „Wie selig," sagt er, „ist der Mann, dessen Name von einem ruhmvollen Tode seinen prächtigsten Glanz erhält! O, hätte das liebreichere Schicksal beschlossen, daß ich, wie der große Empedokles,[1] in dem Feuer des Aetna verderben könnte! Oder daß ich das Geschick des unsterblichen Plinius theilte, und die Asche des berüchtigten Vesuvs wäre mein Grab geworden! Hätte es beschlossen, mein Ende wie das Ende jener ruhmvollen Stadt zu machen, und mich, mir selbst ein trauriges Monument, versteinert dastehen zu lassen! Weit über die Welt würde alsdenn mein wachsender Ruhm erschallen und von allen Musen in allen Gegenden besungen werden. Ach! Ein schimpfliches Schicksal soll mein hoffnungsloses Haupt unbeweint, unbemerkt und auf ewig todt vergraben! Doch . . Ich sollte diesen unedlen Tod nicht verschmähen? . . Nein, unter dem elenden Sande will ich meinen Geist nicht aushauchen. . . Da ich alle meine Augenblicke würdig zugebracht habe, so sei etwas gethan, wodurch auch der letzte verherrlichet wird! Ja, der wackere Phönix soll mein Beispiel

---

1) Der berühmte griechische Philosoph aus Agrigent, um 450 v. Chr., soll sich nach einer der vielen Fabeln, die über seinen Tod umgingen, in den Krater des Aetna gestürzt haben, um durch sein plötzliches Verschwinden von der Erde den Glauben an eine höhere Abkunft zu erwecken. — A. d. H.

sein! (. . ach, daß ich den Phönix, ich Unglücklicher, nicht noch habe sehen sollen! . .) . . Ja, sein prächtiger Scheiterhaufen erweckt in mir den erhabensten Einfall! . . Ich will meine gesammleten Schätze anzünden und mich selbst der theuren Flamme übergeben.“ . . Der Gott nimmt die Aufopfrung dieser raren Sammlung als das Zeichen der tiefsten Unterthänigkeit auf und beschließt also, sein Leben noch zu fristen. Weil er aber doch seine gegenwärtige Hoffnung zu Schanden machen will, so führet er den Sturmwind über die versteinerte Stadt und vergräbt sie unter dem Sande. Scribler, welcher unmöglich den Verlust seiner Schätze überleben kann, wird von der Vollziehung seines Vorhabens durch ein Wunder, durch die Dazwischenkunft des Gottes Momus, abgehalten. Nach einem fruchtlosen Forschen von sechs Tagen dringen seine Gefährten auf die Rückreise. Scribler hält eine Rede an sie und besteht darauf, die versteinerte Stadt aufzusuchen; endlich aber redet es ihm Albertus, einer von seinen Gefährten, durch die Erzählung eines erdichteten Traums aus. Scribler hält eine Lobrede auf die prophetischen Träume und beklagt den Mangel der andern Orakel. „Aber,“ spricht er, „wo ich meine der Ewigkeit geweihte Reise nun weiter hinwenden soll, das wollen mir keine Ahndungen entdecken, keine freundliche Schatten mich lehren. Ach, daß in unsern unerleuchteten Tagen kein gelehrter Priester die Opfer mehr erkläret und mit prophetischen Auge die Eingeweide durchspähet, oder die herumirrenden Warnungen des Himmels lesen kann! Keine geheiligten Orakel kommen mehr zu Hilfe; die Pythia und das Kumäische Mädchen sind sprachlos. O, hätten wir in jenen glücklichen Zeiten gelebt, als der Trojanische Held und der griechische Weise herumschweiften! Da hätten wir vielleicht einen freundschaftlichen Helenus[1]) oder Anius[2]) gefunden, welcher geschickt gewesen wäre, uns jede Ahndung zu entziffern. Vielleicht wären wir zu den dunkeln Wohnungen der Hölle gegangen, und der berüchtigte Tiresias hätte uns unser Schicksal gezeigt!“ Hierauf spricht Albertus: „Ach, nur allzu gerecht ist Dein Kummer! O, möchte mein weissagendes Herz die gewünschte Linderung verschaffen! Die klugen Mahometaner haben den Narren und Unsinnigen allezeit beson-

---

1) Helenus, Sohn des Priamus, weissagt den Griechen, daß Troja nur durch Philoktet und Neoptolemus erobert werden könne, und geht mit Letzterem nach Epirus, wo er dem umherirrenden Aeneas seine ferneren Schicksale verkündet. — A. d. H.

2) Anius, Sohn des Apollo, der ihn die Weissagung lehrt und zum Könige von Delos macht. Auch zu ihm gelangt Aeneas auf seinen Irrfahrten. — A. d. H.

dere Ehre erzeugt, und dieses sehr weislich. Denn oft, wann sich die Flügel der Vernunft hoch über irdische Dinge erheben, so streifen die Gedanken unter den Wohnungen der Sterne und werden durch den Umgang mit den Unsterblichen beglückt. Von da aus theilt alsdann der göttliche Mann den minder erhabenen Sterblichen unterrichtende Wahrheiten aus. In Cairo wohnt ein phrenetischer Weise, welcher von aller dieser theomantischen Wuth begeistert ist. Ich habe bemerkt, so oft der Morosoph zum Vorschein kam, ward er von einer unzähligen Menge umringt und von Allen verehret. Jung und Alt, Jungfern und Weiber küßten die Fußstapfen des seligen Gymnosophisten. Die brünstige Braut berührte jeden günstigen Theil, geschickt, die Kraft der Fortpflanzung zu ertheilen. Endlich thut die Stimme den heiligen Ausbruch, und die horchende Menge bleibt staunend stehen. . . Laß uns also, dieses ist meine Meinung, wieder nach Cairo zurückkehren, und laß den Weisen sich bei dem Narren Raths erholen!" Hiermit endet sich das erste Buch. Die besten Erläuterungen des ganzen Gedichts kann man aus den Denkwürdigkeiten des Scriblerus, welche sich in Popens Werken befinden,[1] ziehen, wovon es eigentlich eine Art der Nachahmung ist.

---

1) Die burlesken Memoirs of Martinus Scriblerus (1735), eine Satire auf die Stubengelehrsamkeit von beißendem Witze, haben Pope, Swift und den Schotten Arbuthnot zu Verfassern. — A. d. H.

Monat Junius 1751.

Die Regeln in den schönen Künsten sind aus den Beobachtungen entstanden, welche man über die Werke derselben gemacht hat. Diese Beobachtungen haben sich von Zeit zu Zeit vermehret und vermehren sich noch, so oft ein Genie, welches niemals seinen Vorgängern ganz folgt, einen neuen Weg einschlägt oder den schon bekannten über die alten Grenzen hinaus bähnet. Wie unzählig muß also nicht die Menge der Regeln sein; denn allen diesen Beobachtungen kann man eine Art der Allgemeinheit geben, das ist, man kann sie zu Regeln machen. Wie unnütz aber müssen sie uns nothwendig durch eben diese Menge werden, wenn man sie nicht durch die Zurückführung auf allgemeine Sätze einfacher und weniger machen kann!

Dieses war die Absicht des Herrn Batteux in der Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz, welche er vor einigen Jahren in seiner Sprache herausgab. [1] Er sah alle Regeln als Zweige an, die aus einem einzigen Stamme sprossen. Er ging bis zu ihrer Quelle zurück und traf einen Grundsatz an, welcher einfach und unversteckt genug war, daß man ihn augenblicklich entdecken konnte, und weitläuftig genug, daß sich alle die kleinen besondern Regeln darinnen verloren, welche man blos vermittelst des Gefühls zu kennen braucht, und deren Theorie zu nichts hilft, als daß sie den Geist fesselt, ohne

1) Batteux' Les beaux arts réduits à un même principe erschien 1746 zu Paris, die beiden von Lessing angezeigten Uebersetzungen 1751; die Leipziger von Adolf Schlegel, unter dem Titel: Von der Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz, war begleitet von sieben Abhandlungen des Uebersetzers. Lessing schreibt sie irrthümlich Gellert zu. Der Uebersetzer der zweiten, zu Gotha herausgekommenen, Die schönen Künste, aus einem Grundsatze hergeleitet, ist P. E. B. [ertram]. — A. d. H.

ihn zu erleuchten. Dieser Grundsatz ist die Nachahmung der schönen Natur. Ein Grundsatz, woran sich Alle, welche ein wirkliches Genie zu den Künsten haben, fest halten können; welcher sie von tausend eiteln Zweifeln befreiet und sie blos einem einzigen unumschränkten Gesetze unterwirft, welches, sobald es einmal wohl begriffen ist, den Grund, die Bestimmung und die Auslegung aller andern enthält.

Wir haben nicht nöthig, von dieser glücklichen Arbeit des Hrn. Batteux, welche ohnedem nicht unter das Neueste gehört, weitläuftig zu reden, da sie vor Kurzen unter uns durch eine doppelte Uebersetzung bekannt genug geworden ist. Die eine dieser Uebersetzungen ist in Leipzig, die andre in Gotha ans Licht gekommen. Man braucht keine weitläuftige Untersuchungen, der ersten den Vorzug zu ertheilen. Außer dem Anhange einiger eignen Abhandlungen, mit welchen sie vorzüglich pranget, ist die Uebersetzung selbst weit getreuer gerathen, da oft die andre den Sinn des Verfassers verfehlt. Gleich die erste Periode aus dem Vorberichte des Verfassers mag es beweisen. „Man beklagt sich beständig über die Menge der Regeln; sie setzen den Verfasser, welcher schreiben, und den Liebhaber, welcher urtheilen will, in eine gleiche Verwirrung." Dieses sagt Herr Batteux; die Gothaische Uebersetzung aber sagt etwas ganz Anders. „Man beklagt sich," heißt es, „täglich über die Menge der Regeln; sie sind sowol dem Verfasser, der sie verfertigen, als dem Liebhaber, der sie beurtheilen will, beschwerlich." Das „sie" bringt einen ganz andern Verstand hinein. Batteux will nicht sagen, daß die Menge der Regeln Denjenigen verwirre, welcher die Regeln schreiben oder beurtheilen wolle, sondern Den, welcher nach diesen Regeln schreiben oder urtheilen will. Die eignen Abhandlungen, welche zu der ersten Uebersetzung gekommen sind, handeln von der Eintheilung der Künste; von den Zeiten, in welchen die schönen Künste entsprungen sind; von dem höchsten und allgemeinsten Grundsatze der Poesie; von der Einrichtung der Poesie; von der künstlichen Harmonie des Verses; von dem Wunderbaren der Poesie, besonders der Epopöe, und von den eigentlichen Gegenständen des Schäfergedichts. Sie verbessern theils den Hrn. Batteux, theils setzen sie seine Gedanken auf eine Art weiter fort, welche sie der Nachbarschaft, in der sie stehen, würdig macht. Anstatt durch einen Auszug Leser von Geschmack anzutreiben, sie ganz zu lesen, dürfen wir nur den Verfasser nennen. Der Name

des Herrn Gellert's wird mehr davon versprechen als die schönsten Stellen, die wir daraus abschreiben könnten.

Wir wollen vielmehr ein ganz neues Werk bekannt machen, welches dem vorhergehenden seinen Ursprung zu danken hat. Es ist ein Brief, welcher unter folgender Aufschrift an den Herrn Batteux gerichtet ist: *) Schreiben über die Tauben und Stummen, zum Gebrauch Derer, welche hören und reden. Wer sich an das Schreiben über die Blinden erinnert, welches vor einiger Zeit herauskam,[1]) der wird ohne Zweifel gleich bei dem Titel vermuthen, daß Herr Diderot gleichfalls der Verfasser davon sei.[2]) Was er jetzo vermuthet, wird er gewiß wissen, sobald er das Werk selbst gelesen hat. Die Aufschrift scheinet nichts weniger zu versprechen als eine Abhandlung von den Versetzungen in den Sprachen. Gleichwol ist dieses der vornehmste Inhalt. Wir sagen mit Fleiß: der vornehmste; denn wem ist die Gewohnheit des Herrn Diderot unbekannt? Er schweift überall aus, er springt von Einem auf das Andre, und das letzte Wort einer Periode ist ihm ein hinlänglicher Uebergang. Der Name eines Sendschreibens ist vielleicht eine kleine Entschuldigung dieser Ungebundenheit. Die beste Entschuldigung aber ist, daß alle seine Ausschweifungen voller neuen und schönen Gedanken sind. Wann uns doch alle unordentliche Schriftsteller auf diese Art schadlos halten wollten! Die Art, wie er die Versetzungen gegen den Herrn Batteux untersucht, ist diese: Er glaubt, die Natur der Versetzungen zu erkennen, müsse

---

*) Lettre sur les Sourds et Muets, à l'usage de ceux, qui entendent et qui parlent. Addressés à Mr.***. *Versisque viarum Judiciis raptos; pedibus vestigia rectis Ne qua forent* ... Aeneid. lib. 8. 1751, in 12mo auf 200 und etlichen 40 Seiten.

1) Lettre sur les aveugles, à l'usage de ceux qui voient. London, 1749. — A. d. H.

2) Diese gründlich eingehende und freudig anerkennende Anzeige des Diderot'schen Briefes ist die erste der mannichfachen Berührungen, die zwischen Lessing und Diderot stattfinden. Mit Recht hat man es auch auf diese früheste Anregung, die Lessing von dem französischen Philosophen empfing, und nicht blos auf die das Drama betreffenden bezogen, wenn er am Ende seines Lebens, in der 1781 geschriebenen Vorrede zu der zweiten Ausgabe seiner Uebersetzung des Theaters von Diderot, Gelegenheit nimmt, seine Dankbarkeit Diderot zu bezeugen, als einem Manne, der an der Bildung seines Geschmacks so großen Antheil habe. „Denn," so sind seine Worte, „es mag mit diesem auch beschaffen sein, wie es will, so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderot's Muster und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere, aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre." S. Näheres bei Danzel, I. 472 ff. (dazu Guhrauer, II. 1. 205 u. 320). — A. d. H.

man untersuchen, wie die oratorische Sprache entstanden sei. Er schließt aus dieser Untersuchung erstlich, daß die französische Sprache voller Versetzungen sei, wenn man sie mit der thierischen Sprache und mit dem ersten Zustande der oratorischen Sprache vergleichet, in welchem sie ohne alle Regeln der Zusammenfügung gewesen ist; zweitens, daß, wann sie fast keine von den Versetzungen habe, die in den alten Sprachen so gewöhnlich sind, man es der neuen peripatetischen Weltweisheit zu danken habe, welche die Abstracta realisirt und ihnen in der Rede den vornehmsten Platz eingeräumet hat. Hiervon, glaubt er, könne man sich, auch ohne bis auf den Ursprung der oratorischen Sprache hinaufzusteigen, blos durch die Betrachtung der Sprache der Gestus überzeugen. Diese Sprache zu erkennen, schlägt er zwei Mittel vor: die Erfahrungen nämlich, die man mit einem sich stellenden Stummen machen kann, und der beständige Umgang mit einem taub und stumm Gebornen. Der Begriff eines sich stellenden Stummen bringt ihn auf den Einfall, den Menschen in so viel besondre Wesen zu theilen, als er Sinne hat. „Ich besinne mich," spricht er, „daß ich mich manchmal mit dieser Art einer metaphysischen Anatomie beschäftigt habe. Ich fand, daß unter allen Sinnen das Auge der am Wenigsten gründliche, das Ohr der stolzeste, der Geruch der wollüstigste, der Geschmack der abergläubigste und unbeständigste, das Fühlen aber der gründlichste und philosophischste Sinn waren. Es würde, sollte ich denken, eine sehr lustige Gesellschaft sein, welche aus Personen bestünde, wovon jede nur einen Sinn hätte. Ich glaube gewiß, Einer würde den Andern für einen Unsinnigen halten; man urtheile aber, mit was für Grunde. Und gleichwol ist dieses ein Bild von dem, was alle Augenblicke in der Welt geschieht; man hat nicht mehr als einen Sinn, und urtheilet gleichwol von Allem. Uebrigens kann man über diese Gesellschaft von fünf Personen, deren jede nur einen Sinn hat, eine besondere Anmerkung machen; diese nämlich, daß sie, vermöge der Kraft zu abstrahiren, alle Fünfe Geometers sein können, daß sie einander vortrefflich verstehen, aber nur in geometrischen Sachen verstehen würden." Die Fortsetzung dieser Gedanken bringt den Verfasser auf andre, die wir dem Leser ganz mittheilen müssen. „Ich besuchte," spricht er, „vor diesen sehr fleißig die Schauspiele, und ich konnte die meisten von unsern guten Stücken auswendig. Wenn ich mir einmal vorsetzte, eine Untersuchung der Gestus und Stellungen vorzunehmen, so begab ich mich auf die dritten Logen; denn je

weiter ich von den Schauspielern entfernt war, desto besser war mein Platz. Sobald als der Vorhang aufgezogen war und alle Zuschauer sich bereit machten, zuzuhören, verstopfte ich mir die Ohren mit den Fingern, zu nicht geringer Verwunderung Derjenigen, die um mich herum waren und mich, weil sie mich nicht verstunden, beinahe für einen Unsinnigen ansahen, der nur deswegen in die Komödie gekommen wäre, daß er sie nicht hören wollte. Ich ließ mich sehr wenig von ihren Urtheilen anfechten und hielt mir ungestört die Ohren fest zu, so lange das Spiel des Schauspielers mit den Reden überein kam, die ich mir ins Gedächtniß rufte. Ich hörte nur alsdann, wenn mich die Gestus irre machten oder ich wenigstens irre zu sein glaubte. Ach, mein Herr, wie wenig Schauspieler können eine solche Probe aushalten, und wie erniedrigend würde für die meisten von ihnen eine weitre Erklärung sein, in die ich mich einlassen könnte! Ich muß Ihnen aber auch nicht die neue Verwunderung verhehlen, in welche Alle um mich herum fielen, als sie sahen, daß ich bei den pathetischen Stellen Thränen vergoß und mir gleichwol die Ohren immer zuhielt. Nunmehr konnte man sich nicht länger halten, und die am Wenigsten Neugierigen wagten sich mit ihren Fragen an mich, worauf ich aber ganz kaltsinnig antwortete: Jeder höre nach seiner Art, und meine Art wäre, mir die Ohren zuzuhalten, um desto besser zu hören. Ich lachte bei mir selbst über die Reden, welche meine vielleicht nur scheinende, vielleicht wirkliche Narrheit verursachte; noch mehr aber lachte ich über die Einfalt verschiedner junger Leute, welche sich gleichfalls nach meiner Art die Ohren mit den Fingern zuhielten und ganz erstaunten, daß es ihnen nicht gelingen wollte. Sie mögen von meiner Gewohnheit denken, was Sie wollen, so bitte ich Sie, zu überlegen, daß, wenn man, von der Aussprache richtig zu urtheilen, die Rede hören muß, ohne den Schauspieler zu sehen, es ganz natürlich ist, zu glauben, daß man, von den Bewegungen und Stellungen richtig zu urtheilen, den Schauspieler sehen müsse, ohne ihn zu hören. Der Schriftsteller, welcher sich durch seinen Hinkenden Teufel, durch seinen Gilblas von Santillana und verschiedne theatralische Stücke bekannt gemacht hat, Herr le Sage, war in seinem Alter so taub geworden, daß man ihm mit aller Gewalt in die Ohren schreien mußte, wenn man von ihm wollte verstanden sein. Gleichwol wohnte er allen Vorstellungen seiner Stücke bei; er verlor kein Wort davon und sagte sogar, daß er niemals, sowohl von dem Spiele als von den

Stücken selbst, besser geurtheilet habe, als seitdem er die Schauspieler nicht mehr hören könne . . ." Hierauf kommt der Verfasser auf den Nachdruck der Gestus; er führt einige Exempel davon an, welche ihn auf die Betrachtung einer Art des Erhabnen bringen, welche er das Erhabne der Stellung nennet. Die Schwierigkeiten, welche man hat, einem taub und stumm Gebornen gewisse Begriffe beizubringen, geben ihm Gelegenheit, unter den oratorischen Zeichen die zuerst und zuletzt eingeführten zu unterscheiden. Unter die zuletzt eingeführten Zeichen rechnet er die unbestimmten Theile der Größe und besonders der Zeit. Er macht hieraus begreiflich, warum einigen Sprachen verschiedne Zeitfälle mangeln, und andere einerlei Zeitfall verschiedentlich brauchen. Diese Unvollkommenheiten geben ihm die Eintheilung an die Hand, die Sprachen überhaupt in einem dreifachen Stande, in dem Stande der Geburt, der Bildung und der Vollkommenheit zu betrachten. Bei dem Stande der Bildung zeigt er, wie der Geist durch die Regeln der Wortfügung gebunden worden, und wie unmöglich es sei, die Ordnung bei den Begriffen selbst anzubringen, welche in den griechischen und lateinischen Perioden herrscht. Hieraus schließt er erstlich, daß, die Ordnung in den Theilen der Perioden möge auch in einer alten oder neuern Sprache sein, wie sie wolle, der Geist des Schreibenden doch allezeit der didaktischen Ordnung der französischen Wortfügung folge; zweitens, daß, da diese Wortfügung die allereinfachste sei, die französische Sprache, sowol dieser als andrer Ursachen wegen, den Vorzug vor den alten Sprachen verdiene. „Die Franzosen," spricht er, „haben dadurch, daß sie alle Versetzungen verworfen haben, die Klarheit und Genauigkeit, die vornehmsten Stücke der Rede, gewonnen; Stärke und Nachdruck aber haben sie dadurch verloren. Ich füge hinzu, daß die französische Sprache wegen der didaktischen Ordnung, welcher sie unterworfen ist, zu den ernsthaften Wissenschaften weit bequemer als die griechische, lateinische, italienische und englische Sprache ist, diese aber wegen ihrer Wendungen und Versetzungen weit vortheilhafter bei den schönen Wissenschaften können angewendet werden. Wir können besser als jedes andre Volk den Geist reden lassen, und die Vernunft muß nothwendig die französische Sprache, sich auszudrücken, erwählen; Einbildung und Leidenschaften aber werden den alten Sprachen und den Sprachen unsrer Nachbarn den Vorzug geben. Französisch muß man in der Gesellschaft und in den Schulen der Weltweisen reden; griechisch, lateinisch und englisch aber auf der

Kanzel und der Bühne. Unsre Sprache wird die Sprache der Wahrheit sein, wenn sie jemals wieder auf die Erde kommen sollte; die übrigen Sprachen aber sind die Sprachen der Fabel und der Lügen. Das Französische ist gemacht zu unterrichten, zu erleuchten und zu überzeugen; das Griechische, Lateinische, Italienische, Englische aber zu überreden, zu bewegen und zu betriegen. Sprecht griechisch, lateinisch, italienisch mit dem Pöbel, französisch aber mit dem Weisen." . . Indem er die gebildete Sprache bis zu dem Stande der Vollkommenheit begleitet, stößt ihm die Harmonie auf. Er vergleicht die Harmonie der Schreibart mit der musikalischen Harmonie, und zeigt erstlich, daß die erstre in den Worten die Wirkung einer gewissen Vermischung der selbstlautenden und mitlautenden Buchstaben und des Werths der Silben sei, daß sie aber in den Perioden aus der Stellung der Worte entstehe; zweitens, daß die Harmonie der Worte und die Harmonie der Perioden eine Art von Hieroglyphik hervorbrächten, welche der Poesie besonders eigen ist. Er erklärt diese Hieroglyphik in verschiednen Stellen der größten Dichter und beweiset, daß es unmöglich sei, einen Dichter in einer andern Sprache vollkommen auszudrücken. Eine von diesen Stellen ist die, in welcher Virgil von dem tödtlich verwundeten Euryalus sagt:

„Pulchrosque per artus
It cruor; inque humeros cervix collapsa recumbit,
Purpureus veluti cum flos succisus aratro
Languescit moriens, lassove papavera collo
Demisere caput, pluvia cum forte gravantur."[1])

„Ich würde weniger erstaunt sein," sagt er, „wenn ich sähe, daß diese Verse durch das ungefähre Untereinanderwerfen der Lettern entstünden, als wenn ich sehen sollte, daß alle hieroglyphische Schönheiten derselben in eine Uebersetzung gebracht würden. Das Bild der Hervorquellung des Bluts, it cruor; das Bild des sterbenden Haupts, welches auf die Schultern fällt, cervix collapsa recumbit; das Geräusche des Pflugs, wenn er durchschneidet,

1) Aeneïs, IX. 433—437.

„Um die reizenden Glieder
Strömet das Blut, schwach sinket der wellende Hals auf die Schultern:
So wie die Purpurblume, gefaßt von der schneidenden Pflugschar,
Laß hinschmachtet und stirbt; wie der Mohn mit ermattetem Schafte
Niederbeuget das Haupt, wann schwer ihn Regen belastet." (Voß.) — A. d. H.

succisus; die tödtliche Mattigkeit des languescit moriens; die Weichlichkeit des Mohnstengels, lassove papavera collo; das demisere caput, und das gravantur, welches das Bild schließet. Demisere ist so weichlich als der Stengel der Blume; gravantur ist ebenso schwer als der Kelch, wann er mit Regen erfüllt ist. Collapsa bemerkt die Gewalt und den Fall. Eben diese Hieroglyphe befindet sich doppelt in papavera. Die zwei ersten Silben halten das Haupt des Mohns aufrecht, und die zwei letzten biegen es." Der Verfasser geht hierauf weiter und zeigt, daß auch in den allerdeutlichsten Dichtern Schwierigkeiten sind, und versichert, daß es tausendmal mehr Menschen giebt, welche fähig sind, einen Geometer zu verstehen als einen Dichter, weil man allezeit tausend Leute von Verstande gegen einen Menschen von Geschmack findet, und tausend Menschen von Geschmack gegen einen von einem ausgesuchten Geschmacke. Er bringt bei dieser Gelegenheit eine neue Erklärung der bekannten Verse des Homer's an, von welchen man gezweifelt hat, ob sie erhabner oder gottloser sind:

> *Ζεῦ πάτερ, ἀλλὰ σὺ ῥῦσαι ὑπ' ἠέρος υἷας Ἀχαιῶν,*
> *Ποίησον δ' αἴθρην, δὸς δ' ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι,*
> *Ἐν δὲ φάει καὶ ὄλεσσον, ἐπεί νύ τοι εὔαδεν οὕτως.* [1])

„Boileau," spricht er, „hat diese Zeilen übersetzt: Gott, zerstreue die Nacht, welche unsre Augen bedeckt, und streite gleich selbst wider uns, nur bei hellem Himmel.[2]) Seht da, schreit dieser Kunstrichter mit dem Rhetor Longin, die wirklichen Gesinnungen eines Kriegers! Er verlanget nicht das Leben; ein Held war dieser Niederträchtigkeit

---

1) Ilias, XVII. 645—648.

> „Vater Zeus, o errett' aus der dunkelen Nacht die Achaier!
> Schaff' uns Heitre des Tags und gieb, mit den Augen zu schauen!
> Nur im Licht verderb' uns, da Dir's nun also geliebet!" (Voß.)—A.d.H.

2) In seiner Uebersetzung der trefflichen Schrift *περὶ ὕψους* (Ueber das Erhabene) von dem als Grammatiker und Aesthetiker berühmten Dionysius Longinus (213—273 n. Chr.). Sie erschien unter dem Titel: Traité du Sublime ou du Merveilleux dans le Discours, traduit du Grec de Longin, 1674.

Boileau hat die betreffende Stelle des Longin, sie steht im 9. Capitel, mißverstanden; denn dieser sagt nur: „Weil Ajax durch die Dunkelheit verhindert war, seine Tapferkeit auf eine edle That zu richten, so bittet er, unwillig über seine Unthätigkeit, um Licht, um, wenn auch Zeus [der bis dahin den Trojanern im Kampfe Glück verliehen hatte] ihm feindlich sei, ein Grab zu finden, würdig seiner Tapferkeit." Die Erklärung, die Diderot selbst von der Homerischen Stelle giebt, ist richtig; nur war er nicht, wie es scheinen könnte, der Erste, der sie fand. — A. d. H.

nicht fähig; weil er aber keine Gelegenheit sieht, seinen Muth in der Dunkelheit sehen zu lassen, so verdrüßt es ihm, daß er nicht streiten soll; er verlangt also, daß der Tag geschwind anbreche, damit er seinem großen Herzen wenigstens ein ihm würdiges Ende herbeibringe, wenn er auch mit dem Jupiter selbst zu streiten haben sollte.

„Grand Dieu, rends nous le jour, et combats contre nous!“
La Motte.[1])

„Ei, meine Herren! werde ich dem Longin und dem Boileau antworten; hier ist gar nicht die Frage von den Gesinnungen, welche ein Krieger haben muß, auch nicht von der Rede, welche er in den Umständen, worinne Ajax war, führen muß. Homer wußte dieses ohne Zweifel ebenso gut wie Ihr. Hier kömmt es nur darauf an, daß man zwei Verse des Homer's richtig übersetze. Und wenn es nun von ohngefähr geschehen sollte, daß dasjenige nicht darinne stünde, was Ihr lobt: wie würde es denn mit Euern Lobeserhebungen und Betrachtungen stehen? Was wird man von dem Longin, dem Boileau und La Motte denken müssen, wenn sie von ohngefähr etwa gottlose Prahlereien da gefunden hätten, wo nichts als ein erhabnes und pathetisches Gebet ist? Man lese und überlese die zwei Verse des Homer's so vielmal, als man will; so wird man doch nichts als dieses darinne finden: „Vater der Götter und Menschen, Ζεῦ πάτερ, zerstreue die Nacht, welche unsre Augen bedecket, und wenn Du beschlossen hast, uns zu verderben, so verderbe uns wenigstens bei hellem Himmel!“

„Faudra-t-il sans combats terminer sa carrière?
Grand Dieu, chassés la nuit, qui nous couvre les yeux,
Et que nous périssions à la clarté des cieux.“

„Wenn diese Uebersetzung nicht das Pathetische des Homer's ausdrückt, so findet man doch wenigstens nicht den Mißverstand darinne, welchen Boileau und La Motte hineingebracht haben. Hier ist gar keine Herausfoderung des Jupiter's; man sieht nichts als einen Held, welcher bereit ist, zu sterben, wann es Jupiter so verlangt, und keine andre Gnade von ihm erbittet, als kämpfend

---

1) Houdart de La Motte ließ 1714, ohne ein Wort Griechisch zu verstehen, eine Uebersetzung der Ilias erscheinen, ein natürlich stümperhaftes Machwerk. In der Ausgabe seiner Werke von 1754 (Paris) befindet sie sich im zweiten Bande: L'Iliade poëme, imitation d'Homére. — A. d. H.

sterben zu können. *Ζεῦ πάτερ*; Jupiter! Vater! Würde ein Menippus[1]) wohl den Jupiter so anreden? . . . Diese Stelle," fähret er fort, „beweiset genugsam, daß es gar nicht nöthig ist, dem Homer Schönheiten zu leihen, und daß man oft dadurch in Gefahr kömmt, ihm diejenigen zu nehmen, welche er wirklich hat. Man mag ein noch so großes Genie sein, so wird man dasjenige doch nimmermehr besser sagen, was Homer gut gesagt hat. Laßt uns ihn erst verstehn lernen, ehe wir ihn verschönern wollen! Er ist aber von den poetischen Hieroglyphen, von welchen ich vorher geredet habe, so voll, daß man sich nicht einmal, wenn man ihn auch zum zehnten Male lieset, schmeicheln darf, Alles gesehn zu haben." . . . Der Verfasser merkt hierauf an, daß jede Kunst der Nachahmung ihre Hieroglyphen habe, und daß es zu wünschen sei, wenn ein kundiger und zärtlicher Schriftsteller ihre Vergleichung unternehmen wollte. Hier giebt er dem Hrn. Batteux zu verstehen, daß man von ihm diese Arbeit erwartet, und daß Diejenigen, welche seine Einschränkung der schönen Künste auf die Nachahmung der schönen Natur gelesen hätten, berechtiget zu sein glaubten, von ihm eine genaue Erklärung, was denn die schöne Natur sei, zu verlangen. Ohne diese würde seinem Werke der Grund und ohne jene die Anwendung fehlen. In Erwartung wagt er von der ersten Arbeit selbst eine Probe, wozu er die vortreffliche Stelle des Virgil's gewählt hat.

„Illa graves oculos conata attollere, rursus
Deficit. Infixum stridet sub pectore vulnus.
Ter sese attollens cubitoque annexa levavit;
Ter revoluta toro est, oculisque errantibus alto
Quaesivit coelo lucem, ingemuitque reperta."[2])

Die Tonkünstler und Maler mögen es beurtheilen, ob er in ihren Künsten den poetischen Hieroglyphen gleichgeltende angegeben

---

1) Menippus, griechischer Philosoph und Satiriker, dessen Name den Franzosen sehr geläufig durch die nach ihm benannte politische Satire Ménippée aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. — A. d. H.

2) Aeneïs, IV. 688—692.

„Jene versucht zu heben das starrende Auge, doch kraftlos
Sinket es; tiefgebohrt gischt unter der Brust ihr die Wunde.
Dreimal hebt sie empor auf stützendem Arme sich; dreimal
Rollt sie aufs Lager zurück; und hoch mit irrenden Augen
Sucht sie das Licht am Himmel und seufzt des gefundenen Lichtes." (Voß.)

(Annexa ist ein von Diderot herübergenommenes Versehen für annixa.)—A.d.H.

hat ... Zum Schlusse kömmt er auf die französische Sprache wieder zurück; er ertheilt ihr noch einmal den Vorzug vor allen Sprachen in den nützlichen Sachen und spricht ihr auch in dem Angenehmen ihre Stärke nicht ab, wann sie in den Händen eines Meisters ist. „Ein Werk," schließt er, „welches von dem Genie unterstützt wird, fällt nie, es mag in einer Sprache geschrieben sein, in welcher es will."

Wir haben uns bei diesem kleinen Werke ein Wenig lange aufgehalten, und gleichwol haben wir nichts als einige Blumen daraus aussuchen können. Wir hoffen aber, daß sie dem Leser angenehmer sein werden als ein halb Dutzend Büchertitel, mit einem nichts beurtheilenden Urtheile verlängert, das voller kindischen Ausrufungen, lächerlichen Anspielungen und unnöthigen Versicherungen ist, wie werth uns der allerwertheste Herr Verfasser sei.

Ein kurzsichtiger Dogmaticus, welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrthümer aus dem angeführten Schreiben des Herrn Diderot herauszuklauben wissen. Unser Verfasser ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als sie zu zerstreuen. Ueberall, wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verliert sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

„In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit;"
v. Kleist.

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch, ein solcher Weltweise wagt es, Meinungen zu bestreiten, die wir geheiliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft ebenso wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr Diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen. Wenn man einer Art von Schriftstellern das Handwerk legen will, so sei es diejenige, welche uns das Laster angenehm macht. Dem witzigen Wollüstler nehme man die Feder, welcher sich nicht scheuet, die Mädchenschulen, unglücklich genug, zu vernehmen.

Dieser Gedanke könnte eine Art des Ueberganges zu folgendem Buche sein, wann wir in einem Blatte, wie das gegenwärtige

ist, die Uebergänge nöthig hätten. Der Herr De la Mettrie,[1]) ein Name, bei dem man Vielerlei denken kann, hat die Welt mit einer neuen Geburt seines Witzes beschenkt, welche die Aufschrift führet: Die Kunst zu genießen.*) Er hätte sich noch kürzer, obgleich ein Wenig dunkler fassen können, wann er sie die Porneutik überschrieben hätte. Wem die geheimste Bedeutung des französischen Worts genießen unbekannt ist, dem wird der Vers aus dem Lucrez zu Statten kommen, welcher mehr als ein ganz artigs Bild anstatt der Titelvignette enthält.

„Et quibus ipsa modis tractetur blanda voluptas.“ [2])

Der züchtigste Begriff, den wir davon machen können, ist, wenn wir sagen, daß der Verfasser darinne die Wollust in ihren verschiedenen, und zwar den ausgesuchtesten Stellungen malt. Die Züge zeigen von keiner Meisterhand; die Colorite ist blendend, und die Farben sind mehr unter einander gekleckt als vertrieben. „Vergnügen,“ hebt er an, „höchster Beherrscher der Götter und Menschen, vor welchem Alles, auch sogar die Vernunft verschwindet; Du weißt, wie tief mein Herz Dich anbetet, Du weißt alle die Opfer, die es Dir gebracht hat. Ich weiß nicht, ob ich an den Lobsprüchen, die ich Dir gebe, werde Theil haben; ich würde mich aber für Deiner unwerth halten, wenn ich nicht aufmerksam wäre, mich Deiner Gegenwart zu versichern und mir selbst von allen Deinen Wohlthaten Rechnung abzulegen. Die Dankbarkeit würde ein allzu schwacher Zoll sein; ich füge also die Untersuchung meiner süßesten Empfindungen hinzu.“ In diesem Tone fährt er einige Seiten fort, bis er endlich auf der elften ausruft: „O Natur! o Liebe! werde ich auch in das Lob Eurer Reize alle die Entzückungen bringen können, mit welchen ich Eure Wohlthaten schmecke!“ Sollte man nicht glauben, daß nach einer solchen Ausrufung ein Franzose, das ist ein geborner witziger Kopf, wie man behauptet, sich ganz besonders anstrengen würde? Wahrhaftig, es ist auch geschehen. Und wie? Er hat einen Deutschen ausgeschrieben. Die Ode des Hrn. von Haller's an Doris ist es, welcher dieses Glück widerfahren ist. Wir müssen die ganze

---

*) L'Art de jouir. *Et quibus ipsa modis tractetur blanda voluptas. Lucr.* à Cythère. 1751. in 8. auf 8½ Bogen.

1) La Mettrie, geb. 1709, gehört, wie d'Argens (s. S. 41), zu den französischen Literaten, die Friedrich der Große um sich versammelte. Er war sein Vorleser. Seine Schriften, wie L'homme machine, L'homme plante, Vénus metaphysique, predigen den schamlosesten Materialismus. Er starb 1751 zu Berlin. — A. d. H.

2) Lucret. de rerum natura, IV. 1259: „Auch gleichgiltig ist nicht die Art und Weise, mit der man Treibel der Liebe Geschäft.“ (v. Knebel.)

Stelle einrücken, damit unsere Leser nicht glauben, wir scherzten. „Komm, Phyllis," spricht der französische Haller, „laß uns in das kühle Thal herabsteigen! Alles schläft in der Natur, wir allein sind wache. Komm unter jene Bäume, wo man nichts als das sanfte Geräusche ihrer Blätter höret. Der verliebte Zephyr ist es, welcher sie belebt. Siehe, wie sie sich gegen einander bewegen und Dir das Zeichen geben, ihnen nachzuahmen." Wie unglücklich hat sich der Herr De la Mettrie seinen Raub zu Nutze gemacht. Man vergleiche!

„Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den stillen Grund besuchen,
Wo nichts sich regt, als ich und Du.
Nur noch der Hauch verliebter Weste
Belebt das schwanke Laub der Aeste
Und winket Dir liebkosend zu."

„Sprich, Phyllis, fühlst Du nicht eine süße Bewegung, eine angenehme Wehmuth, welche Dir unbekannt ist? Ja, ich sehe den glücklichen Eindruck, welchen dieser geheimnißvolle Ort auf Dich gemacht hat. Das Feuer Deiner Augen wird gelinder; Dein Blut rollt mit mehrerer Geschwindigkeit; es schwellt Deinen schönen Busen, es belebt Dein unschuldiges Herz."

„Sprich, Doris, fühlst Du nicht im Herzen
Die zarte Regung sanfter Schmerzen,
Die süßer sind als alle Lust?
Strahlt nicht Dein holder Blick gelinder?
Rollt nicht Dein Blut sich selbst geschwinder
Und schwellt die unschuldsvolle Brust?"

„Wie ist mir! Was für neue Empfindungen! sprichst Du . . . Komm, Phyllis, ich will sie Dir erklären."

„Ich weiß, daß sich Dein Herz befraget,
Und ein Gedank' zum andern saget:
Wie wird mir doch? Was fühle ich" 2c.

„Deine Tugend erwacht; sie fürchtet überrascht zu werden, und ist es schon. Die Scham scheint Deine Unruhe mit Deinen Reizen zu vermehren. Dein Ruhm verwirft die Liebe, aber Dein Herz verwirft sie nicht."

„Du staunst. Es regt sich Deine Tugend,
Die holde Farbe keuscher Jugend

Deckt Dein verschämtes Angesicht;
Dein Blut wallt von vermischtem Triebe,
Der strenge Ruhm verwirft die Liebe,
Allein Dein Herz verwirft sie nicht."

„Umsonst widersetzest Du Dich; Jeder muß seinem Geschicke folgen; dem Deinigen hat nichts, glücklich zu sein, gefehlt, als die Liebe. Du wirst Dich nicht eines Glücks berauben, welches sich verdoppelt, indem man es theilt. Du wirst die Schlingen nicht vermeiden, welche Du der ganzen Welt legst: wer zweifelt, der hat sich schon entschlossen."

„Mein Kind, erheitre Deine Blicke,
Ergieb Dich nur in Dein Geschicke,
Dem nur die Liebe noch gefehlt.
Was willst Du Dir Dein Glück mißgönnen?
Du wirst Dich doch nicht retten können;
Wer zweifelt, der hat schon gewählt."

„O könntest Du nur den Schatten von dem Vergnügen empfinden, welches zwei Herzen schmecken, die sich einander ergeben; Du würdest von dem Jupiter alle die verdrüßlichen Augenblicke, alle die leeren Stellen Deines Lebens, die Du ohne Liebe zugebracht hast, zurückfordern."

„O könnte Dich ein Schatten rühren
Der Wollust, die zwei Herzen spüren,
Die sich einander zugedacht,
Du fordertest von dem Geschicke
Die langen Stunden selbst zurücke,
Die Dein Herz müßig zugebracht."

„Wann sich eine Schöne ergeben hat; wann sie nur für Den noch lebt, welcher für sie lebt; wann ihre Weigerungen nichts mehr als ein nothwendiges Spiel sind; wann die Zärtlichkeit, welche sie begleitet, die verliebten Räubereien recht spricht und nichts als eine sanfte Gewalt fordert; wann zwei schöne Augen, deren Bestürzung die Reize vermehret, heimlich verlangen, was der Mund ausschlägt; wann die geprüfte Liebe des Liebhabers von der Tugend selbst mit Myrten gekrönet wird; wann die Vernunft keine andre Sprache führt als die Sprache des Herzens; wann . . die Ausdrücke fehlen mir, Phyllis; Alles, was ich Dir sage, ist nichts als ein leichter Traum von diesem Vergnügen. Auge-

nehme Wehmuth! süße Entzückung! Umsonst wagt der Witz, Euch auszudrücken; das Herz selbst kann Euch kaum begreifen."

„Wann eine Schöne sich ergeben,
Für Den, der für sie lebt, zu leben,
Und ihr Verweigern wird zum Scherz;
Wann nach erkannter Treu' des Hirten
Die Tugend selbst ihn kränzt mit Myrten,
Und die Vernunft redt wie das Herz;
Wann zärtlich Wehren, holdes Zwingen,
Verliebter Diebstahl, reizend Ringen
Mit Wollust Beider Herz berauscht,
Wann der verwirrte Blick der Schönen,
Ihr schwimmend Aug' voll seichter Thränen,
Was sie verweigert, heimlich heischt."

„Du seufzest, Du fühlest die süße Annäherung des Vergnügens! Liebe, wie anbetenswürdig bist Du! Wann Dein Bild Begierden erweckt, was wirst Du nicht selbst thun?"

„Du seufzest, Doris! wirst Du blöde?
O selig! flößte meine Rede
Dir den Geschmack des Liebens ein!
Wie angenehm ist doch die Liebe!
Erregt ihr Bild schon zarte Triebe,
Was wird das Urbild selber sein!"

„Genieße, Phyllis, genieße Deiner Reize: nur schöne für sich sein heißt schöne zur Qual der Menschen sein."

„Mein Kind, genieße Deines Lebens,
Sei nicht so schön für Dich vergebens,
Sei nicht so schön für uns zur Qual!"

„Fürchte weder die Liebe noch den Geliebten! Du bist einmal Meisterin von meinem Herze, Du wirst es ewig bleiben. Die Tugend erhält leicht Diejenigen, welche die Schönheit besiegt hat."

„Zudem, was hast Du zu befahren?
Laß Andre nur ein Herz bewahren,
Das, wer's besessen, gleich verläßt.
Du bleibst der Seelen ewig Meister;
Die Schönheit fesselt Dir die Geister,
Und Deine Tugend hält sie fest."

Wir müssen noch einige Strophen weglassen, welche er ebenso getreulich untreu abgeschrieben hat. Ich weiß nicht, was Der für eine Stirne haben muß, welcher sich fremde Gedanken auf eine so unerlaubte Art zueignet? Was für eine Beleidigung gegen einen tugendhaften Dichter, seine unschuldigen Empfindungen unter Priapeische Ausrufungen vermengt zu sehen! Es ist das zweite Unrecht, welches dem Herrn von Haller durch den Herrn De la Mettrie geschieht. Doch vielleicht ist dieses nur eine Folge von dem ersten. Da er in der Zueignungsschrift seines Werks, Der Mensch eine Maschine, sich die Gedichte dieses Mannes gelesen zu haben rühmte, so hat er vielleicht jetzo dadurch, daß er sie ausgeschrieben, beweisen wollen, daß er sie wirklich gelesen habe, woran man damals zweifeln konnte, weil die französische Uebersetzung noch nicht heraus war.[1] Doch er glaubt wohl gar sein Original verschönert und uns eine Probe gegeben zu haben, wie sehr ein deutsches Gedichte umgeschmolzen werden müsse, wenn es im Französischen nur erträglich sein solle? So gut es auch wäre, wann die witzigen Schriften der Deutschen bei den Franzosen bekannter würden, so wenig wollten wir wünschen, daß es durch diesen Weg geschehen möge. Sie würden offenbar mehr dabei verlieren als gewinnen.

---

1) Haller's Versuch schweizerischer Gedichte, 1. Ausg. Bern 1732, wurde mehrfach ins Französische übersetzt, zuerst von V. B. von Tzscharner, Landvogt zu Aubonne: Les poésies choisies de Mr. Haller, trad. en prose. Zurich 1750. — A. d. H.

Monat Julius 1751.

Die Liebe macht edel. Eine Geschichte.[1])

Daß die Liebe eine gefährliche Leidenschaft sei, ist eine Wahrheit, welche durch tausend Exempel bestätigt zu sein scheinet. Man höre nur die geschwornen Menschenfeinde, welche sich eine Ehre daraus machen, Empfindungen zu verlästern, die sie niemals gefühlt haben; es ist die Liebe, welcher sie alle Unordnungen zuschreiben, über die sie ewige Klagen auszuschütten sich zum Gesetze gemacht haben. Ich unterstehe mich, ihr Vorurtheil zu bestreiten. Die Liebe, wenn ich mich so ausdrücken darf, nimmt die Farbe der Seele an, welche sie besitzt. Selten macht sie aus einem ehrlichen Mann einen Schelm, oft genug aber aus einem Schelm einen ehrlichen Mann. Die Begierde zu gefallen läßt uns gemeiniglich die Neigungen, den Geschmack, die Denkungsart des geliebten Gegenstandes annehmen; besonders wann sie der natürlichen Rechtschaffenheit nicht entgegen sind, welche jeder Mensch in dem Innersten seines Herzens eingegraben trägt. Zwar kann ein Ehrliebender durch den betrüglichen Schein hintergangen werden, er kann sein Herz einem verachtungswürdigen Gegenstande überlassen; doch der Betrug dauert nicht, und sobald ihm eine genaue Untersuchung in seiner Geliebten wesentliche Fehler entdeckt, steht er nicht einen Augenblick an, sich von seiner Liebe zu heilen. Ich weiß, daß diese Regel einige Ausnahme leidet, und daß eine übel angebrachte Neigung oft die Tugend, die die gegründeste zu sein schien, verführet hat. Ich behaupte aber, daß diese Tugend sehr schwach gewesen ist, und allenfalls, daß diese Ausnahmen die Wahrheit nicht umstoßen, welche ich vortrage. Folgendes Beispiel wird sie am Besten beweisen.

1) Vergl. die Vorbem. S. 17. u. 18.

Ein reicher Kaufmann in Paris hatte eine einzige Tochter, Marianne. Sie war ein vollkommnes Frauenzimmer. Sie war überdies Erbin; konnte es ihr an Anbetern fehlen? Ihr Vater, Dupuis, hatte für seine Tochter eine unumschränkte Zärtlichkeit. Er überließ ihr die Wahl eines Gemahls und versprach ihr, ohne Ausnahme den für seinen Eidam anzunehmen, auf welchen sie fallen würde. Marianne war von einer alten Mamsell erzogen worden, welche kein ander Vermögen als ihren Adel besaß, von welchem sie so eingenommen war, daß sie sich ohnmöglich einbilden konnte, daß ein gemeiner Mann edel denken und handeln könne. Diese Gesinnung theilte sie ihrer Untergebnen mit, und Marianne faßte den festen Entschluß, ewig Jungfer zu bleiben, oder diesen Namen nur einem Edelmanne aufzuopfern, sollte es auch der ärmste Cadet sein, der in ganz Gascognen zu finden wäre. Sie hatte schon verschiedne ansehnliche Partien ausgeschlagen, als sie von ohngefähr einen gewissen Menschen in Bedienungen, dessen Vermögen unermeßlich war, kennen lernte. Er mag Disenteuil heißen. Sein Vater hatte, als er sein Dorf verließ, die Liverei getragen und war von Stufe zu Stufe bis zur Stelle eines Oberpachters gestiegen. Es war ihm gelungen, seinem Sohne das äußerliche Ansehen eines ehrlichen Mannes zu geben; die Gesinnungen eines ehrlichen Mannes aber konnte er ihm nicht beibringen, und er hatte sie selbst nicht. Disenteuil war durch den Tod seines Vaters sein eigner Herr geworden, und kaum hatte er Mariannen gesehen, als er sie zu seiner Frauen zu machen beschloß. Nach den Grundsätzen, welche sie hatte, mußte ihr diese Heirath am Wenigsten anstehen. Sie war überzeugt, daß man ohne Nachtheil der Ehrlichkeit nicht auf einmal reich werden kann, und erklärte also ihrem neuen Liebhaber rund heraus, daß sie nimmermehr die Ehre seiner Verbindung annehmen würde. Disenteuil war durch diese abschlägliche Antwort erbittert. Er suchte die Ursache davon, er fand sie, und nahm sich vor, Mariannen an ihrer empfindlichsten Seite zu strafen. Er hatte an der Thüre seines Palasts einen wohlgewachsnen Burschen bemerkt, welcher, so sehr ihn auch der Schweiß verstellt hatte, ungemein wohl aussahe. Diesen wollte er zu dem Werkzeuge seiner Rache machen. Er nahte sich ihm und fragte ihn dieses und jenes. Robillard, so hieß dieser Bursche, hatte Verstand, und Disenteuil freute sich zum Voraus über seine Wahl. Er versprach ihm, sein Glücke zu machen, wann er ihm einen unumschränkten Gehorsam schwören wollte.

Robillard that es und erhielt etwas Geld, sich zu kleiden, mit dem Befehle, des Tages drauf sich an einem gewissen Orte einzufinden. Er fand sich ein, und kaum erkannte ihn Disenteuil unter seinem neuen Aufzuge. Er ließ ihn nach Rouen abreisen, wo er ihn einem seiner Freunde empfahl und ihm ein halbes Jahr alle Meister hielt, welche sein Aeußerliches auszubilden fähig sein konnten. Er legte sich besonders auf das Italienische, welches er sprechen lernte. Der Freund schrieb an den Disenteuil, daß er vollkommen wohl mit dem jungen Menschen zufrieden wäre, den er ihm empfohlen hätte. Disenteuil reiste sogleich ab und überzeugt sich mit eignen Augen, daß sein Schauspieler die bestimmte Rolle zu spielen im Stande sei. Er erklärte ihm nunmehr, daß er sich durch ihn an der hochmüthigen Marianne zu rächen Willens wäre, und Robillard ließ sich ohne viel Bedenken in sein Unternehmen ziehen; doch mußt' er ihm vorher versprechen, alle Angelegenheiten, so daraus erfolgen könnten, über sich zu nehmen. Er reiste hierauf mit seinem Patrone fort, welcher ihn in verschiednen guten Häusern als einen jungen Italiener, den man ihm empfohlen habe, vorstellte. Robillard spielte seine neue Person vortrefflich; er machte hier und da Bekanntschaften und kam auch zu dem Herrn Dupuis, unter dem Vorwande, Verschiednes bei ihm zu kaufen. Weil er baar bezahlte und ohne viel zu handeln, so ward er gar bald ein Freund des Hauses. Er sahe Mariannen und empfand für sie, was man Geschmacke, Begierde nennen sollte, und was man ganz unrecht Liebe nennt. Er schlug verschiedne Ergötzungen vor, und seine Vorschläge wurden angenommen, bis es nach und nach so weit kam, daß er dem Herrn Dupuis frei erklärte, er sei von den Eigenschaften der schönen Marianne bezaubert und würde die Ehre, sein Schwiegersohn zu werden, für das größte Glück ansehen, welches ihm begegnen könnte. Dupuis bezeigte ihm seine Erkenntlichkeit und bat sich Zeit aus, seine Tochter dazu vorzubereiten. Robillard begriff leichte die Ursache dieses Aufschubs und kam dem Kaufmanne auf die Art zuvor, wie man sie ihm unter den Fuß gegeben hatte. „Es würde sehr ungerecht sein," sagte er, „wann ich verlangte, daß Sie mir wegen meines Vermögens und meiner Geburt auf mein Wort glauben sollten. Die Welt ist voller Herumschweifer, welche Abenteuer suchen, und so groß mein Verlangen auch ist, mich als der Gemahl der reizenden Marianne zu sehen, so verlange ich doch ihre Hand nicht eher, als bis Sie meinetwegen alle Er=

kundigungen, welche Ihnen Ihre Klugheit an die Hand giebt, werden eingezogen haben.“ Hier nennte Robillard dem Herrn Dupuis einen reichen Wechsler, an welchen er gewiesen sei, und der ihm nur noch vor drei Monaten beträchtliche Summen ausgezahlt habe. Mit diesem Wechsler hatte es seine Richtigkeit. Disenteuil wußte nämlich, daß er die Familie kenne, deren Namen er den Robillard hatte annehmen lassen, und ließ ihm also von dem Orte, wo diese Familie war, Wechselbriefe und Gelder übermachen; so daß der Wechsler nicht im Geringsten anstand, dem Herrn Dupuis zu bekräftigen, daß er für seine Tochter keine bessre Wahl treffen könnte. Es kam also auf nichts weiter als auf die Einwilligung der Marianne an. Der vorgegebene Marquis gefiel ihr, sie wollte aber seinen Charakter kennen lernen und glaubte nicht, daß man sich auf den ersten Anblick verlassen müsse, wenn man eine Verbindung eingehen wollte, wovon das Glück oder Unglück des ganzen Lebens abhange. Sie ließ also dem Robillard zu verstehen geben, daß es ihr angenehm sein würde, wenn man die Heirath noch einige Zeit verschöbe, und weil sie in der Untersuchung, welche sie anzustellen sich vornahm, nicht zerstreuet werden wollte, so schlug sie ihm vor, sie auf das Landgut zu begleiten, wohin sich ihr Vater alle Jahre einmal begab. Disenteuil, welcher bei dem Worte Aufschub gezittert hatte, faßte wieder neuen Muth, als er hörte, daß es auf das Land gehen sollte. Indem hier nun Marianne bemüht war, den Charakter des Robillard zu erkennen, entdeckte sie ihm alle Schönheiten des ihrigen, und endlich fing dieser Mensch, bei welchem bisher die Gewissensbisse sehr schwach gewesen waren, an, sein Unternehmen als eine Handlung anzusehen, welche die größten Züchtigungen verdiene. Die Liebe entdeckte ihm, was er der Redlichkeit und der Ehre schuldig sei; und so wie diese Liebe alle Augenblicke zunahm, so wurden auch seine Gewissensbisse stärker und stärker. Er bestritt sie eine Zeit lang, weil er nicht ohne Entsetzen den Zustand überlegen konnte, in welchen er sich dadurch stürzen müßte. Alles verschwand vor ihm in dem Augenblick, da er die Larve ablegen würde. Nichts blieb ihm übrig als seine Liebe, welche sein ganzes Leben zu beunruhigen drohte, gesetzt, daß er auch in einen andern Stand gelangen möchte, als derjenige war, aus welchem ihn Disenteuil gerissen hatte. Doch zuletzt blieb die Tugend die stärkste. Marianne erklärte ihrem Vater, daß sie bereit wäre, dem Marquis die Hand zu geben, und sie wollte ihm selbst sein Glück ankün-

digen. Eine Traurigkeit, welche Robillard vergebens zu verbergen bemüht war, und welche sie für eine Wirkung seiner Liebe hielt, hatte sie zu seinem Vortheile schlüssig gemacht, da sie ohnedem mit Allem, was sie an seinem Charakter beobachtet hatte, vollkommen zufrieden war. Wie groß aber war ihre Bestürzung, als sie ihren Liebhaber in keine von den Entzückungen gerathen sahe, die sie erwartet hatte. Der lebhafteste Schmerz verrieth sich in dem Gesichte des Robillard's, und die Thränen entronnen ihm wider seinen Willen. Nachdem er eine lange Zeit in einem tiefen Nachdenken wie vergraben gewesen war, erhob er sich, küßte Mariannen die Hand, ohne daß er sich getraute, sie anzusehen, und machte sich aus dem Zimmer. Marianne wußte nicht, wem sie eine so wunderliche Aufführung zuschreiben sollte; sie ließ ihren Vater rufen, und indem sie ihm noch das, was vorgefallen war, erzählte, so kam ein Bedienter und meldete, der Marquis sei zu Pferde gestiegen und habe hinterlassen, daß man gegen Abend Nachricht von ihm haben sollte. Dupuis und seine Tochter erwarteten sie mit der größten Ungeduld. Gegen sieben Uhr kam auch in der That ein Mann mit einem Packte und einem Briefe. Der Brief war an Mariannen gerichtet, und dieses Inhalts:

„Mademoisell,

„Es wird mir theuer zu stehen kommen, Ihnen alle die Verbrechen zu entdecken, deren ich mich gegen Sie schuldig gemacht habe; doch was vermag nicht bei mir die Furcht, Sie ins Unglück zu stürzen? Diese Furcht ist es, welche mich abhält, den verhaßten Vorsatz Ihrer Verführung zu Stande zu bringen, und mich schlüssig macht, lieber in das Nichts wieder zurückzufallen, woraus man mich gezogen hat, als ein Glück zu genießen, welches ich nicht anders als durch Ihre Entehrung besitzen könnte. Ich bin in der Classe der allerverächtlichsten Menschen geboren; und Sie wegen der abschläglichen Antwort zu strafen, hatte man mich zu Ihrem Gemahl zu machen beschlossen. Zehntausend Livres, welche bei einem Wechsler in London niedergelegt worden sind, waren der Preis meiner Schandthat. Ich kannte die Abscheulichkeit derselben noch nicht, als ich mich dazu überreden ließ; die Liebe aber, welche sie mir eingeflößt hat, hat mir die Augen eröffnet. Ihr bin ich die Empfindungen der Ehre schuldig, nach welchen ich künftig meine Aufführung einzurichten entschlossen bin; Empfindungen, welche ich so lange behalten und

schätzen werde als meine Liebe. Verzeihen Sie mir dieses Wort, Mademoisell; es muß Sie beleidigen, denn Sie waren nicht gemacht, sie Menschen von meinem Stande beizubringen. Doch Sie denken allzu edel, als daß Sie Sich über die Wirkung Ihrer Reize, welche mich gänzlich verwandelt haben, erzürnen sollten. Meine Tugend werde ich Niemanden als Ihnen schuldig sein. Wie glücklich, wann Sie meine Reue dahin bringt, daß Sie ohne Abscheu an mich denken können! Wann Sie diesen Brief erhalten, werde ich schon aus Paris sein, welches ich auf ewig verlasse. Die Kriegsdienste eröffnen mir eine rühmliche Zuflucht, und ich hoffe, durch Vergießung meines Bluts für das Vaterland bald das Verbrechen auszusöhnen, dessen ich mich gegen Sie schuldig gemacht habe. Ich habe lange Zeit bei mir angestanden, ob ich Ihnen den Namen Desjenigen entdecken soll, welcher mich zu dieser Niederträchtigkeit verführet hat; zuletzt aber fand ich, daß ich Sie nothwendig in den Stand setzen müsse, künftig seine Verfolgung vermeiden zu können. Lassen Sie also, wenn es Ihnen gefällig ist, dem Herrn Disenteuil die Kleider, die Edelsteine und das Geld, welches ich hier zurückschicke, wieder zustellen: ich mag nichts behalten, worüber ich erröthen müßte."

Es ist unmöglich, die Bestürzung auszudrücken, in welche Herr Dupuis und seine Tochter bei Lesung dieses Briefes geriethen. Der Unwille war die erste Empfindung, welche sich ihnen lebhaft fühlen ließ. Ein solches Abenteuer, wenn es bekannt würde, war fähig, Mariannen nicht wenig Nachtheil zu verursachen; und gesetzt auch, daß es verborgen blieb, was würde die Welt von der Verschwindung des Marquis denken, dessen Bemühungen um Mariannen so öffentlich gewesen waren? Mit diesen Gedanken brachte der Vater die ganze Nacht zu, und da er sich nicht entschließen konnte, die Spöttereien auszuhalten, welche ihm seine Leichtgläubigkeit von allen Seiten zuziehen würde, so nahm er sich vor, Paris zugleich zu verlassen, da er ohnedem Geld genug besaß, die Handlung aufgeben zu können. Er entdeckte Mariannen seinen Entschluß und bat sie, ihm ihre Meinung zu sagen. Marianne hatte die Nacht ebenso unruhig zugebracht als ihr Vater. Mitten in ihrem Zorne gegen den Robillard hatte sie eingesehen, wie viel ihr dieser Mensch aufopferte, und sie konnte sich nicht enthalten, die Größe seiner Seele zu bewundern, welche ihn, seinem Glücke und seiner Liebe zu entsagen, getrieben hatte. „Was suchte ich denn in Einem von Adel?" fragte sie sich selbst. „Eine große und tugendhafte Seele.

Doch ich irrte mich; das Edle der Gesinnungen kann mit dem Niedrigen der Geburt ganz wohl bestehen. Robillard ist der Beweis davon. Warum sollte ich mich schämen, das Unrecht, welches ihm das Glück erzeigt hat, gut zu machen? Warum sollte ich zugeben, daß er das Opfer seiner Redlichkeit würde?" Zu diesen Empfindungen gesellte sich noch ein lebhaftes Verlangen, den Oisenteuil zu beschämen. Konnte sie ihn mehr erniedrigen, als wenn sie ihm diesen Robillard vorzöge, welchen er als den Verächtlichsten unter allen Menschen ansahe? Sie entschloß sich also dazu, vorausgesetzt, daß ihr Vater gütig genug wäre, ihr seine Einwilligung nicht zu versagen. Der gute Mann machte anfangs Schwierigkeiten, aus Furcht, was die Welt von einer solchen Heirath sagen würde. Doch seine Tochter zeigte ihm klar, daß sie lange nicht so viel sagen könnte, wenn sie diese Heirath vollzögen, als wenn sie sie nicht vollzögen. Robillard hatte frei mit ihr gelebt, zwar vor den Augen des Vaters, doch die Bosheit des Oisenteuil würde diesen Umgang gewiß auf der nachtheiligsten Seite vorstellen. Er würde sich ein unmenschlich Vergnügen daraus machen, einem Jeden, der ihn anhören wollte, Histörchen davon in das Ohr zu erzählen, und ihre Abwesenheit würde Allem, was er sagte, einen Schein der Wahrheit geben. Herr Dupuis war nicht sowol von den Gründen seiner Tochter überführt, als von der Liebe gerührt, die sie, wie er glaubte, gegen den Robillard hegte, welchen er selbst als seinen Sohn geliebt hatte. Er versprach also der Marianne, ihr in allen Stücken freie Gewalt zu lassen, wann sie den Aufenthalt ihres Geliebten entdecken könnte. Dieses schien schwer zu sein. Der Brief hatte keine Unterschrift, und der Ort war nirgends genennt, nach welchem er sich von Paris begeben wollte. Marianne fragte den Bedienten, ob der Mann, welcher den Packt gebracht, nichts gesagt hätte, was den Aufenthalt des Robillard's verrathen könnte. Man antwortete ihr, nein; ein anderer Bedienter aber kannte diesen Mann, zu welchem sich Marianne bringen ließ und von ihm erfuhr, daß Derjenige, nach welchem sie fragte, unter dem Regimente des Grafen von D** Dienste genommen habe. Herr Dupuis kannte diesen Grafen, und er begab sich sogleich mit seiner Tochter zu ihm, die Entlassung dieses neuen Soldaten von ihm zu erbitten. Der Capitän willigte in Ansehung seines Obersten ganz gerne darein, und Robillard, welcher schon in Thionville war, bekam Befehl, mit einem Sergenten wieder nach Paris zu kommen. Der Oberste wußte noch

nicht, welchen Antheil Marianne an diesem jungen Menschen nahm, als er ihm einen Brief von seinem Hauptmann überbrachte. Sein gutes Ansehen gefiel ihm ungemein, und nach verschiednen andern Fragen that er auch diese an ihn, ob er den Herrn Dupuis kenne. Bei diesem so werthen Namen ward Robillard auf einmal niedergeschlagen und glaubte, daß nunmehr sein Verderben unvermeidlich sei. „Die anbetenswürdige Marianne," sagte er zu dem Grafen, „will meinen Tod; sie wird ihn aber blos einige Tage beschleunigen. Der Schmerz, sie betrogen zu haben, konnte mir nicht anders als tödtlich sein. Ich würde zwar seine Wirkung nicht erwartet haben, und mein Wille war, mich in alle Gefahren zu stürzen, um ihr das Opfer je eher je lieber zu bringen." Diese Rede war für den Obersten ein Räthsel; Robillard aber gab ihm den Schlüssel dazu, und dieser Herr, welcher von der Reue und von den Verdiensten dieses jungen Menschen gerühret war, fürchtete selbst, Marianne möchte in der That die Absicht haben, sich zu rächen, und bot ihm Geld an, sich in fremde Länder zu begeben, um ihrem Hasse zu entgehen. Robillard dankte ihm auf das Lebhafteste, sein Anerbieten aber schlug er aus. „Ich bin strafbar," sagte er, „und ich werde vergnügt sterben, wenn Marianne ihren Zorn, den ich verdienet, in meinem Blute stillen kann." Er wollte sogleich hingehen, sich zu ihren Füßen zu werfen; der Oberste aber setzte sich dawider und schickte hin, den Herrn Dupuis und seine Tochter zu sich bitten zu lassen. Sobald er Mariannen sahe, welche ihn mit vieler Hitze fragte, ob er keine Nachricht von Robillarden hätte, nahm er sie bei der Hand und sahe sie steif an. „Wem soll ich," sagte er, „Ihre Hitze Schuld geben? So viel Lebhaftigkeit verräth entweder viel Haß oder viel Liebe; sagen Sie mir, von welcher dieser beiden Leidenschaften Sie getrieben werden!" „Von Liebe," antwortete Marianne, und erröthete „doch ich weiß nicht," fuhr sie fort, „warum ich roth werde, da Robillard, sobald er anlangt, mein Gemahl werden soll." Sie war Willens, dem Obersten die ganze Geschichte zu erzählen, als er sie umfaßte und sagte: „Liebenswürdige Marianne, ich beneide das Glück Ihres Geliebten, ich glaube aber, daß er es verdient; Ihre Empfindungen machen Sie in meinen Augen weit reizender als Ihre Schönheit, welche ich bis jetzo bewundert habe." Sogleich ließ der Graf Robillarden rufen, welcher über die Gegenwart des Herrn Dupuis und seiner Tochter erstaunte und sich zu ihren Füßen warf. Marianne kündigte ihm sein Glück an, er

hatte aber Mühe, es zu glauben. Der Oberste versprach Mariannen, ihrem Geliebten eine Compagnie zu verschaffen, und drei Tage darauf ward die Hochzeit öffentlich vollzogen. Den Tag vor der Hochzeit schrieb Marianne folgende Zeilen an den Disenteuil:

„Sie werden mir erlauben, mein Herr, daß ich Ihnen die lebhafteste Dankbarkeit bezeige und Sie ersuche, mir die Ehre zu erweisen, der Vollziehung meiner Verbindung beizuwohnen, welche Ihr Werk ist. Ich hatte beschlossen, meine Hand nur einem Edeln zu geben, und ich verstand darunter einen Menschen, welcher edle Gesinnungen habe. Ich muß es aber gestehen, ich war in dem Irrthume, daß ich glaubte, edle Gesinnungen könnten nur eine nothwendige Folge einer edeln Geburt sein. Sie haben mir diesen Irrthum benommen. Die Liebe, welche dem Robillard Empfindungen beigebracht hat, wovon Sie niemals den geringsten Begriff haben werden, hat ihm in meinen Augen alle Vorzüge des Adels gegeben, welche mir um so viel schätzbarer vorkommen, da er sie sich allein zu danken hat. Ich heirathe ihn morgen, und ohngeachtet des Abscheus, mit welchem mich Ihr Verfahren gegen Sie erfüllen sollte, werde ich Zeit meines Lebens daran denken, daß ich das Glück meines Lebens dem verächtlichsten unter allen Menschen zu danken habe."

Der Oberste hielt dem Robillard sein Wort. Er riß sich aus den Armen seiner Geliebten, und nachdem er sich bei Fontenay vor den Augen des Königs vorgethan hatte, erkundigte sich dieser Monarch nach seinem Namen. Der König erfuhr von dem Obersten sein besonders Abenteuer und ließ ihm sogleich den Adelsbrief ausfertigen. Nach dem letzten Frieden kam er unter ein altes Regiment, wo er sich die Hochachtung und Freundschaft aller Officiere erworben hat.

Den übrigen Raum mögen folgende Sinnschriften einnehmen, wobei wir nichts zu erinnern finden, als daß die zwei ersten, welche sich von den übrigen allzu vorzüglich unterscheiden, als daß sie von einem Verfasser sein könnten, von auswärts an uns gekommen sind.

Das deutsche Kriegswesen [unterzeichnet W*, ist von Kästner]. [1])

---

1) S. K.'s Werke, Berlin 1841, I. S. 6 (mit einem Zusatze von vier Zeilen). Vergl. Vorbem. S. 17.

Auf den Marschall von Sachsen [unterzeichnet $\overset{o}{5}1$ $\overset{i}{1}9$ aaa eeee ii ooo u].[1]
Auf das Gedichte „Die Sündfluth“ (s. Theil I. S. 148).
Auf Herr Merkeln, Erfinder der Quadratur des Cirkels in Schwaben (s. Theil I. S. 149).
An Herrn D** (s. Theil I. S. 136).
Auf den Pompiel (s. Theil I. S. 130).
An Herrn F** (s. Theil I. S. 141).
Von C** (s. Theil I. S. 148, unter der Ueberschrift: Auf den Sophron).[2]
Auf des Herrn C** Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte (s. Theil I. S. 151).
Nachahmung der 84. Sinnschrift im 3ten Buche des Martial's (s. Theil I. S. 148).
An Grillen (s. Theil I. S. 128).

---

1) Von mir ward Moritz Dir gegeben.
Warf Deutschland trotzig Frankreich vor.
Ich weiß, sprach Gallien, daß ich ihn nicht gebor,
Mir aber weiht er doch sein Leben.
Das Glück gab Dir ihn erst: Du lässest Dir ihn nehmen.
Ist das zum Prahlen Grund? Ist's einer sich zu schämen?

Auch dies Epigramm hat Kästner zum Verfasser, der dasselbe später auf Leibnitz umarbeitete und so in dem gött. Musen-Almanach von 1771, S. 57, wieder abdrucken ließ. Die Gesammtwerke enthalten es in dieser Variation I. 30. (Hiernach ist auch Vorbem. S. 17 zu vervollständigen.) A. d. H.

2) Die im ersten Theil dieser Ausgabe enthaltenen Poesien Lessing's sind nach der Ausgabe seiner Schriften von 1771 abgedruckt. — A. d. H.

Monat August 1751.

Eine Geschichte.[1])

In einer von den Inseln, welche der Stadt Hières in der Provence gegenüber liegen, sieht man zwischen den Felsen ein kleines, aber altes Schloß am Rande des Meeres, wovon die Beschreibung in einem spanischen Roman wenigstens zwanzig Seiten einzunehmen verdiente.[2]) Auch ich würde dieses Blatt damit auszuschmücken nicht vergessen und der gothischen Baukunst alle Kunstwörter, wann sie anders welche hat, abborgen, wenn ich nicht die Ungeduld meiner Leser befürchten müßte. Der Deutsche geht gerne seinen geraden Weg. Ich will also nur einer Allee von Pomeranzenbäumen gedenken, welche in diesen Inseln sehr häufig sind. In dieser Allee war es, wo im Monate September vergangenen Jahres zwei Schwestern spazieren gingen, deren Vater dieses einsiedlerische Schloß besitzt.

Die älteste von diesen zwei Schwestern ist schön, die jüngste ist sehr artig; die eine erweckt Bewunderung, die andre Liebe. Die älteste, welche ich Lucile nennen will, liebt das Abenteuerliche; Marianne, ihre jüngere Schwester, begnügt sich, natürlich und aufgeweckt zu sein, womit sie ein gutes Herz und viel Verstand verbindet. Lucile hat auch Verstand, zu viel spröde Gesinnung und Eigenliebe aber, Andre außer sich zu lieben. Marianne liebte ihre Schwester zärtlich, die sich gleichwohl aus Stolz eine Art von Herrschaft über sie anmaßte, welche ernsthafte Frauenzimmer über aufgeweckte zu haben vermeinen. Lucile näherte sich mit langsamen Schritten dem Ufer des Meeres. Sie

---

1) Vergl. die Vorbemerkung S. 17 u. 18.

2) Lessing beschäftigte sich in jener Zeit vielfach mit der spanischen Literatur. — A. d. H.

war seit einigen Tagen traurig. Marianne zog sie damit auf, daß sie der Vater aus eigennützigen Absichten an einen benachbarten Edelmann, welcher weder jung noch liebenswürdig war, verheirathen wollte. „Diese Heirath ist gar nicht für Dich,“ sagt Marianne scherzend zu ihr. „Du bist geboren, am Ende eines Romans einen Cyrus [1]) oder einen Orondates zu heirathen.“

In der That war die Denkungsart der Lucile ziemlich romanenmäßig; eine Schwachheit, von der man seit langer Zeit bei Hofe und in der Stadt nichts mehr weiß, und die man in wüste Schlösser verbannt hat, wie dasjenige war, welches Lucile bewohnte, wo die Romanen die einzige Gesellschaft sind. Sie hatte eben die Geschichte von Leander und Hero in der Hand, worinne sie verschiedene Stellen fand, die sehr wohl zu den Ideen paßten, womit sie sich beschäftigte. Nachdem sie ihre Augen ziemlich lange auf dem Meere hatte herumschweifen lassen, fiel sie in ein tiefes Nachdenken. Marianne fragte sie um die Ursache; sie antwortete mit Seufzern. Doch Marianne drang so lange in sie, bis sie sich entschloß, das Stillschweigen zu brechen. Anfangs ließ sie sich ungeachtet ihres natürlichen Stolzes soweit herab, daß sie ihre Schwester umarmte und recht aufrichtig umarmte; denn sie liebte alle Diejenigen sehr zärtlich, die sie nöthig hatte. Hierauf reichte sie ihr mit einer kostbaren Geberde das Buch und sagte: „Da hier! lies, lies einmal die Unruhen und Verwirrungen der zärtlichen Hero, worinne sie ihren geliebten Leander, welcher durchs Meer zu ihr schwimmen soll, auf dem Thurme erwartet.“ „Ich brauche das Buch nicht,“ versetzte Marianne, „um zu wissen, daß Du wie Hero einen geliebten Leander erwartest. Die Anverwandte dieses Leander's hat mir Dein Abenteuer erzählt; ich that aber aus Vorsichtigkeit und Hochachtung gegen meine ältere Schwester, als ob ich es nicht wüßte. Ich weiß, daß, als er diese Insul, woselbst er vor einigen Monaten ankam, verließ, er Dir zurückzukommen und bei unserm Vater um Dich anzuhalten versprach.“

Als Lucile sahe, daß sie schon um die Sache wußte, so machte sie ihr länger aus ihrer Liebe kein Geheimniß, aus der Liebe nämlich, die sie zu haben glaubte; denn der Stand und das Vermögen ihres Leander's hatte sie weit mehr gerührt als sein Verdienst. Allein sie liebte große Gesinnungen; sie strebte darnach und brachte es endlich dahin, daß sie sich etwas wirklich

1) Le grand Cyrus, Roman der Mlle. Madeleine de Scudéry († 1701). — A. d. H.

zu fühlen überredte, was sie sich nur einbildete. Sie hatte nichts als poetische Bilder von der Liebe im Kopfe und predigte Mariannen Alles vor, was man nur möglicher Weise von der schönsten Leidenschaft Schönes sagen kann.

„Zur Sache!" antwortete Marianne; „Leander ist sehr reich; der Gemahl, dem Dich mein Vater bestimmt, ist es eben nicht. Ich will ihn heirathen, Dir die Freiheit zu lassen, den Andren heirathen zu können. Ich will unsern Vater schon dahin bringen."

Der Vater war ein guter Dorfjunker, dem die Geartheit der Marianne gefiel; daher er sie weit mehr als die ältere Tochter liebte. Bei Tische besonders pflegte der gute Alte, welcher ebenso empfindlich für den Wein als für das muntre Wesen seiner jüngern Tochter war, die häuslichen Angelegenheiten mit ihr abzuthun. Gleichwohl hatte sie Mühe, von ihrem Vater, welcher sich ein Bedenken machte, das Recht der Erstgeburt nicht zu beobachten, die Einwilligung zur Heirath vor ihrer älteren Schwester zu erhalten. Es mußte Lucile dieses Recht schriftlich an Mariannen abtreten, und da Lucile die wahrhafte Ursache ihrem Vater nicht entdecken wollte, so sagte sie nur: sie empfände, ich weiß nicht was für eine Antipathie gegen den Gemahl, welchen sie ihrer Schwester abgetreten. Man machte sich nicht wenig über diesen mit dem Rechte der Erstgeburt abgetretenen Liebsten lustig. Der ehrliche Vater trank auf die Gesundheit der neuen erstgebornen Marianne. Die Verbindung ward beschlossen, und der Edelmann, welcher ohnedem Mariannen mehr liebte als Lucilen, willigte darein.

Beide Schwestern waren gleich vergnügt. Denn Marianne, die gegen ihr eigen Vortheil ganz gleichgiltig war, theilte die Hoffnung eines schimmernden Glücks recht aufrichtig mit ihrer Schwester. Unterdessen verflossen einige Tage, und die Zeit, die Leander zu seiner Zurückkunft festgesetzt hatte, war bereits verstrichen. Lucile fing an, tödtliche Unruhen zu empfinden, und Marianne schob ihre kleine Ausstattung von einem Tage zum andern auf, fest entschlossen, sie ihrer Schwester wieder abzutreten, im Fall ihr die andre fehlschlagen sollte.

Eines Tages befanden sich Beide am Ende ebenderselben Allee, aus welcher man auf das offne Meer sehen konnte. Lucile hatte ihre Augen gegen die Rhede von Toulon geheftet, von wannen Derjenige kommen sollte, der sich nur deswegen von ihr beurlaubt hatte, die Einwilligung seiner Eltern in diese Heirath

zu holen. Sie war in Traurigkeit versenkt, als sie ein Schiff gewahr ward. Dieser Gegenstand brachte sie außer sich, als ob kein ander Schiff auf dem Meere sein könnte als dasjenige, welches ihren Geliebten zurückbringen sollte. Ihre Freude wurde verdoppelt, als ein Wind, welcher sich erhob, das Schiff gegen ihre Insel zu treiben schien. Doch dieser Wind war ihren Wünschen nicht lange günstig. Zwar nahte sich das Schiff mit vieler Geschwindigkeit; plötzlich aber entstand ein so fürchterliches Ungewitter, daß sie die Abgründe für ihren Leander offen sahe. Die romanhafte Lucile würde ohne Zweifel, wenn sie diesen Ort ihrer Geschichte erzählen sollte, sagen, daß die Marter in ihrer Seele nicht weniger stürmisch als auf dem Meere, wo das Schiff untergehen sollte, gewesen sei.

Nach einigen gefährlichen Stunden warf ein Windstoß das Schiff an das Ufer, zwischen die Felsen, nicht weit vom Schlosse. Man stelle sich das Vergnügen vor, welches Lucile empfand, als sie ihren Geliebten in Sicherheit sahe.

Leander sollte sich bei seiner Zurückkunft bei einer Nachbarin einfinden, wo die ersten Unterhaltungen vorgefallen waren. Sie war gleich auf dem Schlosse, wohin sich beide Schwestern in aller Eil begaben, ihr von dem, was sie gesehen hatten, Nachricht zu geben. Dem Vater etwas davon zu sagen, hielten sie noch nicht für gut. Lucile sagte ihm nur, daß sie diese Nacht bei ihrer Nachbarin zubringen wollte, wie sie es schon ofte gethan hatte. Marianne aber blieb zu Hause, ihrem Vater Gesellschaft zu leisten, welcher sich ihrer nicht entschlagen konnte.

Kaum war Lucile mit der Nachbarin in den Wagen gestiegen, als ein Mensch vom Schiffe kam und mit dem Herrn des Schlosses zu sprechen verlangte. Dieser Mensch war eine Art eines groben Bedienten, welcher mit einer traurig schrecklichen Erzählung anfing, wie viel sein junger Herr während des Sturms erlitten habe. Mitleiden zu erwecken, ließ er sich ziemlich weitläuftig über alle gute Eigenschaften aus, die er an ihm wahrgenommen zu haben glaubte, und schloß endlich mit der Bitte um ein Nachtlager für ihn.

Der Vater, der beste Mann von der Welt, ließ sogleich die Fackeln anzünden, weil es beinahe Nacht war. Er wollte sich selbst an das Ufer begeben, wohin ihm Marianne aus Neugierde, den Liebsten ihrer Schwester zu sehen, folgte. Sie zweifelte nicht, daß er den Sturm nur zum Vorwande brauche, unbekann-

ter Weise in das Schloß zu kommen, wo er Lucilen schleuniger zu sehen hoffen konnte als bei seiner Anverwandtin.

Indem sie auf das Ufer zugingen, wurden sie bei dem Schimmer andrer Fackeln auf einem Wege zwischen den Felsen verschiedne Bediente gewahr, die sich um ihren Herrn, welcher eben das Schiff verlassen hatte, beschäftigten. Er war, weil er allzu viel Ungemach in dem Sturme ausgestanden hatte, in eine Art einer Ohnmacht gefallen. Marianne betrachtete ihn sehr aufmerksam, sie bewunderte seine Schönheit und bewunderte sie so sehr, daß sie endlich anfing, ihrer Schwester einen solchen Liebhaber zu mißgönnen. Unterdessen kam er wieder zu sich. Kaum warf er die Augen auf Mariannen, als sein Uebel auf einmal verschwand, und er nichts als das Vergnügen, sie zu sehen, fühlte.

Man bewundre hier die verschiednen Wirkungen der Liebe. Auf einmal ist die natürliche Lebhaftigkeit der Marianne von einer hervorbrechenden Leidenschaft erstickt, da unterdessen ein fast todter Mensch durch ein Feuer, dessen Heftigkeit er bei dem ersten Anblicke fühlte, neu belebt wird. Nie ist eine Leidenschaft in ihrer Geburt so lebhaft gewesen. „Wie ist es aber möglich," wird man sagen, „daß dieser Leander, welchen eine ganz andre Neigung über das Meer zu Lucilen führte, den Augenblick so empfindlich gegen Mariannen sein sollte?" Noch ist es nicht Zeit, auf diese Frage zu antworten. Man bilde sich blos einen Menschen ein, den nichts als die Liebe beseelt. Seine Augen waren auf Mariannen geheftet, welche die ihren zur Erde niedergeschlagen hatte. Beide waren stumm, und der Vater allein führte die Unterredung, doch ohne die Ursache ihres Stillschweigens zu vermuthen. Endlich kommen sie auf dem Schlosse an, wo Marianne sogleich alle ihre Sorgfalt sehen läßt. Sie läuft, sie ordnet an und ist mit einem Eifer um ihren liebenswürdigen Gast besorgt, den sie bis jetzo nur einer zärtlichen Gastfreiheit zuschreibt. Der Vater befahl, die Lucile auf das Schleunigste nach Hause kommen zu lassen, seinem neuen Gaste die Gesellschaft noch angenehmer zu machen, welchen man unterdessen mit seinen Bedienten in einem Zimmer alleine gelassen hatte.

Man gab der Lucile bei ihrer Nachbarin davon Nachricht. Sie kam auf das Schleunigste. Sie war außer sich vor Freuden. Marianne aber fing an, verdrüßlich zu werden. Dieses gute Mädchen hatte ihre Liebe schon gemerkt, sie schämte sich, die Mitbuhlerin ihrer Schwester zu sein, und faßte in dem Augenblicke

den festen Entschluß, eine Leidenschaft zu unterdrücken, welche ihren tugendhaften Gesinnungen so sehr zuwider war. Sie lief der Lucile entgegen, sie wünschte ihr aufrichtig Glück, sie lobte den neu Angekommnen, sie übertrieb Alles, was sie Angenehmes in seiner Gesichtsbildung und in seinem Bezeigen bemerkt hatte, und indem sie sich unmerklich dem Vergnügen, ihn zu loben, überließ, so macht sie ihr eine so lebhafte Beschreibung von ihm, daß sie sich ihn selbst noch tiefer in das Herz drückte, als er schon darinne war. Sie schloß ihre Lobeserhebung mit einem Seufzer und der Ausrufung: „Ach, Schwester, wie glücklich bist Du!" Auf einmal kam ihre Ueberlegung wieder. Sie blieb stumm und verwirrt und erstaunte, daß sie sich noch verliebt fand, da sie doch beschlossen hatte, es nicht länger zu sein.

Lucile machte unterdessen, bis Leander erschien, eine Menge romanenhafte Betrachtungen über die Besonderheit dieses Abenteuers. „Das geheimnißvolle Verfahren dieses Liebhabers von dem feinsten Geschmacke," sagte sie, „bezaubert mich. Er that in Gegenwart meines Vaters, als ob er auf dem Wege in Ohnmacht fiel, damit er einen Vorwand, unbekannter Weise herzukommen und mich angenehm zu überraschen, haben möge. Ich will ihm aus gleicher Feinheit des Geschmacks das Vergnügen lassen, zu glauben, daß er mich überrascht habe. Ich will, sobald er sich sehen läßt, ein außerordentliches Erstaunen annehmen, den angenehmsten Gegenstand — — —" Hier ward Lucile von einem Bedienten unterbrochen, welcher ihr meldete, daß das Abendessen bereit sei. Die beiden Schwestern traten zu der einen Thüre in den Saal, indem der Vater mit dem angenehmesten Gegenstande zu der andern hineinkam. Dieser ging auf sie los, Lucilen seine Ergebenheit zu bezeigen. Sobald sie ihn sah, that sie einen Schrei und blieb unbewegt, ob sie gleich versprochen hatte, zu thun, als ob sie erstaunt wäre. Marianne fand die Verstellung ein Wenig zu übertrieben; der Vater aber gab nicht darauf Acht, weil er auf gar nichts Acht gab, so ein guter Vater war er.

Lucile war in der That sehr erstaunt. Und wie sollte sie es nicht sein? Der Unbekannte war ihr erwarteter Leander nicht. Es war ein junger Kaufmann, den aber seine Bildung und Gestalt ebenso liebenswürdig als den artigsten jungen Herrn machten. Er war sehr reich und brachte auf seinem Schiffe aus Indien sehr viel Waaren mit. Ein widriger Wind hatte ihn überfallen,

als er in die Rhede zu Toulon einzulaufen glaubte, und hatte ihn, wie wir gesehen haben, auf diese Insel verschlagen.

Der junge Liebhaber setzte sich mit dem Vater und den zwei Töchtern zu Tische. Die Abendmahlzeit war nicht allzu munter. Nur der Vater war völlig zufrieden und also der Einzige, welcher redte. Der Kaufmann, welcher von dem Schiffbruche, noch mehr aber von seiner neuen Liebe betäubt war, antwortete blos mit Höflichkeitsbezeugungen. Das Wunderbareste dabei ist, daß in ganzen zwei Stunden, die man bei Tische zubrachte, weder der Vater noch die Töchter seine Liebe merkten. Lucile, welche diesen falschen Leander nicht ohne Betrübniß ansehen konnte, schlug beständig die Augen nieder; und Marianne, die es sich selbst abgemerkt hatte, daß sie ihn nur allzu gerne ansähe, wollte sich damit bestrafen, daß sie ihn nur verstohlner Weise ansahe. Was den Vater aber anbelangte, so wäre er eher, ich weiß nicht auf was, als auf eine so schleunige und heftige Liebe gefallen.

Man muß hier nicht vergessen, daß der Vater, welcher ein vollkommener Schmauser war, den Gast ohne Unterlaß zum Trinken, und seine Töchter, ihn aufgeräumt zu machen, ermunterte. „Wo ist Deine Munterkeit geblieben?“ sagte er zu Mariannen. Sogleich zwang sie sich, munter zu sein. Weil aber die Scherze sich nicht gerne freiwillig Denjenigen darbieten, welche sie suchen, so betraf der erste, welcher ihr beifiel, das Recht der Erstgeburt, welches seit einiger Zeit der Stoff aller ihrer Unterhaltungen gewesen war. „Ich wundre mich sehr,“ sagte Marianne zu ihrem Vater, „daß Sie von mir verlangen, lustig zu sein, da ich doch ernsthaft sein muß. Die Ernsthaftigkeit kömmt mir, als der ältesten Schwester zu, und die Munterkeit ist für die jüngere.“ Der Kaufmann schloß natürlicher Weise daraus, daß Marianne die älteste sei. Diesen Umstand merke man. Nachdem man ihn endlich auf das Beste bewirthet hatte, so führte ihn der Vater in sein Zimmer. Lucile blieb mit ihrer Schwester alleine und entdeckte ihr, daß dieses ihr Liebhaber nicht sei. Wie groß hätte die Freude der Marianne sein müssen, wenn sie ein weniger gutes Herz gehabt hätte; so aber schlug sie die Traurigkeit ihrer Schwester fast ebenso sehr nieder, als ihr die Betrachtung, keine Mitbuhlerin an ihr mehr zu haben, Vergnügen erweckete.

Die zwei Schwestern begaben sich jede in ihr Zimmer, wo sie wenig schliefen. Marianne überließ sich ohne Bedenken allen Gedanken, welche ihrer Liebe schmeicheln konnten. Lucile aber machte nichts als traurige Ueberlegungen, weil sie verzweifelte,

ob sie den Leander, von dem sie ihr Glück hoffte, jemals wiedersehen würde. Sie war aber dazu bestimmt, durch alle Zufälle erfreut zu werden, welche der Marianne schmerzlich fallen konnten. Der junge Kaufmann war in seinen Leidenschaften sehr lebhaft, und was noch mehr ist, so hatte er nicht Zeit zu seufzen, weil er wieder nach Indien zurückkehren mußte. Er faßte also seinen Entschluß ebenso schleunig, als seine Liebe entstanden war. Der Vater kam des Morgens in sein Zimmer und fragte ihn, wie er geruhet habe. „Sehr schlecht," sagte er, „aber ich habe hunderttausend Thaler baar Geld." Der Vater verstand diese kaufmännische Beredsamkeit nicht sogleich; doch der Liebhaber erklärte sich deutlicher, und verlangte seine älteste Tochter zur Ehe. Beide waren Leute von wenig Umständen. Die Sache kam den Augenblick zu Stande. Der Vater verließ das Zimmer und beschwor seinen Gast, noch einige Stunden zu ruhen. Unterdessen wolle er seiner Tochter ihr Glück ankündigen. Der ehrliche Mann war so außer sich, daß er sich auf die Scherzreden, die man wegen des Rechts der Erstgeburt über Tische geführt, und die der Kaufmann nach den Worten genommen hatte, nicht besann. Wie betrübt war diese Zweideutigkeit für Mariannen, als der Vater Lucilen zu melden kam, der reiche Kaufmann sei in sie verliebt. Weil Lucile sahe, daß er weit reicher als ihr Leander sei, so dachte sie auf nichts, als wie sie ihre Unbeständigkeit durch große Gesinnungen rechtfertigen möchte. Sonderlich brauchte sie ihre Pflicht dazu. „Es ist löblich," sagte sie, „daß man seine Liebe dem väterlichen Willen aufopfert." Was Mariannen anbelangte, so würde sie sich gewiß dem Vergnügen, ihre Schwester wohl versorgt zu sehn, überlassen haben, wann dieses ihr erster Gedanke gewesen wäre; so aber bemeisterte sich ihrer ein andrer erste Gedanke. Welcher Schmerz, zu erfahren, daß Derjenige, welchen man liebt, in die Schwester verliebt ist!

Während der Zeit, als dieses auf dem Schlosse vorging, langte Leander, der wahrhafte Leander, bei der Anverwandtin an, welche in aller Eil Lucilen davon Nachricht zu geben kam. Sie fand sie aber gegen diese Nachricht sehr unempfindlich. Ihre schöne Leidenschaft war verschwunden. Leander hätte sollen eher kommen. Sie urtheilte mit vieler Feinheit, daß ein Liebhaber, welcher sich zu späte einfindet und nicht mehr als funfzigtausend Thaler besitzt, wohl verdiene, daß man ihn einem Manne von hunderttausend Thaler aufopfre. Die Anverwandtin des Leander's erzürnte sich anfangs über eine so offenbare Untreue;

Lucile aber bewies ihr nach den Regeln der allerfeinsten Liebe, daß Leander zuerst Unrecht gehabt habe, daß die Fehler des Herzens unvergeblich wären, daß je mehr ein Frauenzimmer liebe, je mehr sei es verbunden, sich zu rächen, und daß die zärtlichste Rache, die man gegen einen Liebhaber, welcher uns vergißt, ausüben könne, darinne bestehe, daß man ihn wieder vergesse.

Nachdem sich Lucile sehr sinnreich gerechtfertigt hatte, so floh sie zu ihrem Nachttische, ihrem Liebsten bei seinem Erwachen wenigstens so schön als die aufgehende Sonne zu scheinen. Die Anverwandtin des Leander's, welche ihm mit einer wahren Freundschaft zugethan war, begab sich voller Verdruß fort und überzeugte den Leander von der Untreue der Lucile so wohl, daß er von Stund an die Insul zu verlassen und niemals wiederzukommen beschloß.

Marianne that ihr Möglichstes, einem Vater ihre Liebe und Betrübniß zu verbergen, welcher es sich äußerst angelegen sein ließ, Alles zu thun, was seinem neuen Schwiegersohne gefallen könnte. „Komm, meine Tochter," sagte er zu Mariannen, „komm mit mir! Laß uns ihm durch unsre Sorgfalt und Höflichkeit zeigen, daß er in eine Familie tritt, welche alle mögliche Achtsamkeit gegen ihn haben wird. Er verdient sie, nicht wahr, meine Tochter? Nicht wahr, Dein Schwager ist recht liebenswürdig?"

Marianne folgte ihm, ohne zu antworten, voller Betrübniß, nichts als die Schwägerin dieses liebenswürdigen Schwagers zu sein. Sobald sie die Thüre des Zimmers erblickte, so kehrte sie ihre Augen weg, weil sie sich nicht getrauete, der Gefahr in das Gesichte zu sehen. Der Vater ging zuerst hinein und sagte unserm Liebhaber, daß seine älteste Tochter gleich hier sein würde; daß sie alle mögliche Erkenntlichkeit und sogar schon Hochachtung gegen ihn empfände. Diese kleine Schmeichelei entwischte diesem aufrichtigen Manne; denn Liebe und großer Reichthum verändern allezeit etwas, auch in dem Herzen des rechtschaffensten Menschen. Unterdessen kam Marianne ganz langsam herbei. Sobald sie ihr Liebhaber hereintreten sahe, so lief er ihr entgegen und sagte ihr hundert Schmeicheleien, wovon die eine immer verliebter als die andre war.

Marianne war so bestürzt und verwirrt, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Der Vater war nicht weniger erstaunt. Endlich blieben alle Dreie stumm und unbeweglich. Während dieses stummen Auftritts langte Lucile mit gemessnen Schritten an. Ihr Betragen war majestätisch und zärtlich; sie war glän-

zend und wie eine Göttin geschmückt, die ihre Anbeter aufsucht. Indem sie sich näherte, so fiel dem Alten der gestrige Scherz bei, welcher zu der Zweideutigkeit Gelegenheit gegeben hatte. Lucile geht ihren Weg fort, sie macht dem Kaufmann eine Verbiegung, und dieser schlägt voller Verwirrung die Augen nieder. Sie sieht diese Verwirrung für die Scham eines furchtsamen Liebhabers an, sie liebäugelt, ihn beherzter zu machen. Doch diese Stellung war für den ehrlichen jungen Menschen nicht länger erträglich; ohne ein Wort zu sagen, begab er sich also ganz sachte aus dem Zimmer. Was sollte man von einem solchen Verfahren denken? Die Liebe kann einen Liebhaber wol stumm machen, aber wird er deswegen fliehen? Lucile sieht ganz bestürzt ihre Schwester an, die es nicht wagen will, ihr ihr Unglück zu entdecken. Auch der Vater hat das Herz nicht, ihr den Irrthum zu benehmen. Er geht fort, Marianne folgt ihm, und Lucile bleibt alleine in dem Zimmer. Man urtheile von ihrer Verwirrung. Nimmermehr würde sie sich von selbst herausgefunden haben. Denn war es ihr wol möglich, zu glauben, daß man ihre Schwester mehr lieben könne als sie? Ich weiß nicht, wer sie aus ihrem falschen Wahne gebracht hat; so viel weiß ich, daß sie ihres Erstaunens ohngeachtet so viel Gegenwärtigkeit des Geistes behielt, daß sie sogleich zu ihrer Nachbarin lief, ihren wahren Leander wieder zurückzuholen. Es kommt drauf an, ob es ihr gelingen wird.

Als der Vater Lucilen aus dem Schlosse gehen sahe, so glaubte er, daß sie aus keiner andern Ursache zu der Nachbarin gehe, als weil sie keine Zeugin von dem Glücke ihrer Schwester abgeben wollte. Man war auf nichts als auf die Anstalten zur Hochzeit bedacht. Vorher wollte der Kaufmann noch verschiedene Waaren sehen lassen, welche er auf dem Schiffe hatte, wo dem Capitäne die Zeit ziemlich lang ward; denn das Schiff war wieder ausgebessert und im Stande, seinen Lauf fortzusetzen. Dieser Capitän war ein unverstellter Mann, der beste Freund von der Welt und dem Kaufmanne sehr zugethan. Er war sein Reisegefährte, sein Rathgeber und so zu sagen sein Vormund. Er erwartete mit größter Ungeduld Nachricht von seinem Freunde. Wie man aber gesehen hat, so beschäftigte ihn die Liebe allzu sehr, als daß er eher an den Capitän hätte gedenken sollen, als bis er ihn in das Schloß hereintreten sah. Er lief ihm entgegen, er umarmte ihn, und dieses war genug, daß ihn Alle in dem Schlosse wohl empfingen. Er nahm die Höflichkeitsbezeigungen

sehr frostig auf, weil er nicht anders als frostig sein konnte. Man setzte sich zu Tische; man ließ Wein bringen, das kalte Blut des Capitäns anzufeuren, und Jeder brachte ihm die Gesundheit seines jungen Freundes und seiner Liebste. „Auf die Gesundheit meines Schwiegersohns!“ sagte der Vater. „Auf die Gesundheit meines Schwiegervaters!“ sagte der Kaufmann. Hier sperrete der Capitän Augen und Ohren auf, und sein Erstaunen war außerordentlich. Er hatte geglaubt, seinen Freund krank und übel bewirthet zu finden, wie man es meistentheils in einem fremden Hause ist, und fand ihn voller Freude, ohne den geringsten Zwang, als ob er in seiner Familie wäre. Dieser misanthropische Seemann wußte nicht, was er von diesem Abenteuer denken sollte. So phlegmatisch er aber war, so schnell faßte er doch seinen Entschluß. Er hörte Alles an, und nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, so brach er das Stillschweigen durch einen Spaß nach seiner Art: „Zur Gesundheit der neuen Eheleute!“ sagte er. „Die Ehen über Tische sind völlig nach meinem Geschmacke; sie kommen in einem Augenblick zu Stande und zertrennen sich in einem Augenblick wieder.“

Endlich ließ er sich ganz ernstlich erklären, wie weit man in der Sache gekommen sei. Er verdoppelte sein kaltes Blut und versprach, das Hochzeitfest auf dem Schiffe auszurichten. „Komm, lieber Freund,“ sagte er zum Kaufmanne, „Du mußt helfen auf dem Schiffe Anstalt machen.“ „Recht gerne,“ antwortete der Freund, „ich habe ohnedem was aus meinen Koffern zu holen. Ich will meinem Schwiegervater meine Edelsteine zeigen.“ Sie begaben sich auch in der That gleich nach Tische dahin, und der Vater blieb mit Mariannen auf dem Schlosse, die sich auf der höchsten Spitze ihres Glücks sahe und Lucilen so sehr eben nicht bedauerte. Drei bis vier Stunden vergingen, und Marianne, welche ganz ungeduldig war, ihren Liebhaber wiederzusehen, fand, daß er zu lange außen blieb. Die Ungeduld vermehrte sich von Augenblick zu Augenblick, bis Jemand ohngefähr kam und die Nachricht brachte, daß der Capitän mit dem Kaufmanne abgefahren sei, und daß man das Schiff schon weit in der See sähe. Man wollte eine so unwahrscheinliche Sache lange nicht glauben. Man lief an das Ufer und ward das Schiff kaum mehr gewahr. Es ist unmöglich, die verschiednen Urtheile alle anzuführen, die man darüber fällte. Niemand konnte sich die Ursache einer so wunderlichen und schleunigen Abreise vorstellen.

Ich will es dem Leser nicht rathen, sich den Kopf darüber zu zerbrechen. Das Ende der Geschichte ist nicht mehr weit.

Nachdem man verschiedene Tage hinter einander unzählige Betrachtungen über die Erscheinung dieses verliebten und reichen Reisenden angestellt hatte, so vergaß man ihn endlich wie einen Traum. Angenehme Träume aber machen oft sehr tiefe Eindrücke auf das Herz einer jungen Person. Marianne konnte diesen zärtlichen Liebhaber nicht vergessen, und sie verdient, daß wir sie einen Augenblick bedauern. Jedermann bedauert sie, nur Lucile nicht, welche eine boshafte Freude empfand, durch die sie sich ein Wenig wegen ihres muthwilligen Verlusts schadlos hielt. Ihr Liebhaber hatte die Gelegenheit ergriffen und sich mit dem Capitän eingeschifft, fest entschlossen, niemals wiederzukommen; und der Edelmann, weil er sahe, daß man Mariannen dem Kaufmanne versprochen hatte, ließ es sich auch nicht einkommen, um Lucilen von Neuen anzuhalten. Der Vater hielt also für nöthig, die Verbindung mit Mariannen wieder vorzusuchen. Sie wollte sich ihm auch aufopfern, weil diese Heirath den häuslichen Umständen ihres Vaters, welche die besten nicht waren, ziemlich vortheilhaft schien. Die Ehestiftung war schon aufgesetzt, und man machte Anstalt zur Hochzeit.

Wie ging es aber dem Kaufmanne, seitdem wir ihn aus dem Gesichte verloren haben? Er war dem Capitäne nach seinem Schiffe gefolgt, wo er einige Edelsteine holen wollte. Er hatte ihn auf dem Wege von dem Vergnügen unterhalten, das Glück eines so würdigen Frauenzimmers machen zu können. Er langte auf dem Schiffe an, wo er alle seine Koffer auspackte, die Edelsteine und nöthigen Handschriften herauszunehmen. Er brachte hiermit geraume Zeit zu; endlich wollte er wieder auf das Schloß zurückkehren. Wie erstaunte er aber, als er sahe, daß sich das Schiff vom Ufer entfernte. Er schrie und lief zu dem Capitäne, welcher auf dem Obertheile des Schiffs war, wo er in aller Ruhe eine Pfeife Taback rauchte. „Liebster Freund,“ schrie der unruhige Liebhaber, „wir stoßen ja vom Lande!“ „Ich weiß wohl,“ antwortete der Capitän ganz frostig und rauchte fort. „Es geschieht also auf Ihren Befehl?“ versetzte der Andre. „Habe ich Ihnen denn nicht gesagt, daß ich vor meiner Abreise noch diese Heirath zu Stande bringen will? Warum spielen Sie mir einen so grausamen Streich?“ „Weil ich Ihr Freund bin,“ sagte unser Tobacksschmaucher. „Wann Sie es sind,“ versetzte der Kaufmann, „so stürzen Sie mich nicht in Verzweiflung, führen Sie mich in die

Insel wieder zurück! ich bitte Sie, ich beschwöre Sie." Der feurige Liebhaber wirft sich ihm zu Füßen, er ist untröstlich, er weint. Kein Erbarmen! Der Capitän rauchte seine Pfeife aus, und das Schiff läuft immer seinen Weg fort. Umsonst stellt ihm der Kaufmann vor, daß er sein Wort gegeben habe, daß seine Ehre und sein Leben davon abhange. Der unerbittliche Freund schwört ihm, er werde es nimmermehr zugeben, daß er sich mit einer Million Vermögen verheirathe, ohne Zeit zu haben zu überlegen, was er thue. „Man muß," sagte er, „diese Liebe ein Wenig auf dem Meere spazieren führen, um zu sehen, ob sie nicht kälter wird, wenn sie einmal unter der Linie weg ist."

Endlich endigte sich diese Spazierfahrt bei Toulon, wo der Capitän anlandete, weil er sahe, daß sein Freund verzweifeln wollte. Dieser suchte sogleich ein ander Schiff und kehrte in die Insel zurück. Beinahe wäre er zu späte gekommen. Zu Mariannens Glück aber war ihre Heirath noch nicht weiter als bis zur Unterschreibung der Ehestiftung gekommen. Einige tausend Pistolen, die man dem Edelmann gab, machten den ganzen Contract nichtig. — — Der Schluß ist wie der Schluß von allen Romanen.

* * *

Der müßige Pöbel (s. Theil I. S. 66).
Niklas (s. Theil I. S. 67).
Der Neid (s. Theil I. S. 67 unter der späteren Ueberschrift: Die Küsse).
Der Furchtsame (s. Theil I. S. 141).
An die Liebe (s. Theil I. S. 70).

Monat September 1751.

Ueber das Heldengedichte der Messias.

Age, quaeso
Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?
Horaz. 1)

[Die hier folgende Abhandlung über Klopstock's Messias hat Lessing später in die kritischen Briefe (15. 16. u. 17.) aufgenommen, daher deren Abdruck an dieser Stelle unterbleibt. Am Schluß heißt es:]

Die Fortsetzung dieser Materie, weil sie vielleicht nicht nach eines Jeden Geschmacke sein möchte, wollen wir bis auf eine andere Gelegenheit versparen. Den übrigen Raum mögen einige kleine Sinnschriften und folgendes Schreiben einnehmen, welches eine ebenso feine als zu unsern tändelnden Zeiten nöthige Satire enthält. 2)

---

1) Satir., I. 10. 51.

„Auf denn!
Siehst Du, Kritiker, nichts beim Homer, das besser Du wünschest?" (K. G. Neumann.)

2) Das von Kästner herrührende, in seine Werke mit einem längeren Zusatze aufgenommene Schreiben (S. Ausgabe von 1841, II. 12—14) lautet:

An den Herausgeber.

„M. H. Haben Sie wohl jemals gehört, daß die Gabe, Anakreontisch zu dichten, ansteckt, wie die Elektricität oder wie die Pest? Ich habe in meinem Leben nicht Anakreontisch gedichtet und nie geglaubt, daß ich einen Trieb oder Geschicklichkeit dazu haben würde. Letztens lase ich über Tische in einer Zeitung eine allerliebste Anakreontische Ode: Der Wunsch. Ich setze mich nach Tische hin und denke, es wäre doch besser, eine Anakreontische Ode zu machen, als Mittagsruhe zu halten:

Verbaque praevisas res non invita sequuntur.

[Horat. ars p., 311: „Ist für den Stoff nun gesorgt, dann folgt auch willig der Ausdruck."]

Ich machte oder ich schrieb vielmehr nachfolgende Anakreontische Ode:

Ich kann kein Haller werden
Und in erhabnen Liedern
Von hoher Weisheit singen;
Ich kann nicht muntres Scherzen

* * *

Die Triebe der Menschen [unterzeichnet K**, von Kästner].[1]
Die Ewigkeit gewisser Gedichte (s. Theil I. S. 123).
Fabull (s. Theil I. S. 133).

Mit Wissenschaft zu zieren
Nach Hagedorn's Exempel,
Viel lesen und viel denken;
Ich kann mit Schlegel's Fleiße,
Mit Schlegel's großem Geiste
Kein Trauerspiel erfinden;
Ich kann nicht Fabeln machen,
Wie Gellert zärtlich fühlen,
Wie Gellert edel denken;
Was Henker soll ich machen,
Daß ich ein Dichter werde?
Gedankenleere Prose
In ungereimten Zeilen,
In Dreiquerfingerzeilen,
Von Mägdchen und von Weine,
Von Weine und von Mägdchen,
Von Trinken und von Küssen,
Von Küssen und von Trinken,
Und wieder Wein und Mägdchen
Und wieder Kuß und Trinken
Und nichts als Wein und Mägdchen
Und nichts als Kuß und Trinken
Und immer so gekindert,
Will ich halb träumend schreiben.
Das heißen unsre Zeiten
Anakreontisch dichten.

Sie glauben nicht, m. H., wie leichte mir diese Anakreontische Ode geworden ist. Ich dächte, unsere Anakreontische Dichter könnten ihrer in einem Jahr mehr machen als ein Nürnberger Künstler Stecknadeln oder Glaskorallen. Aber ich sehe auch mit Betrübniß, daß mancher vortreffliche Kopf, der ein großer Anakreonte werden würde, aus Mangel des Unterrichts zurückbleibet. Letztens hörte ich beim Spazierengehen ein paar Kinder folgendes Liedchen singen:

Guckt er nicht raus, guckt sie doch raus,
Guckt sie nicht raus, guckt er doch raus. V. A.

Glauben Sie nicht, m. H., daß der glückliche Dichter dieses Liedes einen vortrefflichen Ansatz zu einem Anakreontischen Dichter gehabt hat? Erstlich ist es gereimt und auch nicht gereimt, wie man es haben will, darnach ist eine so allerliebste gedankenleere Tändelei mit den Tönen darinnen, als man nur in einer Anakreontischen Ode verlangen kann. Er und Sie, die Hauptpersonen einer Anakreontischen Ode, sind auch da; kurz, ich glaube, der artige Kopf, welcher dieses Liedchen gemacht hat, hätte es auch wohl dahin gebracht, eine Anakreontische Ode zu machen, in der Trinken und Küssen nicht genannt wäre, welches eine Erfindung in der Anakreontischen Dichtkunst wäre, auf die man einen Preis setzen sollte. Ich bin 2c. Antipompiel."

1) S. K.'s Werke, Berlin 1841, I. 4. Vgl. S. 17. — A. d. H.

Auf ein Duell (s. Theil I. S. 143 unter der Ueberschrift: Auf einen Zweikampf).
Sertor (s. Theil I. S. 147).
Turan (s. Theil I. S. 147).
Der kranke Stax (s. Theil I. S. 135).
Von Codyllen (s. Theil I. S. 130, unter der Ueberschrift: Bav's Gast).
An die Candida (s. Theil I. S. 132, unter der Ueberschrift: An die Dorilis).
An den Lascon (s. Theil I. S. 122, unter der Ueberschrift: An den Marull).
Rufus (s. Theil I. S. 124).
Faustin (s. Theil I. S. 234).

Monat October 1751.

Das einzige Denkmal, woraus man sich einen Begriff von der Artigkeit der alten Römer, von ihren feinern Sitten, dem Geschmacke in ihren Ergötzungen, dem Tone ihrer Gesellschaften, der Wendung ihrer zärtlichen Gesinnungen machen kann, ist des Ovid's Kunst zu lieben. Hundert Werke werden uns jene Beherrscher der Welt als große, mächtige und tugendhafte Geister schildern, dieses allein schildert sie uns als Geister, welche empfunden, ihre Empfindungen geläutert und die Natur zur schönen Natur ausgebildet haben.

Von dieser Seite ist dieses Gedichte unschätzbar. Es hat eine andere Seite, die es weniger ist, diejenige nämlich, auf welcher es seinem Titel widerspricht. Lehrte Ovid die Kunst zu lieben, er würde der liebenswürdigste und unschuldigste Dichter sein. Die schamhafteste Jugend würde ihn lesen, und jener Trieb der Natur würde ein Führer zur Tugend werden, da er bei Denen, die ihn nicht zu ordnen wissen, ein Verleiter zu den unsaubersten Ausschweifungen wird. Allein Ovid lehret die Wollust, [1]) jene sinnliche, die ohne Zärtlichkeit des Herzens vom Genuß zum Genusse schweift und selbst in dem Genusse schmachtet. [2])

1) Vielfach begegnen wir in Lessing's ersten Schriften denselben Gedankenkreisen und derselben Gesinnungsart wie bei seinem Freunde Mylius, der nicht blos auf Lessing's theologische Ansichten bedeutend einwirkte. Die obigen Sätze: Lehrte Ovid die Kunst zu lieben.. — Allein Ovid lehret die Wollust, erinnern sogar im Wortlaut an die Verse seines Freundes:

„Nein, Naso, Deine Kunst lehrt uns die Liebe nicht;
Die Wollust lehrt sie nur, und stört der Jugend Pflicht."

und andere Stellen aus seiner Kunst zu lieben (s. dessen Verm. Schriften, 1754, S. 403). — A. d. H.

2) An diese Stelle erinnern merkwürdig die Worte von Goethe's Faust (G.'s Werke, XII. S. 105):

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde." — A. d. H.

Verschiedene Neue scheinen den Widerspruch, welcher bei dem römischen Gedichte zwischen dem Titel und der Ausführung ist, eingesehen zu haben. Wie schwer ist es, dasjenige gut zu machen, was ein Ovid schlecht gemacht hat! Jeder von seinen Nacheifrern hat sich ein besonder Lehrgebäude von der Liebe gemacht. Des Italieners Pietro Michele[1]) Arte degli amanti ist eine Sammlung süßer Grillen und wortreicher Tändeleien. Kann auch ein Italiener von der Liebe schreiben, ohne zu platonisiren? Die Maximen der Liebe des Grafen von Bussy[2]) sind lächerlich ernsthafte Stoßgebetchens, und was die kalte Frau von Lambert[3]) von dieser feurigen Leidenschaft sagen will, sind metaphysische Grübeleien, die nach dem Hotel de Rambouillet[4]) schmecken. Wo hin und wieder ein Deutscher die Liebe zu seinem Gegenstande gehabt hat, da wird man schwerlich mehr als schulmäßige Declamationes finden, welche die Ohren füllen und dem Leser nichts zu fühlen geben, weil die Verfasser nichts gefühlt haben.

Ein liebenswürdiger Franzose ist glücklicher gewesen. Bernard[5]) hat uns in seiner Kunst zu lieben ein Gedichte geliefert, welches diesen Titel behauptet. Schon seit fünf bis sechs Jahren hat die Welt unvollständige Abdrucke davon gelesen, und mit Vergnügen, so unvollständig sie gewesen sind. Nur erst zu

---

1) Petrus Michael (oder Michiele), geb. zu Venedig, lebte in der Mitte des 17. Jahrhunderts. — A. d. H.

2) Roger de Rabutin, comte de Bussy (1618—1693), einer der ersten Schöngeister des Hotels de Rambouillet (s. die Anm. 4) und am Hofe Ludwig's XIV., ist besonders bekannt durch die Histoire amoureuse des Gaules, eine Darstellung der galanten Abenteuer der vornehmen Pariserinnen. Seine Mémoires (avec les oeuvres mêlées) 3 Bde., Amsterdam 1711 und öfter, enthalten im ersten Bande maximes d'amour. — A. d. H.

3) S. in den Oeuvres de la Marquise de Lambert [geb. um 1640], Paris 1808, u. A.: Réflexions sur les femmes, S. 159, und Discours sur le sentiment d'une dame, qui croyoit que l'amour convenoit aux Femmes, lors même qu'elles n'étoient plus jeunes, S. 324. — A. d. H.

4) Das Hotel de Rambouillet zu Paris bildete den Vereinigungspunkt der männlichen und weiblichen Schöngeister der französischen vornehmen Gesellschaft in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Man bemühte sich hier um die Verbesserung des guten Geschmacks, vornehmlich — oder doch unter Anderem auch — durch überschwängliche Conversationen über die Metaphysik der Empfindungen, die höchsten Feinheiten der Galanterie und der Moral u. dgl. — A. d. H.

5) Der wegen seiner Meisterschaft in den leichteren poetischen Gattungen von seinen Zeitgenossen le gentil Bernard genannte Dichter (1710—1775) ist besonders bekannt durch seine Poésies diverses, poetische Briefe, Lieder, Epigramme u. a. enthaltend. Seiner Kunst zu lieben wirft die französische Kritik außer gesuchter Sprache Trockenheit und Mangel an Empfindung vor: in beiden Beziehungen läßt auch Lessing trotz allen Wohlwollens einen Tadel durchblicken. — A. d. H.

Ende des vorigen Jahres hat man eine getreue, verbesserte und ganze Ausgabe erhalten. Wir würden weniger berechtiget sein, ihrer hier zu gedenken, wenn sie in Deutschland mehr bekannt geworden wäre. Sollten wir glauben, daß ein Auszug deswegen mißfallen sollte, weil hinter dem L auf dem Titel nicht noch ein I stehet? *)

Dieses neue Gedichte, welches aus sechs Gesängen bestehet, lehret die Kunst, die Liebe dem Wohlstande zu unterwerfen, den Pflichten und den Sitten; doch ohne ihr Zwang anzuthun, ohne ihr ihre Reize zu nehmen, ohne sie Einschränkungen auszusetzen, die sie vernichten; mit einem Worte, ohne von ihr zu verlangen, daß sie keine Leidenschaft sei. Der Dichter hat sich nicht vorgesetzt, die Natur zu ersticken, sondern die Liebe zu lehren, wie sie ein ehrlicher Mann zu empfinden und das zärtlichste Frauenzimmer beizubringen wünscht. Das ganze Werk läuft auf den Lehrsatz hinaus: man kann sich durch nichts als durch gute Eigenschaften beliebt machen.

Wir wollen von Gesang zu Gesang gehen, um den Leser in Stand zu setzen, den Plan zu übersehen, und wollen hin und wieder kleine Stellen einrücken, um ihn in den Stand zu setzen, von der Ausführung zu urtheilen.

Der erste Gesang fängt sich mit der Entdeckung des Vorsatzes und den gewöhnlichen Anrufungen an. „Ohne Lehrmeister lernt man lieben, ohne Kunst seufzet das Herz; denn die Liebe ist eine Neigung, die die Natur einflößt. Aber dem Gesetze der Pflichten ihre schönen Flammen zu unterwerfen, das widrige Schicksal zu erweichen, die Gunstbezeigungen für den Preis der Beständigkeit zu erkaufen, den Argwohn bleicher Mitbuhler zu ersticken, dazu gehöret eine Kunst, dazu gehören Lehrmeister und Regeln." Dieser Entwurf, hoffen wir, muß den schärfsten Sittenrichter auf das Trockene setzen. Der Dichter weiß von keiner Muse außer von seiner Zulni, „die Geliebte, deren Reiz die Tugend borgen würde, wann sie sterblichen Blicken sichtbar werden wollte." „Wende diese Augen auf mich, worinne Dein Herz sich bildet, wo die Schamhaftigkeit wohnet und die siegende Liebe lächelt. Ein einziger Deiner Blicke bringt jenes erhabene Feuer, jene göttliche Flamme, die die Töne der ewigen Sänger beleben, in meine Seele. Sei meine Muse! Wo soll ich eine zärtlichere finden?

*) L'art d'aimer, nouveau poëme en six chants par Mr.****; édition fidèle et complette, enrichie de figures. A Londres, aux dépens de la compagnie. MDCCL. en 8.

Komm, führe meine Hand, leihe meinem Liede Deine Anmuth! Indem ich die Liebe erhebe, singe ich Dich, Zulni!" — — Nunmehr tritt der Dichter ins Feld. Er lehrt den himmlischen Ursprung der Liebe; er lehrt, daß sie nach diesem Ursprunge das schönste Geschenk sei, welches das Schicksal auf die Menschlichkeit fließen lassen; er lehrt, daß sie nur durch die Vermischung mit unsern Lastern tadelhaft wird; daß ihr alle Herzen den Zoll schuldig sind; daß sie früh oder späte sich Meister davon macht; daß man die Zeit der Empfindlichkeit, der Jugend dazu anwenden müsse; daß in der Welt eine Person sei, welche das Schicksal uns zu lieben und von uns geliebt zu werden bestimmt habe. „Unsere Neigungen sind bestimmt; umsonst sind unschiffbare Meere, unüberwindliche Scheidemauern zwischen zwei jungen Herzen, geboren, einander zu fesseln. Ein unvermutheter Augenblick bringt sie zusammen. Wäre sie auch unter dem brennenden Himmelsstriche geboren, wo Phöbus die wilden Mexicaner bereichert; lebte sie auch auf den gefrornen, wüsten und schrecklichen Bergen, um die sich der Scythe und die Bäre streiten, auf den Bergen, den Gräbern der Welt, wo die Natur erblasset; und der Himmel hat ihr die Beherrschung Eurer Wünsche vorbehalten: so wird nichts diese ewigen Rathschlüsse hintertreiben." Nur, fährt der Lehrer der Liebe fort, muß man den Augenblick erwarten; und sich nicht darinne zu betriegen, zeigt er, welches die Merkmale der wahren Liebe sind. „Von den Reizen einer jungen Schönheit geblendet, bleibt man bei dem ersten Blicke unbeweglich, bezaubert. Das Herz fühlt die Annäherung der Liebe; die Sinne werden verwirrt, die Stimme wird schwach; das Herz scheint sich loszureißen und dem Gegenstande nachzufolgen. Alles erneuert dem Auge das Bild davon; Alles malt Euch seine Reize, Alles redet Euch von ihm. Abwesend betet Ihr sie an; sie ist gegenwärtig, und Ihr erbleichet. Eure gemeinsten Reden scheinen verworren; Ihr drückt viel aus und empfindet noch mehr. Zeigt sich einige Hoffnung, die Furcht theilet sie. Furchtsam, ungewiß, voll von einer redenden Verwirrung, fallen die Blicke nur zitternd auf sie. — — Ja gewiß, dieser ist der bezaubernde Gegenstand, welcher Euch zu gefallen geboren ward. Und hat ein solches Schicksal unter so viel Reize ein für die Tugend gebildetes Herz verborgen, ist ihr Geist ebenso groß als ihre Schönheit, so liebt, so unterwerft Euch ohne Murren!" — — Allein wie oft widersetzen sich Geiz und Hochmuth dem Fortgange der Liebe! Glückliche Zeiten der ersten Welt, da ein König,

wenn er liebte, nicht seine Krone, sondern die Heftigkeit seiner Liebe pries! — — Hierauf beschreibt der Dichter die Sprache der Augen, die erste Sprache der Verliebten, ihre Gewalt und ihre Bequemlichkeit. Wo die Augen antworten, da ist das Herz nicht taub. Doch je mehr eine Schöne nicht hintergangen zu werden wünschet, desto mehr fürchtet sie es. Auf der Art des Angriffes beruhet das Meiste; ein Herz, das man wohl angegriffen hat, erobert man gewiß. Man verschaffe sich eine erste Zusammenkunst; man drücke sich lebhaft und ungezwungen aus. Eine übel aufgenommene Erklärung muß die Hoffnung nicht benehmen. Gebt mehr auf das übrige Betragen der Schönen Acht als auf ihre Rede! Schreibt ihr, wenn sie zu sprechen unmöglich ist! Die Liebe war es ja, welche die Kunst, die Worte abzumalen und den Ton sichtbar zu machen, erfand. Nunmehr zeigt der Dichter, was für Mittel anzuwenden sind, wann die Schöne hartnäckig darauf besteht, unempfindlich zu scheinen. Er erläutert seine Lehre mit einem Beispiele des Herzogs von Nemours und der Prinzessin von Cleves.[1]) Eine angenommene Gleichgiltigkeit lockt das geheimnißvolleste Herz aus. Was feste genug zu sein scheinet, hält man nicht; man hält nur das, wovon wir fürchten, es möchte uns entwischen.

Die Glieder des zweiten Gesanges sind folgende. Die Gelegenheit ist oft der Liebe vortheilhaft; man muß ihren schnellen Flug anzuhalten, ihr zuvorzukommen und sie bei der Stirne zu fassen wissen. Der Liebhaber und Soldat müssen geschwind sein. — — „Folget überall den Schritten Eurer Schönen; sehet nichts, bewundert nichts, liebet nichts als ihre Reize! Die zärtliche Liebe belohnt sich zuletzt, und man gefällt dem Gegenstande, welcher empfindet, daß man ihm gefallen will.“ Die Orte, wohin man die Geliebte vornehmlich begleiten muß, sind die Komödie, die Oper, die Spaziergänge. „Der Schauplatz ist den Wünschen der Verliebten günstig, und das Herz zu erweichen, bietet er glückliche Augenblicke an. Durch ihre Täuschereien macht die zaubernde Scene ihren Betrug angenehm, schmeichelt, reizet und bewegt ꝛc. — — Allzu liebenswürdige Goßin,“ bricht der D.chter zum Schlusse dieser Materie aus, „empfange hier den Preis, den Dir tausend von Deinen Reizen besiegte Liebhaber

---

1) Die beiden Helden des Romans der Gräfin de La Fayette: La priucesse de Clèves, ou les amours du duc de Némours avec cette princesse. Paris 1678. — A. d. H.

darbieten! Ja, die schmeichelnden Töne Deiner rührenden Stimme, Deine Thränen, Deine Blicke, deren Anmuth bezaubert, schießen überall siegende Pfeile der zärtlichsten Liebe ab. Sie herrschet durch Deine Augen; Dir ist sie alle Herzen schuldig. Glücklich, wer Dich sehen kann, wer mit Dir sprechen, wer Dich hören kann! Glücklich, wer Dir gefallen kann! Glücklich, den Dein Mund mit einem kostbaren Lächeln beglückt, wer sein Glück in Deinen bewegten Augen lieset! Empfange diese Verse, die die Liebe erzeugte! Ich singe ihre Reize, und Du machst sie bekannt." — — Wenn wird unser deutsches Theater eine Goßin bekommen, welche einen Dichter in so süße Entzückungen zu versetzen fähig ist? — — Der zweite Ort, wohin man der Schönen folgen muß, ist die Oper, der Tempel der Liebe, wo sie alle Sinnen aufbietet, sie durch sich einzunehmen. „Verliebte, strömet in diese prächtige Schauspiele! Die allzeit siegende Liebe weiß da von keinem Hindernisse, und alle vereinigte Künste bieten alle Arten des Vergnügens an. Sucht ihn, redet ihn an, den Gegenstand Eurer Wünsche! Die schmeichelnde Harmonie der Lulli'schen Töne, welche die Liebe mit den Gesängen des Quinault[1]) verband, wird sie ganz mit einer schmachtenden Verwirrung erfüllen, und auf ihrem Munde werdet Ihr die Strenge erblassen sehen. Wenn Kadmus feierlich die Treue schwört, so werden ihre Augen Euch eine ewige Liebe schwören. — — Klio glänzet im Winter, Flora im Frühlinge; Jede hat ihre Zeit. Liebt die reizenden Betrügereien der Ersten, doch vergeßt nicht, daß man auch der Natur ihre Augenblicke geben müsse! — — Unter jenen wachsenden Lauben, wo die Götter des Lachens herumflattern und Philomele durch zärtliche Klagen entzückt, da könnt Ihr dem geliebten Gegenstande Eure zärtlichsten Gesinnungen durch Eure Augen erklären. Laßt Eure Begierden in allen Euren Bewegungen lesen; Alles entdecke an Euch die heftigste Gluth. Habt einen traurigen Anblick, einen langsamen Gang! Suchet nichts als ihre Augen, fliehet sie dann, und suchet sie wieder! Ueberall wird Euch ihr Herz folgen, und schalkhaft wird die Liebe sie ihre Zärtlichkeit verrathen lassen." — — Hierauf weiset der Dichter, wie natürlich dem Frauenzimmer die Begierde zu gefallen sei. Diese ist ihre erste und letzte Leidenschaft. Gleichwol ist es bei

1) Der Italiener Lully, seit 1671 Director der großen Oper in Paris, schrieb berühmte Compositionen zu den durch den Wohlklang der Verse ausgezeichneten Operntexten von Philippe Quinault. Der Kadmus war eines seiner gefeiertsten Werke. — A. d. H.

seiner Liebe unruhig. Diese Unruhe ihm zu benehmen, sie ihr bei einer geheimen Zusammenkunft zu benehmen, da lasse der Liebhaber seine Stärke sehen. Er finde sich zuerst an dem bestimmten Orte ein; er suche sie durch Versicherungen, durch Schwüre, durch Thränen zu gewinnen. — — „Sind Thränen nöthig, sie besser zu überzeugen, so lasset ganze Ströme derselben aus den Augen brechen! Weinet! die zärtlichste Liebe ergötzt sich an Thränen, und ihre süßeste Stille entstehet aus der Unruhe. Ihre theuersten Myrten sind mit Thränen befeuchtet, und wer nicht weinen kann, kennet ihre Anmuth nicht. — — Endlich siegt die Liebe, und die Strenge wanket. Die Zärtlichkeit flimmert in den schmachtenden Augen; die Unbewegliche wird bewegt und erkühnt sich nicht, den Fuß aus der Falle zu ziehen, die ihr gefällt. Erntet dann den ersten Genuß auf ihrer zitternden Hand ein! ein Kuß redet ans Herz, denn er ist die Sprache des Herzens. Liebe, umsonst flieht man Dich! Alles empfindet Deine Gewalt, Alles weichet Deinen Reizen; sogar das stolze Gespenst, die eitle Weltweisheit. Komm, Kolossus von Rauch, siehe den Hochmuth eines Deiner größten Meister biegen, und lerne Dich kennen!" Hierauf beschließt der Dichter den zweiten Gesang mit der Erzählung der Liebe Descartes', die uns aber ein Wenig trocken vorkommt. Sie hat zwar ihren guten historischen Grund, da man weiß, daß dieser Weltweise in Holland eine Tochter mit Namen Francine gehabt hat, so wie Newton einen Sohn. Der einzige Punkt, worinne der Verfechter und der Vernichter des leeren Raumes vielleicht einander gleich gewesen sind.

Im dritten Gesange werden die Eigenschaften beschrieben, die ein Liebhaber haben muß, wenn er gefallen will. Der Dichter fängt mit einer doppelten Allegorie der lasterhaften und nichtigen, und der weisen und dauerhaften Liebe an. Vor Allen muß man sich bemühen, den Charakter des geliebten Gegenstandes zu erforschen. „Seine Geliebte zu bezwingen, muß man aufmerksam, ihr zu gefallen, und von seinem Vorsatze ganz erfüllet sein; nach ihrem Geiste, nach ihrem Geschmacke muß man sich falten, denken, lieben, handeln wie sie, und sich ganz in sie verwandeln. Ist sie eine Schülerin der ernsten Weisheit, trägt sie in ihrem Herzen ein langsames Feuer, welches sie bestreitet? Geht nicht allzu kühn fort, und schonet ihre Tugend! Vereinigt sie mit der Liebe einen philosophischen Geist? redet, den Malebranche in der Hand, nichts als Metaphysik! Tadelt sie? tadelt! Lobt sie? lobt! Tanzet sie? tanzet! Singt sie? singet! Malt sie? be-

wundert ihre Werke! Lieset sie Euch ihre Verse? verschwendet die Lobeserhebungen!" — — Diese Erforschung der Charaktere muß auf beiden Theilen sein, und keines muß glauben, der Verstellung berechtiget zu sein. Wer tugendhaft ist, der scheint es, und die Verbergung der wahren Gestalt ist ein gewisser Beweis von ihrer Häßlichkeit. Man bestrebe sich also, durch Verdienste liebenswerth zu werden; aus der Hochachtung entspringt die Liebe; man habe die Gesinnungen und die Aufführung eines Mannes, der die Welt kennet; man trotze nicht auf äußerliche Vortheile, die nur von allzu kurzer Dauer sind; man schmücke seinen Geist mit dauerhaftern Reizen; man verbinde mit der Zärtlichkeit des Witzes großmüthige Gesinnungen des Herzens; man fliehe das gezwungene Betragen eines Stutzers; man sei gleichförmig in der Aufführung; man prahle nicht mit Metaphysik und Versen, eine Prahlerei, die der üble Geschmack zu rechtfertigen scheinet; man vermeide den lächerlich kostbaren Ton der Neologisten; man sei kein Lustigmacher, der die geringsten Fehler auch seiner Freunde anfällt; die Wahrheit wohne allezeit auf den Lippen; nie komme ein Ausdruck in den Mund, der die Schamhaftigkeit roth macht und die Unschuld zum Schaudern bringt; man halte sich zu Großen, deren Umgang die Schule der Tugend und Artigkeit ist! — — Hier ist der Dichter gedoppelt ein Dichter; und die Schmeicheleien, die er diesem und jenen französischen Hofmanne macht, den er mit Namen nennt, sind nicht zu übersetzen. — — Doch die Welt allein bildet einen vollkommenen Menschen nicht. Das Lesen der besten Schriftsteller muß dazu kommen. La Fontaine, Molière, Racine, Regnard, Nericaut, La Chaussee, Gresset, Chaulieu, Bernis, und wer sie sonst sind, die Maler, welche Natur und Kunst gebildet hat, die Helden der Gesinnungen, die das edelste Feuer belebt! — — Hiebei vermeide man das französische Vorurtheil, die Nachbarn zu verachten. „Es giebt gewisse in ihre Sphäre so eingeschränkte Geister, die nur den Himmelsstrich preisen, unter welchem sie geboren sind, furchtsam ihren Großeltern nachschleichen und nur die Güter loben, die vor ihren Augen wachsen. Für sie ist außer Paris kein Genie anzutreffen, und das Chaos fängt an, da wo sich Frankreich endet. Leget diesen närrischen Hochmuth, den Ihr mit der Milch eingesogen habt, ab! In den wildesten Gegenden giebt es Pilpais.[1]) Der abergläubische Spanier, der selbst-

1) Pilpai oder Bidpai, nach der Ueberlieferung ein altindischer Philosoph, dem eine aus dem fünften Jahrhundert nach Chr. stammende, in fast alle euro-

mörderische Engländer haben Sitten und Gaben. Erforschet ihren Geschmack und macht Euch der Schätze zu Nutze, welche die Natur andern Ufern vorbehält." — — Dieses sind Lehren, welche kluge Franzosen ihren Landesleuten noch unzähligmal wiederholen und unzähligmal umsonst wiederholen werden. — — Nunmehr kommt der Dichter auf den Zweikampf, der Furcht des falschen Muths. Er beschreibt alle schreckliche Folgen derselben und will in einer kleinen Geschichte lehren, wie vermögend ein Frauenzimmer sei, diese Raserei bei Mitbuhlern zu unterdrücken. Auch diese Geschichte will uns im Ganzen nicht gefallen. Wir wollen die Rede eines Frauenzimmers, die in voller Unschuld ihre Liebe entdeckt, daraus hersetzen: „Was empfindet man, was will man, wenn man liebt? Belehre mich, Zamor, warum mein zitternder Geist, wenn ich mit Dir rede, eine ihm sonst unbekannte Verwirrung fühlt! Mein Herz zerfließt, wenn ich Dich sehe. Seitdem Dich ein Gott in diese Insel führte, begleitet und entzückt mich Dein Bild Tag und Nacht. Der zärtliche Eindruck Deiner geringsten Reden wird immer in mir neu und scheint in mir zu leben. Gestern seufzete ich Deiner langen Abwesenheit wegen, als Dorival erschien. — — Ach, welcher Unterschied! Ich empfinde das nicht für ihn, was ich für Dich empfinde. — — In was für ein Gift würde sich meine Liebe verwandeln, wenn Zamor nicht so sehr liebte, als er geliebet wird!"

Der vierte Gesang fängt mit der Beschreibung des Nachttisches an. Bei diesem sich einzufinden, doch erst alsdann, wann das Frauenzimmer die Reize des Gesichts in Ordnung gebracht hat, ist die Pflicht eines Liebhabers. Der Nachttisch ist ein Tempel, der niemals ohne Dienst sein muß; ein Madrigal, eine Sinnschrift, ein Lied, ein Sonnet sind die Lobgesänge, welche die Gottheit der Liebe daselbst preisen. Dieses führt den Dichter auf die Macht der Poesie, auf ihren Ursprung, auf ihre Reize, auf ihre Vorrechte. — — „Weihet, Verliebte, dieser bezaubernden Kunst einige Augenblicke, mehr Euch beliebt zu machen, als in die Classe der Schriftsteller zu kommen! Sie weiß den Eingang in das unwirthbarste Herz zu finden. Nicht Löwen, Felsen, Sturmwinde hat man mehr durch sie zu erweichen, sondern allein die Strenge des Herzens." — — Von der Poesie kömmt er auf die Vortheile des Schmauses, den Mittelpunkt der Aufrichtigkeit. Der Schmaus

---

päische Sprachen übersetzte Sammlung von Fabeln und sentenziösen Erzählungen zugeschrieben wird. — A. d. H.

bietet die zärtlichsten Geständnisse dar und berechtiget sie; wie sehr hilft er der Liebe, wann zumal Musik und Tanz ihn begleiten, diese Kinder der Zärtlichkeit! — — „Auch das Spiel ist für Liebhaber. Die Munterkeit hat den Vorsitz bei diesem lachenden Streite, den das Schicksal entscheidet. Der Verdruß, die lange Weile werden auf Flügeln der Zeit davongeschickt. Jeder Augenblick bekömmt eine neue Gestalt. Das Glück flattert herum, es drohet, es lacht; die Hoffnung strahlet und verschwindet; das Gold wächset und vertrocknet. Doch wollt Ihr den Augen Derjenigen gefallen, welche Euer Herz beherrscht, so fliehet den Ruf eines Spielers von Profession! Das Herz wird getheilt, Eure Geliebte aber will es ganz besitzen.“ Hier zeigt der Dichter, wie weit sich ein vernünftiger Liebhaber in das Spiel einlassen müsse. Nie muß die Geliebte darunter verlieren, die man beständig zu sehen sich zu einer süßen Gewohnheit machen muß. Diese allein entscheidet; man wird sich wesentlich, und endlich sind es zwei Körper, welche eine Seele belebt. Doch muß man deswegen nicht den andern Umgang fliehen und aus Liebe ein Menschenfeind werden. Man muß fortfahren, seine Freunde zu besuchen und sie zu schätzen. Hier schildert der Dichter das Lob der Freundschaft. „Das geheime Vergnügen einer zärtlichen Verbindung theile Euern Tagen neue Anmuth mit! Bringet der Welt eine geschmeidige Biegsamkeit davon her und verbindet Euch die Gemüther durch einen willigen Umgang! Besonders erwerbt Euch den Schatz eines weisen Freundes, an dessen Werth weder Ehre noch Gold kömmt! Er ist eine Quelle von Tugenden, die Euch nützlich sind; er ist eine leuchtende Fackel auf den dunkelsten Wegen; nach der Liebe ist er das kostbarste Geschenke des Himmels. Bei ihm leget alle Geheimnisse Eurer Seele nieder, nur nicht die Geheimnisse Eurer Liebe!“ Die Verschwiegenheit ist eine der vornehmsten Tugenden eines ehrlichen Mannes, und der Dichter glaubt, daß sie besonders den Franzosen einzuschärfen sei. Ein Vertrauter wird oft zum Mitbuhler, welches er durch das Beispiel Heinrich's des IVten, des Ritters von Bellegarde und der Gabrielle d'Estrées erläutert.

Fünfter Gesang. Ein geheimer verliebter Umgang hat seine Reize; doch weit mehr Vergnügen genießen Verliebte, die sich für den Augen der Welt lieben. Dazu zu gelangen, muß man sich einen freien Zutritt bei seiner Geliebten zu verschaffen suchen, unter dem Titel eines Freundes; man muß die Charaktere Derjenigen zu erforschen suchen, die um ihr sind, und von welchen sie

in etwas abhanget. Hierunter gehören vornehmlich die Vormünde. „Predigt er, in einen Lehnsessel gekrümmt, schwach und kolsternd, voller Galle gegen die jetzige Zeit, wider die Jugend und ihre außerordentliche Verschwendung, setzt er seine Ehre und sein höchstes Gut in das Gold, in welchem er schwimmt, ohne es zu genießen: so rühmt seinen jetzigen und zukünftigen Reichthum und heimlich beklagt seine wirkliche Armuth!" Oft bestimmt so ein Wütherich den Gegenstand unserer Liebe dem Kloster, diesen dem ewigen Verdruß gewidmeten Mauern, den Gräbern, welche eine rasende Schwärmerei gehöhlet hat, welche die Reue, der Irrthum, die Tyrannei bewohnen. Doch dieser Aufenthalt ersticket die Heftigkeit der Leidenschaft nicht, und die Beständigkeit des Liebhabers erlangt ihren Zweck. — — Bei Vielen, weil sie allzu gewiß sind, daß sie geliebet werden, erkaltet die Liebe. „Der zuversichtliche Medor verläßt sich auf seinen Sieg, und wenig bewegt von der Unruhe seiner Geliebten, betrachtet er mit einem heitern Auge sein Glück. Als ein ruhiger Beherrscher eines ihm unterthanen Herzen trotzt er ihrem Argwohne und lacht über ihre Beängstigung. Er höret ihre Klagen nicht, er sieht ihre Thränen nicht. Bei ihr ist er abwesend; und redet sie mit ihm, so ist er zerstreut; er betrachtet einen Ring oder ein Bild, er ruft seinen Hund, er spricht mit ihm und streichelt ihn. Aus seiner umwölkten Stirne leuchtet eine stolze Verachtung; und wenn die Geliebte ganz Feuer ist, so ist er ganz Eis." — — Doch muß man auch nicht seine Liebe durch Ausschweifungen der Eifersucht zu beweisen suchen; wohl aber kann man sich auf kurze Zeit entfernen, um die Beständigkeit der Geliebten auf die Probe zu stellen. Eine allzu lange Abwesenheit ist das traurigste Unglück für Verliebte. Es zu lindern, schenke man sein Bildniß der Geliebten und suche das ihre dafür zu erhalten. Die Liebe sowohl als die Freundschaft erlaubt den Gebrauch der Geschenke; diese aber müssen gewählt sein, und man muß mehr die Empfindlichkeit der Schönheit als ihr Glück dabei zu Rathe ziehen. Erhält man zum Gegengeschenke ein von ihren Haaren geflochtenes Armband; welches kostbare Pfand der zärtlichsten Liebe! Das sicherste Mittel, ohne Nebenbuhler geliebt zu werden, ist eine gleiche ungetheilte Liebe gegen Die, von welcher man dieses Glück begehrt. Hier haben beide Geschlechter gleiches Recht; und dieses sowohl als jenes kann sich über die Untreue des andern beklagen. Wie schädlich aber ist dabei eine stürmende Eifersucht! Nimmermehr wird diese ein Herz wieder zurückbrin-

gen, welches nur durch Gefälligkeit und Anmuth von Neuen gewonnen wird. Diesen Satz erläutert der Dichter durch das Exempel des ersten Franciscus, Königs von Frankreich, und der zwei Herzoginnen von Etampe und von Valentinois.

In dem letzten Gesange nahet sich der Dichter dem glücklichen Zeitpunkte, da die Liebe gekrönt wird. Er beschreibt die Besorgniß der Geliebten, durch einen völligen Genuß ihren Liebhaber allzu sehr zu sättigen, und in der That sind diese Gunstbezeigungen oft die Mörder einer Leidenschaft, die die wohlgegründeste zu sein schien; weil sie meistentheils die Mängel auf beiden Theilen entdecken. Hier hat also der Liebhaber seine ganze Kunst anzuwenden, jene Besorgniß zu zerstreuen und sein gutes Glücke mit Behutsamkeit weiter zu treiben. Lobt er seine Gebieterin, so muß dieses Lob fein angebracht sein. „Lobet mit Anmuth, und lobet mit Genauigkeit! Man wird unhöflich durch allzu viel Höflichkeit. Legt ihr keine Reize bei, von denen sie, Dank sei ihrem Spiegel, weiß, daß sie sie nicht hat! Bei der blassen Fanny lobet nicht die blühenden Rosen; leihet ihr Schönheiten, allein ohne die Sache zu übertreiben! Ein übertriebenes Lob ist unschmackhaft, und man lacht drüber. Oft, Euch zu erforschen, lobt sie Reize an Andern, die ihr der Himmel nicht beigelegt hat: „Wie lebhaft ist Iris! wie schöne ist Dorinde!“ Dieses ist ein heimlicher Fallstrick, den Euch ihre Furcht leget. Sagt also, daß ihre Reize nichts Rührendes haben, und treibt die List sogar bis sie zu verachten! Das Lob einer jeden Andern hat das Ansehen einer Kritik.“ — — Den Unvollkommenheiten der geliebten Person muß man vortheilhafte Namen geben. Hiezu hilft die Gewohnheit nicht wenig, welche oft die Augen so verblendet, daß sie wirkliche Fehler für Schönheiten ansehen. — — Doch wie eigensinnig, wie wunderlich ist das Gemüth eines Frauenzimmers! Wie oft, wenn man sich ihrem Besitze am Nächsten geglaubt hat, sieht man sich am Entferntesten davon! Diesen kleinen Widerwärtigkeiten zu begegnen, dahin zielen die letzten Lehren des Dichters. Man setze dem Eigensinne der Geliebten Gefälligkeiten entgegen. Man bekenne, daß man Unrecht habe; dieses ist allezeit das sicherste Mittel, mehr als Vergebung zu erlangen. Verliebte, die sich wieder vertragen, lieben sich allezeit zärtlicher, als sie sich vorher geliebt haben; „und wenn ja bei der Geliebten Skrupel übrig blieben; sitzen ja noch Wolken des Mißtrauens auf ihrer Stirne, und leset Ihr in ihren Augen, daß ihr unruhiges Herz befürchtet, nicht geliebt zu werden, so schwöret ihr, daß Eure Seele sie an-

bete, und wiederholt diesen Schwur hundertmal; benetzt ihre Hände mit Thränen, erhebet ihre Reize, fallet ihr zu Fuße, rufet den Tod an! Wo ist das grausame Herz, das hierdurch nicht sollte gerührt werden?" Die Geliebte sucht die Verzweifelung zu stillen durch längstgewünschte Gunstbezeigungen. Hier kömmt es drauf an, die Zeit sie einzuernten zu beobachten. Oft wird man in den süßesten Augenblicken gestört, und alsdenn muß der Liebhaber sein Spiel zu verstecken wissen. — — Der Dichter hat bisher den Verliebten nur kleine Schreckbilder gewiesen; jetzt aber zeigt er ihnen ein wirkliches. Der geliebte Gegenstand wird krank. Hier hat die Liebe ihre stärkste Probe abzulegen; für die sie aber nur allzu sehr belohnt wird, wann die Kranke wieder hergestellet wird. Folgt sie der Stimme des Frühlings, welche sie auf das Land ladet: folget ihr dahin! da ist es, wo Euch die Liebe den schönsten Triumph vorbehält; da untersteht man sich Alles, da erhält man Alles. — — „Muse, hier hemme Deinen Lauf, und wag es nicht, mit einem allzu kühnen Blicke in das Heiligthum zu dringen, wo das Opfer erblasset und die Liebe es betrachtet. Dieses Geheimniß verlangt die tiefste Verschwiegenheit. Laß auf Deiner Stirne, Muse, die Anmuth und Schamhaftigkeit verschwistert prangen; fliege in den Himmel zurück; Dein Weg ist vollendet. — — Liebe, Du lehrest mich Deinen Dienst und Deine Geheimnisse, die Du in meinen Liedern niedergelegt hast. Deine unsterblichen Myrten umkränzen meinen Frühling; ich sang Dein Gesetz der Welt und hatte noch nicht zwanzig Jahre."

Hiermit endet der Dichter seine Kunst zu lieben. Zum Schlusse des Werks findet man noch ein Gedichte über den Tod seiner Zulni, die er in dem ersten Gesange als seine Muse angerufen hat. Dieses Gedichte ist ungemein zärtlich, und vielleicht ist mehr Empfindung darinne, als in allen sechs vorhergehenden Gesängen; wovon wir dem Leser das Urtheil überlassen wollen, da wir ihn gnugsam in den Stand gesetzt haben, es fällen zu können.

* * *

Der Tanzbär (s. Theil I. S. 230).
Der Adler und die Eule (s. Theil I. S. 230).
Morydan (s. Theil I. S. 253).

Monat November 1751.

Wir wollen dieses Blatt mit dem ersten Gesange eines Gedichts anfüllen, dessen Vorwurf dem Dichter vielleicht am Meisten den Beifall der Kenner wird müssen erwerben helfen. Er besingt die Religion. Sein Plan ist groß.

[Den übrigen Theil dieser Einleitung, wie das Gedicht selbst, Beides von Lessing in den ersten Theil seiner Schriften (1753) aufgenommen, s. Th. I. S. 178—187. Am Schluß stehen die Worte:]

Der Raum befiehlt uns, hier abzubrechen, welches um so viel ungezwungener geschieht, da der Dichter ohnedem, wie man aus dem Eingange sieht, auf einen neuen Gegenstand kommt. Wir versparen also den Rest bis in das Decemberblatt. [1])

---

1) Die Fortsetzung des Fragmentes ist niemals erschienen. — A. d. H.

Monat December 1751.

Reise der Unschuld nach der Insel Cythere.[1]

Es ist eine beglückte Insel, unbekannt den blinden Sterblichen. Die Luft, die man daselbst athmet, ist allezeit rein und heiter; die Jahrszeiten sind daselbst nicht dem Wechsel unterworfen, welchem sie in unsrer Hemisphäre unterworfen sind; die Fläche der Wasser wird durch nichts als Zephyre in Bewegung gesetzt, und niemals hat das Herz der glücklichen Einwohner dieses schönen Aufenthalts die Stürme empfunden, welche die Heftigkeit der Leidenschaften und ausschweifenden Affecten erwecket. Die Unschuld, die Beherrscherin dieser angenehmsten Insel, hat ihren Thron nirgends als in den Herzen ihrer Unterthanen. Sie lieben ihre Regierung und wissen von keinem andern Vergnügen, als von dem Vergnügen, ihr getreu zu sein. Hier war es, wo die reizende Themire ihre glücklichen Tage in dem Schooße der Beherrscherin, deren Liebling sie war, zubrachte, als sich das Schicksal ihrentwegen erklärte und die Unschuld in die allerlebhafteste Unruhe versetzte. Sie hatte diesen Herren der Götter und Sterblichen wegen der Zukunft ihrer Geliebten um Rath gefragt. „Themire," erhielt sie zur Antwort, „muß nach Cythere gebracht und daselbst ihrer eignen Aufführung überlassen werden; ihr Glück oder Unglück hanget von ihrer Treue gegen Dich ab." Die Unschuld seufzete; doch wenn das Schicksal einmal geredet hat, so ist es unmöglich, seine Aussprüche zu verändern. Zu allem Glücke hatte man der Unschuld nichts, in Ansehung dieser unglücklichen Reise ihrer Untergebenen, vorgeschrieben. Sie beschloß also, sie in ein Land zu begleiten, welches sie selbst nicht kannte, und sie, wenn es möglich wäre, wider alle Gefahr zu vertheidigen, der sie etwan ausgesetzt werden möchte.

---

1) Das im Geschmack etwa der Mlle. de Scudéry gehaltene Stück ist jedenfalls eine Uebersetzung aus dem Französischen. Vergl. Vorbem. S. 17 u. 18.

Themire, voller Vertrauen auf die Unschuld, deren Willen sie allezeit blindlings nachgekommen war, verließ ohne Widerwillen die glückliche Insel. Kaum waren sie an das Ufer eines Meeres gelangt, dessen Fläche ruhig scheinet, welches aber gleichwohl durch unzählige Schiffbrüche bekannt ist, als sich die geschäftigen Bootsleute, sie nach Cythere überzubringen, anboten. Das Vergnügen, die Weichlichkeit, die Neugierde, die Gelegenheit führten sehr prächtige Schiffe, auf welchen eine Menge Reisender Themiren die Hand boten, sie zur Ueberfahrt in ihrer Gesellschaft zu bewegen. Endlich kam ein ehrwürdiger Alter, welcher nichts als eine kleine Barke ohne Zierrathen führte, und bot gleichfalls seine Dienste an; er nannte sich die Schuldigkeit, und die Unschuld, ohne sich bei der Unansehnlichkeit seines Schiffchens aufzuhalten, stand nicht einen Augenblick an, Themiren hineinsteigen zu lassen. „Es soll Euch nicht gereuen, daß Ihr mich vorgezogen habt," sagte der Alte zu ihnen; „ich kenne alle Klippen um Cythere herum, und kein Einziger von Denen, die mich zu ihrem Führer erwählt haben, ist unglücklich daselbst angelandet." „Wie kömmt es aber," fragte ihn Themire, „daß Dein Schiff so klein ist; kaum daß wir darinne Raum haben?" „Es ist nur noch allzu groß," antwortete der Alte, „wenn man die wenige Anzahl der Reisenden bedenkt, die mich auf diesem gefährlichen Wege zu ihrem Leitsmanne nehmen." Indem er so redete, stieß die Barke gegen die Insel ganz sanfte ab, der die prächtigen Schiffe folgten, welchen Themire den Vorzug würde gegeben haben, wann die Unschuld sie nicht zu dem Schlusse gebracht hätte, sich für die Schuldigkeit zu erklären. Doch gar bald lernte sie einsehen, wie vieler Gefahr sie ihre Folgsamkeit überhoben habe. Die Winde der Eifersucht, des Argwohns, der Unbeständigkeit fingen gewaltig an zu toben; und indem die kleine Barke an dem Ufer der Insel anlandete, scheiterten die andern Schiffe, nachdem sie lange genug der Wuth der Wellen widerstanden hatten. Verschiedene von den Reisenden kamen um, ehe sie das Land erreichten, und die andern entkamen nicht anders als mit Verlust der reichen Edelsteine, die sie mitgebracht hatten.

Das ganze Ufer erscholl von dem Geschrei dieser Elenden. Der Eine beweinte seine verlorne Ruhe, der Andre seine Ehre, Dieser seine Gesundhheit und hundert andre Güter, deren Erzählung viel zu lang sein würde. Die Unschuld, welche des Schicksals dieser Unglücklichen wegen sehr bekümmert war, vergaß auf einen Augenblick ihre Untergebene, und dieser Augenblick

war genug, Themiren zu verlieren. Dieses war der Wille der Götter, welcher dieses liebenswürdige Mägdchen auf die Probe stellen wollte, damit sie ihre Tugend in allen ihrem Glanze zeigen könnte. Sie hatte bei dem Eingange eines Lustwäldchens, welches nicht weit vom Ufer war, ein Kind ganz in Thränen gefunden, welches seine kleinen Hände gegen sie ausstreckte und sie um Hilfe anzurufen schien. Themire ward vom Mitleiden durchdrungen und näherte sich ihm. Es zeigte ihr mit dem Finger einen Jüngling, welcher sich vergebens bemühte, einen Pfeil herauszuziehen, welcher ihm das Herz zu durchbohren schien. Themire wollte ihm ihn helfen herausziehen, kaum aber hatte sie diesen unglücklichen Pfeil angerührt, als sie sich selbst verwundet fühlte, und die gemeinschaftlichen Bemühungen, ihn herauszureißen, nutzten zu nichts, als ihn tiefer hineinzutreiben. Themire ward von einer Wehmuth ergriffen, welche sie bisher nie empfunden hatte, schlug die Augen nieder und seufzete.

Der Unbekannte, welcher die Natur des Uebels, das ihn betroffen hatte, nicht besser kannte, sahe sie an und unterstund sich nicht, sein Stillschweigen zu brechen. Als einige Augenblicke in einer Art von Trunkenheit verflossen waren, erinnerte sich Themire, welche fühlte, daß ihr Herz zum ersten Mal gerühret war, und vor den Seufzern erstaunte, welche ihr wider Willen entfuhren, auf einmal ihrer Königin.

„Ach, liebste Unschuld,“ rief sie aus, „wo bist Du? Warum hast Du mich verlassen, oder vielmehr durch welche Bezauberung habe ich mich entschließen können, mich von Dir zu trennen?“ Als Themire diese Worte aussprach, vergoß sie einen Bach von Thränen. Lisidor (dieses war der Name des jungen Menschen, welchem sie hatte wollen zu Hilfe kommen) fiel auf seine Knie, trocknete ihre Thränen ab und beschwor sie, ihn zu lehren, was er thun müsse, um ihr ihre Ruhe wiederzugeben. „Mir geht es ebenso,“ antwortete Themire. „Ich habe meine Gesellschafterin, meine liebste Unschuld, verloren. Ich kann ohne dieselbe nicht glücklich sein, und ich will alle meine Kräfte daran wenden, sie wiederzufinden.“ „Ach, schöne Themire,“ versetzte Lisidor, „kannst Du denn das Vergnügen, welches ich schmecke, indem ich Dich sehe, nicht theilen? Ich habe so wie Du Alles verloren, da ich an dieser Insel angelandet bin; aber ein einziger Blick von Dir ersetzet meinen Verlust, und ich kenne weiter kein Gut mehr, als dieses, daß ich Dich anbete, daß ich Dir es sage, und daß ich sehe, daß Du meine Flamme mit mir theilest. Vergiß

die Gespielin, deren Andenken unsre Glückseligkeit vergiftet. Ich habe Deine Zärtlichkeit gegen mich aus Deinen Augen gelesen. Ueberlaß Dich derselben ganz und gar; laßt uns einsam in diesen Gebüschen den übrigen Theil der Sterblichen vergessen!“ „Was schlägst Du mir vor?“ antwortete ihm Themire. „Ich kann mich nicht verstellen; ich fühle, daß ich Dich mehr liebe, als mich selbst, daß ich Dich Zeit Lebens lieben werde; aber diese Liebe wird niemals die Treue wankend machen, welche ich meiner Königin schuldig bin. Unser Glück kann nicht vollkommen sein, wenn ich sie verlasse. Erlaube, daß ich sie suche; wir wollen den Göttern die Sorge, einander wiederzusehen, überlassen.“ „Du willst mich verlassen, Themire?“ antwortete ihr Lisidor zärtlich; „Du willst also meinen Tod? Warum wollen wir diese Gespielin, welche Dir so lieb ist, nicht mit einander suchen?“ „Ach, Lisidor!“ versetzte Themire, „mein Herz sagt mir, daß wir sie Beide mit einander nicht finden werden.“ Als sie dieses gesagt hatte, verließ sie ihren Liebhaber und suchte mit der größten Unruhe die Unschuld, welche seit dem Augenblicke, da sie sie aus dem Gesicht verloren hatte, sie ihrerseits vergebens suchte.

Amor empfand ein boshaftes Vergnügen über die Unruhe der Unschuld. Sie hatten sich seit langer Zeit entzweit; aber der Gott von Cythere suchte sie wieder zu versöhnen. Er ging zu seiner Feindin, stellte sich, als ob er die Ursache ihrer Reise nicht wüßte, und fragte sie: „Was hat Dich denn hieher gebracht? Ich habe Dich so lange Zeit nicht gesehen, daß ich Dich kaum mehr kenne.“ „Kannst Du Dich noch deswegen beklagen? Unbeständiger!“ versetzte die Unschuld. „Konnte ich mich seit dem verhaßten Augenbicke, da Du mir das Kunststück, die Buhlerei und die Wollust zu Mitbuhlerinnen gegeben, entschließen, wieder in Deinem Reiche zu erscheinen? Erinnere Dich derjenigen glücklichen Tage, da wir mit einander über die Herzen regierten, und gestehe, daß Du seit dem Augenblicke Deinen Ruhm verloren, da Du mich verlassen hast!“ „Ich will mich nicht zu rechtfertigen suchen,“ antwortete Amor; „aber giebt es kein Mittel wider dieses Uebel? und könnten wir nicht durch eine aufrichtige Versöhnung alles das Uebel wieder gut machen, welches unsere Scheidung unter den Sterblichen verursachet hat? Wenn Du mir vergeben willst, so sollen Dich die feierlichsten Eide von meiner Beständigkeit versichern.“ „Kann man sich auf Amor's Eidschwüre verlassen?“ antwortete die Unschuld; „und ist eine bloße Entschuldigung genug, alles Böse, welches Du mir verursachet hast,

wieder gut zu machen? Wie viel Herzen, in welchen ich unumschränkt herrschte, hast Du nicht geraubt! Eben heute ist mir meine geliebte Schülerin durch Deine Kunststücke entwendet worden." „Sachte, Madame," unterbrach sie Amor; „das ist eine von Deinen gewöhnlichen Ungerechtigkeiten; Du steckst in einem Vorurtheil. Wie oft haben nicht die Eitelkeit, der Vortheil und die Eifersucht meinen Namen geborget, um Dir Deine Schülerinnen zu rauben! Glaubst Du denn wirklich, daß es die Liebe ist, welche die meisten Vereinigungen stiftet, über welche Du seufzest? Ich wollte eine Erläuterung vermeiden und war so gut, mich für schuldig zu erklären, um desto geschwinder Vergebung von Dir zu erlangen; aber ich sehe wohl, daß ich mich förmlich rechtfertigen muß. Du machtest Staat auf die junge Chloe, und Du zogst wider mich los, als sie einen Liebsten nahm. An den Plutus hättest Du Dich deswegen machen sollen. Ich hatte gar nichts mit dem Handel zu thun, welchen sie mit einem Generalpächter schloß, und sein Gold machte diejenige Wunde, welche Du meinen Pfeilen zuschriebest. Die junge Elise, welche, seitdem sie Dich verlassen, ihre Liebhaber viermal verändert hat, hat mich nie gekannt. Blos das Verlangen, den Vorzug vor Climenen zu haben, welche sie für nicht so schön hielt als sich, hat gemacht, daß sie Dich verlassen, damit sie um sich einen zahlreichen Hofstaat sehen möchte. Ich könnte Dir noch tausend andere Exempel von Deiner Ungerechtigkeit gegen mich anführen; aber ich habe Dir es gesagt, ich will mich mit Dir versöhnen. Was setzest Du für einen Preis auf die Vergebung, um welche ich Dich bitte?" „Du mißbrauchest vielleicht meine Aufrichtigkeit," antwortete ihm die Unschuld; „doch will ich mich noch einmal Deiner Leichtsinnigkeit aussetzen. Setze meine Ehre auf feste Gründe und mache, daß Diejenigen, welche durch Lieben mein Reich verlassen haben, der Verachtung derjenigen Liebhaber ausgesetzet sein, welche sie mir vorgezogen haben; und auf diese Art will ich das Vergangene vergessen." „Und ich," versetzte Amor, „steh' für das Künftige. Jede Vereinigung, welche nicht auf das Künftige gegründet sein wird, soll von keiner Dauer sein, und man wird aus der Unbeständigkeit der Liebhaber die Klugheit der Schönen auf das Sicherste erkennen. Wir wollen mit Themiren den Anfang machen. Ich verhehle Dir es nicht, sie ist bei einem Liebhaber allein gewesen. Ich will sie einer großen Versuchung aussetzen, und Du wirst sehen, ohne daran zweifeln zu können, ob Themire Deiner noch würdig ist."

In dem Augenblicke versammlete Amor die unzählbaren

Schönheiten, mit welchen seine Insel angefüllet ist. Er theilte unter dieselben diejenigen verführerischen Annehmlichkeiten aus, welche noch mächtiger sind als die Schönheit. Er befiehlt den Zephyren, die Themire und den Lisidor mitten unter diesen schönen Trupp zu führen. Themire sieht endlich diesen Liebhaber wieder, von welchem sie so ungern geflohen war; da sie aber einzig und allein von der Unschuld eingenommen ist, so will sie auf sie zu und will sich in ihre Arme werfen. „Halt!" sagte die Unschuld zu ihr, „die Beständigkeit des Lisidor wird mich lehren, ob Du noch meiner würdig bist." Themire erwartet bestürzt und zitternd den Befehl der Unschuld, und ob sie gleich überzeugt war, daß sie nichts zu befürchten hätte, so konnte sie doch kaum wieder zu sich selbst kommen. Lisidor schien anfangs bei dem Anblicke der Schönheiten, welche sich ihm zeigten, geblendet zu sein. Er durchlief sie mit begierigen Augen; aber nach einer kurzen Prüfung warf er sich Themiren zu Füßen und schwur ihr eine ewige Beständigkeit.

Seit demselben Tage hat Amor seine Verbindlichkeiten niemals aus der Acht gelassen. Ein Liebhaber, welcher genug hat, wird ein flüchtiger Liebhaber, und dieser Gott hebt die Annehmlichkeiten der Beständigkeit nur für Diejenigen auf, welche niemals die Unschuld von der Liebe trennen.

Der Herrmann und der Nimrod würden in diesen Blättern keinen Platz gefunden haben, wenn sie nicht der unbekannte Verfasser folgendes Schreibens seiner Aufmerksamkeit und Geduld gewürdiget hätte. [1])

„Mein Herr.

„Sie sind sehr unachtsam auf die merkwürdigsten Begebenheiten im Reiche des Witzes. Sie haben Ihren Lesern noch gar nichts von den neuen Lichtern erzählet, welche diesem Reiche in

---

1) Obwohl ich der Ansicht bin, daß dies Schreiben nicht von Lessing herrührt (s. Vorbem. S. 16 u. 17), so mag es doch seinen Platz hier behalten, bis sein Autor ermittelt ist. Man denkt zuerst an Kästner, der ja einige Beiträge für das Neueste einschickte (s. S. 17); doch hat Danzel (I. 197) dagegen geltend gemacht, daß, während hier von den natürlich fließenden trochäischen Versen des Hermann gesprochen werde, in einem wahrscheinlich von Kästner stammenden Epigramme (es gehört zu den vier in der folgenden Anmerkung erwähnten) irrthümlich gesagt werde, Schönaich schläfere den Leser alexandrinisch ein. — A. d. H.

der letztverwichenen Michaelsmesse aufgegangen sind. Haben Sie denn den Herrmann[1]) und den Nimrod noch nicht gelesen? Oder haben Sie denn nicht wenigstens die Vorrede des Vormunds des guten Geschmacks in Deutschland durchgelaufen, welche derselbe dem erstern vorgesetzet hat? Da würden Sie gefunden haben, daß es nunmehr mit dem deutschen Witze aufs Höchste gekommen ist, und daß, wenn die Ausländer auch zehn Henriaden aufzuweisen hätten, wir Deutsche ihnen doch nunmehr beherzt unter die Augen treten und ihnen dieses Heldengedicht selbst zum Muster ihrer künftigen Werke dieser Art vorlegen könnten. Warum haben Sie denn Deutschland zu diesem längst vergebens gewünschten Zeitpunkt noch nicht Glück gewünscht? Ich will doch nimmermehr hoffen, daß Sie ein Franzose sind, welcher vor allen Meisterstücken des deutschen Witzes Augen und Ohren verschließet, um nur das Bischen Ehre seiner witzigen Landsleute noch in Ansehen zu erhalten. Da wir längst den Ausländern in allen Arten von Gedichten Trotz bieten konnten, so fehlte es uns nur noch an einem Heldengedichte; und siehe, das haben wir nun, gottlob! an dem Herrmann, wie der Titel desselben klärlich ausweiset. Kommen Sie mir ja nicht

---

1) Am Ende des Jahres 1751 gab Gottsched, der sich bis dahin gegen den Messias und die Nachahmer desselben scheinbar ganz gleichgiltig verhalten hatte, das Heldengedicht Hermann oder das befreite Deutschland von dem Freiherrn Otto von Schönaich mit einer anpreisenden Vorrede heraus. Hier wie in seiner Zeitschrift: Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, wurde dasselbe weit über den Messias gestellt. „Die Musen," sagt Gottsched u. A., „scheinen ihn [Schönaich] der Bellona, der er anfangs gewidmet gewesen, blos darum entrissen zu haben, daß er ihnen in Deut'chland einen so wichtigen Dienst thun und die epische Dichtkunst, die bisher in so fürchterlichen Gestalten erschienen, in einer liebenswürdigern Gestalt bekannt machen sollte. Wenigstens scheinen sie ihn ausdrücklich zu einem deutschen Voltaire bestimmt zu haben." Im folgenden Jahre ließ er seinen Dichter durch die philosophische Facultät sogar mit dem Lorbeer krönen. Lessing selbst erwähnte Schönaich's erst in der letzten Nummer der Vossischen Zeitung von 1753, und zwar in dem Epigramm Auf das Heldengedicht Herrmann (s. Werke, I. S. 147). Doch hatte er schon in Nr. 17 vier anonyme Epigramme mitgetheilt, die Schönaich sammt Gottsched beißend verhöhnten. Das eine derselben, Die poetische Krönung, rührte von Kästner her.

„Dir, Gott der Dichter, muß ich's klagen,
Sprach Herrmann: Schönaich darf es wagen
Und singt ein schläfrig Lied von mir.
„Sei ruhig, hat Apoll gesprochen,
Der Frevel ist bereits gerochen,
Denn Gottsched krönet ihn dafür."

Ueber die ergötzliche literarische Fehde, die sich allmählich zwischen Lessing und Schönaich entspann, und in welcher der Freiherr vor dem „Zeitungsschreiber" jämmerlich den Kürzeren zog s. Danzel, I. 197 ff. — A. d. H.

mit dem Messias, und sagen Sie etwan, daß dieses auch ein Heldengedicht sei! In der Schweiz und in den derselben incorporirten Landen kann er allenfalls dafür gelten; aber in Deutschland hat er das Diploma noch nicht erhalten; und ist es zu dessen Beweise nicht genug, daß ihn noch kein G . . . dafür erkennet? Siehe den Wurmsamen,[1]) den ersten Gesang. Es ist also gewiß, daß nunmehr der leere Raum in der deutschen Dichtkunst durch diejenige hochfreiherrliche Feder glücklich ausgefüllet worden, welche uns den Herrmann in den so natürlich fließenden trochäischen Versen, in 12 Büchern, wie Virgil seine Aeneis, geliefert hat.

„Aber zu gleicher Zeit erschien auch noch ein anderes Heldengedicht, der Nimrod des Herrn Naumann,[2]) welcher schon über 10 Jahr auf die Presse gewartet hatte. Welch ein Reichthum eines poetischen Witzes wird nicht dazu erfordert, von einem Helden, von welchem uns alle Geschichte weiter nichts erzählet, als daß er ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gewesen, ein Heldengedicht von ganzen 24 Büchern zu schreiben! Zu was für schönen Episoden hat nicht dieser Mangel in der Geschichte dem Dichter Gelegenheit gegeben, welcher die Aufmerksamkeit des Lesers bald mit einem todten und wieder auferweckten Pferde, bald mit dem noch vor der Sündfluth im Gebrauch gewesenen groben Geschütz, bald von dem Taubenschlage eines glückseligen Schäfers, bald von der Kapelle des Nimrod, bald von dessen Hofnarren, welcher seinen hölzernen Säbel auf der rechten Seite stecken hat, und mit tausend andern belustigenden Erdichtungen unterhält! Der Dichter hat seinem Witze völlig den Lauf gelassen und sich mit den Reimen nicht abgegeben, sondern Hexameters ohne Füße erwählet, an welche er sich aber auch nicht so genau gebunden, daß er nicht öfters Octameters und Pentameters hätte sollen mit unterlaufen lassen. Ich schäme mich, mein

---

1) S. S. 55, erste Anm. — A. d. H.

2) Die Aufnahme dieser Kritik ist gewiß ein durchschlagender Beweis für Lessing's Unparteilichkeit. Denn der so arg verhöhnte Christ. Nikol. Naumann (1719 zu Bautzen geb.) gehörte wie Mylius zu Lessing's alten Leipziger Freunden. Sie wohnten sogar noch in Berlin eine Zeit lang auf einer Stube, und erst am 19. Juni und 20. Juli hatte Lessing in d. Voss. Ztg. zwei Schriften des in allen Gattungen der Poesie und Prosa Producirenden nicht ohne Anerkennung angezeigt. Bezeichnend für das Verhältniß Beider ist folgende Anekdote, die Nicolai erzählt. Naumann hatte eine Schrift Ueber Verstand und Glück herausgegeben und Lessing dedicirt. Als er sie ihm brachte, rief dieser ihm zu, sobald er den Titel sah: „Mensch, wie kannst Du von zwei Sachen schreiben, die Du nie gehabt hast!" — A. d. H.

Herr, daß ich Ihnen Neuigkeiten aus dem Reiche des Witzes erzählen soll, welche Sie Ihren Lesern zuerst hätten erzählen sollen.

„Dahin gehöret auch die neueste und letzte Ausgabe der kritischen Dichtkunst des berühmten Hrn. Prof. Gottsched's. Ja, mein Herr, dieses ist die allerletzte Ausgabe, oder vielmehr die letzte Umgießung derselben. Herr Gottsched hat dieses selbst feierlich versichert. Er hatte in den bisherigen Ausgaben so Vieles weggenommen, hinzugesetzt und verändert, und doch wußte er selbst nicht, woran es doch liegen müßte, daß sie noch nicht für vollkommen erkannt werden wollte. Endlich besann er sich, daß es in derselben noch an Anweisungen zu Sechstinnen, Ringelreimen, Madrigalen und andern dergleichen poetischen Marcipanen fehlte. Diesen Mangel nun hat er in dieser neuen Ausgabe sorgfältig ersetzt und dadurch Alles geleistet, was man noch von einer Gottschedischen Dichtkunst verlangen konnte. Ich bin rc."

P. S.

Das Ebenbild. Eine Fabel des La Motte.[1]

Die Welt ist voll falscher Beurtheiler. Man zeige ihnen ein gutes Stück: ihre unwissende Kühnheit schreibt es kraft ihres Ansehens einem Stümper zu. Sie finden darinne weder Geschmack, noch Stärke, noch Richtigkeit. Es mißfällt ihnen bald hier, bald dort etwas. Sie schimpfen und verdammen Alles im Namen der neun Musen. Ach, meine Herren, das thut der Stolz, und nicht der feine Geschmack. Nur Eure Unwissenheit, Ihr sogenannten Kenner, ist Schuld daran.

Ein gewisser Mensch wollte sich malen lassen. Ein Jeder will einmal in seinem Leben gemalet sein. Es ist der Eigenliebe eigenthümlich, daß sie Ebenbilder liebt. Diese Kunst, welche uns abmalet, scheinet uns auch zu vervielfältigen. Das ist nicht unsere einzige Thorheit. Als das Ebenbild fertig war, wollte unser Mann das Urtheil seiner Freunde, in der Malerei erfahrner Leute, darüber vernehmen. „Betrachtet es," sagte er, „und seht, ob ich getroffen bin, und ob es meine Gestalt ist." „Gut," sagte der Eine, „man hat Euch schwarz gemalt, und Ihr seid doch weiß."

---

1) S. Oeuvres de Houdart de la Motte, Paris 1754, IX. S. 215: Le portrait. Vgl. Vorbem. S. 18 und 19. — A. d. H.

Der Andere sprach: „Was für ein verdrehtes Maul!" „Die Nase steht nicht am rechten Orte," setzte ein Dritter hinzu. „Ich möchte wohl wissen, ob Ihr solche kleine und finstre Augen habt? Und wozu dienen denn diese Schatten? Kurz, Ihr seid es nicht, es muß ganz anders gemalet werden." Der Maler schreit vergebens dawider; umsonst ärgert er sich. Auf diesen Rathschluß muß er wieder anfangen zu malen. Er arbeitet und verbessert, es gelingt nach seinen genommenen Maaßregeln, und er wollte diesesmal sein ganzes Vermögen drauf setzen, daß es vollkommen getroffen wäre Die Kenner werden wieder zusammenberufen, und sie verdammen noch einmal das ganze Stück. „Das Gesicht," heißt es, „ist zu lang, die Backen sind eingefallen, die Haut ist runzlicht, Ihr seid schmutzig und wie ein Mann von sechzig Jahren gemalt; und, ohne Schmeichelei, Ihr seid jung und schön." „Nun gut," sagte der Maler, „ich muß es noch einmal machen. Ich verspreche es Euch recht zu machen, oder ich will meinen Pinsel darüber verbrennen." Als die Kenner weg waren, sagte der Maler zu Dem, der sich malen ließ: „Wenn ich Eure Freunde bei ihrem rechten Namen nennen darf, so sage ich Euch, daß sie privilegirte Unwissende sind; und wenn Ihr erlauben wollt, so will ich sie morgen ertappen. Ich will ebenso ein Bild, aber ohne Kopf, malen, und an dessen Stelle sollt Ihr Euren Kopf hinhalten. Laßt sie morgen wieder kommen; es soll Alles fertig sein." „Ich bin es zufrieden," antwortete Jener. „Lebt wohl, bis auf morgen!" Der Schwarm dieser Kunstverständigen versammlete sich den Tag darauf wieder. Der Maler zeigte ihnen das Bild ein Wenig von ferne und sagte: „Nun, gefällt Euch dieses besser? Was dünkt Euch? Wenigstens habe ich den Kopf von Neuem mit großem Fleiße gemalet." „Warum laßt Ihr uns wieder rufen?" sagten diese. „Warum zeigt Ihr uns diesen unausgearbeiteten Entwurf noch einmal? Wenn wir es aufrichtig sagen sollen, er ist es ganz und gar nicht; Ihr habt es noch schlimmer gemacht." „Ihr irret Euch, meine Herren," sprach der Kopf; „ich bin es selbst."

Bei den itzigen Lustbarkeiten, an welchen das Theater den meisten Theil nimmt,[1] wird es nicht unrecht sein, dem Leser einige theatralische Anekdoten aus Paris zu erzählen.[2]

Pechantre hatte in einem Wirthshause auf dem Tische einen Zettel liegen lassen, auf welchem einige Ziffern und über denselben die Worte stunden: *Hier soll der König ermordet werden.* Der Wirth, welcher sich schon über die Mienen und über die Zerstreuung dieses Poeten Gedanken gemacht hatte, hielt es für seine Schuldigkeit, diesen Zettel zu dem Quartiercommissar zu tragen, welcher ihm sagte, er solle, wenn der Unbekannte wieder zu ihm zu Tische käme, ihm ja davon Nachricht geben. Pechantre kam wirklich einige Tage darauf wieder, und kaum hatte er angefangen zu essen, so sah er sich mit einer Menge Häscher umgeben. Der Commissar zeigte ihm sein Papier, um ihn von seinem Verbrechen zu überführen. „Ach, mein Herr," sagte der Poet, „wie froh bin ich, daß ich meinen Zettel wieder habe! Ich suche ihn schon etliche Tage. Das ist der Auftritt, in welchen ich den Tod des Nero in einem Trauerspiele, an welchem ich arbeite, bringen will." Der Commissar schickte seine Häscher wieder nach Hause, und einige Zeit darauf ließ Pechantre sein Trauerspiel aufführen.

Der Komödiant Montfleury griff sich einmal so an, da er in der Andromacha die Wuth des Orestes vorstellte, daß er krank ward und starb. So hatte auch die *Mariamne* des Tristan dem Mondory den Tod verursachet. Daher pflegte man zu sagen, daß künftig kein Poet mehr sein würde, welcher nicht würde die Ehre haben wollen, in seinem Leben einen Komödianten ums Leben zu bringen.

---

1) Die regierenden braunschweigischen Herrschaften waren am 6. December zu längerem Besuch in Berlin eingetroffen. — A. d. H.

2) Nach *Danzel's* (I. 187) Vermuthung waren die folgenden theatralischen Anekdoten wie die sich anschließende kurze Nachricht von dem Ursprunge des französischen Theaters ursprünglich für die in der Einleitung S. 8. erwähnten *Beiträge zur Historie nud Aufnahme des Theaters*, die schon im Jahre 1750 wieder eingingen, bestimmt gewesen (Vgl. Vorbem. S. 19). Sehr wahrscheinlich; denn die *Beiträge* bringen wiederholt *theatralische Neuigkeiten aus Paris*. Für die geschichtlichen Nachrichten vom französischen Theater scheint sich Lessing, wie derselbe vermuthet, der 1735 zu Amsterdam erschienenen *Histoire du théâtre françois depuis son origine jusqu'à présent* bedient zu haben; doch ist der hier gegebene Auszug sehr unvollständig. — A. d. H.

Timokrates, das Trauerspiel des Thomas Corneille, ward 80mal hinter einander vor einer großen Menge Zuschauer aufgeführet, welche es beständig wieder gespielet haben wollten. Die Komödianten wurden müde, es zu spielen. Einer von ihnen trat einmal vorn vor auf dem Theater und sagte: „Meine Herren, Sie werden nicht müde, den *Timokrates* zu sehen; wir aber sind müde, ihn zu spielen. Wir befürchten, wir werden unsere andern Stücke vergessen. Lassen Sie ihn uns doch nicht mehr spielen!" Hierauf ward er nicht mehr wiederholet und auch niemals wieder gespielet.

La Fontaine war bei der ersten Vorstellung seiner Oper *Asträa* in einer Loge hinter einigen Damen, welche ihn nicht kannten. Fast bei allen Stellen schrie er: „Das ist abscheulich!" Die Damen wurden müde, immer einerlei zu hören, und sagten zu ihm: „Mein Herr, das ist nicht so schlecht. Der Verfasser ist ein witziger Kopf. Es ist der Herr de La Fontaine." „Ach, meine Damen," versetzte er, ohne sich was merken zu lassen, „das Stück taugt nichts. Dieser La Fontaine ist ein dummer Kerl. Ich bin es."

Als Racine den Brunet sagen hörte: „Meine Herren, das ist das Theater des Herrn Dancourt," erwiderte er: „Sage vielmehr sein Schaffot, sage vielmehr sein Schaffot!"

Der Komödiant Chamesle starb, als er aus dem Kloster der Cordeliers kam, wo er zwei Seelenmessen, eine für seine Mutter und eine für seine Frau, hatte lesen lassen. Für diese zwei Messen gab er dem Küster 30 Sols, welcher ihm 10 wiedergeben wollte. Chamesle aber sagte zu ihm: „Die dritte soll für mich, ich will sie eben hören gehen." Als er aus der Kirche ging, setzte er sich auf eine Bank bei der Thür der Allianz, welches ein Wirthshaus neben dem Komödienhause ist, wo er ein Wenig mit seinen Cameraden plauderte. Als er zu dem Einen sagte: „Wir wollen heute zu Mittage mit einander essen," starb er.

In der Fastenzeit 1721 ward das Trauerspiel des de La Motte, *Die Maccabäer*, aufgeführet. Bei der Vorstellung desselben war dieses etwas Besonders, daß der alte Baron die Rolle eines Kindes, in der Kappe und in herabhangenden Kinderärmeln, vollkommen gut spielte, ob er gleich damals 70 Jahr alt war.

Der Gebrauch, allezeit ein Nachspiel nach den neuen Stücken aufzuführen, ist erst 1722 aufgekommen. Man spielte vor dieser Zeit die neuen Komödien allein und begleitete sie erst, wenn sie 8 bis 10mal waren vorgestellet worden, mit Nachspielen. Man

glaubte alsdenn, daß das Stück anfinge, weniger zu gefallen. Diesen zuweilen ungegründeten Vorurtheilen zuvorzukommen, ließ der Herr de La Motte gleich bei der ersten Vorstellung seines Trauerspiels Romulus ein Nachspiel aufführen. Diesem Exempel haben hernach andere Komödienschreiber gefolgt, und sie wünschten alle, daß dieser Gebrauch möchte eingeführet werden; aber Niemand wollte den Anfang machen, aus Furcht, es möchte den Zuschauern gleich bei der ersten Vorstellung ihrer Stücke ein übler Begriff von denselben gemacht werden.

Bis hieher die Anekdoten. Wir wollen denselben noch eine kurze Nachricht von dem Ursprunge des französischen Theaters beifügen.

Nichts ist ungewisser als der Ursprung der französischen Schauspiele und theatralischen Stücke, und man kann fast nicht anders als muthmaßlich davon reden. Man findet keine Spur davon in der ersten und zweiten Linie der Könige von Frankreich. Man weiß nur, daß unter der dritten Linie derselben Constantia aus der Provence, Robert's Gemahlin, Gaukler und Pantomimen nach Paris kommen ließ. Hier muß man also die Epoche der ersten Parisischen Komödianten bestimmen, und doch kann man noch nichts Zuverlässiges davon sagen. Man bekömmt hierinnen eher kein klärers Licht, als unter der Regierung Karl's V. oder zu Anfang der Regierung Karl's VI.

Frankreich hat den Ursprung seiner dramatischen Gedichte der Andacht der Herren Paters zu danken. Der größte Nutzen, welchen sie vielleicht in der Welt gestiftet haben. Wenn man den meisten Schriftstellern, welche hiervon Nachricht gegeben haben, glauben soll, so erwählten sie dazu die Geheimnisse ihrer Religion, die Jungfrau Maria und die Heiligen, und machten daraus den Gegenstand des Vergnügens und der Erbauung des Volks.

Man weiß, daß unterschiedene Bürger in Paris aus einer Art von Andacht unter einander eine Gesellschaft zu Erbauung eines Theaters errichteten, um auf demselben Stücke von andächtigem Inhalte und besonders das Geheimniß des Leidens Christi vorzustellen. Sie wählten hierzu die Vorstadt St. Maur diesseits Vincennes. Daselbst errichteten sie ein Theater und stellten auf demselben das Leiden Christi vor. Sie mußten anfangs einige Widersprüche von dem Prevot der Kaufleute erdulden; als sie aber vor dem Könige einige Stück, welche ihm gefielen, vorgestellet hatten, so ertheilte er ihnen im Jahr 1402 in einem Patent die Freiheit, sich ordentlich zu setzen. Diese Bürger, welche sich

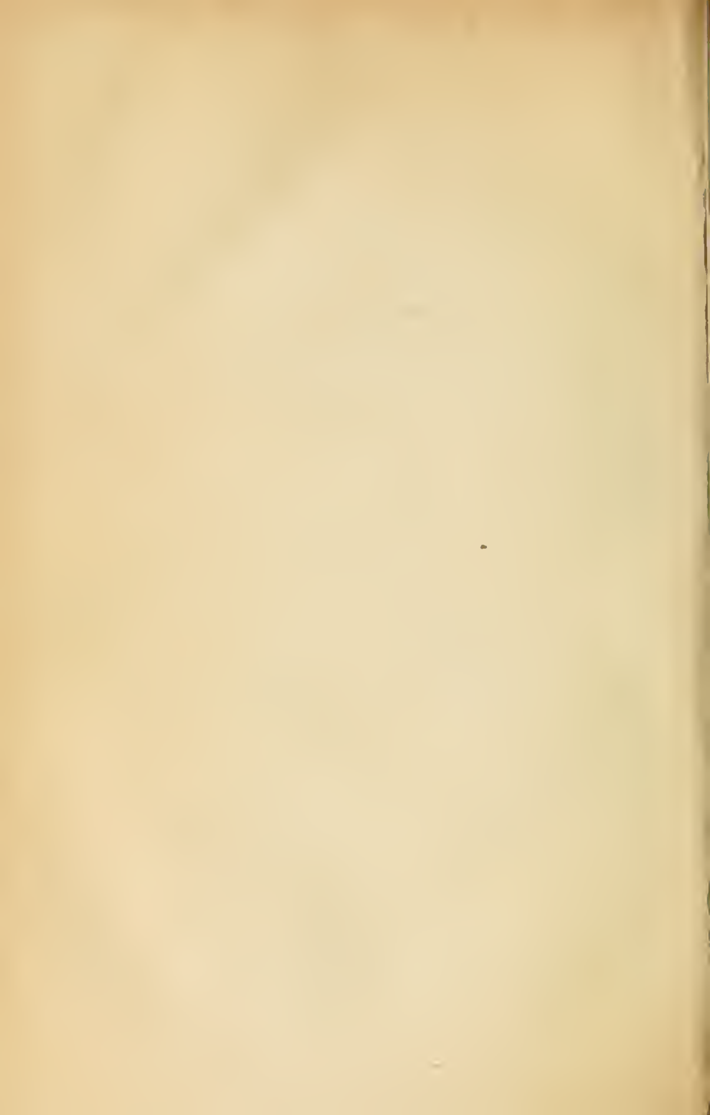
Brüder des Leidens Christi nennten, errichteten ihr Theater auf dem Saal des Hospitals der Dreieinigkeit in der Straße St. Denis, worauf sie verschiedene Geheimnisse des Alten und Neuen Testaments und einige aus dem Leben der Heiligen vorstellten.

Dieses erste Theater behielt fast 150 Jahr ebendieselbe Einrichtung. Aber man ward endlich diese allzu ernsthaften Schauspiele überdrüssig. Auf die Geheimnisse folgten moralische Handlungen, auf die moralischen Handlungen lustige Stücke, auf die lustigen Stücke Narrenpossen, oder vielmehr man machte aus Allem diesem halb ernsthafte, halb possierliche Stücke, an welchen sich das Publicum ärgerte. Man nahm ihnen ihr Theater, und das Haus zur Dreieinigkeit ward wieder ein Hospital, welches es bei seiner Anlegung hatte sein sollen.

Im Jahr 1548 verließ diese Gesellschaft diesen Ort, und da sie sich viel verdienet hatte, so kaufte sie den alten Palast der Herzoge von Bourgogne, welcher nur noch in einem Mauerwerk bestund. Sie ließ daselbst einen Saal, ein Theater und die andern Gebäude bauen, welche man noch itzo sieht. Das Parlement erlaubte ihr, sich daselbst zu setzen, doch mit der Bedingung, daß sie lauter weltliche, erlaubte und ehrbare Stück spielen sollte.

Die Brüder des Leidens Christi, welche Profession von der Gottseligkeit machten, konnten sich lange Zeit nicht zu weltlichen Stücken bequemen, und 40 Jahre hernach, nämlich 1588, überließen sie ihr Theater zur Miethe einem Trupp französischer Komödianten, welcher sich damals mit Erlaubniß des Königs zusammenthat. Die Stücke, welche man damals spielte, waren schon ein Wenig erträglicher als die Stücke der Brüder des Leidens Christi. Der Geschmack ward allmählich mehr ausgebreitet und gereiniget. Die unter Ludwig XI. erfundene Buchdruckerkunst und die unter Franciscus I. wieder hergestellten Wissenschaften hatten eine neue Laufbahn eröffnet. Die Bücher waren gemein geworden, man hatte Sprachen gelernet, man übersetzte die Lust- und Trauerspiele der Alten; man wagte es sogar, aus diesen Schauspielen neue französische zu machen. Etienne Jodelle von Paris ist der erste unter den französischen Poeten, welcher Schauspiele in französischer Sprache verfertiget hat. Die Neuigkeit dieser Schauspiele machte den meisten Ruhm dieses Poeten aus. Von dem Jodelle bis zu dem Robert Garnier war der Fortgang der dramatischen Werke in Frankreich nicht sehr merklich. Dieser Letztere war aus La Ferte Bernard in Maine gebürtig. Er bildete seinen Geschmack nach den Trauerspielen des Seneca. Er

bemühte sich, diesen Dichter nachzuahmen, und es gelang ihm völlig. Von seiner Zeit an bis zum Alexander Hardy erlangte die dramatische Poesie eine neue Vollkommenheit. Dieser lebte zu Anfange des 17. Jahrhunderts und war aus Paris gebürtig. Vor dem Corneille hielt man ihn für den berühmtesten theatralischen Schriftsteller. Seine Arbeit ward ihm überaus leicht, und kein Poet hat eine so große Menge Trauerspiele gemacht als er. Er lieferte den Komödianten jährlich auf 6 Trauerspiele; aber seine Verse sind rauh und seine Ausarbeitungen finster und ernsthaft. Von dem Hardy an bis zu dem Corneille ist die Veränderung des französischen Theaters merklicher; aber Corneille und Moliere haben es zu derjenigen Größe erhoben, welche Racine und Regnard unterstützet haben, und welche noch itzo durch die Werke der Herren Crebillon, Voltaire, des Touches, La Chaussee und Boissy fortdauert.



Die kritischen Briefe von 1753.



Inhalt.



Vorbemerkungen des Herausgebers.

1. Form des Werkes.

Bald nach seiner Rückkehr von Wittenberg nach Berlin, noch in der ersten Hälfte von 1753, ließ Lessing, wie in der Einleitung zu diesem Theil, S. 10, erwähnt, die zwei ersten Theile seiner Schriften erscheinen; den zweiten derselben bilden die vorliegenden, ihrem hauptsächlichen Inhalte nach kritischen Briefe. Bei der Betrachtung dieser Form des Werkes drängt sich vor Allem die Frage auf: Sind diese Briefe an wirkliche Personen geschrieben, oder ist die Form nur Fiction? Lessing selbst äußert sich in der Vorrede darüber folgendermaßen:

„Der zweite Theil enthält Briefe. Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuthen. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu schreiben. Mir Correspondentinnen zu erdichten und an Schönheiten zu schreiben, die nicht existiren, schien mir in Prosa ein Wenig zu poetisch zu sein. Es sind also nichts als Briefe an Freunde, und zwar an solche, an die ich etwas mehr als Complimente zu schreiben gewohnt bin. Ich schmeichle mir sogar, daß in den meisten etwas enthalten ist, was die Mühe, sie zu lesen, belohnt. Wenn man an Freunde schreibt, so schreibt man ohne ängstlichen Zwang und ohne Zurückhaltung. Beides wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber ein Wenig nachlässig

und frei scheinen, als ihnen diese Merkmale abwischen, welche sie von erdichteten Briefen unterscheiden müssen. Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrath, und die, welche ich hier ohne Wahl, so wie sie mir in die Hände gerathen, mitgetheilt, sind die wenigsten. Es wird mir angenehm sein, wenn meine Freunde nicht die Einzigen sind, die etwas darinne zu finden glauben."

Wenn der Autor hier ausdrücklich hervorhebt, daß diese Briefe von erdichteten sich durch den Ton unterschieden und daß sie an wirkliche Freunde gerichtet gewesen, so stimmt hiermit allerdings überein das Hineinspielen von persönlichen Verhältnissen, wie die Neckereien am Schluß des 6., Anfang und Ende des 7. Briefes, ferner die Bezugnahme auf die Uebersiedelung von Berlin nach Wittenberg am Anfang des 18. Ja Brief 21, die Klage über den Tod eines Freundes, scheint durchaus persönlicher Natur zu sein, auch der 10. für ein fingirtes Schreiben doch fast zu inhaltsleer.

In der That aber haben wir es trotzdem in der Hauptsache mit erdichteten Correspondenzen zu thun — grade so wie bei den Literaturbriefen, denen Lessing eine Vorrede ähnlichen Inhalts voranschickte. Für neun Briefe, den 9. und 13.—20., ist der Beweis sehr leicht; denn diese bestehen nur aus Stellen der Vossischen Zeitung und besonders des Neuesten, die fast nur durch Hinzufügung von Anrede und Unterschrift zu Briefen umgewandelt sind. Hier war die Fiction zum Theil sogar außerordentlich durchsichtig; so im 15.—17., vom December datirten Briefe, in welchen er vorgiebt, die Messiaskritik, die doch schon im September gedruckt war, aus dem Concept abzuschreiben. Aber auch die übrigen vierzehn sind schwerlich wirkliche Briefe, wie Danzel (Lessing's Leben, I. S. 252) meint.

Betrachten wir zuerst die von eingehendem, gelehrtem Inhalt, wie die Rettung des Lemnius, die Kritik von Lange's Horaz-Uebersetzung und die Nachträge zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon, dazu die

Fragmente des Trauerspiels Henzi. Gewiß behandelte Lessing, wie Danzel behauptet, in Briefen an seine Freunde gelehrte Fragen, aber doch nur solche, die durch einen Austausch und ein gegenseitiges Abwägen von Gedanken gewinnen können, wie in den bekannten Briefen an Nicolai und Mendelssohn vom Jahre 1756 und 57 Untersuchungen, welche das Wesen der dramatischen Poesie betreffen. Dagegen finden wir die bloße Mittheilung langer literarischer Kritiken oder ästhetischer Productionen, wie die in Rede stehenden, in seinem gesammten Briefwechsel nirgend, wie denn eine solche Correspondenz für einen Schriftsteller, zumal für Lessing, an sich schon wenig Wahrscheinlichkeit hat. Danzel führt ferner für seine Ansicht an, daß Lessing im Vademecum, wo er doch durchaus nichts habe fingiren dürfen, die Kritik von Lange's Horaz als einen der an seine Freunde über dies Werk geschriebenen Briefe bezeichnet. Doch auch dies ist nicht stichhaltig; denn es ist kein Grund abzusehen, warum Lessing in dieser für die Streitfragen des Vademecum absolut gleichgültigen Kleinigkeit die Fiction, die er in den Briefen nun einmal angenommen hatte, nicht hätte aufrecht erhalten dürfen. Uebrigens können wir aus einem uns erhaltenen Schreiben Lessing's eine recht klare Anschauung gewinnen, welcher Art die mit seinen Freunden über Lange's Uebersetzung wie andere gelehrte Themata gepflogenen Correspondenzen gewesen sein mögen, ich meine aus dem an den Professor Nicolai vom 9. Juni 1752 (vgl. S. 158). Welche Aehnlichkeit aber haben diese flüchtigen Zeilen mit den eingehenden vorliegenden Kritiken?

Es bleiben nur noch die wenigen Briefe übrig, die nichts als kurz hingeworfene Mittheilungen verschiedener Art enthalten: 10, 11, 12, 21, die unbedeutendsten von allen. Der 11. macht durchaus nicht den Eindruck eines Briefes; er ist wohl nichts als etwa eine Frage an das Publicum, ob es das Gedicht, von dem ein Fragment mitgetheilt wird, kennen lernen wolle. Die drei übrigen könnten an sich sehr wohl wirkliche Briefe sein; sie tragen zum Theil in so viel höherem Grade persönlichen Charakter, als sie an eigentlichem

Gehalt zurückstehen, und grade aus dem letzteren Umstande könnte man den Schluß ziehen, daß Lessing sie nicht würde erdichtet haben. Möglich; aber liegt nicht auch die Annahme nahe, daß Lessing absichtlich einige derartige Briefe fingirte und einschaltete, um den beabsichtigten Eindruck desto täuschender zu machen?

Aus den Anfangsbuchstaben der Adressaten: A**. D. D**. G. F. Fä. H. P. S., ist, um auch dies noch zu erwähnen, für den Charakter wirklicher Briefe jedenfalls kein Beweis zu gewinnen; denn fast kein einziger derselben kann auf einen Namen der damaligen Freunde Lessing's, Agricola, Kästner, Marpurg, Mylius, Naumann, Ossenfelder, gedeutet werden.

Wir dürfen somit als bewiesen annehmen, daß wir in den vorliegenden Briefen im Wesentlichen nichts als eine Reihe vorzugsweise kritischer, zum kleineren Theil belletristischer Artikel vor uns haben, denen Lessing nur die damals in der französischen wie deutschen Literatur beliebte Form von Briefen gegeben.

Lessing verfolgte wahrscheinlich mit dieser Form noch einen besonderen Zweck: er wollte wohl den geschwätzig tändelnden freundschaftlichen Briefen des Hallischen ästhetischen Kreises, die Gleim 1746 herausgegeben hatte, mit diesen seinen „freundschaftlichen Briefen eines Pedanten", wie er dieselben in seiner Selbstanzeige der Vossischen Zeitung vom 13. Nov. 1753 nennt, eine wirklich inhaltsvolle Briefsammlung entgegenstellen. Dafür spricht, daß jenem Kreise der schon im Neuesten mehrfach verspottete Meier (vgl. S. 34) wie der im 24. Briefe so heftig angegriffene Lange angehörten; ferner, daß er eine Satire Kästner's auf die in demselben besonders gepflegte Anakreontische Spielerei ebenfalls schon im Neuesten aufgenommen und seinerseits ausdrücklich gebilligt hatte.

2. Abfassungszeit.

Die Abfassungszeit des Werkchens läßt sich, wie schon aus dem eben Erörterten ersichtlich, ziemlich genau ermitteln. Eine

ganze Reihe der Briefe, nämlich 9, 14—19 und 20 (über Rousseau, Klopstock's Messias, Diderot), sind nichts als Abschnitte des Neuesten; 13 (Erzählung von Tomms) ist ein Aufsatz aus der Vossischen Zeitung; diese stammen also aus der Berliner Zeit von 1751. Dagegen sind Brief 1—8, ein Theil von 19, ferner 24 und 25, enthaltend die Rettung des Lemnius, die lateinische Uebersetzung des Messias-Anfangs, desgleichen die Kritik von Lange's Horaz und die Nachträge zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon, ohne Zweifel in Wittenberg geschrieben; denn hier erst beschäftigte sich Lessing mit diesen Gebieten. (Vgl. Einleitung, S. 9.)

Bei allen diesen Briefen, also bei der größeren Mehrzahl der ganzen Sammlung, stimmen nun die darunter gesetzten Daten mit der wirklichen Abfassungszeit derselben überein. Ebenso ist der 12. Brief, über die Pantomimen Nicolini's, aus der Zeit datirt, in welcher Lessing sie einzig kennen lernen konnte, nämlich 1747, von L. (Leipzig). So wird denn wohl auch Brief 10, 11 und 21, wie ihr Datum angiebt, aus 1752 herrühren, und es bleiben nur übrig die einzigen undatirten Briefe, 22 und 23, deren wesentlicher Inhalt nach der Angabe von Lessing's Bruder aus dem Jahre 1749 stammt. (S. S. 229.)

Ganz genau ist es freilich mit diesen Daten nicht zu nehmen; denn die Messiaskritik vom September des Neuesten erscheint hier, wie vorerwähnt, unter dem 20. December; Stellen aus dem Mai- und Aprilstück in den beiden sich anschließenden Briefen, wie in dem vom Februar 1752 aus W. (Wittenberg) datirten. Doch ergiebt sich wenigstens so viel mit Bestimmtheit, daß die in dieser Sammlung enthaltenen Studien in Briefform mit geringen Ausnahmen den Jahren 1751 und 1752 angehören.

Mit der Vorbereitung der Herausgabe war Lessing schon im Juni 1752 zu Wittenberg beschäftigt; denn er schreibt von dort am 9. Juni an den Professor Gotthold Samuel Nicolai in Halle: „Da ich auf den H. Professor Meier gekommen bin, so muß ich noch etwas fragen. Ich habe in einer Kritik über den Messias

seiner einmal ein Wenig zweideutig gedacht (s. S. 204 und 209). Soll ich diese Stelle ändern, oder soll ich sie gar weglassen? Ich werde mich genau nach dem richten, was Sie mir rathen werden.“ — — Wahrscheinlich brachte Lessing das druckfertige Manuscript schon von Wittenberg mit; denn bereits in der ersten Hälfte 1753 erschien gleichzeitig mit dem ersten der zweite Theil der Schriften.

3. Zum Verständniß.

Seinem Inhalte nach besteht der größere Theil des Werkes aus kritischen Aufsätzen, der kleinere aus eigenen Productionen. Jene wieder sind nach Entstehungszeit und Gegenstand, abgesehen von dem einzigen Leipziger Briefe (12) über die Pantomimen, doppelter Art. Die älteren, aus der Vossischen Zeitung herrührenden, gehören der neueren Literatur an: Brief 9 und 14—20 behandeln Rousseau, Diderot, Messias, den Reim. Von den später in Wittenberg hinzugekommenen betrifft 1—8 die Reformationsgeschichte, 10 Virgil's Georgica, 24 Lange's Horaz-Uebersetzung, 25 Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Eigene Productionen, und zwar aus den Jahren 1749—51, enthalten 11, 13, 21, 22—23.

Behufs einiger nothwendigen Erläuterungen berücksichtige ich hier nur die folgenden größeren Beiträge: die Rettung des Lemnius, die Kritik des Messias, Henzi, die Kritik von Lange's Horaz-Uebersetzung, die Nachträge zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon; für die übrigen verweise ich auf die Anmerkungen.

a) Rettung des Simon Lemnius. Brief 1—8.

Wie in der Einleitung, S. 9, erwähnt, beschäftigte sich Lessing in Wittenberg u. A. mit der Geschichte der Reformation. In der theologischen und speciell orthodox-lutherischen Universität konnte für ihn nichts näher liegen; hatte er doch schon von seiner Familie her dafür ein Interesse, welches durch seine gleichzeitige Beschäftigung mit der Gelehrtengeschichte (vgl. S. 159) nur noch gesteigert wurde. Die Früchte seiner Studien waren einmal die im dritten Theile seiner Schriften 1754 herausgegebenen Rettungen und

dann die in Rede stehende Abhandlung. Auch sie kann ihrem Inhalte und ihrer Tendenz nach durchaus zu den Rettungen gezählt werden und ist wahrscheinlich nur aus dem Grunde von jenen getrennt erschienen, weil sie vor jenen vollendet war[1]) und daher schon für den zweiten Theil der Schriften benutzt werden konnte.

Den Grundgedanken und das Vorbild der Rettungen (vgl. die Vorbemerkungen zum 14. Theile, S. 17) verdankt Lessing dem Dictionnaire historique et critique des ebenso gelehrten als freisinnigen Pierre Bayle, einem Buche, das, wie Danzel, Band I. 220 ff., ausführlich nachgewiesen, eine der Hauptquellen von Lessing's Bildung gewesen. Wie Bayle's ganzes Unternehmen aus der Tendenz hervorgegangen war, „im Interesse der Wahrheit überall an die Fehler und Mißverständnisse Anderer anzuknüpfen und sie zu verbessern," ganz ebenso verfährt Lessing in diesen Rettungen, in denen er verleumdete und verunglimpfte Männer der Vergangenheit gegen die Irrthümer der Mit- und Nachwelt, größtentheils gegen Lebende vertheidigt.

In der in Rede stehenden Abhandlung ist es kein geringer Mann, gegen dessen Ungerechtigkeit der als Pasquillant der schlimmsten Art verschrieene Simon Lemnius in Schutz genommen wird, kein geringerer als Luther, dem gegenüber Lessing hier eine durchaus vorurtheilsfreie Stellung einnimmt.

Und grade hierdurch ist diese Arbeit, selbst abgesehen von dem speciellen Gegenstande, den sie behandelt, ganz besonders interessant. Bayle mochte auch hier eingewirkt haben. Bei Gelegenheit von Luther's Tischreden hatte er geäußert: „On ne peut nier, que l'ardeur impétueuse de son tempérament ne lui arrachât des paroles qui méritent damnation" etc., und dieser Gedanke ist es, der Lessing's Aufsatz zu Grunde liegt, wenn er nachweist, „wie weit blinde Hitze den aufgebrachten Luther fortzureißen vermochte"

---

1) Die übrigen Rettungen wurden zum Theil wohl erst 1753 in Berlin ausgearbeitet. Vgl. Danzel, I. 227, zweite Anmerkung.

(S. 179), „wie tief Zorn und Rache auch den redlichsten, den heiligsten Mann erniedrigt" (S. 180).

Die rückhaltlose Aufdeckung der „Spuren der Menschheit" in Luther's Charakter verdient, so sehr sie uns auch natürlich, ja zu der richtigen Würdigung des Reformators nothwendig erscheinen mag, in noch höherem Maße unsere Bewunderung, wenn wir uns der gradezu abergläubischen Verehrung erinnern, in der jene Zeit Luther's Person gegenüber noch befangen war. Noch im Jahre 1752 konnte es z. B. vorkommen, daß, als ein Wittenberger Professor, Namens Bose, für Einsendung einiger seiner Schriften an Papst Benedict XIV. ein freundliches Dankschreiben von dem Cardinal Valenti erhielt, des Professors eigene Collegen wuthentbrannt von der Kanzel herabeiferten: „Luther's Asche müsse sich im Grabe umdrehen über den Frevel, daß ein Wittenberger Professor sich nicht entblöde, nach Rom an den Papst, die große Babylonische Hure, zu schreiben." Der Vorfall fiel grade in die Zeit, als Lessing sich in Wittenberg aufhielt, und er schreibt darüber an den Professor Nicolai: „Sie wissen, daß der ganze Streit daher entstanden ist, weil der H. Prof. Bose einige Schritte von Luther's Grabe sich nicht zu sagen gescheut hat, daß der jetzige Papst ein gelehrter und vernünftiger Mann sei. Was meinen Sie, ob Derjenige wohl Recht hat, welcher den hiesigen Theologen Folgendes in den Mund gelegt:

„Er hat den Papst gelobt. Und wir, zu Luther's Ehr',
Wir sollten ihn nicht schelten?
Den Papst, den Papst gelobt? Wann's noch der Teufel wär',
So ließen wir es gelten."

Auch in der vorliegenden Abhandlung (S. 171) spielt er auf dies Ereigniß an, und wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, daß grade diese verbissene Intoleranz der Wittenberger Theologen, die Lessing bei seinem Aufenthalte wahrscheinlich noch häufiger kennen lernte, mit dazu beigetragen hat, seinen Widerspruch hervorzurufen.

Zur Ergänzung und Würdigung des eigentlichen Gegenstandes der Abhandlung, der Rechtfertigung des Lemnius, wird dem Leser die Mittheilung der wichtigsten Daten aus der eingehenden, unabhängig von Lessing angestellten Untersuchung Strobel's[1]) über das Leben des Lemnius und besonders über sein Verhältniß zu Luther nicht unwillkommen sein.

Simon Lemchen, Lemnius ist der latinisirte Name, war ein Schweizer aus Margadant in Graubündten, geboren etwa 1515. Er studirte zu München und Ingolstadt und kam 1534 mit den besten Empfehlungen nach Wittenberg, wo er „durch seine Geschicklichkeit und gute Aufführung gar bald die vorzügliche Liebe Melanchthon's" gewann. Auf seine Empfehlung wurde ihm unentgeltlich das magisterium philosophiae ertheilt. Zu seinen vertrauten Freunden gehörten besonders einige Poeten, wie Georg Sabinus (S. 170, Anm. 1), der spätere Schwiegersohn Melanchthon's, und Johann Stigel, später Professor zu Wittenberg und Jena. Sie bildeten zusammen die poetische „Wittenberger Trias".

1538 gab Lemnius in Wittenberg selbst, unter seinem Namen, also ohne irgend ein Geheimniß daraus zu machen, jene Sammlung von Epigrammen heraus, die für ihn so verhängnißvoll werden sollte. Nicht unwahrscheinlich ist es sogar,[2]) daß die Veröffentlichung erst erfolgte, nachdem Melanchthon, der Rector der Universität — was er selbst freilich später in Abrede stellte — sie durchgesehen hatte. (Vgl. Brief 2.) Das Büchlein war dem Kurfürsten und Erzbischof Albrecht von Mainz gewidmet und enthielt mehrere Lobsprüche auf diesen, als einen guten Fürsten und Beförderer der Wissenschaften, der er in der That, z. B. Erasmus und Hutten gegenüber, gewesen. Ein Abgesandter dieses Erzbischofs

---

1) Leben und Schriften Simonis Lemnii, von Strobel, Pastor in Wöhrd. Nürnberg und Altenburg 1792.

2) S. die Gründe bei Strobel, S. 68—76. In Wittenberg scheint die Meinung ganz allgemein verbreitet gewesen zu sein, daß Melanchthon die Epigramme vor dem Drucke gesehen.

aber, Johann Tetzel, war es gewesen, durch den einst Luther zum ersten öffentlichen Auftreten gereizt worden; der Erzbischof selbst ferner lag mit Luther's Beschützer, dem Kurfürsten von Sachsen, wiederholt in Streitigkeiten und war mehr und mehr der Reformation feindlich entgegengetreten. Einen solchen Fürsten in seinem Wittenberg preisen zu hören, erschien Luther unerträglich und entflammte seinen Zorn gegen den Dichter derart, daß er bald noch zahlreiche andere Anstößigkeiten in den Epigrammen zu entdecken glaubte, besonders Schmähungen auf mehrere hochgestellte Personen, wie auf den Commandanten von Wittenberg, Hans von Metsch, und den kursächsischen Kanzler Gregorius Brück (Pontanus).

Daß jedoch die dem Erzbischof ertheilten Lobsprüche und nicht diese vermeintlichen Schmähungen Luther aufbrachten, dafür spricht schon das Urtheil des unbefangenen Lesers von heute, der die letzteren vergeblich in den Epigrammen suchen wird. Aber auch Luther's Zeitgenossen und sogar seine Freunde haben diese Beleidigungen nicht darin zu finden vermocht. Es ist, wie vorher erwähnt, nicht unwahrscheinlich, daß Melanchthon anfangs an dem Buche nicht den geringsten Anstoß genommen, und Camerarius bezeugt uns ausdrücklich, was Lessing entging, in dem Leben des Melanchthon (p. 178), daß nach der Ansicht aller Vorurtheilsfreien, der er selber beistimmt, keine beleidigenden Schmähungen in den Epigrammen enthalten gewesen seien. Vollends zweifellos ist Luther's Motiv ersichtlich aus seinen eigenen Aeußerungen. Außer seinem Decret vom 16. Juni, dessen Hauptstellen wir S. 151 u. 152 mittheilen, führt Strobel noch einige, Lessing unbekannt gebliebene Abschnitte aus den Tischreden an, die unverkennbar zeigen, daß Luther in Lemnius nur den Lobredner des Erzbischofs verfolgte.

So wenig nun auch Melanchthon an dem Lobe des Erzbischofs Anstoß nehmen konnte, [1]) und so wenig er auch Schmähungen in

1) Beide standen in freundlicher Beziehung zu einander. 1532 hatte Melanchthon dem Erzbischof seinen Commentar zum Römerbrief dedicirt und dafür

den Epigrammen gefunden hatte: als jene angesehenen Personen, von Luther aufgestachelt, den Lemnius bei ihm verklagten, befahl er, der sich ja nicht selten auch gegen seine Ueberzeugung von Luther beeinflussen ließ, die noch übrigen Exemplare der Epigramme (50 waren verkauft) einzuziehen und den Drucker ins Gefängniß zu werfen, dem Poeten selbst aber, Wittenberg nicht zu verlassen. Bald wurde die Sache für diesen noch mißlicher; denn man glaubte sogar ein Epigramm auf den Kurfürsten von Sachsen zu entdecken. So ungerechtfertigt dieser, jedenfalls wieder von Luther ausgegangene Verdacht war, er konnte doch bei der Hartnäckigkeit, mit welcher derselbe eine einmal gewonnene Ansicht festhielt, für Lemnius sehr gefahrbringend werden, und auf Drängen seiner zahlreichen Freunde entschloß dieser sich daher, heimlich Wittenberg zu verlassen.

Am 11. Juni wurde er vom Rector binnen acht Tagen vor den Senat citirt. Er erschien nicht, und man konnte es ihm nicht verdenken; denn am 16. Juni schon verlas Luther öffentlich in der Kirche von der Kanzel nach der Predigt ein Decret gegen Lemnius — Lessing erwähnt es im 2. und 5. Brief — in dem er sich zu folgenden Aeußerungen fortreißen läßt: „Es hat itzt neheſt am vergangnem Pfingstag, ein ehrloser bube, M. Simon Lemnius genant, etlich Epigrammata, hinder wissen und willen, dere, so es befohlen ist zu urteilen, ausgehen lassen, Ein recht, ertz, schand, schmach und lügen buch, widder viel ehrliche, beide mans und weibs bilder dieser Stad und Kirchen wol bekand, dadurch er nach allen rechten (wo der flüchtige bube bekomen were) billich den kopff verloren hette.“ Nachdem er dann die Gemeinde ermahnt, solche Poeterei von sich zu thun, bittet er ferner — und dies ist bezeichnend für das eigentliche Motiv seines Zornes, — sonderlich die Poeten, den Erzbischof, gegen den er in nicht mittheilbaren

ein ansehnliches Geschenk von Demselben empfangen. Als er ferner 1536 seine Tochter dem Georg Sabinus, der damals in Diensten des Erzbischofs stand, zur Frau gab, sandte Dieser zur Hochzeitsfeier zwei seiner Räthe und seinen Leibarzt.

Schimpfwörtern gröbster Art losfährt, nicht wie jener Schandpoetaster zu loben und zu rühmen, „wo nicht, so mügen sie auch sampt jrem herrn gewarten, was ich dawider thun werde, Und wissen, das ichs nicht leiden will, das man den von sich selbs verdampten, heilosen Pfaffen, der uns alle gern tod hette, hie zu Wittemberg lobe." Da Lemnius nicht zurückkehrte, so wurde er am 23. Juni abermals aufgefordert, entweder selbst zu erscheinen oder sich durch einen Anwalt vertreten zu lassen. Erst als auch diese Citation fruchtlos ausfiel, wird er am 4. Juli relegirt. Hiernach sind einige Kleinigkeiten in Lessing's Darstellung zu berichtigen; das tumultuarische Verfahren, das ihm an diesem Processe noch besonders aufstieß, hat, wie wir sehen, nicht stattgefunden.

Lemnius wanderte während der nächsten Monate zuerst in Sachsen und der Mark, — er erwähnt selbst Zahna, Jüterbogk, Zinna, Lehnin — dann in Städten am Rhein umher und ließ wahrscheinlich schon im September die berüchtigte zweite Ausgabe seiner Epigramme erscheinen, vermehrt mit „ganzen Wagenladungen von Schmähungen", wie sich Melanchthon ausdrückte. Sie enthält ein drittes Buch von 67 Epigrammen, in denen er sich durch die giftigsten Verleumdungen und obscönsten Ausfälle besonders an Luther zu rächen suchte. Wahrscheinlich bald darauf erschien auch seine Apologie mit neuen Schmähungen auf Luther und dessen Freund Jonas und der Drohung, wenn seine Widersacher ihr Unrecht nicht zurücknähmen, alle Unzucht des wollüstigen Wittenberg zu schildern. Dies geschah jedenfalls noch im Jahre 1539 in der Monachopornomachie, einer Komödie, in der besonders Luther und seine Freunde Jonas und Spalatin mit ihren Frauen verhöhnt wurden. Sie ist so unfläthig, daß nach Gottsched's [1]) Urtheil, dem Strobel beipflichtet, Catull, Martial wie die Priapea selbst keusch und züchtig dagegen heißen können (s. über

---

1) Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, II. (1765.) S. 192 ff.

beide Schriften Brief 5—7). Erst in seinem Heimathlande hörte Lemnius wieder auf, seinem Haß gegen Luther öffentlich Ausdruck zu geben, und hier auch fand er erst wieder Ruhe. 1539 oder 40 wurde er an dem neu gegründeten Gymnasium zu Chur als Lehrer angestellt. Als solcher war er, wie Strobel sagt, „in seinem Amte unverdrossen, verrichtete seine Lehrgeschäfte mit dem größten Beifall und zum Wohlgefallen seiner Obern bis zu seinem Tod," der schon 1550 in Folge der Pest eintrat. Durch eine ganze Reihe lateinischer Poesien, unter welchen auch eine Uebersetzung der Odyssee, machte er noch in Chur seinen Namen bekannt und geachtet.

Die im Vorstehenden aus Strobel's Untersuchung mitgetheilten Resultate, die auch mit der Ansicht des trefflichen neuesten Biographen Luther's [1]) über die Affaire des Lemnius übereinstimmen, darf man selbst gegenüber Ranke's [2]) abweichendem Urtheil als zweifellos richtig betrachten; sie liefern, abgesehen von den nebensächlichen Daten am Schlusse, die nur zur Vervollständigung des Lebensbildes hier einen Platz gefunden, den Beweis, daß Lessing das Verdienst gebührt, die zu seiner Zeit über Lemnius (besonders durch Mathesius) [3]) verbreiteten Irrthümer zuerst im Wesentlichen berichtigt zu haben.

b) Kritik des Einganges von Klopstock's Messias. Brief 15—19.

Zur Würdigung dieser Kritik im Allgemeinen verweise ich auf die Vorbemerkungen über die literarischen Zustände jener Zeit in der Einleitung zum Neuesten (s. besonders S. 22 und 28), aus

1) Heinrich Lang, Martin Luther. 1870. S. 308 u. 309.

2) Geschichte der Reformation, V. 337 (Ausg. von 1868): „Bei der würdigen Stellung, welche die classischen Studien einnehmen, konnte sich das tumultuarische händelsuchende Treiben der früheren Poetenschulen nicht mehr halten. Das Schicksal des Simon Lemnius, der es unter den Augen Luther's fortsetzen wollte und darüber verjagt ward, ist für die Richtung überhaupt bezeichnend." Eine Begründung seiner Ansicht giebt Ranke nicht.

3) S. Anm. 1 auf S. 172.

dem der Aufsatz herübergenommen ist. Er war gegen die maßlose Begeisterung gerichtet, mit der die drei ersten Gesänge des Messias bald nach ihrem Erscheinen in der Schweiz und in Deutschland selbst gefeiert wurden. Meier, durch dessen S. 22 erwähnte Schrift Lessing's Kritik, wie der Eingang beweist, besonders hervorgerufen wurde, stellte u. A. den Messias unmittelbar nach der Ilias und Aeneis, „man müßte denn noch untersuchen, ob das verlorne Paradies vor ihm den Vorzug verdiene." Noch weit überschwänglicher urtheilt z. B. der Verfasser der auf Bodmer's Veranlassung geschriebenen Zufälligen Gedanken über das Heldengedicht Der Messias (Zürich 1749), J. H. Heß, der folgender Aeußerung eines Freundes zustimmt: „Ich selbst kann es nicht genugsam ausdrücken, wie überaus wohl, wie allerliebst mir dieses Gedicht gefällt. Seinesgleichen ist nach meinem Sinn nicht gemacht worden, so lange die Welt stehet. Ich weiß, die Bibel ausgenommen, kein Gedicht, kein Buch in der Welt, das mir in allen Stücken so gar angenehm sei, keines, das alle meine obern, untern, alle bekannten und unbekannten Kräfte der Seele, sammt dem Gesichte und Gehöre, kurz, das mein ganzes Ich so überaus angenehm beschäftige und mit einem süß betäubendem Gefühle solchergestalt einnehme und erfülle, daß ich oft

Ueberwallend von Freuden und süßen Empfindungen weine,

wenn ich dieses heilige, hohe, zärtliche, nachdrückliche, anmuthsvolle Gedicht und besonders gewisse rührende Stellen in demselben lese."

Von dieser verschwommenen Begeisterung der Zeit sticht die zersetzende Schärfe, mit der Lessing im Eingange des Messias eine Reihe schlimmer Fehler bloßlegt, sehr wohlthuend ab. Freilich darf nicht geleugnet werden, daß ihn das kritische Bestreben in einigen Punkten zu weit fortreißt, und so konnte schon Johann Jakob Dusch 1758 in seiner Betrachtung der Einwürfe des Herrn Lessing's gegen den Anfang der Messiade (s. seine Vermischte kritische und satirische Schriften, S. 177 ff.) ihm wenigstens einige Irrthümer — sie sind in den Anmerkungen zum

Theil berücksichtigt — nachweisen, wenn auch in den meisten Punkten seine Gegenkritik unhaltbar war.

Uebrigens trug dieser auch in der Form wenig höfliche Angriff von Dusch, wie auch seine Kritik der Miß Sara Sampson, in der er Lessing den Beruf zum dramatischen Dichter abspricht, wohl mit zu der scharfen Polemik bei, mit welcher Dusch in den Literaturbriefen (41 und 77) abgefertigt wird.

c) Samuel Henzi. Brief 22. 23.

Es ist dieser, der kritischen Thätigkeit Lessing's bestimmte Theil nicht der Ort, auf die Bedeutung des vorliegenden Fragmentes in seinem Verhältniß zu den übrigen dramatischen Jugendarbeiten des Dichters einzugehen. Es genüge eine doppelte Hinweisung. Merkwürdig ist das Fragment zuerst dadurch, daß hier seit langer Zeit zum ersten Male wieder ein dramatischer Dichter frisch in die unmittelbare Gegenwart und zugleich in die bürgerliche Welt hineingriff. Die Verschwörung Henzi's in Bern und seine Hinrichtung hatten erst in demselben Jahre stattgefunden, in welchem nach der, wahrscheinlich Lessing's Papieren entnommenen Bemerkung des Bruders (zur zweiten Ausgabe) das Fragment selbst entstand oder wenigstens begonnen wurde, nämlich im Jahre 1749. Zweitens sind diese Scenen interessant als Belege der ersten Einwirkung, die Lessing von Shakespeare empfängt. Unverkennbar hat ihm der Julius Cäsar vorgeschwebt, den er wahrscheinlich so eben erst in Berlin in der sehr treuen Uebersetzung des Herrn von Borck (vom Jahre 1741) kennen gelernt hatte. Ich verweise im Uebrigen auf die eingehende Untersuchung Danzel's, I. 164 ff. [1])

---

1) Als das Gerücht nach Bern drang (etwa durch Sulzer?), es werde ein Trauerspiel über Henzi erscheinen (und mit diesem konnte wohl nur Lessing's Arbeit gemeint sein; denn wer anders sollte in jener Zeit einen Stoff aus der Gegenwart zu schöpfen gewagt haben?), wurde am 8. Januar 1751 vom Rathe im Voraus der Beschluß gefaßt, dasselbe zu unterdrücken.

d) Kritik von Lange's Horaz-Uebersetzung. Brief 24.

Die Kritik dieser Lange'schen Uebersetzung hat eine größere Bedeutung, als es auf den ersten Blick scheinen könnte; sie greift in dem Uebersetzer einen der damals bekanntesten Dichter an. Lange konnte bis 1752 als das Haupt eines sehr angesehenen ästhetischen Freundschaftskreises gelten, dem u. A. der mehrfach erwähnte Professor Meier, Sulzer, Gleim angehörten, und der den Schweizern sehr eng befreundet war, zumal seit Bodmer 1745 Lange's und seines Freundes Pyra Freundschaftliche Lieder herausgegeben. Es herrschte in diesem Kreise allgemeine gegenseitige Verehrung und Anerkennung,[1]) die, wie zu allen Zeiten, auf die öffentliche Schätzung des Einzelnen nicht ohne Einfluß blieb; und hatte auch das anfängliche gute Einvernehmen, wie einige Aeußerungen von Sulzer, Bodmer, Gleim und von Lange[2]) selbst beweisen, bereits abzunehmen begonnen, so war doch davon öffentlich nichts bekannt geworden, und beim Publicum war daher Lange noch immer der gefeierte Dichter. Durch sein Hauptwerk, die reimlosen Horazischen Oden, die Meier mit der schon oben S. 23 erwähnten Vorrede Vom Werth der Reime begleitete, war er jener Zeit „der deutsche Horaz" geworden, und es haben diese Dichtungen, die, von einzelnen glücklichen Ausnahmen abgesehen, für uns nichts als nüchterne Producte von einem gewissen frostigen Pathos sind,

---

1) Bezeichnend für dies gegenseitige Heben und Preisen ist unter anderen Langischen Freundschaftsoden Die Freunde vom J. 1745, in der die oben Genannten der Reihe nach verherrlicht werden. S. Horazische Oden, S. 146.

2) Außer dem von Danzel, I. 251, Beigebrachten verweise ich noch auf den Anfang von Lange's Schreiben an den Hamburger Correspondenten (s. S. 158), in welchem Derselbe unverkennbar gegen die Schweizer polemisirt, wenn er gewissen Dichtern seinen Beifall versagt, die was Besonders darinnen suchen, daß sie nicht reimen, und indem sie sich zwingen, gedankenreich zu schreiben, so schreiben, daß es fast ebenso viel kostet, ihre Gesänge zu verstehen, als eine algebraische Aufgabe ... „Ich gehöre," fährt er fort, „so wenig zu diesen Scotisten, daß es mir vielmehr leid thut, daß ich durch einige reimfreie Gedichte Gelegenheit gegeben, mich dieser besonderen Secte zuzugesellen."

ebenso auf Klopstock's Lyrik wie auf Lessing's eigene jugendliche Odendichtung eingewirkt. Aus dem Nachahmer wurde Lange ein Uebersetzer des römischen Dichters. Schon im Jahre 1749 hatte er die Uebersetzung angekündigt, bei der er, wie er sich rühmte, von vortrefflichen Kunstrichtern (ohne Zweifel Meier) unterstützt wurde. Sie erschien nach „neunjähriger saurer Arbeit" im Jahre 1752 zugleich mit dem lateinischen Text. Es wirft ein eigenes Licht auf die Einbildung des Mannes, dem Lessing die gröbste Unkenntniß im Lateinischen nachwies, wenn er über den Text sich folgendermaßen äußert: „Vielleicht schmeichle ich mir zu viel, wenn ich glaube, diese Ausgabe sei die vollkommenste in Deutschland, was den Text anbetrifft. Ich erwarte der Kenner Urtheil."

Auch dies Werk wurde wieder allgemein mit dem größten Beifall aufgenommen; schreibt doch sogar Hagedorn, der unter den damaligen Schriftstellern ganz besonders zu einem Urtheil über Horaz berufen erschien, 1752 an Lange: „Nichts hätte mich so vorzüglich vergnügen können als der Horaz, wovon Sie uns einen so richtigen Text und eine so zuverlässige und nette Uebersetzung geliefert haben." In dem S. 158 angeführten Briefe an den Hamburgischen Correspondenten citirt Lange selbst eine von Lob überfließende Recension der Rostockischen gelehrten Nachrichten, worin seiner Uebersetzung ebenso wie seinen „unvergänglichen" Oden eine vollkommene Erkenntniß beider Sprachen, Horazisches Feuer, kurz, alle zum Uebersetzen des Horaz erforderlichen Eigenschaften in solchem Maße nachgerühmt werden, daß seine Arbeit fast unverbesserlich genannt wird.

Um so wünschenswerther war eine objective und eingehende Kritik des, trotz manchen Vorzugs, im Einzelnen von groben und elementaren Fehlern strotzenden Werkes. Lessing mußte sie um so verlockender sein, als der Angriff auf den Uebersetzer zugleich auch den Dichter treffen konnte, dessen Oden er bereits als frostige Machwerke zu würdigen gelernt hatte. Schon am 9. Juni 1752 schrieb er daher an den mehrfach erwähnten, mit Lange befreundeten Pro-

fessor Nicolai, mit dem er kurz vorher bekannt geworden war: „Kann man es einem Manne, der auf seine frostigen Nachahmungen des Horaz so trotzig thut, vergeben, ducentia durch „zweihundert" übersetzt zu haben? Solcher kindischen Vergehungen habe ich mehr als zweihundert angemerkt, und ich habe große Lust, eine Beurtheilung seiner ganzen Arbeit, die ich schon fertig habe, drucken zu lassen." Er bat zugleich um Nicolai's Urtheil. Dieser widerrieth. „Oeffentlich," schrieb er, „wollte ich es Niemanden rathen, Herrn Lange anzugreifen, der etwa noch Hoffnung haben könnte, im Preußischen sein Glück zu finden. Herr Lange kann viel bei Hofe durch gewisse Mittel ausrichten." Er schlug dann Lessing vor, Lange die betreffenden Anmerkungen gegen Honorar zu überlassen. Anfangs schien derselbe auf den Vorschlag an sich eingehen zu wollen, doch nicht des pecuniären Anerbietens willen, das ihn im Gegentheil verdroß. Aber er unterließ es, wir wissen nicht aus welchen Gründen; er übersandte seine Kritik nicht an Lange, sondern ließ sie ungeachtet der Warnung Nicolai's vor den mächtigen Einflüssen des Pastors als den vorliegenden Brief erscheinen, in dem er „ein klein Register von Schulschnitzern" aufzuzählen sich begnügt.

Lessing's Kritik ist insofern unbillig, als er kein Wort der Anerkennung für die Vorzüge hat, die, wie nicht verschwiegen werden darf, die Lange'sche Arbeit trotz ihrer vielfachen Gebrechen vor allen gleichzeitigen, ja noch vor späteren Horaz-Uebersetzungen auszeichnen, wie für die Angemessenheit des Tones, für ihre sprachliche und metrische Gewandtheit.[1]) So war es denn wohl begreiflich, daß der so hart Getadelte heftig erbittert wurde; freilich überschritt er in seinem Zorne jedes Maß, wenn er in dem Schreiben an den Verfasser des gelehrten Artikels in dem Hamburger Correspondenten (Halle 1753), der Lessing's Kritik bald nach ihrem Erscheinen abgedruckt hatte, sich nicht scheute, von

1) Vgl. Hettner, Geschichte der deutschen Literatur, II. 103 (1861), und Horaz' Werke von Obbarius, Einl., S. XI (1847).

dem Stolz und dem Muthwillen, von der tiefen Unwissenheit oder Faulheit des Gegners zu sprechen, ja selbst, freilich in Folge eines Irrthums, Lessing's sittlichen Charakter zu verdächtigen. Diese Entgegnung trug ihm dann das Vademecum ein. (S. Theil XI.)

e) Nachträge zum Jöcher'schen Gelehrten-Lexikon.
Brief 25.

„Viele haben sich verwundert," sagt Karl Lessing in seinem Vorbericht zum vierten Theile von Lessing's Schriften (1785), S. 15, „daß mein Bruder, von so lebhaften und etwas unbeständigen Temperamente, sich sogar in seiner Jugend mit einer Arbeit, wie die Vermehrung und Berichtigung des Jöcher'schen Gelehrten-Lexikons ist, eine ziemliche Zeit beschäftigen können," und leitet dann die auf den ersten Blick in der That auffallende Erscheinung daraus ab, daß Lessing's Vater das Studium der Gelehrtengeschichte, das er selbst mit großer Vorliebe getrieben, dem Sohne besonders empfohlen habe. Gewiß nicht ganz mit Unrecht; doch würde Lessing schwerlich aus diesem Grunde sich demselben zugewandt haben, wenn er nicht in so hohem Grade das Vermögen besessen, in die entlegensten und fremdartigsten Gebiete des Wissens, in die ihn sein Lebensgang einmal geführt, mit Interesse und Erfolg einzudringen. Hatte Lessing nun schon während des Berliner Aufenthaltes, wie mehrfache Recensionen in der Vossischen Zeitung, [1]) darunter eine über den dritten Theil von Jöcher's Lexikon selbst, beweisen, die Neigung zu diesem Studium ausgebildet, so konnte diese in Wittenberg, einem Hauptsitze gründlicher Büchergelehrsamkeit, zumal bei seinen gleichzeitigen, in die Reformationsgeschichte einschlagenden Arbeiten, wie z. B. über Lemnius, nur noch gewinnen. Bayle's Wörterbuch, dessen Bekanntschaft auf Lessing's Bildungsgang und einzelne seiner Schriften so bestimmend gewirkt hat (vgl. S. 147), ist von unverkennbarem Einfluß auch auf die Pflege dieses Studiums gewesen.

1) Vom 18. Februar, 1. April, 10. Juni 1751.

So wird es denn erklärlich sein, daß Lessing in Wittenberg den Plan fassen konnte, eine eingehende, allgemeine Kritik eines Werkes wie das Jöcher'sche Lexikon zu schreiben und als ein selbstständiges Buch erscheinen zu lassen. Als die ersten drei Bogen gedruckt waren, sendete er dieselben an Jöcher's Verleger, der einen Supplementband zu dem Werke angekündigt hatte, in Begleitung eines leider verloren gegangenen Briefes, in welchem er wahrscheinlich mit etwas zu weit gehender jugendlicher Keckheit diese Probe seiner Kritik dem beabsichtigten Supplement gegenüberstellte. Der Verleger ließ den Brief unberücksichtigt und theilte ihn nicht einmal Jöcher mit; er mochte darin den Versuch einer Geldschneiderei vermuthen. Jedenfalls verbreitete sich bald ein derartiges Gerücht in Leipzig, an das sich noch allerlei ähnliches Gerede hängte: daß Lessing's Kritik in einer gegen den hochgeachteten Verfasser des Gelehrten-Lexikons unbescheidenen Sprache geschrieben sei, daß sie nichts als mechanisch und oberflächlich zusammengeraffte Ergänzungen enthalte, und Aehnliches. Diese Gerüchte gelangten auch zu Jöcher, der nun bei dem Rector der Universität Wittenberg und bei seinem Verleger über Lessing's Schreiben Erkundigungen einzog. Beide Informationen sind jedenfalls nicht ungünstig ausgefallen; denn er schrieb darauf am 1. October 1752 einen sehr höflichen Brief an Lessing, in dem er besonders bedauert, daß Jener sich nicht an ihn selbst gewendet, und den Wunsch hinzufügt, daß Lessing „sich manchmal weniger heftig, beißend und anzüglich ausgedrückt" haben möchte. Lessing überschickte ihm darauf die gedruckten drei Bogen mit der Bitte, Alles, was ihm in denselben bedenklich erschienen, zu bemerken, und erbot sich zugleich, ihm auch die ferneren Bogen zur Ansicht zu übersenden. Das Begleitschreiben ist leider ebenfalls verloren, doch muß es Jöcher durchaus zufriedengestellt haben; denn Dieser antwortet am 11. October mit ausnehmender Freundlichkeit und lehnt jenes Anerbieten ab, da er das Vertrauen zu Lessing's Billigkeit trage, Derselbe werde Alles dergestalt einrichten, „wie es der Wohlstand unter Gelehrten und Schriftstellern er-

fordere." Wohl zum Dank für diese wiederholt entgegenkommende Höflichkeit Jöcher's trat Lessing jetzt von seinem ganzen Plane zurück und überließ Demselben — ob gegen Honorar, zu dem Jöcher sich erboten, ist unbekannt — seine Materialien für den Supplementband. Nur jene drei bereits gedruckten Bogen reihte er als 25. Brief [1]) dem vorliegenden Werke ein, hauptsächlich wohl aus dem Grunde, um den unliebsamen Gerüchten, die über diese Angelegenheit in Umlauf waren, wie es in der Einleitung des Briefes geschieht, öffentlich entgegentreten zu können und dem Publicum durch Mittheilung jener Bogen ein eigenes Urtheil möglich zu machen. Vielleicht hatte er auch den Wunsch, wenigstens eine Probe seiner mühevollen Arbeit schon jetzt und selbständig gedruckt zu sehen, ehe sie vielleicht nach einer Reihe von Jahren als Beitrag in einem fremden Werke wenig beachtet verschwand — ein Wunsch, den die Zukunft um so berechtigter erscheinen ließ, als der beabsichtigte Supplementband Jöcher's niemals herausgekommen ist.

Die, wenn auch an Zahl nur geringen Artikel dieser Kritik sind jedenfalls ein glänzender Beweis von Lessing's Gründlichkeit und Vielseitigkeit, nicht minder aber auch von seinem außerordentlichen Fleiße, wenn man bedenkt, daß dieselbe, obwohl offenbar aus einem längeren Gebrauch des beurtheilten Buches hervorgegangen, dennoch nur als Nebenarbeit neben den vielfachen Berliner und Wittenberger Studien entstand. Der größte Theil der Artikel fällt in Gebiete, auf denen man Lessing auch sonst in jener Zeit begegnet: vier, nämlich Abbot, Abudacnus, Zenobius Acciajoli, Abraham Usque, gehören in die Kirchengeschichte, der letztere zugleich in die spanische Literatur, mit der sich Lessing in Berlin beschäftigte. Die Artikel Abaris, Abaucas und wenigstens theilweis auch der über Donat Acciajoli schlagen in die philologischen Studien, Abstemius in die Literatur der Fabeln.

---

1) Daß dieser Brief mit jenen drei Bogen identisch, darüber s. Danzel, I. 218, 219 u. 221.

Wesentlich wurde Lessing durch Bayle's Wörterbuch, aus dem er viele Verbesserungen und Ergänzungen entnahm, unterstützt, dem er freilich seinerseits zahlreiche Unrichtigkeiten nachweist. Auch die Form der Artikel ist durchaus Bayle nachgebildet; von Diesem stammt hier, wie in seinem Leben des Sophokles (s. Theil XI.), die Gewohnheit, die Hauptangaben kurz zusammenzudrängen und sie durch zahlreiche gelehrte Anmerkungen zu erläutern, ebenso wie die philologische Akribie in der Anführung von Titeln und Citaten, die Lessing in gleicher Weise bei Jöcher, wie Bayle bei Moreri vermißte.

4. Aufnahme bei den Zeitgenossen.

Wenn Lessing durch diese „freundschaftlichen Briefe eines Pedanten" beabsichtigte, zu dem Ruhme des Dichters den eines gelehrten Schriftstellers hinzuzufügen, so erreichte er seinen Zweck durchaus. Schnell verschafften ihm diese Aufsätze mit ihren größtentheils wohlgezielten und treffenden Angriffen auf literarische Größen des Tages, wie Klopstock, Meier, Lange, Jöcher u. A., bei allen Urtheilsfähigen eine wohlbegründete Achtung als Kritiker.

Der Erste, dem das Verdienst zukommt, dieselbe öffentlich ausgesprochen zu haben, ist der als Orientalist bekannte Göttinger Professor Johann David Michaelis, zugleich ein feiner Kenner der Literatur. Er schrieb in den Göttinger Gelehrten Anzeigen schon am 31. December 1753 eine Recension über die so eben erschienenen beiden ersten Bände von Lessing's Schriften; hier werden nicht nur die Poesien des ersten Bandes, sondern auch der zweite Band, die vorliegenden Briefe, unter ihnen besonders die Fragmente des Henzi sowie die Kritik von Lange und die Nachträge zu Jöcher, mit ganz außerordentlicher Anerkennung begrüßt. Das öffentliche Urtheil des berühmten Mannes erfreute Lessing in hohem Grade, um so mehr, da kurz vorher das oben erwähnte Schreiben Lange's (s. S. 158) seinen Namen öffentlich geradezu beschimpft hatte. Er dankte daher dem Verfasser am 10. Februar 1754, als er ihm das Vademecum übersandte, mit

einem Briefe, in dem er u. A. schreibt: „Wenn mir in gedachter Recension irgend etwas Vergnügen gemacht hat, so ist es vorzüglich Dero Beistimmung zu meinem Urtheile über die elende Langische Uebersetzung der Oden des Horaz. Sie richtete mich gleich zu der Zeit wieder auf, da mich die pöbelhafte Antwort meines Gegners beinahe zu empfindlich gekränkt hatte, als daß ich eines öffentlichen Trostes nicht benöthigt gewesen wäre."

Auch die Jenaer gelehrten Zeitungen, die anfangs sich Lessing wenig günstig gezeigt hatten, besonders wegen seines Angriffs auf den von ihnen hochgeschätzten Lange, stimmen nach dem Erscheinen des Vademecum im März 1754 einen freundlichen Ton an, und am 24. August d. J. heißt er bei ihnen bereits „dieser berühmte Schriftsteller".

Ein ganz besonders günstiges, bisher, wie es scheint, gänzlich unbeachtet gebliebenes Urtheil, und zwar von dem als gelehrten Theologen bekannten Professor Walch, findet sich in dessen Biographie der Katharina von Bora, II. (1754) S. 297. Bei Gelegenheit seiner Rechtfertigung der Katharina gegen die Beschuldigung der Herrschsucht bezieht er sich auf Lessing's achten Brief und leitet die wörtliche Mittheilung einer längeren Stelle desselben mit folgenden Worten ein:

„Ich habe aber in dieser Materie noch einen andern Gegner, der sich durch seine Gelehrsamkeit, durch seinen Witz, durch seinen lebhaften und angenehmen Vortrag und durch seine Bescheidenheit gar sehr von dem erstern unterscheidet. Ich würde ihn als ein Muster eines Schriftstellers, der vernünftig widerspricht, Andern anpreisen, wenn ich nicht befürchten müßte, das gar zu vortheilhafte Urtheil von meiner Arbeit dadurch zu billigen, welches er ihr unverdient ertheilet. Es ist der gelehrte Prediger, [1]) Hr. G.

1) „Ich bin ..... etwas weniger als ein Prediger, für welchen mich der Herr Prof. Walch gehalten hat," schreibt Lessing in Bezug auf diese Stelle am 10. October 1754 an den Professor Michaelis.

E. Lessing, dem ich hiedurch diejenige Hochachtung öffentlich bezeige, welche seine Verdienste schon längst in mir erweckt. Dieser gelehrte Mann hat, wie er glaubt, eine neue Entdeckung gemacht, durch welche der Verdacht, daß Katharina von Bora herrschsüchtig gewesen, bestätiget werden soll. Es würden die Gedanken des Herrn Lessing's zu viel von ihrer Schönheit verlieren, wenn ich sie nicht mit seinen eigenen Worten vortragen wollte." [1])

Zur Herstellung des Textes der Briefe konnte ich zwei bisher fast unbekannt gebliebene Doppeldrucke der Originalausgabe von Lessing's Schriften (Berlin bei Voß, 1753—1755) benutzen, die es mir ermöglichten, in einigen Stellen die ursprüngliche Lesart herzustellen, in anderen sie zu sichern. Für das Neueste hat eine sorgfältige Benutzung des Originaldrucks eine Reihe von Abweichungen von dem Texte der Lachmann'schen Ausgabe, der einzigen, die bisher einen größeren Theil dieser Zeitschrift gebracht, ergeben. S. Näheres über das Verhältniß unserer Ausgabe zu den bisherigen überhaupt in den Schlußbemerkungen dieses Theiles.

---

1) Zur Sache selbst vgl. S. 191, Anm. 1.

Briefe.

Aperto pectore officia pura miscemus. Nihil in conscientia latet, quod scriptorum cuniculis occulatur.[1])

Symmachus.

---

1) „Offen ist meine Gesinnung, und rein ist der Zweck meiner Arbeiten. Nichts verbirgt sich in meinem Bewußtsein, das ich in meinen Schriften künstlich verstecken müßte.“ — A. d. H.



Erster Brief.[1])

An den Herrn P.

Schon seit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen Ihre Handschrift von den unglücklichen Dichtern wieder zurückschicken können, weil ich sie gleich in den ersten Abenden durchgelesen hatte. Allein ich glaubte, diese Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug lassen, wenigstens nicht freundschaftlich genug. Denn nicht wahr? entweder Sie hätten gedacht: „Nun wahrhaftig, Der muß sehr viel müßige Stunden haben, daß er sich sogleich hat darüber machen können!" oder: „Ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel gelesen haben; über Alles läuft er doch weg wie der Hahn über die Kohlen!" Die eine Vermuthung sowohl als die andre war mir ungelegen, mir, der ich so gerne immer beschäftiget scheinen will, mir, der ich auf nichts aufmerksamer bin als auf die Geburten meiner Freunde. Ich würde also ganz gewiß Ihr Werk wenigstens noch acht Tage auf meinem Tische haben rasten lassen; doch Sie fordern es selbst zurück, und hier ist es. „Nun? aber ohne Beurtheilung?" werden Sie sagen. Als wenn Sie es nicht schon wüßten, daß ich durchaus über nichts urtheilen will. Wollen Sie aber mit so etwas zufrieden sein, das aufs Höchste einer Meinung ähnlich sieht, so bin ich zu Ihren Diensten. Sie zeigen eine sehr weitläuftige Belesenheit, die ich sehr hoch schätze, wenn es Ihnen anders nicht viel Mühe gekostet hat, sie zu zeigen. Gott weiß, wo Sie alle die unglücklichen Dichter aufgetrieben haben! Was für tragische Scenen ziehen Sie Ihren Lesern auf! Hier sitzt einer in einer ewigen Finsterniß und sieht das Licht nicht, welches gleich ihm Alles belebet; dort schmachtet einer auf einem Lager, das er seit Jahren nicht verlassen. Jener stirbt fern von seinem Vaterlande und seinen Freunden, unter

---

1) Zu Brief 1—8 (die Rettung des Lemnius) vgl. die Vorbem., S 146 ff. — A. d. H.

Barbaren, zu welchen ihn die Empfindlichkeit eines Großen verwiesen; dieser in seiner Vaterstadt, mitten unter den Bewundrern seiner Muse, im Hospitale. Dort sehe ich einen — — welche Erniedrigung für Euch, Ihr Musen! — — am Galgen, und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kinderspiel ist, mit einem Teufel vom Weibe verheirathet. Die moralischen Züge, welche Sie mit unterstreuen, sind gut; ich hätte aber gewünscht, daß sie häufiger wären, daß sie aus Ihren Erzählungen ungezwungener flössen und in einem minder schulmäßigen Tone dahertönten. Auch das gefällt mir nicht, daß Sie keine Classen unter den unglücklichen Dichtern machen. Diejenigen, welche, so zu reden, die Natur unglücklich gemacht hat, als die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil sie unglücklich würden gewesen sein, wenn sie auch keine Dichter geworden wären. Andre haben ihre übeln Eigenschaften unglücklich gemacht, und auch diese sind nicht als unglückliche Dichter, sondern als Bösewichter oder wenigstens als Thoren anzusehen. Die Einzigen, die diesen Namen verdienen, sind Diejenigen, welche eine unschuldige Ausübung der Dichtkunst oder eine allzu eifrige Beschäftigung mit derselben, die uns gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen ungeschickt läßt, ihr Glück zu machen verhindert hat. Und in diesem Verstande ist ihre Anzahl sehr klein. Ja, sie wird noch kleiner, wenn man ihr vorgebliches Unglück in der Nähe mit gesunden Augen, und nicht in einer ungewissen Ferne durch das Vergrößerungsglas ihrer eigenen mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Ist es nicht ärgerlich, wenn man einen Saint Amant,[1] einen Neukirch,[2] einen Günther so bitter, so ausschweifend, so verzweifelnd über ihre, in Vergleichung Andrer noch sehr erträgliche Armuth wimmern hört? Und sie, die Armuth, ist sie denn etwa nur das Schicksal der Dichter und nicht vielmehr auch aller andern Gelehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, ebenso viel will ich Ihnen arme Weltweise, arme Aerzte, arme Sternkundige rc. nennen. Aus diesem Gesichtspunkte also, mein Herr, betrachten Sie, wann ich Ihnen rathen soll, Ihre Materie etwas aufmerksamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, daß Sie ganz unrecht gethan haben, ich weiß nicht was für einen ge-

1) Saint Amant, geb. 1594, stirbt nach einem unstäten, ausschweifenden Leben als Mitglied der Akademie 1660. Sehr unbedeutender Dichter, Verfasser des Moïse sauvé u. A. — A. d. H.

2) Benjamin Neukirch, geb. 1665 in Schlesien, lebte lange Jahre in dürftigen Umständen zu Berlin, ohne durch seine zahlreichen Gelegenheitsgedichte für den Hof dessen Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu können. 1703 erhielt er eine Professur; stirbt in Ansbach als Erzieher des Erbprinzen 1729. — A. d. H.

wissen Stern zu erdichten, der sich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Musen zu tyrannisiren. — — — Sind Sie meiner Erinnerungen bald satt? Doch, noch eine! Ich finde, daß Sie in Ihrem Verzeichniß einen Mann ausgelassen haben, der vor zwanzig Andern eine Stelle darinne verdienet, den armen Simon Lemnius. Sie kennen ihn doch wohl? Ich bin &c.

Zweiter Brief.

An Ebendenselben.

Wahrhaftig, ich bewundre Sie! Ein Beiwort, an dessen Nachdruck ich nicht einmal gedacht hatte, legen Sie mir in allem Ernste zur Last? Ich fürchte, ich fürchte, wir werden über den armen Simon Lemnius in einen kleinen Zank gerathen. Und da sehen Sie es, daß ich das Herz habe, ihn noch einmal so zu nennen, ob Sie ihn gleich den verleumderischen, den boshaften, den meineidigen, den unzüchtigen heißen. Aber sagen Sie mir doch, geben Sie ihm diese Benennungen, weil Sie seine Aufführung untersucht haben, oder weil sie ihm von Andern gegeben werden? Ich befürchte das Letztere und muß also den armen Lemnius gedoppelt beklagen. War es nicht genug, daß ihn Lutherus verfolgte, und muß sein Andenken auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Aber Sie erstaunen; Lutherus und verfolgen scheinen Ihnen zwei Begriffe zu sein, die sich widersprechen. Geduld! Wann Sie wollen, so will ich Ihnen Alles erzählen, und alsdann urtheilen Sie! Vorher aber muß ich Sie um Alles, was heilig ist, bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt gesehen hat, zu halten. Lutherus stehet bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, Alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar als die blendendste seiner Vollkommenheiten. Sie sind sogar für mich lehrreicher als alle diese zusammengenommen; und ich werde mir ein Verdienst daraus machen, sie Ihnen zu zeigen.*) — — Zur Sache also! Lemnius, oder wie

*) So muß Der sprechen, der aus Ueberzeugung und nicht aus Heuchelei lobt. Aus dieser letztern Quelle sind leider ein großer Theil der uneingeschränkten Lobsprüche geflossen, die Luthern von unsern Theologen beigelegt werden. Denn loben ihn nicht auch Diejenigen, deren ganzen, losem Geize und Ehrgeize man es nur allzu wohl anmerkt, daß sie im Grunde ihres Herzens nichts we-

er auf Deutsch heißt, Lemichen, lag den Wissenschaften in Wittenberg ob, eben als das Werk der Reformation am Feurigsten getrieben ward. Sein Genie trieb ihn zur römischen Dichtkunst, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darinne verband er eine gute Kenntniß der griechischen Sprache, welches damals noch etwas Seltnes war. Sein muntrer Kopf und seine Wissenschaften erwarben ihm die Freundschaft des Melanchthon's, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte. Sabinus,[1]) der Schwiegersohn des Melanchthon's, befand sich damals auch in Wittenberg. Zwei gleiche Köpfe auf einer hohen Schule werden sich leicht finden und Freunde werden. Sabinus und Lemnius wurden es auf die ausnehmendste Weise, und ich finde, daß auch die darauf folgenden Händel ihre Freundschaft nicht geendet haben. Im Jahre 1538 kam es Lemnio ein, zwei Bücher lateinischer Sinnschriften drucken zu lassen.[2]) Er ließ sie also unter seinem Namen drucken, er ließ sie in Wittenberg drucken und brachte sie vorher, wie ich es höchst wahrscheinlich zeigen kann, dem Melanchthon zur Beurtheilung. Diese drei Umstände, mein Herr, erwägen Sie wohl; sie beweisen schon so viel, daß Lemnius ein gut Gewissen muß gehabt haben. Melanchthon fand nichts Anstößiges darinne, wie es Sabinus dem Drucker versicherte. Nunmehr wurden sie bekannt gemacht; aber kaum waren sie einige Tage in den Händen der Leser gewesen, als Luther auf einmal ein entsetzliches Ungewitter wider sie und ihren Verfasser erregte. Und warum? Fand er etwa jene lascivam verborum licentiam darinne? Diese wäre vielleicht zu entschuldigen gewesen, weil sie der Meister in dieser Art des Witzes, Martial, Epigrammaton linguam nennt.[3]) Oder fand er, daß sie giftige Verleumdungen enthielten, die Ehre eines unschuldigen Nächsten zu brandmalen? Oder fand er gar seine eigene Person darinne beleidigt? Nein; Alles das, weswegen Sinn-

---

niger als mit Luthern zufrieden sind? die ihn heimlich verwünschen, daß er sich auf Unkosten seiner Amtsbrüder groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichthum der Kirche den Regenten in die Hände gespielt und den geistlichen Stand dem weltlichen preisgegeben, da doch dieser so manche Jahrhunderte jenes Sclave gewesen? — Anm. des Verf. [Zusatz der Ausg. von 1784.]

1) Der als lateinischer Dichter berühmte Georg Sabinus, geb. 1508 zu Brandenburg, erster Rector zu Königsberg, stirbt 1560 zu Frankfurt a. O. — A. d. H.

2) Simonis Lemnii Epigrammaton Libri duo. Vitebergae 1538. Am Ende: Excusum Vitebergae per Nicolaum Schirlenz. An. 1538. — A. d. H.

3) Nicht ganz genaue Reminiscenz aus Martial's Vorr. zum 1. Buch der Epigr.: „Die ausgelassene Wahrheit der Worte, das heißt die Sprache der Epigramme würde ich entschuldigen." — A. d. H.

schriften mißfallen können, mißfiel Luthern nicht, weil es nicht darinne anzutreffen war, sondern das mißfiel ihm, was wahrhaftig an den Sinnschriften das Anstößige sonst nicht ist: einige Lobeserhebungen. Unter den damaligen Beförderern der Gelehrsamkeit war der Kurfürst von Mainz Albertus[1]) einer der vornehmsten. Lemnius hatte Wohlthaten von ihm empfangen, und mit was kann sich ein Dichter sonst erkenntlich erzeigen, als mit seinen Versen? Er machte also deren eine ziemliche Menge zu seinem Ruhme; er lobte ihn als einen gelehrten Prinzen und als einen guten Regenten. Er nahm sich aber wohl in Acht, es nicht auf Luther's Unkosten zu thun, welcher an dem Albertus einen Gegner hatte. Er gedachte seines Eifers für die Religion nicht mit einem Worte[2]) und begnügte sich, seine Dankbarkeit mit ganz allgemeinen, obgleich hin und wieder übertriebenen Schmeicheleien an den Tag zu legen. Gleichwohl verdroß es Luthern; und einen katholischen Prinzen in Wittenberg, vor seinem Angesichte zu loben, schien ihm ein unvergebliches Verbrechen.*) Ich dichte diesem großen Manne hierdurch nichts an und berufe mich deswegen auf sein eigen Programma, welches er gegen den Dichter anschlagen ließ, und das Sie, mein Herr, in dem 6ten Tome seiner Schriften, Altenburgischer Ausgabe,[3]) nachlesen können. Hier werden Sie seine Gesinnungen in den trockensten Worten finden, Gesinnungen, welche man noch bis auf den heutigen Tag auf dieser hohen Schule beizubehalten scheinet.[4]) Luther donnerte also mündlich und schriftlich wider den unbehutsamen Epigrammatisten und brachte es in der ersten Hitze sogleich dahin, daß ihm Stubenarrest angekündigt ward. Ich habe immer gehört, daß ein Poet eine furchtsame Creatur ist, und hier sehe ich es auch. Lemnius erschrak desto heftiger, je unvermutheter dieser Streich auf ihn fiel; er hörte, daß man allerhand falsche Beschuldigungen wider ihn schmiedete, und

---

*) Es war den ersten Reformatoren sehr schwer, dem Geiste des Papstthums gänzlich zu entsagen. Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine wesentliche Lehre der christlichen Religion ist, war ihnen weder recht bekannt, noch recht behäglich. Und gleichwohl ist jede Religion und Secte, die von keiner Toleranz wissen will, ein Papstthum. — Anm. des Verf. [Zusatz der Ausg. von 1784.]

1) Albertus nennt Lessing einige Male den Kurfürsten Albrecht (vgl. Vorbem., S. 149) im Anschluß an die von Lemnius gebrauchte Form. — A. d. H.

2) Ein Irrthum: Lemnius hebt wiederholt Albrecht's Eifer wegen der Beibehaltung der alten Lehre hervor. S. die betreffenden Epigramme bei Strobel, S. 57. — A. d. H.

3) Altenburg 1661—64. 10 Bände Fol. Vgl. S. 180, Anm. 1. — A. d. H.

4) Anspielung auf die in den Vorbem., S. 148, mitgetheilte Affaire des Professor Bose. — A. d. H.

daß Luther die ganze Akademie mit seinem Eifer ansteckte; seine Freunde machten ihm Angst und prophezeihten ihm lauter Unglück, anstatt ihm Muth einzusprechen; seine Gönner waren erkaltet, seine Richter waren eingenommen. Sich einer nahen Beschimpfung, einer unverdienten Beschimpfung zu entziehen, was sollte er thun? Man rieth ihm zur Flucht, und die Furcht ließ ihm nicht Zeit zu überlegen, daß die Flucht seiner guten Sache nachtheilig sein werde. Er floh, er ward citirt, er erschien nicht, *) er ward verdammet, er ward erbittert, er fing an, seine Verdammung zu verdienen, und that, was er noch nicht gethan hatte: er vertheidigte sich, sobald er sich in Sicherheit sahe; er schimpfte, er schmähte, er lästerte. — — Soll ich in meinen künftigen Briefen fortfahren, Ihnen mehr davon zu sagen? Ich bin 2c.

Dritter Brief.

An Ebendenselben.

Ehe ich fortfahre, soll ich Ihnen auf verschiedene Punkte antworten. Wohl! Der erste ist dieser: Sie behaupten, die Lobeserhebungen des Albertus wären nicht das Einzige gewesen, was Luthern wider den Lemnius aufgebracht, sondern verschiedne bittre Anzüglichkeiten wider den und jenen ehrlichen Mann hätten das Ihre dazu beigetragen. Sie berufen Sich dieserwegen auf des Matthesius[1]) und Luther's eigenes Zeugniß. Allein wie schwer wird es Ihnen fallen, wenn Sie diese Anzüglichkeiten in den

*) Lemnius hätte, wie Alcibiades, den die Athenienser zurückberiefen, um sich gegen seine Ankläger zu vertheidigen, antworten können:

„Εὐηθες, τον ἐχοντα δικην ζητειν
ἀποφυγειν, ἐνον φυγειν.“ [2])

Und als man den Alcibiades fragte, ob er seinem Vaterlande (τη πατριδι) nicht zutraue, daß es gerecht sein werde, antwortete er: „Auch meinem Mutterlande nicht (τη μητριδι). Wie leicht kann es nicht aus Irrthum oder Unwissenheit ein schwarzes Steinchen für ein weißes greifen."

Zu der Nachricht, daß ihn seine Landesleute zu Tode verurtheilt, sprach er: „Wir wollen ihnen zeigen, daß wir noch leben." Er ging zu den Lacedämoniern und erregte den Atheniensern den dekelikischen Krieg. Aelian., XIII. c. 38. — [Zusatz der Ausg. von 1784.]

1) Johann Mathesius, mit Luther befreundet, stirbt 1565 zu Joachimsthal in Böhmen als Pastor. Verfasser der hier mehrfach erwähnten Predigten über Luther's Leben: Historia von ... D. Martini Luther's Anfang, Lehr, Leben ... und Sterben. Nürnberg 1566. — A. d. H.

2) Aelian, Var. hist., XIII. 38: „Einfältig der Angeklagte, der, wenn er sich selbst befreien kann, nach Freisprechung verlangt." — A. d. H.

ersten zwei Büchern, von welchen allein jetzo die Rede ist, werden erhärten sollen! Wenn Lemnius spottet, so spottet er über die allergemeinsten Laster und Thorheiten; er braucht niemals andre als poetische Namen; und das Beißende ist sein Fehler so wenig, daß ich ihm gar wohl einen stärkern Vorrath davon gewünscht hätte; gesetzt auch, daß das Bißchen Ehre dieses oder jenes Thoren draufgegangen wäre. Ich behaupte also kühnlich, daß Lemnius so wenig ein Verleumder ist, daß ich ihn nicht einmal für einen guten Epigrammatisten halten kann, welcher das Salz mit weit freigebigern Händen ausstreuet, ohne sich zu bekümmern, auf welchen empfindlichen Schaden es fallen wird. „Aber hier sind sie ja," rufen Sie, „die gottlosen Sinnschriften, welche eine solche Ahndung gar wohl verdienten! Hat sie nicht Schellhorn[1]) angeführt? Und sollten Sie sie nicht gelesen haben?" — — — Ja, mein Herr, ich habe sie gelesen; und diese eben sind es, wo ich Sie erwartete, um Ihnen unwidersprechlich zu zeigen, wie unbillig die Aufbürdungen waren, welche man Lemnio machte. Martial bittet in der Vorrede zu seinen Sinnschriften: Absit a jocorum nostrorum simplicitate malignus interpres, nec Epigrammata mea scribat.[2]) — — Und daß sie bei dem Geier wären, die verdammten Ausleger! Bald wird man vor diesem Geschmeiße keinen Einfall mehr haben dürfen! — — Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also ganz gelassen anfangen, und zwar bei dem Midas. Der Rang gehet nach den Ohren! Das Sinngedichte, das Lemnius auf ihn gemacht hat, enthält ungefähr dieses: Midas, spricht er, wann schon Dein Haus auf Marmorsäulen ruhte; wann Du in Deinen Kasten gleich Venetianische Schätze verschlossen hättest, so bist Du doch ungelehrt und nichts besser als ein Bauer. Denn was Du bist, kann der Geringste aus dem Pöbel sein. Wen muß er wohl mit dieser Sinnschrift gemeint haben? Einen reichen Edelmann ohne Zweifel, dessen ganzer Verstand der Goldklumpen war, oder wohl gar, wenn es dergleichen schon damals gegeben hat, einen dummen Grafen, den man mit seinem Hofebauer vermengen würde, wenn ihn nicht das reiche Kleid kenntlich machte. — — Ach, was Edelmann? Was Graf? Hier ist ein ganz Andrer gemeint. Der

---

1) Georg Schelhorn, Amoenitates historiae ecclesiasticae et litterariae, I. Frankfurt und Leipzig 1737. S. 850 ff. — A. d. H.

2) Vorr. zum 1. Buch. „Fern bleibe meinen unschuldigen Scherzen ein böswilliger Ausleger! Er soll meine Epigramme nicht anklagen!" — A. d. H.

Dichter ist ein Majestätsschänder, und er meint Niemand Geringern als den Kurfürsten von Sachsen. — — Wen? Den großmüthigen Johann Friedrich? Wie ist das möglich? — — Möglich oder nicht; kurz, es ist klar; lesen Sie doch nur das Original:

In Midam.

Extent marmoreis tibi splendida tecta columnis,
Et tibi vel Venetas arca recondat opes;
Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,
Serviat et culti plurima gleba soli;
Multaque florentes pascant armenta per agros,
Tondeat et teneros rustica villa greges:
Es tamen indoctus; rides? es rusticus idem;
Id quod es, e populo quilibet esse potest. [1])

Nun, finden Sie es noch nicht, daß der Kurfürst von Sachsen gemeint ist? O, Sie sind muthwillig blind! Glauben Sie mir nur, die Zeile:

Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,

ist nicht umsonst. Wo fließt denn die Elbe? Wem dienet denn dieser Fluß? — — — Doch es fällt mir unmöglich, in diesem Tone länger fortzufahren. Im Ernste also: kann eine Beschuldigung boshafter und zugleich ungegründeter sein? Von allen den übrigen Sinnschriften, die man ihm zur Last legt, werde ich ein Gleiches sagen müssen. Er schildert einen Thraso, welcher nicht eher Muth hat, als bis er ihn aus den Gläsern in sich gegossen: und das soll der Commendant in Wittenberg [2]) sein. Er malet einen Rabulisten ab, dessen nichts bedeutendes Gewäsche er verlacht: und muß den Kanzler Pontanus [3]) getroffen haben. Auf ein ehrliches Frauenzimmer sollen folgende Zeilen gehn:

---

1) „Auf Midas.

„Mag auch Dein glänzendes Haus auf Marmorsäulen ruhen
Und Deine Truhe Venetianische Schätze verschließen;
Mag auch der goldführende Elbstrom mit seinem schimmernden Sande Dir dienen,
Und mag Dir dienen die reiche Scholle fruchtbaren Ackers;
Mögen Heerden von Vieh weiden auf Deinen blühenden Feldern,
Und in seiner Hütte der Bauer die zartwolligen Schafe scheren:
Ungebildet bist Du doch. Du lachst? Du bist auch nur ein Bauer;
Denn was Du bist, kann der Geringste aus dem Pöbel sein." — A. d. H.

2) Hans von Metsch. — A. d. H.

3) Gregorius von Brück, Kanzler des Kurfürsten von Sachsen, mit Luther befreundet. Pontanus ist der latinisirte Name. — A. d. H.

Cur vites semper communia balnea dicam,
Quod sis nigra scio, quod scabiosa puto. [1])

Und was ist gleichwohl klärer, als daß dieses ein Frauenzimmer sein muß, welches nirgends als in der Einbildung des Dichters anzutreffen? Hatte denn Wittenberg damals öffentliche Bäder, welche das Mannsvolk und das Frauenzimmer ohne Unterscheid zugleich besuchen durfte? Oder hat dergleichen jemals eine christliche Stadt gehabt? Erlauben Sie mir also, mein Herr, daß ich die übrigen Vorwürfe von dieser Art übergehe, und suchen Sie, wenn Sie können, in den ersten zwei Büchern stärkere und der Wahrheit gemäßere Beispiele auf, um mich zu überzeugen! Finden Sie aber deren keine, so sein Sie gelehrig und erlauben, daß ich Sie überzeugen darf. Wollen Sie mir etwan einwenden: Lemnius könne allerdings auf Den und Jenen gezielet haben, ob es uns gleich jetzo wegen Entfernung der Zeit und aus Mangel gewisser kleinen Nachrichten unmerklich wäre; genug, daß doch damals seine Stiche geblutet hätten, wie man aus dem Zeugnisse der Zeitverwandten sehen könne. — — — Ich will mich, dieses zu widerlegen, [2]) nicht dabei aufhalten, was ich von den Grenzen einer erlaubten Satire hernehmen könnte; sondern ich will mich gleich zu dem Zeugnisse selbst wenden, auf welches Sie Sich berufen. Lassen Sie uns also die Stelle aus des Matthesius Predigten über das Leben unsers Luther's näher betrachten. Hier ist sie: „Im 38. Jar thet sich herfür ein Poetaster, Simon Lemchen genant: der fing an, viel guter Leut mit schendlichen und lesterlichen Versen zu schmehen, und die grossen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterey zu preisen, auch unsern Doctor in seiner Krankheit zu verhöhnen, dazu ihm grosser Leut Verwandten halffen, daß solche Schmehschriften gedruckt, und heimlich ausgestreuet wurden, wie auch dieser Lemnius hernach eine Rifianische [3]) und greuliche Lesterschrift, die er den Hurenkrieg nennet, dem heiligen Ehestand und der Kirchendiener Ehe, und viel erbaren Frauen zu Unehren ließ ausgehen" ꝛc. Als Prediger bin ich hier mit dem guten Mat-

---

1) „Warum Du nie die gemeinsamen Bäder betrittst, ich will es Dir sagen: Weil Du schwarz bist und aussätzig, wie ich glaube." — A. d. H.

2) Es wird widerlegt durch eine Mittheilung des Camerarius. S. Vorb., S. 150. — A. d. H.

3) Vom mittelhochd. ruffiân, riffiân (italien. ruffiano), der Lotterbube. — A. d. H.

thesius recht wohl zufrieden, aber als Geschichtschreiber gar nicht. Eine einzige Anmerkung wird seine Glaubwürdigkeit verdächtig machen. Er sagt: Lemnius habe Luthern in seiner Krankheit verhöhnt. Wo finden Sie in den ersten zwei Büchern die geringste Spur davon? Suchen Sie, so viel Sie wollen! Matthesius begeht hier ein Hysteronproteron, welches gar nicht fein ist. Lemnius hat Luther's eher mit keinem Worte im Bösen gedacht, als bis er es an ihm erholte.[1]) Das Sinngedichte, auf welches Matthesius hier zielt, stehet in dem dritten Buche, in welchem freilich sehr viel nichtswürdige Sachen stehen, die aber durchaus nicht zur Ursache seiner Verdammung können gemacht werden, weil er sie erst nach derselben den beiden ersten Büchern beifügte.[2]) Es ist zwar so schmutzig und so niederträchtig, daß ich mich mehr als die beiden ersten Zeilen, welches folgende sind:

In M. Lutherum.

Ipse dysenteriam pateris clamasque cacando
Quamque aliis optas, evenit illa tibi etc.,[3])

anzuführen scheue; wann es aber auch noch schmutziger, noch niederträchtiger wäre, so würde es dennoch dem Matthesius sehr übel zu nehmen sein, daß er, den Lemnius verhaßt zu machen, zu Falschheiten seine Zuflucht nimmt und dasjenige zum Hauptverbrechen macht, was nichts als die Wirkung eines verbitterten Gemüths war. Da er sich aber hier auf dem fahlen Pferde finden läßt, wie kann man ihm in den übrigen trauen? Werden die schändlichen und lästerlichen Verse auf viel gute Leute nicht ebenso erdichtet, wenigstens zu früh vorweg genommen sein, als die Verhöhnung des kranken Luther's? Und sie sind es auch allerdings, weil, was ich schon mehr als einmal gesaget habe, in den ganzen beiden ersten Büchern keine Spur davon anzutreffen ist. Es bleibt also auch in diesem Zeugnisse dem Lemnius weiter nichts zur Last, als daß er, wie Matthesius sagt, die großen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterei

1) D. i.: als bis Luther es an Lemnius verdiente. — A. d. H.

2) In der zweiten, wohl im September erschienenen Ausgabe: M. Simonis Lemnii Epigrammaton Libri III. Adjecta est quoque ejusdem Querela ad Principem [den Erzbischof von Mainz]. Anno Domini 1538. Am Ende: Datum ex itinere. — A. d. H.

3) „Nun hast Du selbst Leibschmerzen auszustehen und schreist beim —
Anderen wünschst Du sie, nun befallen sie Dich selbst" rc. — A. d. H.

gepriesen hat. Aber auch das ist nicht eigentlich wahr, weil er den Kurfürsten Albrecht zwar lobt, aber stets blos als einen Beförderer der Wissenschaften und als einen Beschützer der Gelehrten, welches auch Erasmus und Hutten gethan haben, niemals aber als einen Feind der damals neu aufkeimenden reinern Lehre. Kaum daß er ganz von Weiten, so viel ich mich erinnere, an einer einzigen Stelle, auf seine Liebe gegen die alte Religion zielt[1]) — — Auf Ihren ersten Einwurf, mein Herr, glaube ich Ihnen also genug gethan zu haben. Ich hätte noch den zweiten zu beantworten, allein ich will ihn lieber versparen und Sie argwohnen lassen, daß ich nicht sogleich etwas dagegen erwidern könnte, als durch einen unbändig langen Brief Ihre Aufmerksamkeit schwächen. Ich bin rc.

Vierter Brief.

An Ebendenselben.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf einen zweiten Einwurf schuldig. Sie behaupten, Lemnius habe seine Sinnschriften verstohlner Weise drucken lassen; ich hingegen habe gesagt, es sei höchst wahrscheinlich, daß er sie dem Melanchthon vorher zur Beurtheilung übergeben. Sie berufen Sich auf ein Schreiben des Letztern an den Kurfürsten, dessen Inhalt Seckendorf[2]) anführt, und ich bin kühn genug, ebendieses Schreiben für mich zu gebrauchen. Melanchthon schreibt also an den Kurfürsten, welchem ohne Zweifel Luther diese Kleinigkeit auf der allerschwärzesten Seite vorgestellet hatte: „Was er dabei versehen habe, sei ohne Vorsatz geschehen; Lemnius habe ihm für seine erwiesene Wohlthaten schlecht gedankt und ihn selbst an zwei Stellen sehr schimpflich durchgezogen. Er habe die Sinnschriften nicht eher zu sehen bekommen, als da sie schon abgedruckt gewesen. Weil er viel Anzüglichkeiten gegen Privatpersonen darinne gefunden, habe er dem Verfasser sogleich Stubenarrest ankündigen lassen und sei Willens gewesen, ihn zu relegiren. Als er den Tag darauf gar Verschiedenes angetroffen, was dem Kurfürsten und Landgrafen zur Verkleinerung gereiche, habe er ihn wollen in Verhaft nehmen lassen. Lemnius aber sei ihm mit der

1) Unrichtig. S. Anm. 2 zu S. 171. — A. d. H.

2) Ludwig von Seckendorf, Historie des Lutherthums, übers. von Cl. Frick. Leipzig 1714. 4°. S. 1704. Das Original, Commentar. histor. et apolog. de Lutheranismo, erschien Gotha 1688. 3 Bände. — A. d. H.

Flucht zuvorgekommen; man habe ihn öffentlich vorgeladen und ihn endlich, weil er nicht erschienen, mit Schimpf von der hohen Schule verbannt. Er bitte also den Kurfürsten, es ihm nicht übel zu deuten, daß er wegen der vielen akademischen Geschäfte die Sinnschriften des Lemnius nicht gleich durchgelesen und das, was der Ehre des Kurfürsten darinne nachtheilig sei, nicht gleich gefunden habe. Man solle es ihm nicht zurechnen, daß sein Schwiegersohn, wie man vorgebe, dem Drucker die Sinnschriften zu drucken angerathen und noch die Lügen hinzugefügt habe, daß sie von ihm, dem Melanchthon, gebilliget wären." — — — Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, klingt dieses nicht vollkommen wie das Gewäsche eines Mannes, der sich gedrungen entschuldiget und eigentlich nicht weiß, was er sagen soll? Ich darf Ihnen den Charakter des Melanchthon's nicht lang schildern; Sie kennen ihn so gut als ich. — — Ein sanftmüthiger, ehrlicher Mann, der mit sich anfangen ließ, was man wollte, und den besonders Luther lenken konnte, wie er es nur immer wünschte. Sein Feuer verhielt sich zu Luther's Feuer wie Luther's Gelehrsamkeit zu seiner Gelehrsamkeit. Nach seiner natürlichen Aufrichtigkeit würde er es gewiß frei bekannt haben, daß er in den Sinnschriften des Lemnius nichts Anstößiges gefunden, wenn Luther nicht gewollt hätte, daß er etwas darinne finden sollte. Er hatte von der Einsicht seines Freundes so hohe Begriffe, daß, so oft sein Verstand mit Luther's Verstande in Collision gerieth, er den seinigen allezeit Unrecht haben ließ. Luther's Augen waren ihm glaubwürdiger als seine eigene. Sie sehen es hier. Er ließ sich nicht allein Schmähungen wider seinen Landesherrn in den unschuldigen Sinnschriften von ihm weisen, sondern ließ sich sogar überreden, daß Lemnius auch ihn selbst nicht verschonet habe. Nun aber biete ich die scharfsichtigsten Augen auf, mir diese zwei Stellen nur mit der allergeringsten Wahrscheinlichkeit zu zeigen.[1]) Das finde ich wohl, und finde es auf den meisten Seiten, daß Lemnius den Melanchthon lobt, und daß er ihn auch noch da lobt, da er wider alle Anhänger des Luther's die giftigsten Spöttereien ausströmet. Er schiebt alle Schuld auf den Sabinus, weil sie doch auf Jemanden muß geschoben sein. Wer aber kann sich wohl einbilden, daß Dieser seinem Schwiegervater einen so übeln Dienst

---

1) Auch Strobel, S. 69, bekennt, daß er dieselben nicht habe finden können. Vgl. Vorbem., S. 150 und 151. — A. d. H.

habe leisten wollen? Wenigstens wenn er es gethan hat, so muß man ihm so viel Rechtschaffenheit zutrauen, daß er etwas ganz Gleichgültiges zu thun geglaubt hat. Er muß die Sinnschriften seines Freundes für etwas Unschuldiges angesehen haben, das von nichts weniger als gefährlichen Folgen sein könne. Und auch alsdann habe ich schon viel gewonnen. Ebenso unschuldig, als sie dem Sabinus geschienen, ebenso unschuldig haben sie auch dem Melanchthon scheinen können; und er selbst ist es nicht in Abrede, weil er um Verzeihung bei dem Kurfürsten bittet, daß er das Anstößige darinne nicht sogleich wahrgenommen. O wahrhaftig, wo es nicht gleich in die Augen fällt, wo man es lange suchen muß, da ist es selten in der That anzutreffen! Doch ich besinne mich, daß ich einmal recht freigebig mit Ihnen verfahren will. Wenn ich Ihnen zugebe, daß in der That Alles ohne Billigung des Melanchthon's gedruckt worden, warum hat man den Sabinus nicht zur Verantwortung gezogen? Diesem und nicht dem Lemnius ist die Uebergehung der Censur zuzuschreiben. Diesen strafe man, wenn anders, es sei nun durch seine Bosheit oder durch seine Nachlässigkeit, ein strafbares Buch zum Vorschein gekommen ist. Ich sage mit Fleiß: ein strafbares Buch; denn wenn es ein gleichgültiges gewesen ist, wie ich in meinem vorigen Briefe erwiesen habe, so ist weder dem Einen noch dem Andern, dem Lemnius aber am Allerwenigsten ein Verbrechen aus Verabsäumung einer Ceremonie zu machen. Und mehr als eine Ceremonie wäre es nicht gewesen. — — Es ist mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kann; denn wahrhaftig, das Vertheidigen wird mir sauer, wenn ich etwas allzu Leichtes zu vertheidigen habe. Ich bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An Ebendenselben.

Ich kann also in meiner Erzählung fortfahren? — — Ich schloß meinen zweiten Brief mit der Flucht des Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn diese Flucht meineidig gemacht hat, und daß er vermöge des Eides, den er als ein akademischer Bürger geleistet, sein Urtheil hätte abwarten sollen. Wenn ich augenscheinlich sehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit versagen werden, so entfliehe ich nicht meinen Richtern, sondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war Alles zu thun vermögend. Bedenken Sie, seine blinde Hitze ging so weit, daß er sich

nicht scheute, in einer öffentlichen, an die Kirchthüren angeschlagenen Schrift zu behaupten, der flüchtige Bube, wie er den Lemnius nennt, würde, wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten billig den Kopf verloren haben.[1]) Den Kopf? und warum? Wegen einiger elenden Spöttereien, die nicht er, sondern seine Ausleger giftig gemacht hatten? Ist das erhört? Und wie hat Luther sagen können, daß ein paar satirische Züge gegen Privatpersonen mit dem Leben zu bestrafen wären; er, der auf gekrönte Häupter nicht stichelte, sondern schimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatisten verdammt, wird er zum Pasquillanten. Ich will seine Niederträchtigkeiten ebenso wenig wiederholen als des Lemnius seine. So viel aber muß ich sagen: was Lemnius hernach gegen Luthern ward, das ist Luther hier gegen den Kurfürsten von Mainz. — — — Gott, was für eine schreckliche Lection für unsern Stolz! Wie tief erniedriget Zorn und Rache auch den redlichsten, den heiligsten Mann! Aber war ein minder heftiges Gemüthe geschickt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte? Gewiß, nein! Lassen Sie uns also jene weise Vorsicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weiß! — — Diese gedachte Schrift des Luther's ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeschlagen und zog seine öffentlichen gerichtlichen Vorladungen nach sich. Der Herr Prof. Kappe hat sie uns in dem dritten Theil seiner Nachlese[2]) aus einer Handschrift mitgetheilet. Sie sind werth, gelesen zu werden, und ein paar Anmerkungen, die ich sogleich darüber machen will, werden Ihnen Lust dazu erwecken. Die erste ist diese: man läßt das Verbrechen des Lemnius blos darinne bestehen, daß er in seinen giftigen Versen viel ehrliche Leute von allerlei Stande angegriffen habe. Es ist bekannt, daß damals Melanchthon alle akademische Anschläge besorgte, und auch in diesem ist seine bekannte Behutsamkeit deutlich zu spüren. Er gedenkt der Lobsprüche des Kurfürsten Albrecht's, derentwegen Luther das meiste Lärmen machte, mit keinem Worte. Noch viel weniger sagt er, daß Lemnius den

---

1) S. die ausführlichere Mittheilung in den Vorbem., S. 151. Das Decret ist vollständig abgedruckt bei Strobel, S. 44, und in der Walch'schen Ausgabe von Luther's Werken, Bd. 14. S. 1334. — A. d. H.

2) Erh. Kapp, Nachlese zur Reformations-Geschichte, III. S. 3/6 ff. Der Herausgeber irrte, wenn er seinen Druck für den ersten hielt; die Vorladungen nebst der Relegation finden sich schon in Melanchth. argum. et dispos. rhet. in eclogas Virgilii, edit. a Steph. Riccio, Leucopetrae 1565. 8°., und zwar in den Miscell. LX—LXII. S. Strobel, S. 32. — A. d. H.

Landesherrn angetastet habe. Zu Beiden war er zu klug; Jenes hätte einen blinden Haß verrathen, und Dieses stand nicht zu erweisen. Meine zweite Anmerkung wird Ihnen zeigen, daß man bei diesem Processe tumultuarisch verfahren. Lemnius wird nicht, wie gewöhnlich, zu drei verschiedenen Malen, sondern gleich auf das erste Mal peremptorie citirt, und der Termin, den man ihm setzt, sind acht Tage. Dieser Umstand, sollte ich meinen, verräth mehr eine Lust zu verdammen, als zu verhören. Lemnius erschien, wie man leicht denken kann, nicht und ward also öffentlich contumacirt, und seine Relegation ward auf den achten Tag darnach, als den 3ten Julius, festgesetzt. In dem Anschlage, in welchem man ihn contumacirt, wird gesagt, man habe ihm in der Citation freigestellt, entweder selbst oder durch einen Bevollmächtigten zu erscheinen. Allein dieses ist falsch; er wurde ausdrücklich in eigner Person vorgeladen, und es ist besonders, daß man sich auch nicht einmal so viel Zeit genommen hat, diese Kleinigkeit nachzusehen.[1]) Die Relegation ging also erwähnten Tages vor sich, und der Anschlag, wodurch sie bekannt gemacht wurde, ist in so heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß Lemnius nothwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle zu seinem Mäcenas, dem Albertus,[2]) geflohen, und hier fand er vollkommene Freiheit, seine Feinde nach dem Sprichworte: Per quod quis peccat etc.[3]) zu bestrafen. Die beiden ersten Bücher seiner Sinnschriften waren in Wittenberg verbrannt worden; er ließ sie also wieder auflegen und fügte ein drittes Buch hinzu, worinne er die Strafe, die er voraus empfangen hatte, recht reichlich zu verdienen suchte. Vogt[4]) sagt, diese zweite Auflage sei in Basel gedruckt worden. Ich habe sie eben vor mir, kann aber nicht die geringste Spur davon entdecken, weil ich gar keinen Ort benennet finde.[5]) Da ich des Hr. Vogt's einmal gedacht habe, so merken Sie doch dieses von ihm, daß er auch Einer von Denen ist, welche, zum Nachtheile der Wahrheit, in der ersten Ausgabe Schmähungen wider den Kur-

---

1) Lessing's Ausführungen über das Tumultuarische des Processes beruhen auf Irrthümern. S. Vorbem., S. 151 und 152. — A. d. H.

2) Ein Irrthum. Lemnius berührte auf seiner Flucht Halle nicht (s. Vorbem., S. 152); daß er den Erzbischof (etwa zu Mainz) aufsuchte, läßt sich auch nur vermuthen. — A. d. H.

3) Per quod quis peccat, per idem punitur et idem. „Wodurch Einer sündigt, eben dadurch bestraft man ihn auch." — A. d. H.

4) Joh. Vogt, Catalogus historico-criticus librorum rariorum. Hamburg 1732. 8⁰. S. 405. — A. d. H.

5) Strobel (S. 113) vermuthet Mainz oder Cöln. — A. d. H.

fürsten von Sachsen, wider Luthern und andre Wittenbergische Professores finden. Luther's ist mit keinem Worte darinne gedacht, und was er in dem dritten Buche wider ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwei ersten schreiben und also zur Ursache der Verbannung machen. Der Hr. Prof. Kappe beschreibet in dem vierten Theile des angezognen Werks beide Ausgaben sehr sorgfältig, und ich verweise Sie dahin, um mich bei bekannten Sachen nicht aufzuhalten. Es thut mir aber leid, daß ich eben das von ihm sagen muß, was ich von dem Hrn. Vogt gesagt habe. Von der Apologie des Lemnius, welche nach dem dritten Buche herauskam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil sie Ihnen schon aus dem Schellhorn[1]) genugsam bekannt ist. Ich eile vielmehr auf den Hurenkrieg, wie ihn Matthesius nennt, und rühme mich im Voraus, daß das, was ich davon sagen werde, durchaus neu sein wird, weil Hr. Freytag[2]) und andre Bücherkenner einmüthig gestehen, daß von dieser Schrift, wovon sie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wissen, überall ein tiefes Stillschweigen sei[3]) — — Spitzen Sie Sich aber nur nicht umsonst, mein Herr. Ich werde Sie auf dieses Confect noch acht Tage warten lassen und hier abbrechen — — Doch ich habe ja noch eine Hand breit Platz; warum soll ich diesen ledig lassen? — — Will mir denn geschwind nichts einfallen ob fugam vacui? Doch ja; ich will Ihnen noch sagen, daß man unter den Nichtswürdigkeiten des dritten Buchs auch noch hier und da eine artige Anekdote antrifft. Diese zum Exempel, daß Erasmus den J. Jonas oratorem sine grammatica genennt hat.[4]) O, ich bitte Sie, lassen Sie diesen Einfall nicht ins Vergessen gerathen; er ist allzu artig und auch jetziger Zeit noch brauchbar. Besinnen Sie Sich, wie wir vor einem Jahre über die Herrn ** und ** lachten, wann sie mitten in ihrem oratorischen Feuer bei Wendungen, die eines Cicero

---

1) Amoenit. etc., p. 850 sqq. Seitdem ist die Apologia Simonis Lemnii Poetae Vitebergensis ..... Coloniae ap. Jo. Gymnicum (o. J.) gedruckt in Hausen, Pragmatische Geschichte der Protestanten in Deutschland, I. S. 1—72. — A. d. H.

2) Friedr. Gotthilf Freitag, Analecta litteraria de libris rarioribus. Leipzig 1750. 8⁰. S. 523. — A. d. H.

3) Seitdem ist die Monachopornomachia gedruckt in W. Murr's Neuem Journal zur Literatur und Kunstgeschichte, II. 1799. — A.d.H.

4) Justus Jonas, Freund und Begleiter Luther's auf den Colloquien und Reichstagen, hatte Lemnius' frühere Gedichte sehr günstig beurtheilt; nach dem Erscheinen der Epigramme warf er ihm plötzlich Unkenntniß der lateinischen Grammatik vor. Lemnius höhnt nun seinerseits Jenen wiederholt mit dem citirten Worte des Erasmus. S. die betreff. Epigr. bei Strobel, S. 125. — A. d. H.

werth waren, den Donat vergessen zu haben schienen. Eine Maulschelle, die der gute Priscian[1]) in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner die Maulschelle im Cid[2]) geärgert hat. Erlauben Sie mir also, wenn ich dieser Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen sollte, daß ich den Einen den — — schen, und den Andern den — — schen oratorem sine grammatica nennen darf — — Nun habe ich Zeit zu schließen, wenn ich meinen gehorsamen Diener noch ohne Abkürzung herbringen will. Ich bin &c.

Sechster Brief.

An Ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie Sich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem sogenannten Hurenkriege geben werde, freuen. Es ist unwidersprechlich, daß seine Seltenheit außerordentlich ist, und daß man nichts davon weiß als das Wenige, was Matthesius davon sagt. Lemnius drohte am Ende seiner Apologie im Voraus damit und versprach, die Gräuel des wollüstigen Wittenbergs auf das Schrecklichste darinne aufzudecken. Er versicherte, daß er sehr wohl davon unterrichtet wäre, weil er Zeit seines Aufenthalts in Wittenberg viel Gesellschaften beigewohnet, in welchen er von Dem und Jenem dieses und jenes Hausgeheimniß erfahren hätte. Allein mit diesem Bekenntnisse hat er sich Schaden gethan, weil wahrhaftig das Geschwätze akademischer Wüstlinge, welches ohne Zweifel seine Gesellschafter waren, eine schlechte Quelle der Wahrheit ist. Doch was bekümmerte er sich um die Wahrheit? Er suchte blos seine Widersacher verhaßt zu machen und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Maße, als er von ihnen bekommen hatte, wieder zuzumessen. Ich räume es Ihnen ein, daß er großmüthig würde gehandelt haben, wann er sich nicht zu rächen gesucht, sondern, in seine eigne Tugend eingehüllt, die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie Vielen ist es gegeben, so großmüthig zu handeln? Und gehören die Dichter unter diese Wenigen? Selbst

---

1) Aelius Donatus und Priscianus Cäsariensis, römische Grammatiker. Donat's Ars grammatica war bis in die Zeit der Reformation Schulbuch. — A. d. H.

2) Im Cid von Corneille, Act I. Scene 3, giebt „der großsprecherische Gormas dem alten würdigen Diego" eine Maulschelle. Vgl. Hamb. Dramat., St. 55 u. 56. (Lessing's Werke, VII. S. 288 ff., 291.) — A. d. H.

Horaz, der sich gelassene Horaz sagt: Dem sei der Himmel gnädig, der mich angreift!

Flebit, et insignis tota cantabitur Urbe. [1])

Ein Jeder wehrt sich, womit er kann, der Wolf mit den Zähnen, der Ochse mit den Hörnern, und die Natur selbst lehrt es sie. Der erzürnte Cervius droht mit Gesetz und Urtheln und die feindselige Canidia [2]) mit Gift:

Ut, quo quis valeat, suspectos terreat.

Soll der arme Dichter nur allein sein Waffen nicht brauchen? Und sind die mit Geißeln bewaffneten Satyrs, die ihnen Apoll zur Bedeckung gegeben, nicht das Einzige, was sie noch ein Wenig in Ansehen erhält? Noch besser würde es um sie stehen, wann das Lykambische Geheimniß [3]) nicht verloren gegangen wäre, einen Feind durch Stichelreden so weit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Stricke greifen muß. Ha! Ha! Meine Herrn Thoren, ich wollte alsdann den Wald sehen, in welchem nicht ein jeder Baum wenigstens Einen von Ihnen hätte reif werden lassen!

— — — — In malos asperrimus
Parata tollo cornua, [4])

dachte also auch Lemnius, und wer weiß, ob wir nicht auch Beide ebenso gedacht hätten? Lassen Sie uns auf keine Tugend stolz thun, die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter Mensch ist ein Mensch, und ein beleidigter Poete ist es gedoppelt. Die Rache ist süße, und Sie sollen es gleich an einem kleinen Exempel sehen. Ich will hier meinen Brief schließen und Sie noch acht Tage auf meine Anekdoten warten lassen. Und warum? — — Hat uns doch Ihre Mademoisell Schwester schon dreimal acht Tage vergebens auf ihren Besuch warten lassen. „Aber,“ werden Sie sagen, „was geht mich meine Schwester an?“ — — Aber hören Sie es denn nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

---

1) Sat., II. 1. 46: (Er) „wird es beweinen, wenn rings in den Gassen besungen sein Ruhm wird.“ — A. d. H.

2) Personen aus der eben angeführten Satire; eben daher der folgende (50.) Vers: „Wie mit dem, daß stark er sich fühlt, Jedweder den Feind schreckt.“ — A. d. H.

3) Lykambes hatte dem Archilochus (griechischer Dichter um 700 v. Chr.) eine seiner Töchter zur Ehe versprochen. Später brach er sein Wort und wurde nun sammt seinen Töchtern von dem erzürnten Dichter in so schonungslosen Jamben angegriffen, daß sie sich sämmtlich aus Verzweiflung erhängt haben sollen. — A. d. H.

4) Hor. Epod., 6. 11: „— — — reizt ein Frevler mich,
Stracks rüst' ich zum Kampf mein scharfes Horn.“ — A. d. H.

Siebenter Brief.

An Ebendenselben.

Sehen Sie, mein Herr, daß Sie noch rachgieriger sind als ich? Ich wollte nichts, als eine Verzögrung mit der andern vergelten, Sie aber bestrafen meine Neckerei durch die boshafteste Auslegung, die nur kann erdacht werden. Ich lasse Sie auf meinen Hurenkrieg warten, weil uns Ihre Jungfer Schwester auf ihren Besuch warten läßt. „Ein artig Compliment!" setzen Sie hinzu; und Sie haben Recht. So geht es einem Pedanten, wenn er galant thun will. Aber wo Sie diese Anmerkung nicht bei Sich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichen Spöttereien deswegen aussetzen, so sehen Sie Sich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufschube vorzubauen und ihre schon beleidigte Neubegierde vor fernern Beleidigungen zu sichern. Wenn das ist, so mag es sein. Es wird mir ohnedem zur Last, eine besondre Nachricht länger alleine zu wissen, und Sie würden sie nunmehr lesen müssen, wenn Sie auch keine Lust dazu hätten — — Unser Hurenkrieg also ist eine kleine Schrift in Octav auf drei Bogen und hat folgende Aufschrift: Lutii Pisaei Juvenalis Monachopornomachia. Wo und wann sie gedruckt worden, finde ich anders nicht, als mit den Worten: Datum ex Achaia Olympiade nona, welche gleichfalls auf dem Titel stehen, angemerkt. Schon hieraus sehen Sie, daß sie Matthesius selbst vielleicht nicht gesehen hat, weil er sie schlechtweg den Hurenkrieg nennet, anstatt daß er sie den Mönchshurenkrieg hätte nennen sollen. Diese Aufschrift, sollte ich meinen, und der Zusatz des Matthesius, daß es eine Schandschrift wider den heiligen Ehestand und besonders wider die Ehe der Priester sei, wird Ihnen den Inhalt ungefähr errathen lassen, eben wie Sie aus der Erbitterung des Lemnius ungefähr auf den Ton und den Ausdruck werden schließen können. Schon die Zueignung, welche an Luthern gerichtet ist, könnte schwerlich giftiger sein: Ad celeberrimum, et famosissimum Dominum, Dominum Doctorem Lutherum, sacrarum ceremoniarum renovatorem, causarum forensium administratorem, Archiepiscopum Witebergensem, et totius Saxoniae Primatem, per Germaniam Prophetam. [1]) Den Vorwurf, den er

1) „An den hochberühmten, weitberufenen Herrn, Herrn Doctor Luther, den Erneuerer der heiligen Gebräuche, Verwalter des Gerichtswesens, Erzbischof von Wittenberg und Primas von ganz Sachsen, Propheten von Deutschland." — A. d. H.

ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er sich anmaßlicher Weise gemischt habe, diesen, sage ich, hat Lemnius in seiner Apologie nach seiner Art bewiesen, durch ein paar schändliche Erzählungen nämlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen scheinen. In einer davon will er uns unter andern bereden, daß Lutherus durch eine gewisse sträfliche Handlung zu dem bekannten Sprichworte: Hier liegt der Hund begraben, Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein ander Mal, damit wir von der Monachopornomachie nicht zu weit abkommen. Ihnen in wenig Worten einen Begriff davon zu machen, muß ich sagen, daß sie eine Art einer Komödie ist; ich sage: eine Art, und noch dazu eine der allerschlechtesten Arten, oder sollte ich sie nicht vielmehr einen Mischmasch unzüchtiger Gespräche nennen, die ungefähr den Schein einer Verbindung haben? Die Personen, welche darinne aufgeführet werden, sind: Venus, die Liebesgötter, der Gott verbotner Ehen, Luther, Jonas, Spalatinus, die Weiber dieser drei Männer, Cotta, Elsa und Jutta, einige Freunde des Luther's, verschiedene Liebhaber der benannten drei Matronen und andre Nebenpersonen; wie es denn der Dichter auch nicht an ein paar Chören hat fehlen lassen. Die Handlung läuft ungefähr dahinaus: Anfangs suchte sich Luther von seiner Käthe, die er schon im Kloster unter Versprechung der Ehe soll gebraucht haben, auf alle mögliche Art loszumachen. Doch da er eben am Eifrigsten daran arbeitet und schon im Begriff ist, eine Andre zu heirathen, kömmt ihm seine alte Liebste aus dem Kloster über den Hals und weiß ihn so feste zu fassen, daß er sie nothwendig zur Frau nehmen muß. Als seine Freunde Jonas und Spalatinus dieses sehen, wollen sie ihn in der Schande nicht alleine stecken lassen, sondern nehmen ein Jeder eine von den geistlichen Nymphen, welche Käthe aus ihrem Kloster mitgebracht hatte. Doch alle Dreie finden ihre Männer hernach ziemlich ohnmächtig, so daß sie sich nothwendig auf auswärtige Kost befleißigen müssen. Hier findet Lemnius Gelegenheit, die Frau des Spalatinus[1]) fein mit dem Worte Spado spielen zu lassen und durchaus solche Dinge anzubringen, welche Aergerniß und Ekel erwecken. Die kleinen Gedichte, welche an der Bildsäule des Priapus sollen gestanden haben, sind bei Weiten nicht so schmutzig und ungleich sinnreicher. Ich glaube nicht, daß Sie mir

1) Georg Spalatinus, Freund Luther's, Hofkaplan und Geheimschreiber des Kurfürsten Friedrich des Weisen. — A. d. H.

es zumuthen, etwas daraus anzuführen; damit Sie aber doch nur einigermaßen urtheilen können, so will ich Ihnen die Anrede an Luthern, welche gleich auf die oben angeführten Worte folgt, abschreiben. Wann sie Ihnen ihrer eignen Schönheiten wegen nicht gefallen will, so bedenken Sie nur, daß sie aus einer, mit dem Herrn Janotzky[1]) zu reden, ganz entsetzlich raren Schrift genommen ist, vielleicht gefällt sie Ihnen alsdann besser. Denn an dem Raren, mein Gott! muß doch wohl etwas sein.

Ad Lutherum.

Pacis pernities, et causa Luthere tumultus,
O et Saxonicae perfide Praeses aquae,
Qui regis indoctum fallax sine jure popellum,
Quique tuo clarum crimine reddis opus,
Saxonicasque tenes urbes, et cogis ad arma,
Et tibi Leucorium subjicis ipse tuum,
Qui vacuos culpa damnas, solvisque nocentes,
Quique reos falsa judicis arte premis
Persequerisque pios insigni fraude poetas,
Et qui castalias pellis ab urbe Deas;
Qui toties captos jugulasti mille colonos,
Et toties reparas horrida bella manu.
Cujus et auspiciis sudarunt sanguine fossae,
Et rubeos fluctus unda cruenta dedit,
Ac toties patriis arserunt ignibus arces,
Pertulit et tantum Teutonis ora malum!
Si tibi paulisper cessant convitia linguae,
Et vacat a cunno mentula forte tua,
Accipe non laeto precor haec mea carmina vultu,
Quosque dedit lusus Pieris ipsa lege.
Tristia cum dederint nostræ solatia Musæ,
Et poterint versus displicuisse mei;
Tum meliora tibi, tum candida crimina nosces,
Incertusque leges pignora chara tua. [2])

---

1) Andr. Janozki gab u. A. heraus: Nachrichten von den in der gräfl. Zaluski'schen Bibliothek sich befindl. raren polnischen Büchern. Breslau 1747—53. 5 Thle. — A. d. H.

2) „Des Friedens Verderb und des Krieges Ursache, Luther,
Treuloser Beherrscher des sächsischen Gewässers,
Der Du durch Betrug und ohne Recht lenkst das ungebildete Volk,
Der Du durch Verbrechen stiftest ein herrliches Werk,

Ich will es einem neuen Cochläo[1]) überlassen, alle diese Vorwürfe durch nöthige Erdichtungen, wann er keine wahrhafte Begebenheiten finden kann, zu unterstützen. Ich begnüge mich, Ihnen meinen Abscheu gegen solch lüderliches Zeug zu bezeigen und zu versichern, daß dieses noch das Allerzüchtigste ist, was ich aus den ganzen drei Bogen habe aussuchen können. Es ist aber auch nur der Anfang, von welchem man, in Ansehung des Endes, noch mit Recht sagen könnte:

Desinit in piscem mulier formosa superne.[2])

Dieses Ende ist ein Chor von Babyloniern und fängt sich folgender Gestalt an:

Lusus, delitias, Cupidinesque
Et cunnos dedimus, vale Luthere,
Appelles aliter licet Luthere.
Refert nempe parum, nihilque refert,
Seu dicas veteris dies Priapi,
Seu festum vocites tibi Lupercal,
Seu floralia, quae semel Catoni
Olim visa fuere — — —[3])

Doch ich komme wieder in das Abschreiben und bedenke nicht, mit was für Niederträchtigkeiten ich mir diese Mühe gebe; ich habe nur

---

Sachsens Städte beherrschest und zu den Waffen rufst,
Der Du Dir unterjochst Dein Wittenberg,
Der Du die Schuldlosen verdammst und freisprichst die Schuldigen,
Der Du durch Rechtskniffe die Angeklagten niederdrückst,
Der Du mit schändlichen Ränken verfolgst die frommen Dichter
Und die Musen verscheuchst von der Stadt;
Der Du erdrosselt hast tausende gefangener Bauern
Und so oft erneuerst entsetzliche Kriege,
Unter dessen Anführung von Blut die Gräben trieften,
Und blutrothe Fluthen dahinwälzte die Welle,
Von heimischen Flammen die Burgen brannten,
Und entsetzliches Elend ertrug das deutsche Land!"

Das Folgende ist vollständig nicht mehr mittheilbar, übrigens ohne besondere Bedeutung. — A. d. H.

1) Johann Cochläus, eifriger Gegner Luther's, den er in mehreren satirischen Schriften, besonders in dem dramatischen Bockspil Martini Luther's (Mainz 1531) verspottet. Stirbt 1552 als Kanonikus in Breslau. — A. d. H.

2) Hor. Ars poet., 4. (daß in häßlich geschwärzte)
„Fischesgestalt ausliefe das Weib, liebreizend von oben."
(Binder.) — A. d. H.

3) „Scherz und Lust, Liebesgötter und Weiber haben wir Dir geschenkt, leb wohl nun, Luther! Gieb ihm auch einen anderen Namen, wenn Du willst; geringen Unterschied nur macht's oder keinen, ob Du es nennest das Fest des alten Priapus oder Lupercalien-Feier oder Floralien [beide Feste wurden mit großer Ausgelassenheit von den Römern gefeiert], die Cato einst sah — —" — A. d. H.

immer blos ihre Seltenheit vor Augen. Kurz vor dieser Stelle wird noch ein gewisser Valens von Bibra als der Liebhaber der Käthe eingeführt. Ich vermuthe, daß er ein Tischgenosse, wenigstens ein Hausgenosse des Luther's gewesen ist, von welchen, wenn ich nicht irre, Götze eine historische Dissertation geschrieben hat. Ich habe sie zwar vor langer Zeit einmal gelesen, ich kann mich aber nicht besinnen, diesen Namen darinne bemerkt zu haben. Ei! ei! Wie wird die gute Käthe geschimpft haben! Man sagt ihr ohnedem nach, daß sie ein Wenig stolz und unleidlich gewesen sei. Und wenn — — — Eben jetzt überfällt mich unser gemeinschaftlicher Freund, Herr B * *. Die Freude über einen so seltnen Besuch macht, daß ich nicht einmal den angefangenen Perioden ausschreiben kann. Ich habe Alles vergessen. Trösten Sie Sich nur; es wird nicht viel Besonders gewesen sein. Wir empfehlen uns Beide Ihrer Freundschaft. O, wie wollen wir schwatzen! Leben Sie wohl! Ich bin &c.

Achter Brief.

An Ebendenselben.

Sie hatten Ihrem letzten Briefe des Herrn Walch's Geschichte der Katharina von Bora[1]) beigelegt, und ich merke gar wohl, warum. Der Schluß meines vorigen Schreibens ist Ihnen anstößig gewesen, und Sie haben das Andenken dieser rechtschaffnen Frau bei mir nicht besser zu retten gewußt. Ob Sie es nun gleich nicht nöthig gehabt hätten, so muß ich Ihnen doch für die Mittheilung dieses Werks den verbindlichsten Dank abstatten, weil ich kein gemeines Vergnügen dabei gefunden habe. Und nothwendig muß es allen Denjenigen sehr angenehm sein, welche auch Kleinigkeiten und häusliche Umstände von großen Männern zu wissen begierig sind, weil diese auf ihren Charakter oft ein größeres Licht werfen als Alles das, was sie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther aber, welches Bekenntniß ich Ihnen schon mehr als einmal gethan habe, gehört in der That unter die großen Männer, man mag ihn auf einer Seite betrachten, auf welcher man will; und das Leben seiner Frau beschreiben, heißt,

1) Franz Walch, Wahrhaftige Geschichte der seligen Frau Katharina von Bora. I. Halle 1751 (II. 1754). — A. d. H.

ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn Wenige kennen, und welche auch bei den größten Helden gemeiniglich die schwächste ist. Wären alle die Beschuldigungen wahr, welche seine Feinde der Katharina von Bora machen, so müßte die Liebe über Luthern allzu viele und allzu schimpfliche Macht gehabt haben, wann er das lüderlichste Weibsbild so zärtlich geliebt hätte, als er in der That seine Frau geliebt hat. Wegen ihrer Herrschsucht ist ihr Gedächtniß am Meisten angefeindet worden, und ich selbst kann sie noch nicht recht davon freisprechen, ob ich gleich bekenne, daß Herr Walch Alles gesagt hat, was man nur immer zu ihrer Rettung sagen kann. Er hat Vieles beantwortet; ein Zeugniß aber hat er gleichwohl nicht beantwortet, vielleicht weil es ihm nicht bekannt gewesen. Dieses Zeugniß schreibt sich von einem Manne her, welcher unter die Feinde unsers Luther's nicht gehört, von dem Henricus Stephanus[1]) nämlich, unter dessen Gedichten man ein Epigramma findet, von welchem ich allezeit geglaubt habe, daß es eine kleine Verspottung des unter der Herrschaft seiner Frau stehenden Reformators sein solle. Ich wollte wünschen, daß es ihm bekannt gewesen wäre, um zu erfahren, was man darauf antworten könne. Vielleicht fällt Ihnen, mein Herr, eine Antwort ein, Ihnen, dessen Einbildungskraft immer gegenwärtig ist. Hier haben Sie es:

De Cornelio.

Uxorem vocitat *Dominam* Cornelius, illa
  Increpat ut famulum, verberat ut famulum.
Obsignat sic verba sui *Katharina* mariti,
  Nec vanum titulum quem gerit, esse docet,
Sed contra, ejus habent haec quantum *verbera pondus*,
  Tantum verba sui pondus habere viri. [2])

Ich bringe hier auf dreierlei. Erstlich ist es bekannt, daß Luther seine Frau nicht nur seine Dominam, sondern wohl gar im Scherze seinen Dominum genennet hat. Zweitens, hätte Stephanus nicht die Katharina von Bora im Sinne gehabt,

---

1) Henricus Stephanus (Henri Estienne), geb. 1528 zu Paris, berühmter Philologe und Buchdrucker, stirbt 1598. Seine Gedichte in Deliciae poet. Gall. Frkft. 1609. 16⁰. III. S. 837 ff. — A. d. H.

2) „Herrin nennt Cornelius seine Gemahlin,
  Die aber schilt ihn wie einen Knecht, schlägt ihn wie einen Knecht.
So besiegelt des Gatten Worte Katharina
  Und zeigt, der Titel, den sie führt, sei nicht ohne Bedeutung;
Im Gegentheil, so viel Nachdruck ihre Schläge hätten,
  So viel Nachdruck hätten die Worte des Mannes." — A. d. H.

so wüßte ich nicht, warum er gleichwohl diesen Namen gebraucht, da er sonst durchgängig in seinen Sinnschriften lateinische Namen, und sonderlich die Namen des Martial's braucht. Drittens, auf wen kann der Schluß: „so viel Nachdruck die Schläge der Frau hatten, so viel Nachdruck hatten die Worte des Mannes," besser gedeutet werden als auf Luthern, den durchdringenden Redner? Wann Sie, mein Herr, auf diese drei Punkte etwas zu antworten wissen, so thun Sie es bei Zeiten;[1]) denn wahrhaftig, ich bin es nunmehr bald satt, Ihnen von nichts als von Luthern und von Dingen, die Luthern angehen, zu schreiben. Meine Nachricht von Lemnio können Sie in Ihrem Werke nach Belieben brauchen, aber es versteht sich, ohne mich zu nennen. Die Lücken derselben zu füllen, dürfen Sie nur nachschlagen, was außer den angeführten Schriftstellern Simmler,[2]) Crusius[3]) in dem Leben des Sabinus, Camerarius[4]) in dem Leben des Melanchthon's, Wimmerus[5]) in dem Leben des Pontanus, und was Borrichius[6]) von ihm haben. Ich bin rc. W** 1752.

Neunter Brief.[7])

An den Herrn G.

Ich habe die gekrönte Rede des Herrn Rousseau gelesen. Ich finde sehr viel erhabne Gesinnungen darinne und eine männ=

---

1) Mit außerordentlicher Höflichkeit (s. Vorbem., S. 163) geht Walch im zweiten Theile seiner Lebensgeschichte der Katharina, S. 297 ff., auf Lessing's Auffassung des Epigrammes ein. Mit Recht macht er u. A. zwar das Eine geltend, daß Stephanus schwerlich den Luther'schen Ausdruck dominus oder domina, der sich nur in sehr wenigen, erst spät herausgegebenen Briefen befände, gekannt habe, irrt aber daneben arg in der Auffassung der zweiten Zeile, aus der er nur Schläge gegen das Gesinde herausliest. — A. d. H.

2) Josias Simler, Epitome Bibliothecae Conr. Gesneri, Zürich 1555. Fol., führt S. 166 mehrere Schriften des Lemnius an. — A. d. H.

3) Vita G. Sabini von Albinus, 1588, herausg. von Theodor Crusius. Leipzig 1624. — A. d. H.

4) Joachim Camerarius, De vita Ph. Melanchthonis narratio, Lips. 1566, oft herausgeg., zuletzt von Augusti, Berlin 1817. — A. d. H.

5) Joh. Abrah. Wimmer, Vita Gregorii Pontani. Altenburg 1730. 8°. — A. d. H.

6) Olaus Borrichius, Dissertationes VII de poetis Latinis et Graecis. Kopenh. 1676—81 und Frankf. 1683. 4°. — A. d. H.

7) Außer den ersten und letzten Zeilen mit geringen Veränderungen dem Schluß einer eingehenden Kritik von Rousseau's Preisschrift im Neuesten entnommen, S. oben S. 40 f. — A. d. H.

liche Beredsamkeit. Die Waffen, mit welchen er die Künste und Wissenschaften bestürmet, sind zwar nicht allezeit die stärksten, gleichwohl weiß ich nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet, auch sogar alsdann, wenn er zu weit gehet. Man könnte Verschiednes gegen ihn einwenden. Man könnte sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwei Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächset, bis er diesen erreicht hat, und so lange er wächset, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts eines immerwährenden Wachsthums fähig ist, und weil er nunmehr eben den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geschwindigkeit wieder abnehmen sollte, als er gestiegen war. Alle große Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zierrathen oder ohne Kunst und Zierrathen gebaut sein. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber das tugendhafte Sparta, ist es nicht auch hin? — — Ferner könnte man sagen, wenn die kriegrischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben. Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch Diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Malerei deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen anwendet? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheiten entheiligen? Die Künste sind das, wozu wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wann sie uns schädlich sind —— Kurz, Herr Rousseau hat Unrecht; aber ich weiß Keinen, der es mit mehrerer Vernunft gehabt hätte. Ich bin rc.
B**. 1751.

Zehnter Brief.[1])

An den Herrn D.

Sie haben Sich an das Meisterstück des Virgil's gemacht. Eher getraue ich mir eine zweite Aeneïs zu machen, als seine Georgica gut zu übersetzen. Ich getraue mir das Erste nicht, sondern ich vergleiche nur Unmöglichkeiten mit Unmöglichkeiten. Wann Sie aber hieraus schließen, daß ich von Ihrer Arbeit nichts halte, so schließen Sie falsch. Schließen Sie vielmehr das Gegentheil aus den unzähligen Anmerkungen, die ich an den Rand Ihrer Uebersetzung geschrieben habe. Ich will nicht sagen, daß ich nicht vielleicht ein Gleiches würde gethan haben, wenn sie auch ganz und gar nichts taugte. Allein ich würde es sparsamer, ich würde es in einem ganz andern Tone gethan haben. Vielleicht wäre mir eben die Bosheit beigefallen, deren sich Hr. S. gegen den guten D** bediente. Dieser hatte ihm eine Ode zu beurtheilen überschickt. Wissen Sie, was Hr. S. that? Die wenigen guten Stellen, die er darinne fand, strich er aus und ersetzte sie mit andern, welche in das schlechte Ganze besser paßten — — Eine von meinen Anmerkungen muß ich noch in den Brief werfen, weil sie auf dem Rande nicht Platz hat. Wenn Virgil den Neptun anruft:

Tuque o, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percussa tridenti,
Neptune etc.,[2])

so übersetzen Sie diese Zeilen, wie sie die meisten Kunstrichter übersetzt wissen wollen; prima tellus ist Ihnen Griechenland. Andre verstehen darunter die neuerschaffene Erde, Andre das Ufer. Daß sich diese Herren insgesammt geirrt haben, wundert mich nicht; denn was fehlt ihnen öftrer als Geschmack und Bekanntschaft mit den poetischen Schönheiten? Allein daß Sie Sich mit ihnen irren, das wundert mich. Ich finde hier nichts als die Versetzung der Beiwörter, eine den Dichtern sehr gewöhnliche Figur. Neptuno equum fudit prima tellus ist eben das, als wenn Virgil gesetzt

1) Ueber den Zweck dieses Briefes vgl. die Vorbem., S. 143 f. Daß Lessing nur die Stelle aus den Georgiken habe erklären wollen, scheint mir nicht recht annehmbar, andererseits habe ich eine Uebersetzung nicht auffinden können, von welcher dieser Brief etwa eine Kritik sein könnte. — A. d. H.

2) Georgica, I. 12:

„O Du, dem die Erde das erste
Brausende Roß hinströmte, durchbebt vom gewaltigen Dreizack,
Komm, Neptunus!" (Voß.) — A. d. H.

hätte: tellus Neptuno primum fudit equum. Die Richtigkeit meiner Erklärung wird Ihnen vermuthlich sogleich in die Augen fallen. Wollen Sie eine gleichlautende Stelle, die ich anstatt eines Beweises anführen kann, so besinne ich mich, daß Horaz irgendwo sagt:

Cum prorepserunt *primis* animalia *terris*,
Mutum et turpe pecus etc.[1])

Verzeihen Sie es meiner Faulheit, daß sie Ihre Faulheit keiner Mühe überheben und diesen Ort nicht genauer nachschlagen will. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Elfter Brief.

An den Herrn D.

Ja, es ist wahr, was Ihnen unser Freund von einem weitläuftigen Gedichte über die Mehrheit der Welten, welches er, wie ich mich erinnere, vor länger als sechs Jahren bei mir gesehen, erzählt hat.[2]) Es war einer von meinen allerersten Versuchen in der Dichtkunst, den ich noch bis jetzt blos aus der Absicht aufhebe, aus welcher Andre einen Schuh oder Strumpf, den sie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen. So schwach ich auch noch jetzt bin, so kann mir doch die Betrachtung, daß ich einmal noch schwächer gewesen, nicht anders als angenehm sein. Die neue Theorie des Whiston's[3]) und des Hugens Kosmotheoros[4]) hatten damals meine Einbildungskraft mit Begriffen und Bildern erfüllt, die mir

---

1) Sat., I. 3, 99 f.:
„Als aus der Erde zuerst vorkrochen lebendige Wesen,
Stummes und häßliches Vieh . . .“ (Binder.) — A. d. H.

2) Mit Lessing's Angabe, daß die mitgetheilten Fragmente aus dem Jahre 1746, also aus der Leipziger Zeit herrühren, stimmt überein, daß er jedenfalls durch Kästner's und Mylius' Umgang zu astronomischen Studien angeregt wurde. Hatte überdies doch Kästner 1744 ein Philosophisches Gedicht von den Kometen (Werke, 1841, II. 69) verfaßt und durch dasselbe Mylius zu seinem Lehrgedicht von den Bewohnern der Kometen (Schriften, 1754, S. 349) angeregt. — A. d. H.

3) William Whiston, Theologe und vielseitiger Gelehrter, 1667—1752. Eines seiner Hauptwerke: Theory of the earth, 1696. — A. d. H.

4) Christian Huygens (Hugenius), ein durch zahlreiche Forschungen berühmter holländischer Astronom und Mathematiker, 1629—1695. Der *Κοσμοθεωρος*, erst nach seinem Tode, 1698, erschienen, sein unbedeutendstes Werk, enthält u. A. vage Vermuthungen über Planetenbewohner u. dgl. — A. d. H.

desto reizender schienen, je neuer sie waren. So viel sahe ich, daß sie einer poetischen Einkleidung fähiger als irgend eine andre philosophische Materie sein müßten. Allein die Kunst, sie zu bearbeiten, fehlte mir. Ich wußte nicht, wie sich abstracte Wahrheiten durch Erdichtungen sinnlich machen ließen, noch viel weniger, wie man trocknen Betrachtungen das lachende Ansehen scherzhafter Einfälle geben könne. Ich reimte also meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode; hier und da ein Gleichniß, hier und da eine kleine Ausschweifung, das war alles Poetische, was ich dabei anbrachte. Urtheilen Sie also, wie beschämt ich einige Zeit darauf ward, als ich die Gespräche des Herrn von Fontenelle [1]) in die Hände bekam, die ich vorher nur dem Namen nach gekannt hatte. Die Augen gingen mir auf einmal auf, und aus dem Leben, welches er als ein prosaischer Schriftsteller seinem Vortrage gegeben hatte, schloß ich auf dasjenige, welches ich als ein angemaßter Dichter dem meinigen hätte geben sollen. Mein stolzer Anfang war nunmehr dasjenige, was ich nicht mehr ohne eine bittre Spötterei über mich selbst ansehen konnte.

Ihr niedern Töne schweigt! Von Pracht und Glanz entzücket,
Sei ich zun Sternen jetzt mir und der Welt entrücket.
Ein dichtungswürd'grer Stoff als Liebe, Scherz und Wein
Soll, voll von kühner Gluth, des Liedes Inhalt sein.

Ei, dachte ich, Du hast Deiner Entzückung, Deiner kühnen Gluth vortrefflich viel Ehre gemacht! Unterdessen schien es doch, als wenn ich mein Unglück vorhergesehen hätte; denn ich schloß meinen Eingang:

Beherzter als Columb, tret' ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit scheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug, Die scheitern schön, die scheiternd Welten suchen.

Der erste Gesang handelte von dem Betruge der Sinnen, und ich muß mir die Schmeichelei machen, daß ich noch jetzt Verschiedenes davon ziemlich erträglich ausgedruckt und mit eignen Gleichnissen unterstützt finde. Ich rechne dahin folgende Stelle, so viel matte Zeilen sie auch hat:

Das Auge, wann sein Netz der Sachen Abdruck rührt,
Thut, was es thuen soll, auch wann es Dich verführt;

---

1) Bernard de Fontenelle, 1657—1757, vielseitiger Schriftsteller. Die angeführten berühmten Entretiens sur la pluralité des mondes, wissenschaftlich ohne Bedeutung, erschienen Paris 1686. — A. d. H.

Was es nicht leisten kann, das mußt Du nicht begehren.
Es soll uns nur den Schein entfernter Flächen lehren.
Was davon wahr, was falsch, das untersuche Du;
Wo nicht, so rennst Du selbst dem leichten Irrthum zu.
Deswegen gab Dir Gott des Geistes schärfres Auge,
Daß es das leibliche Dir zu verbessern tauge.
Wann Du mit diesem siehst, zieh jenes auch zu Rath,
Durch beides siehst Du recht, wann eines Mängel hat.
Wie in dem Zauberrohr, wodurch man in der Ferne
Gleich als im Nahen sieht, wodurch man Mond und Sterne
Aus ihrer Höhen Kluft, ohn' Segen,[1]) ohne Geist
Und ohne Talisma zu uns hernieder reißt,
Des Künstlers weise Hand ein doppelt Glas vereinet,
Und nur der Gegenstand durch beide klärer scheinet;
Da eines nie vor sich der Neugier Auge stärkt,
Das statt der Deutlichkeit in ihm nur Nebel merkt.

Sie sehen wohl, daß ich es damals noch nicht wissen mußte, wenn ich es anders jetzo weiß, was die Gedanken zusammenziehen heißt. Ich will Ihnen noch eine Stelle hersetzen, und in diesem Geschmacke müssen Sie Sich das Uebrige alles vorstellen. In dem zweiten Gesange komm' ich beiläufig auf die Geschichte der Sternkunde:

Was in der jungen Welt, bei heller Nächte Stunden,
Ein Wandrer erst bemerkt, ein Hirt zuerst erfunden,
Trug sich geheimnißvoll, gleich einem Götterwort,
Vom Vater auf den Sohn, vom Sohn zum Enkel fort,
Bis, wie den Gottesdienst, dies nützlich kleine Wissen
Mit eigennütz'ger Macht die Priester an sich rissen.
In dunkeln Tempeln ward mit tück'schem Neid versteckt,
Was seinen Nutzen nicht auf Saat und Ernte streckt.
Das flache Babylon wagt es, auf steilen Thürmen
Zuerst mit Neubegier den Himmel zu bestürmen.
Aegypten folget nach, und recht verdeckt zu sein,
Gräbt es, was es erfand, in Hieroglyphen ein.
Das schlaue Griechenland dringt muthig durch die Dünste
Und raubt, stolz auf den Raub, dem Nile seine Künste.
Sein Leichtsinn prahlt damit, als seinem Eigenthum;
Dem Ersten war die Müh, und ihm verblieb der Ruhm.
So macht es oft der Franz; er prahlt mit fremden Wissen,
Das er bei der Geburt dem Nachbar schlau entrissen.

---

1) Segen: Zauberformel (mit dem Kreuzeszeichen). — A. d. H.

In dem dritten Gesange, wo ich das Lächerliche des Ptolemäischen Weltbaues beschreiben wollte, fing ich meine Beschreibung also an:

Dich, Pöbel, ruf' ich hier zu meinem Beistand an,
Daß ich recht pöbelhaft ihn sehn und schildern kann.
Mein Aug', entwöhne Dich jetzt der gerein'gten Blicke
Und nimm den Kinderwahn auf kurze Zeit zurücke.
Stell mir den Himmel vor, wie ihn die Einfalt lehrt,
Die das untrüglich glaubt, was sie von Vätern hört.
Und wird er, wie er scheint, in meiner Zeichnung strahlen,
So werd' ich ihn nicht falsch und gleichwohl unrecht malen.
So wie den fernen Wald der Künstler blaulicht malt,
Der in der Nähe doch mit frischem Grüne prahlt,
Und also die Natur nicht trifft und nicht verfehlet,
Weil nur sein feiner Strich den Schein zu schildern wählet 2c.

Wird Ihnen nun bald die Lust vergehen, ein Ganzes sehen zu wollen, das aus so schlechten Theilen besteht? Doch Sie sollen es nunmehr, zu Ihrer Bestrafung sollen Sie es nunmehr sehen. Ja, um Sie recht zu martern, will ich es Ihnen selbst vorlesen. Wagen Sie es nur, und kommen Sie nach der Stadt! Doch wahrhaftig, Sie könnten meine Drohung für Ernst aufnehmen. Sie könnten wohl gar nunmehr noch einen Monat länger auf dem Lande bleiben. Um des Himmels willen, nein! Ich will Ihnen gern nichts vorlesen; ich will gern den Ruhm nicht verlieren, daß ich wenigstens diese Thorheit eines Poeten weniger besitze. Kommen Sie nur! Ich bin 2c. W** 1752.

Zwölfter Brief.[1]

An den Herrn A**.

Endlich habe ich Ihnen gefolgt und bin gestern in dem Nicolinischen Schauplatze gewesen. Es hat mir so wohl darinne gefallen, daß ich niemals wieder hineinkommen werde. Was für

---

1) Im Jahre 1748, wahrscheinlich auch schon früher, gab ein gewisser Nicolini im Reithause zu Leipzig sehr beliebte Kinderballets, „die das verliebte Wesen nebst ihren mancherlei Thorheiten mit nichts als stummen Geberden und doch auf das Lebhafteste" unter Musikbegleitung vorstellten. Lessing verdroß es, daß Jener „seine stummen Possenspiele" dem Publicum unter dem Namen der Pantomimen, einer bei den Römern zu hoher Ausbildung gelangten Kunstgattung, aufdrängte. Er unterrichtete sich über das Wesen der letzteren zuerst aus der oben erwähnten

ein sinnreicher Mann ist Nicolini! Uns seine kleine Affen unter dem Namen Pantomimen aufzudringen! Ich bewundre ihn; und er ist es werth, daß er seine Absicht erreicht hat, da er sich auf eine so anlockende Art die Neugierigkeit und den läppischen Geschmack unsrer Zeiten zinsbar zu machen weiß. Ich glaubte vom Himmel zu fallen, als ich Männer vor seiner Bühne antraf, die ich sonst nicht anders als mit Ehrerbietung genennt habe. Und als ich Gesichter durch ein unanständiges Lachen sich verzerren sahe, von welchen ich geschworen hätte, daß sie Areopagiten zugehören müßten, wahrhaftig, so schämte ich mich, weil sie sich nicht schämen wollten. Ich verkroch mich hinter einen großen Officier, welcher vor mir stand, und sagte mehr als einmal:

Der kleine Narre spielt, die großen sehen zu.

Allein ich sagte es ganz sachte, müssen Sie wissen; denn außer dem Officier hatte ich noch einen bärtigen Husaren zum Nachbar. Und so gar eifrig bin ich für den guten Geschmack nicht, daß ich mir seinetwegen den Hals wollte brechen lassen. Sie aber, mein Herr, der Sie kein Husar sind, wissen Sie, daß Sie mit mir Händel bekommen werden, wann Sie nicht beikommendes Buch von einem Ende zum andern durchlesen? Calliachius wird Ihnen zeigen, daß die Pantomimen der Alten ganz andre Pantomimen waren. Bemerken Sie sonderlich die Stellen, welche ich angestrichen habe. Ueber diese wollen wir heute den ganzen Abend plaudern, wenn Sie nicht lieber wieder bei ihren stummen Gesellschaftern sein wollen. „Stumm?“ werden Sie sagen. „Wenigstens ist es die kleine Nicolini nicht.“ Sie haben Recht; denn Diese hat ihren Mund in den Augen. Ich bin 2c. L** 1747.

Dreizehnter Brief.[1]

An den Herrn D**.

Die Natur weiß nichts von dem verhaßten Unterscheide, den die Menschen unter sich festgesetzt haben. Sie theilet die Eigen-

---

Abhandlung des Nicolo Calliachi, gedruckt bei Sallengre, Thesaur. antiquit. Roman., Tom. II. Eingehendere Studien führten ihn jedoch zu abweichenden Ansichten, die er in einer „Abhandlung von den Pantomimen der Alten“ darzulegen gedachte. Sie blieb unvollendet. S. den Entwurf im Theatral. Nachlaß. Berlin 1784—86. Band II. — A. d. H.

1) Unter dem Titel: Die väterliche Liebe, mit Ausnahme des zweiten Absatzes, schon in der Vossischen Zeitung vom 15. Juli 1751. — A. d. H.

schaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es scheinet sogar, als ob die natürlichen Empfindungen bei gemeinen Leuten stärker als bei andern wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig schadlos hältst Du sie wegen der nichtigen Scheingüter, womit Du die Kinder des Glücks abspeisest! Ein fühlbar Herz — — wie unschätzbar ist es! Es macht unser Glück, auch alsdann, wann es unser Unglück zu machen scheinet — —

Was sind das für Betrachtungen, werden Sie sagen, und mit was für einem Briefe drohen Sie mir? Es sind Betrachtungen, welche ich heute bei Lesung einer englischen Monatsschrift gehabt habe, wo ich eine Erzählung fand, die mich auf eine zwar traurige, aber doch so angenehme Art rührte, daß ich mich wider unsre Freundschaft versündigen würde, wann ich Sie an diesen Rührungen nicht wollte Antheil nehmen lassen. Hören Sie also; meine Geschichte ist der Triumph der väterlichen Liebe, und mein Held heißt Jacob Tomms —

Nichts kann eingeschränkter sein als der Verstand dieses Mannes, und nichts erhabener als seine Empfindungen. Nicht lange bedacht! — — Und wenn mich alle Orakel für den Weisesten erkläret hätten, wäre es möglich, ich würde den Ruhm des Empfindlichsten mit Verlust aller meiner Weisheit dafür eintauschen. — — Jacob Tomms war arm; er empfand seine Armuth vierfach härter; denn er hatte ein Weib und drei Kinder, die er mit Verkaufung weniger Gartenfrüchte kümmerlich erhielt. Er hatte mit einem reichen Manne einen kleinen Vergleich gemacht, welcher ihm wöchentlich eine gewisse Menge derselben aus seinem Garten zukommen ließ und erst mit Ausgang der Woche das Geld von ihm verlangte — — Wie großmüthig, ohne Zweifel, schien sich der reiche Mann zu sein! Einem ehrlichen Manne sieben ganzer Tage zu borgen! Wo es ihm nur nicht bald reuet, so viel gewagt zu haben — — Jacob Tomms hatte lange Zeit die vorgeschossnen Früchte genau abgezahlt, als sein Weib und seine älteste Tochter plötzlich krank wurden. Dieser Zufall setzte ihn in die Unmöglichkeit, seinem Vertrage nachzukommen, und am Ende der andern Woche sahe er sich in der Schuld einer unermeßlichen Summe von dreißig und einem halben Groschen stecken. Der Reiche glaubte seinem Ruine nahe zu sein, und voller Zorn begab er sich zu seinem Schuldner. Das Erste war, daß er ihm ferner die nöthigen Früchte zu Fortsetzung seines kleinen Handels vorzuschießen versagte. Das Andre, daß er ihm

einen Befehl zeigte, ihn in Verhaft nehmen zu lassen, wann er ihn nicht auf der Stelle wegen der dreißig und einem halben Groschen befriedigte. Ungefähr mochte Tomms noch so viel haben, allein das war es auch Alles, was er hatte. Er warf sich zu den Füßen des Reichen. Er stellte ihm vor, an diesen dreißig und einem halben Groschen hange seines Weibes und seiner Kinder Leben; er müsse seinen kleinen Kram damit unterhalten &c. Er erbot sich, alle Wochen sechs Groschen abzutragen. Er zeigte ihm sein Weib und seine älteste Tochter, welche eben in der Hitze des Fiebers auf ein Wenig Stroh lagen. Er zeigte ihm die zwei andern kleinen Kinder, denen er nicht einen Bissen Brod würde geben können. Umsonst, der Reiche blieb unbewegt — — „Ihr seid Alle Schelme," sagte er, „wenn Ihr Geld habt, so besauft Ihr Euch — — Ich will durchaus nicht länger warten" — — In diesem Tone fuhr er eine Zeit lang fort, bis ein großmüthiger Unwille in unserm Tomms endlich die Empfindung seines Unglücks unterdrückte. „Nu, da!" sagte er, indem er aus allen Nähten seiner Taschen die kleine Schuld zusammensuchte. Der Reiche strich sie ein und ging fort. Tomms verfolgte ihn mit einem Blicke, — — mit dem ein tugendhafter Arme meinen ärgsten Feind verfolge! Wüßte ich mich grausamer zu rächen? — — Kaum warf er seine Augen wieder auf sein unglückseliges Geschlecht, als er in Thränen zerfloß. Bald aber hemmte sie die stille und finstre Verzweiflung. Seine Frau verlangte einige Erquickung; seine Kinder verlangten Brod — — „Ihr sollt Brod haben, meine Kinder," sagte er; „Ihr sollt haben. Zwar wird es Euerm Vater theuer zu stehen kommen." — — Hier besann er sich, daß sich das Kirchspiel der Waisen annehme. Auf einmal war sein Entschluß gefaßt. „Meine Kinder zu versorgen," dachte er, „muß ich ihnen den Vater nehmen, der ihnen kein Brod mehr geben kann." Er begab sich in einen kleinen Verschlag neben der Stube, wo er seine Gartenfrüchte zu stehen hatte, fest entschlossen zu sterben. Einige Augenblicke hielt ihn die Betrachtung seiner Seligkeit zurück — — „Hätte ich doch nie von jenem Leben etwas gewußt! — — Wie leicht würde es mir werden, meinen Kindern Brod zu schaffen! Ich thue vielleicht nicht recht, aber kann ich besser thun?" — Er fing an zu beten und schloß in der Einfalt seines Herzens: „Lieber Gott, setze Dich an meine Stelle; ich weiß, Du würdest eben das thun." — Mit diesen Gedanken bewaffnet, legte er sich den Strick um den Hals; in den heftigen Bewegungen aber, die er dabei machte, hörte die Nachbarin die

starken Stöße, die er gegen die Wand that. Sie frühstückte gleich und kam also mit dem Messer in der Hand herzugelaufen, in Meinung, es sei ihrer kranken Nachbarin etwas zugestoßen. Sie fand diese Frau in der äußersten Unruhe wegen dieses Tumults, den sie gleichfalls gehört hatte; und als sie auf ihr Ersuchen in den Verschlag ging, sahe sie den unglücklichen Tomms, welcher vielleicht kaum noch einige Minuten zu leben hatte. Sie stürzte sich auf ihn zu, schnitt den Strick ab und brachte ihn mit Hülfe der Kranken, welche auf ihr Geschrei herbeigekommen war, sterbend auf das Lager. Man ließ ihm zur Ader, und Tomms kam wieder zu sich. Doch die Scham über sein mißlungenes Unternehmen und die Furcht des Vorwurfs hätten ihn gewiß in eine neue Verzweiflung gestürzt, wenn sich der Graf von G**, welchem sein Bedienter diesen traurigen Zufall erzählt hatte, nicht in das Mittel geschlagen hätte. Er ließ unsern Tomms zu sich kommen; er verwies ihm auf eine leutselige Art sein Verbrechen und setzte ihn in Umstände, in welchen seine natürliche Liebe eine so harte Probe niemals wieder wird aushalten dürfen — —

Ich will Ihr Gefühl durch keinen fremden Zusatz zerstreuen. Leben Sie wohl! Ich bin 2c.

Vierzehnter Brief.[1])

An den Herrn F.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben Lust, mich zu versuchen und mir einen übeln Streich zu spielen. Würden Sie wohl sonst von einem armen Schriftsteller, der sich von Leipzigern und Schweizern umringt sieht, ein offenherziges Bekenntniß von dem Reime fordern? Welche soll ich vor den Kopf stoßen? Welcher Spöttereien soll ich mich aussetzen? Mit mindrer Gefahr kann ein heimlicher Anhänger des Prätendenten mitten in London seine wahren Gesinnungen gegen das jetzt regierende Haus verrathen. — — Doch beinahe fühlte ich mich geneigt, gegen diese Gefahr meine Augen zu verschließen, wenn ich nur wüßte, daß Sie reinen

1) Der erste Theil dieses Briefes ist in der Hauptsache herübergenommen aus dem Aprilbogen des Neuesten (s. S. 47 f.). Der zweite, beginnend mit den Worten: „Den Reim für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten," bildete den Inhalt einer am 17. August 1751 in der Vossischen Zeitung erschienenen Recension. — A. d. H.

Mund halten könnten. Zwar bin ich wohl wunderlich. Zeuge ich nicht schon selbst wider mich? Ich, der ich mir noch nie einen reimlosen Vers habe abgewinnen können? ich, dem es schwerer fallen würde, den Reim überall zu vermeiden, als ihn zu suchen? Hören Sie also, was ungefähr meine Gedanken wären. Es scheint mir, daß Diejenigen, welche gegen den Reim unerbittlich sind, sich vielleicht an ihm rächen wollen, weil er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen. Ein kindisches Geklimper nennen sie ihn mit einer verächtlichen Miene. Gleich als ob der kützelnde, wiederkommende Schall das Einzige wäre, warum man ihn beibehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierigkeit entstehet, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm, als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, unmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verräth man nichts als seine Schwäche in der Sprache und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Uz zeigen genugsam, daß man über den Reim herrschen und ihm das vollkommene Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr ein Lob für ihn als ein Grund, ihn abzuschaffen. — — Und also, mein Herr, schließen Sie wohl, daß ich ganz und gar wider die reimlosen Dichter bin? Nein; sondern ich dringe nur auch hier auf eine republikanische Freiheit, die ich überall einführen würde, wenn ich könnte. Den Reim für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gothischen Geschmack verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit sein können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beispiel der Alten mißbrauchen. Man lasse einem Dichter die Wahl. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstickt, so reime er. Verliert sich die Hitze seines Geistes während der Ausarbeitung, so reime er nicht. Es giebt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß sie sich der mühsamen Kunst unterwerfen sollten, und diese offendit limae labor et mora. Ihre Werke sind Ausbrüche des sie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coërcuit. Es giebt andre, welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzu viel Demokrite

unsrer Zeit Helicone excludunt. [1]) Sie wissen sich nicht in den Grad der Begeistrung zu setzen, welcher jenen eigen ist; sie wissen sich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem sie einmal sind. Durch Genauigkeit und immer gleiche, mäßige Lebhaftigkeit ersetzen sie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche oft nichts als eine unfruchtbare Bewundrung erwecken. Es ist schwer zu sagen, welche den Vorzug verdienen. Sie sind beide groß, und beide unterscheiden sich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung, noch die abgeschafften Reime eine Gelegenheit, desto feuriger zu bleiben, sind. — — Was meinen Sie, sollte ich wohl Recht haben? Es wird mir lieb sein, wenn Sie Ja sagen; und ich werde es nicht ungerne sehen, wenn Sie Nein sprechen. Denn nichts kann mir an einem Freunde angenehmer sein als verschiedne Meinungen in gleichgültigen Sachen. Leben Sie wohl! Ich bin 2c.

Funfzehnter Brief. [2])

An Ebendenselben.

So, mein Herr? Fragten Sie mich nur deswegen, was ich von dem Reimen halte, um mich hernach mit desto größerer Dreistigkeit fragen zu können, was ich von dem Messias des Herrn Klopstock's halte? Ueberhaupt scheinen Sie mir es schon zu wissen, daß ich mit unter seine Bewunderer gehöre; weil Sie sonst schwerlich Ihre Frage in den Worten des Horaz:

> Age, quaeso,
> Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero? [3])

würden ausgedrückt haben. Aber aus eben den Worten sehe ich auch, daß Sie gern etwas mehr als meinen Beifall hören möchten.

---

1) Freie Benutzung von Versfragmenten aus Horat. Ars poet., 290 bis 297. Horaz wirft hier den römischen Dichtern vor, daß sie verdrießt die Mühe und der Aufenthalt der Feile. Darum soll das Volk alle Gedichte tadeln, welche Länge der Zeit nicht bessert' und häufiges Streichen. Andere Dichter giebt es, die nüchternen, welche die Demokrite vom Helikon ausschließen. — A. d. H.

2) Brief 15, 16, 17 enthalten einen Abdruck aus dem Septemberstück des Neuesten; hinzugekommen sind, abgesehen von geringen Aenderungen (s. Anm. zu S. 205 u. 208 und die Bemerk. zur Textrevision), nur die Anfangs- und Schlußzeilen der drei Briefe. Vgl. über die Kritik selbst Vorbem., S. 153 f. — A. d. H.

3) S. S. 104. — A. d. H.

Sie wollen so etwas, das einer Kritik nicht ungleich ist. Nicht wahr? Vor acht Tagen würde ich schlechthin geantwortet haben: „Damit vermenge ich mich nicht." Ich bin Zeit meines Lebens keinem Dinge gramer gewesen als den Kritiken über Gedichte. Vielleicht weil ich sie mehr zu besorgen hatte als Andre? Das kann sein. Aber, wie gesagt, vor acht Tagen ungefähr hat mich ein Geist getrieben, welcher ohnfehlbar nicht der beste sein mochte. Er trieb mich, Gedanken auf das Papier zu werfen, die mir schon mehr als einmal in den Kopf gekommen waren. Und diese Gedanken betrafen eben das, weswegen Sie mich jetzo fragen; gleich als wenn ich es voraus gewußt hätte, daß sie mir einmal den Verdruß, einem Freunde etwas abzuschlagen, ersparen würden. Noch liegen sie in dem Concepte unter hundert Strichen und ebenso viel Klecksen begraben. Sie Ihnen also mitzutheilen, muß ich sie nothwendig abschreiben, und damit ich sie gewiß abschreibe, so will ich es gleich jetzo thun. Aber Geduld, mein Herr, Geduld werden Sie und ich nöthig haben. — — Ich will nur meine Feder erst abküpsen und alsdenn gleich anfangen.

Ueber das Heldengedicht Der Messias.

„Hat der Messias die witzigen Köpfe und ihre Richter wirklich getrennt, oder ward er nur der Probirstein, welcher Diejenigen, die diese Benennung verdienen, von Denen unterscheiden mußte, die widerrechtlich in dem schmeichelhaften Besitze derselben sind? Können unter seinen Tadlern Leute von dem feinsten Geschmacke sein, so wohl, als deren unter seinen Bewundrern sind? Oder verrathen Jene unumgänglich einen Geist, in der Bildung verdorben, das erhabne Schöne zu empfinden, so unumgänglich, als Diese von ihren eignen Fähigkeiten ein sicheres Zeugniß ablegen? — — Wenn man mir diese Frage zuverlässig entscheiden wollte, so könnte ich mich in dem Folgenden darnach richten.

„Die Klopstockianer wenigstens haben Alles gethan, was man von ihnen fordern kann. Die Klopstockianer? — — Warum nicht? Man gönne einem Dichter vom ersten Range die Ehre, die nur zu oft ein sehr mittelmäßiger Weltweise erhält. — — Sie haben die Schönheiten des Messias aus einander gesetzt; sie haben die Gründe ihrer Bewundrung angezeigt. Der Herr Prof. Meier hat das Wort geführet, der Verfasser der Aesthetik, der Geschickteste, von Schönheiten, die man nicht empfindet, zu beweisen, daß man sie empfinden solle.

„Das Gegentheil hat auch das Seinige gethan. Es hat geschimpft. Man sollte schwören, die schweizer'schen Kunstrichter wären von dieser Partei.[1]) Man irrt sich; denn diesesmal sind sie bei sich überzeugt, daß sie Recht haben. Nach und nach hatten es die berühmten Professores G** und T**[2]) von ihnen gelernt, und wie man gesehen, recht glücklich. Der gemeine Soldat, der die meisten Prügel bekommen hat, wird der Korporal, der die meisten Prügel giebt. Ich glaube aber doch, daß diese wackre Männer nicht deswegen auf den Messias gelästert, weil sie gesehen, daß er vortrefflich sei, sondern weil sie sich der Mühe überheben wollten, zu beweisen, daß er es nicht sei. Ihr Schimpfen war ohne Zweifel die Folge aus Vordersätzen, die sie so überzeugend dachten, daß sie meineten, ein Jeder müsse sie bei sich empfinden, die sie also verschwiegen.

„Ich habe einen Einfall bekommen, der — — vielleicht nicht viel taugt. Ich will einige Gedanken auf das Papier werfen, die ich die Feinde der Klopstockischen Muse nicht mißzudeuten bitte. Sie würden mir eine allzu kützlige Ehre erzeigen, wenn sie mich unter ihre Zahl aufschreiben wollten. Ich bin von der Schönheit des Messias so überzeugt, als sie es kaum von der Schönheit ihrer eignen Poesie sein können. Das selbst, was ich daran aussetzen will, soll es ihnen beweisen.

„Das ist wunderlich, wird man denken. So gar wunderlich nicht. Es giebt eine Art des Tadels, welche dem Getadelten Ehre macht. Man tadelt den Hannibal, daß er nicht Rom belagert. Welchem geringern Feldherrn von allen, die jemals an der Spitze römischer Feinde gewesen sind, macht man diesen Vorwurf? Keinem. Der einzige Hannibal war so weit gekommen, daß er es thun konnte und nicht that. Wie viel Siege mußte er vorher erstritten, durch welche Klugheit, durch welche Schnelligkeit im Entschließen mußte er sich in das Recht gesetzt haben, zu desto größern Thaten Hoffnung zu machen, je größere er verrichtete, ehe man ihm den über alle Lobsprüche steigenden Tadel machen konnte: und er hat nicht Rom belagert? Man schätzet Jeden nach seinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich. Bleibt sich dieser nicht allezeit gleich,

---

1) Vgl. über die „plumpen Schmähschriften“ der Schweizer Literaturbriefe, Nr. 127. — A. d. H.

2) Im Neuesten: Gottsched und Triller. — A. d. H.

entwischt ihm hier und da eine matte Zeile: diese matte Zeile, welche die Zierde eines mittelmäßigen Dichters sein könnte, wird unerträglich, so wie man jeden guten Einfall, den man bei einem gemeinen Kopfe findet, bedauert, daß er nicht in einem der Ewigkeit gewidmeten Werke stehet, ob er gleich noch um ein Großes ausgeputzt werden müßte, ehe er darinne glänzen könnte.

Sic mihi, qui multum cessat, fit Choerilus ille,
Quem bis terque bonum cum risu miror: et idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.

Horaz.[1])

Es ist eben dieselbe Zärtlichkeit des Geistes, welche die Schönheit einer Sache fühlet, und welche die Mängel derselben empfindet. Tadeln und loben, was zu tadeln und zu loben ist, muß also gleich rühmlich sein. Man thue nur Beides mit Geschmack. Ich habe oft Kenner Meisterstücke der Bildhauerkunst und Malerei betrachten sehen. Ihr Urtheil fing sich mit einer stillen Bewundrung an, und endlich glaubten sie es nicht besser beweisen zu können, daß sie alle Vollkommenheiten des Gegenstandes empfänden, als wenn sie dasjenige anzeigten, was dabei weniger zu bewundern sei. Ihr Aber war schmeichelhafter als alle Ausrufungen des Pöbels, der sich von dem Erstaunen hinreißen ließ.

„Jetzo sehe ich es erst, daß mein Eingang ziemlich weitläuftig ist. Kaum könnte er größer sein, wenn ich auch eine Kritik über den ganzen Messias, über die Gesänge, welche schon gedruckt sind, und über die, welche noch folgen könnten, vorhätte. Wird er also nicht für die ersten zwanzig Zeilen zu lang sein?

„Ich muß mich erklären, warum ich eben diese gewählt habe. Ich sahe es ein, und wer sieht es nicht ein? daß das Gedichte fertig sein müßte, wenn man von der Oekonomie desselben urtheilen wollte. Noch ist der Dichter mitten in dem Labyrinthe. Man muß es erwarten, wie er sich herausfindet, ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer Vollständigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwicklung und Entwicklung, von den Episoden, von den Sitten, von den Maschinen und von zwanzig andern Sachen etwas sagen kann. Alles, was sich bis jetzt beurtheilen läßt, sind die Schönheiten der Theile, von welchen man nur hofft,

---

1) Ars poet., 357—359:
„So wird, wer viel fehlet, zuletzt mir ein Chörilus werden,
Den ich mit Lachen bewundre bei zwei-dreimal'gem Gelingen,
Während ich ärgerlich bin, wann schlummert der Meister Homerus."
(Binder.) — A. d. H.

daß sie ein schönes Ganze ausmachen werden; von den Ausdrücken, von den Beschreibungen, von den Vergleichungen, von den eingestreuten Gesinnungen 2c.

„Gleichwohl fiel es mir ein, daß ich aus den Beispielen des Homer's und Virgil's bemerkt zu haben glaubte, ein Heldendichter pflege in dem Eingange seines Gedichts die ganze Einrichtung desselben nicht undeutlich zu verrathen. Wenn zum Exempel Maro anhebt:

Arma virumque cano, Trojae qui primus ab oris
Italiam, fato profugus, Lavinaque venit
Littora: multum ille et terris jactatus et alto,
Vi superum, saevae memorem Junonis ob iram,
Multa quoque et bello passus, dum conderet urbem,
Inferretque Deos Latio: genus unde Latinum,
Albanique patres atque altae moenia Romae, [1])

so glaubte ich nicht allein den Held, virum, Trojae qui primus ab oris Italiam venit, seinen Charakter, inferretque Deos Latio, als den frommen Aeneas, die vornehmsten Maschinen, Fatum, vis superum, Junonis ira, sondern auch die beiden Theile der ganzen Aeneïde darinne gefunden zu haben, den ersten: multum ille et terris jactatus et alto, den zweiten: multa quoque et bello passus. Es gefiel mir also, den Eingang des Messias vorzunehmen. Ich wußte, daß die Geschichte zu heilig sei, als daß der Dichter den geringsten wesentlichen Umstand ändern dürfte; ich schmeichelte mir also desto eher etwas daraus zu errathen. Ich fing an zu zergliedern, jede Gedanke insbesondre, und eine gegen die andre zu betrachten. Nach und nach verlor ich meinen Zweck aus den Augen, weil sich mir andre Anmerkungen anboten, die ich vorher nicht gemacht hatte. Hier sind die vornehmsten davon.

Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adam's Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von Neuen geschenkt hat.

---

1) Aeneïs, I. 1—7:
„Waffen ertönt mein Gesang, und den Mann, der vom Troergefild' einst
Kam, durch Schicksal verbannt, gen Italia und an Lavinum's
Wogenden Strand. Viel hieß ihn in Land' umirren und Meerfluth
Göttergewalt, weil dau'rte der Groll der erbitterten Juno;
Viel auch trug er im Kampf, bis die Stadt er gründet' und Troja's
Götter in Latium führte: woher der Latiner Geschlecht ward
Und Albanische Väter, und Du, hochthürmende Roma." (Voß.) — A. d. H.

Also geschahe des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er that's und vollbrachte die große Versöhnung.
Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennet,
Darf sich die Dichtkunst auch wohl aus dunkler Ferne Dir nähern?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich im Stillen hier bete!
Führe sie mir, als Deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen!
Rüste sie mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit,
Mit der Du, forschender Geist, die Tiefen Gottes durchschauest:
Also werde ich durch sie Licht und Offenbarungen sehen
Und die Erlösung des großen Messias würdig besingen.

„Man weiß, daß der Eingang eines Heldengedichts aus dem Inhalte und aus der Anrufung besteht. Die oben angeführte Stelle des Virgil's ist der Inhalt, die vier darauf folgenden Verse sind die Anrufung. Also auch hier. Der Inhalt geht bis auf: *und vollbrachte die große Versöhnung*; das Uebrige ist die Anrufung an den Geist Gottes. Virgil sagt: *Ich singe die Waffen und den Held*; Klopstock sagt: *Singe, unsterbliche Seele.* Nichts thut man lieber und gewisser als das, was man sich selbst befohlen hat. Ich weiß also nicht, wie der Herr Professor *Meier* hat sagen können: *Er ruft nicht etwa eine heidnische Muse an, sondern er befiehlt auf eine ganz neue Art seiner unsterblichen Seele zu singen.* Nicht zu gedenken, daß der Herr Professor den Inhalt und die Anrufung offenbar hier verwechselt, und daß es eine gränliche Thorheit würde gewesen sein, wenn Klopstock eine heidnische Muse hätte anrufen wollen, will ich nur sagen, daß alles Neue, was in dieser Stelle zu finden ist, in einer grammatikalischen Figur bestehet, nach welcher der Dichter das, was Andre im Indicativo sagen, in dem an sich selbst gerichteten Imperativo sagt. Der Sänger des Messias hat überflüssige Schönheiten, als daß man ihm welche andichten müsse, die keine sind. Die erste Zeile würde also, wenn man sie in den gewöhnlichen Ausdruck übersetzt, heißen: *Ich unsterbliche Seele*[1] *singe der sündigen Menschen Erlösung.*

---

1) Durch diese Aenderung entfernte Lessing die neckende Sophisterei aus den Worten des *Neuesten*: „Ich unsterblicher Klopstock", die sich auch in den beiden ersten Drucken der *Briefe* (s. die Bemerk. zur Textrevision) noch findet. *Dusch* (s. oben S. 154), S. 184 f., rügte dieselbe noch, hatte also offenbar einen jener Drucke vor sich. — A. d. H.

„Diese Anmerkung ist eine Kleinigkeit, welche eigentlich den Herrn Prof. Meier betrifft. Ich komme auf eine andre" — —

Nun wahrhaftig, das heiß' ich abschreiben! Erlauben Sie mir, daß ich hier ausruhen darf. Ich verspare den Rest zu meinen folgenden Briefen, in welchen ich vielleicht — — Doch ich will nichts versprechen. Es wird sich zeigen. Leben Sie wohl! Ich bin 2c.

Sechzehnter Brief.

An Ebendenselben.

Meine erste Anmerkung betraf ein falsch angebrachtes Lob des Herrn Meier's, und bei dieser blieb ich stehen. Ehe ich weiter gehe, will ich noch dieses hinzusetzen. Gesetzt, dieser Kritikus hätte den Inhalt und die Anrufung nicht verwechselt; gesetzt, Herr Klopstock rufe wirklich seine unsterbliche Seele an, wie ein Andrer die Musen anruft: so würde auch alsdann in dieser Wendung nichts Neues sein. Hat nicht schon Dantes sein Genie angerufen?

> O Muse, o alto 'ngegno, hor m'aiutate:
> O Mente, che scrivesti, cio ch'i'vidi;
> Qui si parra la tua nobilitate. [1]

Und was noch mehr ist, hat nicht einer der größten französischen Kunstrichter, Rapin,[2] ihn deswegen getadelt? Wollen Sie aber sagen: „Ja, hier ist mehr denn Rapin! hier ist Meier!" so zucke ich die Achseln und gehe weiter.

Erste Fortsetzung.

„Ich komme auf eine andre Anmerkung, welche die Bescheidenheit angehet, die nach der Vorschrift des Horaz in dem Eingange des Heldengedichts herrschen soll. Ich muß die Stelle des römischen Kunstrichters nothwendig hersetzen:

---

1) Göttliche Komödie, Hölle, II. 7.

> „O Mus', o hoher Geist, jetzt helft mir mild!
> O Seele, die beschrieb, was ich gesehen,
> Hier wird sich's zeigen, ob Dein Adel gilt."
> (Streckfuß.) — A. d. H.

2) René Rapin, 1621—1687, Jesuit. Ich habe in den beiden Bänden seiner Oeuvres, Amsterdam 1709, die betreffende Stelle vergebens gesucht. — A. d. H.

Nec sic incipies ut scriptor Cyclicus olim
Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.
Quid feret hic tanto dignum promissor hiatu?
Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi, Musa, virum, captae post tempora Trojae
Qui mores hominum multorum vidit et urbes.
Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat.[1])

„Ich habe die Uebersetzung des Herrn Prof. Gottsched's[2]) nicht bei der Hand, sonst wollte ich zeigen, wie sich Horaz im Deutschen hiervon ausgedrückt haben würde, wenn er Gottsched gewesen wäre. — — Doch, man wird es hoffentlich ohne Uebersetzung sehen, daß Horaz hier dem epischen Dichter den Rath giebt, nicht als ein Großsprecher anzufangen; nicht als jener kyklische Poet: Ich will das Glück des Priamus und den edlen Krieg besingen; sondern bescheiden wie der Dichter, der nichts verwegen unternimmt: Sage mir, Muse, den Mann, der, nachdem Troja eingenommen worden, viele Städte und vieler Menschen Sitten gesehen hat. Ich bin so kühn, zu glauben, daß diese Stelle noch nie recht erkläret worden ist. So viel als ich Ausleger des Horaz nachgeschlagen habe, so viele wollen mich bereden, daß das Tadelhafte des kyklischen Poeten in den Worten liege. Voßius sagt, die Worte darinne wären sonantia, vasta, tumida und bringt zur Erläuterung den Anfang der Achilleïs des Statius[3]) bei:

---

1) Ars poet., 136—144.
„Auch nicht also beginn, wie dereinst der cyklische Dichter:
„Priamus' Schicksal will ich besingen, den rühmlichen Krieg auch."
Was mag Würdiges leisten, wer so mit dem Mund sich hervorthut?
Kreisend dehnt sich der Berg und — hervor kriecht winzig ein Mäuslein.
Wie viel richtiger Jener, der nicht Unpassendes anhebt:
„Sage mir, Muse, den Mann, der nach Troja's endlichem Hinsturz
Städte von vielerlei Menschen gesehn und Sitten gelernt hat."
Nicht uns Rauch aus dem Glanz, nein, Glanz aus dem Rauche zu spenden,
Sinnet er, daß alsdann uns herrliche Wunder enthüllen
Scylla, Charybdis zugleich und Antiphates sammt den Cyklopen."
(Binder.) — A. d. H.

2) Erschien als Einleitung zu seinem Versuch einer kritischen Dichtkunst. Erste Ausgabe. Leipzig 1730. — A. d. H.

3) P. Papinius Statius, römischer Dichter aus der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr.; von ihm die beiden epischen Gedichte Thebaïs und Achilleïs. — A. d. H.

Magnanimum Aeacidam, formidatamque Tonanti
Progeniem canimus. [1])

In dem ersten Verse, sagt er, ist ein sechsfaches A; er fängt sich mit drei viersilbigten Wörtern an, wovon das letzte durch das angehangene que noch länger wird; die Aussprache ist also beschwerlich. Wann Voßius Recht hat, so sage man mir, ob nicht Homer, er, den Horaz gleichwohl zum Muster anführt, in seiner Iliade in eben den Fehler gefallen ist?

Μῆνιν ἄειδε θεὰ Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος
Οὐλομένην. [2])

Das sechssilbigte *Πηληϊάδεω*, das viersilbigte *Ἀχιλῆος*, das ebenso lange *Οὐλομένην*, der Imperativus *ἄειδε*, den schon der Sophiste Protagoras als zu befehlerisch getadelt hatte, klingen in der That weit großsprecherischer als:

Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.

Hier ist kein sechssilbigtes Wort, nicht einmal ein viersilbigtes, hier ist kein singe mir Muse! Horaz müßte also, was er an der Odyssee gelobt hätte, an der Iliade getadelt haben, wenn er nicht an dem Verse des kyklischen Dichters ganz etwas anders aussetzte. Und was ist das?

„Der Eingang eines Heldengedichts, wie gesagt, bestehet aus dem Inhalte und aus der Anrufung. Man lasse uns nunmehr die Exempel der Griechen gegen die Exempel der Römer halten. Man wird einen Unterscheid antreffen, welcher so deutlich ist, daß ich mich wundre, wie ihn noch Niemand*) angemerkt hat. Die

---

1) Das Citat ist ungenau; auf das progeniem des zweiten Verses folgt nicht canimus, sondern . . . Diva refer.
„Den großherzigen Aeaciden und den dem Donnerer furchtbaren Sprößling . . . Singe, o Göttin!" — A. d. H.

2) „Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiaden Achilleus,
Ihn, der entbrannt." (Voß.) — A. d. H.

*) Außer vielleicht der einzige Cowley, welcher in den Anmerkungen zu dem ersten Buche seiner Davideïs Folgendes schreibt: The Custom of beginning all Poems, with a Proposition of the whole work, and an Invocation of some God for his assistance to go through with it, is so solemnly and religiously observed by all the ancient Poets, that though I could have found out a better way, I should not (I think) have ventured upon it. But there can be, I believe, none better, and that part of the Invocation, if it became a Heathen, is no less necessary for a christian Poet. *A Jove principium Musae;* and it follows then very naturally, *Jovis omnia plena.* The whole work may reasonably hope to be filled with a divine Spirit,

griechischen Heldendichter verbinden den Inhalt und die Anrufung, die römischen trennen sie. Den Anfang der Iliade und der Odyssee habe ich schon angeführt. Dort heißt es: Besinge mir, Göttin, den Zorn des Achilles rc. Hier: Sage mir, Muse, den Mann rc. Beidemal ist die Gottheit bei dem Dichter das Erste. Er erkennet seine Schwäche. Er sagt nicht: ich will den und jenen Helden besingen; er untersteht sich nichts, als der Muse nachzusingen. Durch diesen einzigen Zug schildert er sich als einen bescheidenen Mann, als ein Mann, der sich der Gnade der Götter überlässet; zwei Stücke, welche ihm das Vertrauen der Leser erwecken und den zu erzählenden Wundern einen Grad der Wahrscheinlichkeit geben, den sie nicht haben würden, wenn sie sich blos auf ein menschliches Ansehen gründeten. Die weitläuftigen griechischen Dichter alle sind dem Homer hierinne gefolgt. Aratus [1])

---

when it begins with a prayer to be so. The Grecians built this Portal with less state, and made but one part of these *Two;* in which, and almost all things else, I prefer the judgment of the Latins; though generally the abused the Prayer, by converting it from the Deity, to the worst of Men, their Princes: as Lucan adresses it to *Nero*, and Statius to *Domitian;* both imitating therein (but not equalling) Virgil, who in his Georgicks chuses Augustus for the Object of his Invocatiou, a God little superior to the other two. — [Anmerkung der Ausgabe von 1785. — Abraham Cowley, englischer Dichter und Prosaschriftsteller, von 1605 bis 1668. Die oben citirte Stelle aus dem unvollendet gebliebenen Epos Davideïs lautet in deutscher Uebersetzung: „Die Gewohnheit, alle Gedichte mit einer Inhaltsangabe des ganzen Werkes zu beginnen und mit einer Anrufung irgend einer Gottheit um ihren Beistand bei der Ausführung desselben, wird von den alten Dichtern so feierlich und gewissenhaft beobachtet, daß, wenn ich auch einen bessern Weg hätte finden können, ich ihn doch, wie ich glaube, nicht gewagt haben würde. Aber hier kann es meiner Ueberzeugung nach keinen besseren geben; und wenn dieser Theil der Anrufung einem Heiden gut anstand, so ist er für einen christlichen Dichter nicht weniger nothwendig. Mit Jupiter beginnt die Muse, und es folgt dann ganz natürlich: Alles ist von Jupiter erfüllt. Das ganze Werk kann vernünftiger Weise hoffen, mit göttlichem Geist erfüllt zu werden, wenn es mit einem Gebet beginnt, daß es so sein möge. Die Griechen bauten diesen Eingang mit geringerem Aufwand und machten nur das Eine von jenen Zweien, worin ich, wie beinahe in allem Uebrigen, die Ansicht der Römer vorziehe; obgleich sie gewöhnlich das Gebet dadurch mißbrauchten, daß sie dasselbe von der Gottheit auf den schlechtesten Menschen, ihren Fürsten nämlich, übertrugen, wie Lucan es an den Nero und Statius an den Domitian richtet. Beide ahmten hierin, ohne ihm gleich zu kommen, dem Virgil nach, der in seinen Georgica den Augustus zum Gegenstand seiner Anrufung wählte, einen Gott, der etwas höher steht als jene Beiden." — A. d. H.]

1) Aratus aus Macedonien, um 270 v. Chr., beginnt sein noch erhaltenes astronomisches Lehrgedicht Die Himmelserscheinungen (Φαινόμενα): „Laßt vom Zeus uns beginnen!" — A. d. H.

fängt an: *Ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα*; Apollonius Rhodius:[1]) *Ἀρχόμενος σέο, Φοῖβε* — — — und mit diesem Gebete verbinden sie sogleich den Inhalt.

> *Νύμφαι Τρωϊάδες, ποταμοῦ Ξάνθοιο γενέθλη,*
> *Ἔσπετέ μοι* u. s. w.

singt Coluthus[2]) zu Anfange seines Raubes der Helena. Der zärtliche Musäus selbst, wenn er anhebt:

> *Εἰπέ, θεά, κρυφίων ἐπιμάρτυρα λύχνον ἐρώτων*
> *Καὶ νύχιον πλωτῆρα θαλασσοπόρων ὑμεναίων* u. s. w.,

> Besinge mir, Göttin, die Fackel, die Zeugin verborgener Liebe,
> Den nächtlichen Schwimmer zum Feste des Ehegotts, jenseit dem Meere,
> Die dunkeln Umarmungen, unüberrascht von der Botin des Tages,
> Besinge mir Sest und Abyd, wo sich Hero im Dunkeln vermählte rc.,

vergißt diese heilige Gewohnheit nicht. Und, daß ich es kurz mache, die Unterlassung dieser Gewohnheit ist es offenbar, welche Horaz an dem kyklischen Poeten tadelt. Der Stoff seines Liedes war allzu wichtig, als daß man glauben könnte, er würde ihn ohne eine göttliche Begeisterung ausführen können. Anstatt: Das Glück des Priamus und den edlen Krieg will ich singen, hätte er also nach dem Beispiele des weisen Homer's sagen sollen: Singe, Muse, das Glück des Priamus und den edlen Krieg! und alsdenn würde er dem Tadel des Römers entgangen sein. Es ist auch in der That besonders, mit einem stolzen Ich anzufangen und alsdann die Musen anzurufen, nachdem man schon Alles auf die eignen Hörner genommen hat. Das heißt anklopfen, wenn man die Thüre schon aufgemacht hat.[3])

---

1) Apollonius aus Alexandria, mit dem Beinamen Rhodius, gelehrter epischer Dichter aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts vor Chr. Sein Epos Argonautika fängt an mit den Worten:

„Phöbus, mit Dir beginnend". — A. d. H.

2) „Troische Nymphen, dem Xanthos-Flusse entsprossen .... Sagt mir". Koluthus lebte um 500 nach Chr. Von Musäus, aus derselben Zeit, werden oben die Anfangszeilen von Hero und Leander citirt. — A. d. H.

3) Schon Dusch, a. a. O. S. 178 ff., wies nach, daß Lessing's Auffassung der Horazischen Stelle unrichtig sei. Horaz rügt an den Anfangsworten des kyklischen Dichters, daß er das gesammte Geschick des Priamus zu singen verspreche, während sein Werk doch nur den Trojanischen Krieg behandle. — A. d. H.

„Nach dieser Erklärung nun wird man ohnschwer errathen, was ich auch in Ansehung des Messias wünschte; daß Herr Klopstock nämlich dem Exempel des Homer's gefolget wäre. Es würde ihm, als einem christlichen Dichter, um so viel anständiger gewesen sein, wenn der Anfang ein Gebet gewesen wäre, als daß er seiner Seele befiehlt, ein Werk zu besingen, dem sie, so unsterblich sie ist, zu schwach ist, wenigstens ihm gewachsen zu sein sich nicht rühmen muß. Es ist wahr, das demüthigste und zugleich erhabenste Gebet folgt darauf; allein der kyklische Dichter wird die Anrufung der Musen gewiß auch nicht vergessen haben; und gleichwohl tadelt ihn Horaz.

„Ich will mich nicht länger hierbei aufhalten. Mein ganzer Tadel ist vielleicht eine Grille, die sich, wie man sagen wird, auf nichts als das Ansehen des Homer's gründet. Wann nun aber Homer eben durch diese religiöse Bescheidenheit das Lob eines Dichters, qui nil molitur inepte, verdienet hätte? — — Doch ich gehe wieder zurück, anstatt weiter zu gehen. Was ich bisher gesagt, hat den Eingang des Messias überhaupt betroffen. Man erlaube, daß ich ihn nunmehr Zeile vor Zeile betrachte.“ — —

Sie aber, mein Herr, werden mir hier wieder einen kleinen Ruhepunkt erlauben. Ich bin das Denken wenig gewohnt, aber das Abschreiben, ohne zu denken, noch weniger. Und was kann ich Neues bei etwas denken, was ich schon durchgedacht zu haben glaube? Ich bin ꝛc.

Siebzehnter Brief.

An Ebendenselben.

Ich fühle mich heute zum Briefschreiben so wenig aufgelegt, daß Sie ganz gewiß, mein Herr, diesesmal keinen bekommen würden, wenn ich mich nicht zu allem Glücke besänne, daß ich ja nur abschreiben dürfte, um einen Brief fertig zu haben. Wenn es weiter nichts ist, so wollen wir wohl sehen. — —

Zweite Fortsetzung.

„Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung.

„Ueber die Anrede habe ich mich schon erklärt. Man betrachte sie als eine bloße Anzeige dessen, was der Dichter thun will, oder als eine Aufmunterung an sich selbst, so muß ich beide=

mal fragen, warum er hier seine Seele auf der Seite eines unsterblichen Wesens betrachtet? Ich weiß es, die Erlösung ist nichtig, wann unsere Seelen nicht unsterblich sind; der Stoff, den er sich gewählt, ist ein Stoff, der ihr in die Ewigkeit nachfolgt; und aus diesen Gründen würde man das unsterblich vielleicht rechtfertigen können. Allein man sage mir, hat der Dichter hier nicht die Gelegenheit zu einer weit gemäßern, zu einer weit zärtlichern Vorstellung aus den Händen gelassen? Würde es nicht noch schöner gewesen sein, wenn er seine Seele als diejenige angeredet hätte, welche selbst an der Erlösung der sündigen Menschen Theil hat? Hieraus würde eine Verbindlichkeit zu singen entstanden sein, die seinem Eingange eine durchaus neue und von keinem Dichter gebrauchte Wendung gegeben hätte. Ich weiß es, dieser Zug müßte mit einer Feinheit angebracht werden, deren nur eine Meisterhand fähig ist.[1]) Allein wäre er der Einzige gewesen, der von dieser Art in dem ewigen Gedichte glänzet? Wie viel der feinsten Anspielungen, welche durch ein einziges Wort ein Meer von Gedanken in der Seele zurücklassen, findet man nicht darinne? Man betrachte die Zeile, wie sie ist, und überlege, wie sie sein könnte. Sich selbst, oder seine Seele schildert der Dichter auf ihrer prächtigsten Seite, auf der Seite der Unsterblichkeit, alle andere Menschen auf der allerelendesten, auf der Seite sündiger und verlorner Geschöpfe. Scheint sich der Dichter also nicht von ihnen auszuschließen? Hätte er einen gleichgültigern Eingang finden können, wenn er die Befreiung eines Volks, das bisher in dem Joche der Knechtschaft geseufzet, besungen hätte, eines Volks, wovon er kein Glied wäre? Ich bin ein Feind von Parodien, weil ich weiß, daß man das Vortrefflichste dadurch lächerlich machen kann. Sonst wollte ich versuchen, ob man nicht einen untadelhaften Eingang zu einem Heldengedicht auf die Befreiung zum Exempel der Holländer daraus machen könne. Beinahe hätte ich lieber Lust zu zeigen, wie diese erste Zeile sein könne, wenn sie meine Kritik nicht treffen sollte. Doch auch dieses will ich unterlassen. Ein unglückliches Beispiel machet oft eine gegründete Anmerkung verdächtig.

„Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,

„Diese Zeile ist leer. Ein einziger Begriff ist unter verschiednen Ausdrücken dreimal darinne wiederholt. Liegen auf

1) Lessing hat ihn in seiner lateinischen Uebersetzung angebracht. S. S. 222. — A. d. H.

Erden und in seiner Menschheit nicht schon hinlänglich in dem Worte Messias? Wann anstatt Messias der Dichter ewiger Sohn oder etwas Gleichgeltendes gesagt hätte, so würde das Folgende nothwendig sein. Es würde Umstände ausdrücken, die hier stehen müßten, und welche in dem Worte ewiger Sohn nicht liegen. Dieses, sollte ich meinen, ist klar. An dem folgenden Einwurfe wird vielleicht mein Katechismus Schuld haben. Er betrifft das Wort vollendet. Man hat mich gelehrt, zu der Erlösung der Menschen gehörten auch das Hinabsteigen zur Hölle und die Himmelfahrt Christi. Ist es aber auf Erden geschehen, daß er sich den Teufeln triumphirend gezeigt hat? Ist er in seiner Menschheit gen Himmel gefahren oder in seiner verklärten Menschheit? Ich weiß also nicht, wie man sagen kann, Christus habe die Erlösung auf Erden in seiner Menschheit vollendet. Dieses ist die Stelle, aus welcher man am Zuverlässigsten schließen könnte, wo die Handlung des Gedichts aufhören werde.

„Und durch die er Adam's Geschlecht die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von Neuen geschenkt hat.

„Im Vorbeigehen will ich erinnern, daß der Ausdruck das Blut des heiligen Bundes zweideutig ist. Das Blut der Beschneidung war auch Blut eines heiligen Bundes. Was mir aber hier am Besondersten vorkommt, ist die Liebe der Gottheit, welche der Messias durch das Blut des heiligen Bundes dem Geschlechte Adam's von Neuen geschenkt hat. Die Menschen hatten also die Liebe der Gottheit verloren? [1]) Gott haßte also die Menschen; und gleichwohl hatte er von Ewigkeit beschlossen, sie erlösen zu lassen? Ich will nicht hoffen, daß mein Einwurf die Sache selbst trifft; ich glaube vielmehr, der Dichter hätte einen behutsamern Ausdruck wählen sollen. Der gewählte, er mag symbolisch sein oder nicht, bringt auch den kurzsichtigsten Leser auf den unverdaulichsten Widerspruch. Das hieße das unveränderliche Wesen Gottes zu dem veränderlichsten machen, wenn man sagen dürfte, Gott könne einem Geschöpfe, das seine Liebe verloren

1) Dusch, a. a. O. S. 192: „Herr Lessing fragt: „Die Menschen hatten also die Liebe der Gottheit verloren?" Diese Frage kommt mir noch sonderbarer vor, als ihm die Stelle aus dem Messias! Er wird es ja wohl nicht leugnen, was alle theologische Systeme lehren, daß der Mensch durch Sünden die Liebe Gottes verloren hatte? Oder will er Schriftsteller zum Beweise haben? Fällt es ihm nicht ein, daß wir Kinder des Zorns waren?" u. A. — A. d. H.

(man überlege den ganzen Umfang dieses Worts), das sie, sage ich, verloren habe, diese verlorne Liebe von Neuen schenken. Was für niedrige Begriffe von Abwechselung Hasses und Liebe dichtete man dem sich selber ewig Gleichen an? Doch wie können die Menschen seine Liebe verloren haben, wann gleichwohl, wie der Dichter in der folgenden Zeile sagt, durch die Erlösung des Ewigen Wille geschehen ist? Kann Der in des Königs Ungnade sein, den der König glücklich zu machen beschließt? Ich sehe ein Labyrinth hier vor mir, in das ich den Fuß lieber nicht setzen, als mich mit Mühe und Noth herausbringen lassen will.

„Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er that's und vollbrachte die große Versöhnung.

Der Dichter sagt an einem andern Orte von Jerusalem, daß sie die Krone der hohen Erwählung unwissend hinweggeworfen. Hat das jüdische Volk also Jesum nicht für Den, der er war, erkannt, wie es ihn denn wirklich nicht erkannt hat, wie kann es wider ihn aufgestanden sein? Wie kann es ihn das große Werk auszuführen gehindert haben, von dem es nichts wußte? Alle Verfolgungen der Juden sind der Absicht Christi eher behülflich als entgegen gewesen. Satan ist im gleichen Falle. Er kannte den Messias nicht; er hielt ihn für nichts als einen sterblichen Seher. Er wandte Alles an, ihn zu tödten, und Christus sollte uns zu erlösen getödtet werden. Was für einen mächtigen Feind hat also der Messias an ihm zu überwinden gehabt? Wenn sich Satan der Kreuzigung Christi widersetzt hätte, so hätte der Dichter sagen können: Umsonst; er that's und vollbrachte die große Versöhnung.

„Man übersehe nunmehr diesen ersten Theil des Einganges im Ganzen und sage, ob Hr. Klopstock seinen großen Plan glücklich ins Kurze zu ziehen gewußt hat.“ — —

O wie froh bin ich, daß ich einen Absatz sehe! Wenn ich nunmehr den Bogen zusammenlege, ihn versiegle und die Aufschrift darauf setze, so ist ja der Brief fertig. Nicht? Doch noch Eines würde fehlen, und da ist es: Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc. B**, den 20. December 1751.

Achtzehnter Brief.

An Ebendenselben.

Sie wundern Sich über die Veränderung meines Aufenthalts [1]) und beklagen Sich über mein Stillschweigen. Der Grund von diesem liegt in jener, der Grund von jener aber in hundert kleinen Zufällen, die zu klein sind, als daß ich Sie mit Erzählung derselben martern wollte. So viel können Sie gewiß glauben, daß unsre Freundschaft nichts darunter leiden soll; und wie könnte sie auch? Freunden, welche einmal getrennt sein müssen, kann es gleichviel sein, welche Raume sie trennen, wann diese nur in Ansehung der Größe ungefähr eben dieselben bleiben. Machen Sie Ihre Wohnung zum Mittelpunkte, so werden Sie finden, daß ich blos den Ort in der Peripherie geändert habe, welches in Ansehung ihrer so etwas Kleines ist, daß ich mich nicht länger dabei aufhalten werde. Mein Stillschweigen wird sich auch vergessen lassen, wenn unser Briefwechsel nur erst wieder in den Gang kommt. Ich habe aber hierzu um so viel mehr Hoffnung, weil ich hier ebenso viel zu thun habe als Sie, das ist, auf der Gottes Welt nichts, ganz und gar nichts. — — Allein wie steht es mit der Kritik über den Messias? werden Sie fragen. Wo bleibt die Fortsetzung? — — Diese, glaube ich, wird wohl wegfallen. Meine Papiere sind in eine solche Unordnung gerathen, daß ich die Zettel, worauf ich meine Gedanken geschrieben, schon ganze Tage vergebens gesucht habe. Lassen Sie aber sehen, ob ich mir nicht die vornehmsten wieder in das Gedächtniß bringen kann. — —

Ich war bis auf die Anrufung gekommen. Ich fand sehr außerordentliche Schönheiten darinne, und so viel ich mich erinnere, war mir nicht mehr als eine einzige Stelle anstößig. Der Dichter bittet den forschenden Geist, die Dichtkunst mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit auszurüsten, mit der er die Tiefen Gottes durchschauet. Erstlich schien mir das Beiwort forschend sehr unwürdig und mit dem Prädicate die Tiefen Gottes durchschauen in vollkommnem Widerspruche. Ich glaubte, wo ein Durchschauen stattfinde, höre das Forschen auf, und das Forschen selbst könne wohl von einem endlichen Wesen, nicht aber von dem Geiste Gottes gesagt werden. Zweitens war ich mit der tiefsinnigen einsamen Weisheit, die eben diesem Geiste beigelegt wird,

1) Ende 1751 war Lessing nach Wittenberg übergesiedelt. Vgl. S. 9. — A. d. H.

durchaus nicht zufrieden. Ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen, ob der Geist Gottes erst zu Winkel gehen müsse, wenn er nachdenken wolle. Ich gab mir selbst die Antwort, daß tiefsinnig und einsam gleichwohl das Höchste wären, was man von der menschlichen Weisheit sagen könne, und daß wir von der göttlichen nicht anders als nach Beziehung auf jene reden könnten. Allein aus dieser Antwort, welches doch die einzige ist, die man wahrscheinlicher Weise vorbringen kann, schloß ich eine gänzliche Unbrauchbarkeit der wahren Dichtkunst bei gewissen geistigen Gegenständen, von welchen man sich nicht anders als die allerlautersten Begriffe machen sollte. Einem philosophischen Kopfe ist schon das anstößig, daß die Sprache für die Eigenschaften des selbstständigen Wesens keine besondre und ihnen eigenthümliche Benennungen hat; wie viel anstößiger muß es ihm sein, wann der Dichter diese Armuth zu einer Schönheit macht und überall seine sinnliche Vorstellungen anzubringen sucht? Den Ausdruck die Weisheit Gottes ist man schon gewohnt, und man kann ihn, so uneigentlich, so schwächend er auch ist, nicht entbehren; durch die Beiwörter tiefsinnig und einsam aber wird er noch weit uneigentlicher, noch weit schwächender.[1])

Dieser Anmerkung ungeachtet unterstand ich mich zu behaupten, daß wenn der Verfasser des Messias auch kein Dichter wäre, er doch ein Vertheidiger unsrer Religion sein würde, und dieses weit mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man zwar durch einen Einfall nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, in welchem sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit

---

1) An Stelle der hier getadelten beiden Zeilen schrieb Klopstock, der sonst keine der von Lessing beanstandeten Stellen änderte, in der 2. Ausgabe des Messias (1755):
„Richte mit Deinem Feuer sie, Du, der die Tiefen der Gottheit
Schaut, und den Menschen aus Staube gemacht zum Tempel sich heiligt!" — A. d. H.

vergißt und sich in der Bewundrung verlieret. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei. Unser Urtheil schlägt sich allzeit auf die Seite unsers Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftiget, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den Meisten ein unbestrittner Beweis eben das sein, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arznei heilsam ist, so ist es gleichviel, wie man sie dem Kinde beibringt. — — Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen, und Diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wenn es zum Unglücke Männer sind, die bei einer Art Leute, welche noch immer den größten Theil ausmachen, ein gewisses Ansehen haben.[1])

Ich habe oben gesagt, daß ich hier völlig müßig bin. Es ist also kein Wunder, daß ich auf die allerwunderlichsten Einfälle gerathe. Ueber einen werden Sie gewiß lachen, wo nicht gar mit den Achseln zucken. Ich weiß nicht, ob ich oder mein Bruder[2]) zuerst darauf kamen; wir müssen aber wohl Beide zugleich darauf gekommen sein, weil wir unsere Kräfte zu Ausführung desselben vereinigten. Wir mußten es oft genug hören, der Messias sei nicht zu verstehen, und ich mußte mich oft genug auslachen lassen, wenn ich sagte, ich wollte, daß er noch ein Wenig dunkler wäre. Man zeigte mir Stellen, gegen welche Orakelsprüche verständlicher sein sollten. Ich gab mir Mühe, sie zu erklären und hier und da die lateinische Sprache mit zu Hülfe zu nehmen, da es sich denn dann und wann fand, daß man keine Mühe hatte, das in einem römischen Ausdrucke zu verstehen, was man in einem deutschen nicht verstehen wollte. Was konnte also natürlicher sein, als daß wir darauf fielen, ob es nicht möglich sei, diesen unsern gelehrten Landesleuten zum Besten das ganze Gedichte in lateinische Verse zu übersetzen. Gedacht, versucht; und ich wollte, daß ich hinzusetzen könnte: versucht, gelungen. Wir sind schon ziemlich weit damit gekommen, und wenn Sie wollen, so können Sie ehstens eine Probe davon sehen. Ich bin rc.

---

1) Dieser Absatz ist fast unverändert aus dem Maibogen des Neuesten herübergenommen (s. S. 54). — A. d. H.

2) Theophilus, der damals in Wittenberg studirte, später als lateinischer Dichter bekannt, stirbt 1808 als Rector zu Chemnitz. — A. d. H.

Neunzehnter Brief.

An Ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und daß Sie mich nicht, als einen Verehrer des Messias, auch zu einem Verehrer derjenigen steifen Witzlinge machen, welche durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart ich weiß nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben. Es giebt nur allzu Viele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Silbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten weg zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich, anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanenhaft zu schreiben. Kann etwas lächerlicher sein, als wenn hier Einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein Andrer in einem Heldengedicht von artigen Mägdchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigen Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden diese Herren ihre Anbeter, und sie haben, große Dichter zu heißen, nichts nöthig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in Allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Aber so geht es: wenn ein kühner Geist voller Vertrauen auf eigne Stärke in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einstehlen wollen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt hat, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumen ließ, in ein spöttisches Gelächter — — —[1])

Jetzo gleich will ich vielleicht ein ebenso spöttisches Gelächter über die in meinem letzten Schreiben erwähnten Uebersetzer des Messias erwecken. Hier haben Sie eine Probe; wir müssen Ihnen aber gleich voraus sagen, daß es die erste und letzte sein wird, weil wir dieser unsrer Beschäftigung schon wieder überdrüssig geworden

---

1) Dieser Absatz ist zusammengesetzt aus dem Schluß des April und dem Anfang des Mai vom Neuesten (s. S. 45 u. 49). — A d. H.

sind. Nicht sowohl weil sie ein Wenig schwer war, sondern vielmehr weil uns ein Freund Nachricht gab, daß uns schon eine geschickte Feder zuvorgekommen sei. [1]) Da wir von fremder Arbeit immer die vortheilhaftesten Begriffe haben, so fürchten wir bei der Vergleichung zu verlieren. Doch urtheilen Sie selbst, ob wir Ursache haben, uns zu fürchten.

Messias.

Carmen Epicum, liber primus.

Quam sub carne Deus lustrans terrena novavit
Crimine depressis, cane mens aeterna salutem;
Infelicis Adae generi dum foederis icti
Sanguine reclusit fontem coelestis amoris.
Hoc fatum aeterni. Frustra se opponere tentat
Divinae proli Satanas: Judaeaque frustra
Nititur. Est agressus opus, totumque peregit.
Ast, quacunque pates, soli res cognita Jovae,
Quae jam mersa latet tenebris, arcesne poësin?
Hanc in secessu, amoto rumore loquaci,
Oranti, omnicreans Flamen, mihi redde sacratam!
Hanc, plenam igne pio, mansuris viribus auge,
Et mihi siste deam, tua quae vestigia carpat!
Hanc latebris gaudens, qua tu petis ima Jehovae,
Armet, scrutator Flamen, sapientia vivax!
Ut mihi pandantur nebulis arcana remotis,
Messiam ut dicar digno celebrare volatu.
Qui vos nobilitat, miseri, si nostis honorem,
Dum terras adiit salvatum conditor orbis,
Tendite vati animos. Huc tendite, parva caterva
Nobilium! Dulci queis non est carior alter
Fratre Deo, placido vultu quos laeta sonantes
Opprimet usque animis revolutus terminus aevi,
Hymnum audite meum! Vobis sacra vita sit Hymnus.
Haud procul urbe sacra, quae se caligine foedans
Quassabat stupido delectus calce coronam,
Quondam sede Dei, sanctorum matre parentum,

---

1) Der Cabinetsprediger des dänischen Gesandten zu Madrid; von seiner Uebersetzung ist nichts bekannt geworden. Später erschienen verschiedene Uebersetzungen einzelner Gesänge, zuerst der neunte Gesang von Pater Ludwig Neumann, Wien 1770; dann andere von Alzinger, Conz u. A. — A. d. H.

Sacrilegis fusi manibus nunc sanguinis ara,
Haud procul hac, sese Messias plebe removit,
Tunc cultrice quidem, sed non pietatis honore,
Quem sine labe videt cordis penetralia scrutans.
Intrat secessus. Hic gressibus obvia turba
Substernit palmas! illic Hosianna resultat!
Frustra. Rex titulo, nec rex cognoscitur ulli,
Nec, quod vibratum verbum patris ore benigno
Certa salus aderat, tenebris sentitur operto.
Labitur ipse Deus coelo. Pollentia verba:
Denuo claratus clarabitur! aethere missa,
Integra praesentis Jovae documenta ministrant.
Ast qui te capiat, Numen, mens sordida spectans?
Haec inter propius Jesus accedere patri,
Qui populo iratus, demissa voce per auras
Nequicquam attonito, superas remearat ad oras,
Divinam mentem nullo cogente novatum,
Terrigenas, caram gentem, sibi morte piandi.
  Auroram versus, sanctam supereminet urbem
Mons, qui culminibus divinum saepe patronum
Condiderat, veluti templi penetralibus imis,
Sub patris aspectu nocturna silentia longis
Ducentem precibus. Montem contendit in illum;
Nec comes ire negat vatum monumenta Joannes
Visurus, placidam, divini imitator amici,
Ut noctem sacris orans duraret in antris.
Illinc Messias superat fastigia. Flamma
Protinus en cinctum! veniens de monte Moria
Quae placabat adhuc, usti sub imagine, patrem.
Spargit oliva gelu circum, dum mollior aura
Ora, velut Jovam prodenti murmure, lambit.
Messiae famulans aulae coelestis alumnus,
Aethereis dictus Gabriel, sub tegmine cedri
Halantis cessans volvit secum ipse salutem
Instauratam orbi coelique tropaea, redemptor
Obvius ut patri tacito pede praeterit illum.
Speratum Gabriel non nescit surgere tempus;
Obstupet, exultat; suavis vox excidit ore:
  Num, divine, patri supplex, elidere somnum
Gaudes, an fessis mulcentem admittere membris?
Ibo immortali capiti, sis, strata paratum.

En viridans proles cedri sua brachia tendit,
Ambrosiusque frutex tendit. Propullulat imo
Monte silens muscus vatum monumenta pererrans.
Hic divine tibi, concedas', strata parabo.
Instantes operi quis languor colligat artus!
Quo mortale genus tolerans dignaris amore!
Dixit. Ad hunc Jesus clementia lumina torquet,
Stans gravis in summo montis pulsantis Olympum.
Hic Deus. Hic orat. Terris jam magnus ab imis
Auditur clangor, volventes infima plausus
Antra strepunt, pulsu vocis commota potentis,
Haud vocis, quae dira polis trepidantibus, igne
Nubibus abrepto tonitrusque fragore, precatur;
Sed blandae illius, quae nil nisi spirat amorem,
Qua telluri olim paradisi forma redibit.
Circuitu nigrant per amoena crepuscula colles,
Non secus ac hilares hortus jam cingat Eous.
Quae Jesus, alta tantum vi numinis ipse
Atque sator penetrant. Homini datur ista referre.
Tandem, summe parens, lux foederis atque salutis
Advenit: aeternum sacra lux majoribus orsis,
Orso ipso primo, socia quod prole patrasti.
Surgens illa mihi radiis resplendet iisdem,
Queis olim vastam seriem penetrantibus aevi
Resplendens avidis oculis praerepta placebat.
Prima labe vias obstructi pandere coeli,
Tunc tribus unus erat, quod nosti, fervor amoris.
Regnantes per inane silens nudumque creatis,
Pulsi ardore sacro, quod nondum traxerat auras,
Sede genus celsa contemplabamur egenum.
Heu miseras gentes! Heu quondam morte carentem
Effigiem nostri, nunc cuncto crimine foedam!
Vidi infelices! Vidisti me lacrimantem!
Tunc tu: rursum homines formemus imagine diva!
Sanguinis hinc natum est foedus penetrabile nulli,
Et typum ad aeternum repetenda creatio mundi.
Scis divine sator, testantur sidera coeli,
Huic operi immenso quoties ego sponte dicatus
Flagrarim, miseris numen involvere membris:
Heu, quoties tellus te multo sidere mixtam
Spectavi exultans! Et tu sacra terra Canaea,

In clivo quoties, fusuro sanguine sacri
Foederis humenti, rorantia lumina fixi!
Nunc quae pertentant animum mihi dulce trementem
Gaudia! — —

Doch genug, mein Herr. Ich sollte meinen, daß hundert und mehr Verse zu einem Anbisse mehr als zu viel wären. Vielleicht werden Sie ihrer nicht zehne lesen. Ich bin ꝛc. W * *. 1752 im Februar.

Zwanzigster Brief.[1]

An den Herrn H.

Sie bekommen hier das Schreiben des Herrn Diderot über die Tauben und Stummen wieder zurück. Ein kurzsichtiger Dogmaticus, welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrthümer aus demselben zu klauben wissen. Diderot ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als zu zerstreuen. Ueberall wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verlieret sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

„In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit,"

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch, ein solcher Weltweise wage es, Meinungen zu bestreiten, die wir gebilliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft ebenso wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr Diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen — — Es geht ja ohnedem nicht an. Wie viel Höflichkeiten, wie viel Wein ließ es sich der Hr. * * nicht gestern kosten, daß wir seine Verse ebenso vortrefflich finden sollten als er? — — Thaten wir es? Ich bin ꝛc. B * * den 1751.

---

1) Bildet im Junibogen des Neuesten den Schluß einer eingehenderen Besprechung von Diderot's Lettre sur les Sourds et Muets. S. S. 75. — A. d. H.

Einundzwanzigster Brief.[1])

An den Herrn S.

Ich habe gestern von B * * eine sehr traurige Nachricht erhalten. Der Freund, dessen ich so oft gegen Sie erwähnt habe, ist auf der Reise in sein Vaterland gestorben. Es geht mir nahe, wenn ich bedenke, in was für Gesinnungen von mir er vielleicht gestorben ist. Nach einer langen ununterbrochnen Freundschaft mußte uns eine Kleinigkeit entzweien, welcher meine Abwesenheit am Meisten zu Statten kam. Doch diese Kleinigkeit war es nicht allein, die ihn wider mich aufbrachte. Wehe Euch, die Ihr mit Verleumdungen sein Bette umlagert hieltet! Euch müsse es nie gelingen, einen Freund zu finden; oder wann Ihr ihn ja gefunden hättet, so müsse ihn auf einmal ohne Euer Verschulden Haß und Rache wider Euch erfüllen! Und in diesem Augenblicke müsse er sterben, um Euch in jener Welt mit einem schrecklichen Gesichte zu erwarten! Ich würde die strengste Gerechtigkeit zwischen mir und ihm zum Richter haben nehmen können, und ich weiß gewiß, sie würde für mich gewesen sein. Doch er ist todt, und sein Tod macht ihn in meinen Augen von allen Vorwürfen frei und mich allein schuldig. Ich mag ihn wirklich oder nur seiner Einbildung nach beleidiget haben, genug, er ist beleidigt. Er ist es, und ich muß ihn versöhnen. Aber wie? Möchten mir doch die Worte des Horaz: placantur carmine manes, [2]) nicht umsonst eingefallen sein! Möchte es doch wahr sein, daß dieses das Mittel wäre! Doch es sei es oder sei es nicht; ich werde wenigstens eine Art des Trostes und der Beruhigung darinne finden. Schon sammle ich die traurigsten meiner Gedanken, und bald entwerfe ich sein Bild, das ich so reizend nicht würde entworfen haben, wenn wir uns nicht entzweit hätten. Schon ist mein ganzer Geist dazu vorbereitet, und schon gestern hab' ich ihm oder, wann Sie lieber wollen, meiner Muse lange und schwere Harmonien befohlen:

Die ich Dich nie dem Chor unschuld'ger Scherze raubte
Und schwer beklemmt zu bangen Klagen rief,
Die Rosen heut, o Muse, von dem Haupte,
Das gestern noch im Schooß der frohen Jugend schlief,

---

1) Bezieht sich dies Schreiben auf einen wirklichen Todesfall? Vgl. Vorbem., S. 143. — A. d. H.

2) Hor. Epist., II. 1. 138: „Das Lied versöhnt die Manen." — A. d. H.

Und aus der freien Rechte
Den fürchterlichen Stab,
Den, als der Pindus jüngst in Liber's Laube zechte,
Dir der vergnügte Wirth zum Freundschaftspfande gab! [1])
Reiß schnell, der Weste Spiel, das flatternde Gewand
In schmutzig unachtsame Falten!
Und trenn mit ungestümer Hand
Die Perlenschnur, bestimmt, das güldne Haar zu halten!

* * *

Nun nimm sie hin, die mir getreuen Saiten,
Und stimme sie zum Trauerton herab,
Zum Ton, geschickt, die Seufzer zu begleiten,
Und fromm, zu schallen um ein Grab.

Sollten Sie nicht glauben, daß ich Sie für meine Muse hielte? Verzeihen Sie meiner Zerstreuung und erlauben, daß ich von Ihnen auf einige melancholische Wochen, welche mir die süßesten von der Welt sein sollen, Abschied nehmen darf. Ich bin 2c.
W * * 1752.

Zweiundzwanzigster Brief. [2])

An den Herrn D * *.

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß meine Reden einen solchen Eindruck haben könnten. Ich erinnere mich ganz wohl, daß man in der Gesellschaft, in welcher ich Sie das erste Mal zu sprechen die Ehre hatte, und von welcher wir, wann es anders Ihr Ernst ist, die Epoche unserer Freundschaft zu rechnen anfangen wollen, daß man, sage ich, damals das Gespräch auf die neuste Geschichte wandte, und daß ich in dem ganzen Umfange derselben keine Begebenheit anzutreffen erklärte, welche mich mehr gerührt habe als die Enthauptung des Herrn Henzi in Bern. Ich konnte mich nicht enthalten, den vortheilhaften Begriff zu verrathen, den ich mir von ihm, theils aus den öffentlichen Nachrichten, theils aus

---

1) Der Sinn der Stelle ist: Als der Parnaß jüngst bei Bacchus zechte, gab Dieser der Muse des Gesanges als Freundschaftspfand den Thyrsus, das Symbol der Bacchusfeier. — Der Pindus findet sich häufig bei den französischen und deutschen Dichtern des vorigen Jahrhunderts statt des Parnaß als Sitz der Musen. — A. d. H.

2) Vgl. zu Brief 22 und 23 (die Fragmente des Trauerspiels Samuel Henzi) die Vorbem., S. 155. — A. d. H.

mündlichen Erzählungen [1]) gemacht hatte. Ich behauptete sogar, daß er einen würdigen Helden zu einem recht erhabnen Trauerspiele abgeben könne; und ich hatte das Vergnügen, daß Sie mir nach einigem Wortwechsel beifielen. Wie viel größer aber ist das Vergnügen, welches Sie mir durch Ihre Zuschrift gemacht haben! Ich finde den deutlichsten Beweis darinne, daß Sie mir nicht aus Höflichkeit, sondern aus Ueberzeugung beigefallen sind, und daß Sie meine Gesinnungen nicht sowohl gebilliget, als vielmehr angenommen haben. Als ein Geist, der sich gleich anfangs mit etwas Wichtigen zeigen will, übersenden Sie mir einen Plan, wie unser Held wohl am Füglichsten auf die Bühne zu bringen sei. Er macht Ihrer Kritik und Ihrem Genie Ehre; und wenn ich mich in die Beurtheilung desselben einlassen wollte, so würde ich überall nichts zu sagen finden, als: das ist schön, das ist regelmäßig, ob ich gleich dieses so und jenes anders eingerichtet zu haben bekenne. Denn ich muß es Ihnen nur gestehen, daß ich mir einen gleichen Plan gemacht habe, und zwar noch ehe ich die Ehre hatte, mit Ihnen davon zu sprechen. Ich habe sogar angefangen, ihn auszuführen, und ich bin nicht übel Willens, den ersten Aufzug meinem Briefe beizulegen. Und warum nicht? Er wird mir die Mühe ersparen, meine Einrichtung weitläuftig zu erklären, und ich werde am Ende nichts nöthig haben, als einige allgemeine zu meiner Entschuldigung dienende Anmerkungen beizufügen. Hier ist er; ich muß Sie aber ersuchen, daß Sie das Uebrige meines Briefes erst nach ihm lesen, weil ich mich durchgängig darauf beziehen werde — — —

---

1) Danzel, I. 165, vermuthet, daß Lessing diese mündlichen Nachrichten über Henzi von Sulzer gehört habe. Direct jedenfalls nicht, da Sulzer noch am 30. November 1754 an Bodmer schreibt: „Lessing kenne ich noch nicht.“ — A. d. H.

Samuel Henzi.

Ein Trauerspiel.*)

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Henzi. Wernier.

Henzi (kömmt in tiefen Gedanken und wendet sich plötzlich um).
Wer folgt mir? Liebster Freund, bist Du's? — Wen suchst Du?
— — Mich?
Du folgst mir nach? — — Warum?

Wernier.

Und warum wundert's Dich?
Hat mich nicht Henzi stets mit offnem Arm empfangen?
Nur jetzo fragt er mich, was ich ihm nachgegangen?
Ich sah erstaunt, daß er so früh aufs Rathhaus ging,
Sich mit sich selbst besprach, das Haupt zur Erde hing;
Ich sah, daß Zorn und Gram so Blick als Schritt verriethen,
Ob sie der Neugier gleich sich zu entfliehn bemühten.
Der Anblick drang ans Herz — — Was quält den edlen Geist?
Ich floh ihm nach und seh' — —

Henzi.

Was?

Wernier.

Daß es ihm verdreußt.
Ach! bin ich nicht mehr werth, sein Unglück mit zu tragen?
Ist er nicht Freunds genug, mir's ungefragt zu sagen?
Hab' ich's an ihm verdient, daß er so grausam ist
Und mir den süßen Weg zu gleichem Gram verschließt?
Bedenke, wie wir da uns brüderlich umfaßten,
Als wir, zu patriot'sch, die Hassenswerthen haßten,

---

*) *Ελευθεριας ἑν μεν το εν μερει αρχεσθαι και αρχειν· ἑν δε το ζῃν, ὡς βουλεται τις.* [1]) Arist. Resp., Lib. VI. c. 2. Berlin 1749. — [Zusatz von Karl Lessing im Theatralischen Nachlaß, Band 2, jedenfalls den Papieren des Bruders entnommen. — A. d. H.]

1) „Ein Zeichen der Freiheit ist das abwechselnde Gehorchen und Gebieten .... ein zweites, zu leben, wie Jeder eben will." — A. d. H.

Als unterdrücktes Recht, als unser Vaterland
Den zu bescheidnen Mund kühn, doch umsonst entband.
Bern seufzet noch wie vor. Die Helden sind vertrieben;
Doch ist ihr bester Theil in Dir zurückgeblieben.
Bern sieht allein auf Dich. Bern hofft allein von Dir
Freiheit und Rach' und Wohl. Drum, Henzi, gönne mir
Das unermeßne Glück, wenn Dich die Nachwelt nennet,
Daß sie mich als den Freund von ihrem Schutzgott kennet.
Wie aber? — — Schweigst Du noch? — — Du siehst mich traurig an?
O, daß mein schwacher Geist Dich nicht errathen kann!
O könnt' ich göttlich jetzt in Deine Seele blicken
Und, was Du mir verhehlst, Dir unbewußt entrücken!
O stünde mir Dein Geist so frei wie Dein Gesicht,
Und schlöss' ich dann daraus, was jede Miene spricht!
Ich gäbe, könnt' es sein, Dein Mißtraun zu bestrafen,
Mein Leben zehnmal hin, Dir Ruhe zu verschaffen.
Zu meiner Rache dann erführst Du nimmermehr,
Wer Dir den Dienst gethan, daß ich, Dein Freund, es wär'.
Ja, Henzi, könntest Du Dich nicht erkenntlich zeigen,
Ich weiß, es schmerzte Dich, wie mich Dein Stillschweigen.
Erwäge, gestern schon wichst Du mir listig aus
Und flohst, mich nicht zu sehn — — o Gott! — — in Dücret's Haus.
So mußte Dücret's Haus Dich von dem Freund befreien?
So hattest Du mich mehr als dieses Haus zu scheuen?
Des Scheusals unsres Staats? Warum nahm Bern ihn ein?
Wird ihm Bern heiliger als Genf und Frankreich sein?
Doch — — Du kehrst Dich von mir? Du willst mich — — auch nicht sehen.
Freund! — — Henzi! — — noch umsonst? — — Henzi! Vergebnes Flehen?
Sprich! Sage, was Dich quält! Warum beschwer' ich Dich?
Was suchst Du hier so früh? Wie? Du verlässest mich?
Wie? Soll ich Dich etwan — — soll ich Dich knieend bitten? — —

Henzi.

O Gott! o welcher Kampf! Was hat mein Herz gelitten!
O Freund, Dein edler Geist ist größres Glücke werth,
Als daß zu seiner Pein er meine Pein erfährt.
Was nutzt mir's, daß mein Freund mit mir gefällig weine?

Nichts, als daß ich in ihm mir zweifach elend scheine.
Frei, fröhlich, ungequält hab' ich Dir sonst gedäucht;
Denn sich verstellen, ist bei kleinen Uebeln leicht.
Warum hast Du in mich jetzt tiefer blicken müssen
Und mir der Freudigkeit erborgte Larv' entrissen?
O wär' es selbst vor mir, wornach Du fragst, versteckt!
Liebt' ich Dich weniger, hätt' ich Dir mehr entdeckt.
Du weißt es Zeit genug, wenn Du es dann wirst wissen,
Wann wir, steht Gott uns bei, die Frucht davon genießen.
O Bern! o Vaterland! — — — doch schon zu viel gesagt!
Freund, habe nichts gehört! — — Freund, habe nichts gefragt!
Noch warte, bis der Tag — — nur dieser Tag vergangen,
Und morgen, liebster Freund — —

Wernier.

Wär' ich für Gram vergangen.
O Bern? O Vaterland? Ja, ja, Dein großer Geist,
Für Bern erzeugt, weiß nicht, was mindre Sorge heißt.
Wie selig, Henzi, ist's, fürs Vaterland sich grämen
Und sein verlassnes Wohl freiwillig auf sich nehmen.
Doch sei nicht ungerecht und glaube, daß in mir
Auch Schweizerblut noch fließt und wirket wie in Dir.
Theil Deine Last mit mir! Kann ich gleich minder fassen,
So kann ich doch wie Du für Bern mein Leben lassen.
Nicht morgen, heute noch eröffne mir die Bahn,
Worauf ich unter Dir Bern und Dich rächen kann!

Henzi.

O sage nichts von mir! Enterbt von Amt und Ehre,
Ertrüg' ich mein Geschick, wann's einzig meines wäre.
Wär' jedes Amt im Staat mit einem Mann bestellt,
Der dienen kann und will, ich spräch' als jener Held:
Glückselig Vaterland, Du kannst mich nicht versorgen,
Der Helden sind zu viel! und bliebe gern verborgen.
Allein, wann Eigennutz den kühnen Rath belebt,
Und wann den Grund des Staats die Herrschsucht untergräbt;
Wann, die das Volk gewählt zu seiner Freiheit Stützen,
Den anvertrauten Rang gleich strengen Sceptern nützen;
Wann Freundschaft statt Verdienst, wann Blut für Würde gilt;
Wann der gemeine Schatz des Geizes Beutel füllt;
Wann man des Staates Flehn, der sie aus Gunst erkoren,
Der nur aus Nachsicht fleht, empfängt mit tauben Ohren;

Wann, wer der Freiheit sich das Wort zu reden traut,
Zum Lohn für seine Müh ein schimpflich Elend baut;
Freiheit! wann uns von Dir, Du aller Tugend Same,
Du aller Laster Gift, nichts bleibet als der Name,
Und dann mein weichlich Herz gerechten Zorn nicht hört:
So bin ich meines Bluts — — ich bin des Tags nicht werth.

Wernier.

Jetzt red'te Henzi! Freund, ich fühl' es, was er sagte.
O, wer gleich Bruto denkt, sich auch gleich Bruto wagte!
Freund, Du verstehst mich schon. Doch; sieh hier meine Faust!
Gönn ihr den süßen Stoß, wann Du vor Blut Dich graust.
Glaub mir, noch heute kann ich hundert Brüder finden,
Wann Du — — wann Henzi nur sich will mit uns verbinden.
Du weißt, was jetzt den Rath mit bangen Warten quält.
Vielleicht, daß dieser Streich geschwind und glücklich fällt.
Vielleicht, daß das Geschick, das noch den Wüthrich stützet,
Zum Wohl des Vaterlands verschworne Helden schützet.
Denn noch ist nichts entdeckt, als was ein dunkles Blatt
Von Mannschaft und Gewehr kaum halb verrathen hat.
Sobald man Freiheit! Bern! als ihre Lösung höret,
Muß ich der Erste sein, der das Geschrei vermehret.
O hört' ich's heute noch! Und Henzi rief' mit mir!
Und Bern wär' heut noch frei, und frei gehorcht' es Dir!
Warum kenn' ich sie nicht und trage gleiche Bürde,
Daß mir des Staates Wohl wie ihnen sauer würde,
Daß ich auch einst mit Ruhm zun Kindern sagen kann:
„So sauer ward es mir! mein Leben wagt' ich dran,
Daß ich Euch, mein Geschlecht, als Freie könnte küssen.
Seid stark und laßt dies Glück auch Euer Kind genießen!“

Henzi.

Du willst sie kennen?

Wernier.

Ja.

Henzi.

So kenn sie dann in mir!

Wernier.

O, red'te Henzi wahr!

Henzi.

Kenn sie in mir!

Wernier.

In Dir?
Und hast mir nichts gesagt? Mußt' ich in Deinen Augen
Der Freiheit sonst zu nichts, als sie zu wünschen taugen?
Freund, ungerechter Freund! — — Doch ich vergess' es schon,
Du hast mir's noch entdeckt. Freund, hier nimm Deinen Lohn!
(Er umarmt ihn.)
Doch eile, lehre mich, wer, wo sind Deine Glieder?
Sind sie des Hauptes werth? Sind's meiner würd'ge Brüder?
Wie weit ist's? Ist ihr Zweck mehr, als Bern zu befrein?
Doch, Du regierst das Werk, wie kann's zu tadeln sein?
Vergieb dem ekeln Stolz, der gern nichts wagen möchte,
Als was ihm Ruhm und Bern die alte Hoheit brächte!

Henzi.

Besorge nichts, auch uns ist nicht die Ehre feil.
Auch unser Endzweck ist nichts Schlechters als Bern's Heil.
Der Gott des Vaterlands, der unsern Schwur vernommen,
Von dem, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreimal mächt'ge Gott straf' uns und unser Kind,
Wenn sein allsehend Aug' uns eigennützig findt;
Wann wir die Tyrannei nur darum rächen wollen,
Daß unsre Brüder sie in uns vertauschen sollen;
Wann nach vollbrachter That — — doch so weit komm' es nie,
Sind wir so rasend frech, dann mehr zu sein als sie.
Fuetter, Richard, Wyß, die ehrenvollen Namen,
Der unverfälschte Rest vom freien Schweizersamen,
Die weder Stand noch Glück zum Pöbel niederdrückt,
Den Freiheit kaum so lang, als sie neu ist, entzückt,
Die sind's und Andre mehr, die heut im Rath es wagen,
Den ungerechten Dienst ihm drohend aufzusagen.
Sieh, darum bin ich hier. Ich führ' für sie das Wort — —

Wernier.

Und morgen zieht Ihr dann aus Bern vertrieben fort.
Wie? mehr vermögt Ihr nicht? Ohnmächtiges Beschwören!
Euch, nur im Drohen stark, wird keine Otter hören!
Ja, führe nur das Wort! donnre wie Cicero!
Du weißt es, wie er starb, vielleicht stirbst Du auch so.
Den Wüthrichen das Recht keck unter Augen setzen,
Giebt unglücksel'gen Stoff, daß sie's nur mehr verletzen.

Besinn Dich, wie es ging, nun ist's das fünfte Jahr — —
Nein, wenn der Nachdruck fehlt, so unterlaßt's nur gar!

Henzi.

Auch diesen haben wir. Bewehrt zum nahen Streite,
Steht uns bei Tausenden das Landvolk treu zur Seite.
Fuetter wacht am Thor und läßt es heut noch ein;
Denn länger als den Tag soll Bern nicht dienstbar sein.
Ich selbst kann tausend Mann mit Flint' und Schwert bewehren,
Die bei dem ersten Sturm sich muthig zu uns kehren.
Und zweifelst Du, wann uns der Ausbruch nur gelingt,
Daß nicht Bern's bester Theil zu unsrer Fahne dringt?
Doch Alles wird man eh als dieses Aeußre wagen.
Den Fleck des Bürgerbluts kann kein Schwert rühmlich tragen.
Drum wollte Gott, der Rath vernähm' uns heute noch!
Denn heute noch ist's Zeit, und linderte sein Joch
Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König zieret,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regieret.
Dies macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht,
Kein menschenähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.
Freund, kann es möglich sein, daß Die sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen?
Daß Der vor Scham nicht stirbt, der überzeugt kann sein,
Kein Herz räumt ihm die Ehr', die er sich raubet, ein?

Wernier.

So weit denkt kein Tyrann. Er schätzt sich gnug verehret,
Wann sich ein scheuer Blick vor ihm zur Erde kehret.
Doch welche Lust, o Freund, erfüllt mein bebend Herz,
Empfindbar Dem allein, der mit gerechtem Schmerz
Für Bern in Thränen floß und flehte Gottes Rechte,
Daß sie uns einen Held zum Rächer rüsten möchte!
Hier steht er dann in Dir. Aus Ehrfurcht nenn' ich Dich
Nun nicht mehr meinen Freund.

Henzi.

Freund, so beschämst Du mich?

Wernier.

Nun wohl, komm, eile dann, den Helden mich zu zeigen!
Wo sind sie? — Komm! — Du bleibst? — Du schweigst? —
Was sagt das Schweigen?

Henzi.
Freund, dies verlange nicht!
Wernier.
Wie? Komm doch! Soll ich nun
Den Schwur, den sie gethan, nicht Dir und ihnen thun?
Henzi.
Ich trau' Dir ohne Schwur.
Wernier.
Allein ich will sie sehen.
Henzi.
Du wirst, wenn Du sie siehst, erzürnt von ihnen gehen.
Wernier.
Fuetter, Richard, Wyß — — die sollten's, sprachst Du, sein.
Sind sie es nicht?
Henzi.
Sie sind's, doch sind sie's nicht allein.
Es hat ein Ungeheu'r sich unter uns gedrungen,
Der flücht'ge Rottengeist, verflucht von tausend Zungen.
Und nach Verdienst verflucht; den nicht die Sorg' um Staat,
Den Rach' und Grausamkeit uns zugeführet hat;
Der die Tyrannen haßt, nur um Blut zu vergießen,
Und den, o hart Geschick! wir doch erhalten müssen.
Sieh! das macht meinen Gram. Ich scheu' den tollen Geist,
Der uns vielleicht mit sich in sein Verderben reißt.
Wernier.
Wer ist's?
Henzi.
Er, der, wohin er kam, die Ruhe störte,
Der jüngst mit frecher Stirn Dein Kind zur Eh' begehrte.
Wernier.
Wer? Dücret?
Henzi.
Eben Der.
Wernier.
Der ehrenlose Mann?
Was geht Fremdlingen Bern und unsre Freiheit an?
O speit ihn aus von Euch, daß er die beste Sache,
Die besten Bürger nicht durch sich verdächtig mache!
O speit ihn aus von Euch! Nehmt mich an seine Statt,

Der mindre Bosheit zwar, doch gleiche Kühnheit hat!
Wer wird sich lieber nicht zur Sclaverei bequemen,
Wenn er die Freiheit soll von Dücret's Händen nehmen?
O heute stoßt ihn noch — —

Henzi.

Und so verlangst Du wohl,
Daß er uns heute noch mit Bern verrathen soll?
Sonst wär' es längst geschehn — —

Wernier.

O dem ist vorzubeugen.
Mein Arm lehrt ihn geschwind ein ewig Stilleschweigen.

Henzi.

Nur gleich getödtet! Freund, wenn wir selbst uneins sind — —
Doch, hör' ich recht? Er kömmt. Verlaß mich! Geh! Geschwind!
Ich hab' ihn her bestellt. Ich will Dich wiederfinden.
Geh! und laß Deinen Zorn die Klugheit überwinden!

Andrer Auftritt.

Henzi. Dücret.

Henzi.

Er hat ihn doch gesehn.

Dücret.

Ha! Alles steht uns bei.
Hat Henzi Muth genug, so sind wir morgen frei.

Henzi.

Ein Geist wie Du hat stets die Vorsicht ausgeschlagen.
Was wüßtest Du auch mehr, als tollkühn Dich zu wagen?
An Muthe fehlt mir's nicht. Doch an Bedacht fehlt's Dir.

Dücret.

O, an Bedacht! Doch sprich, war Wernier nicht hier?
Vertraust Du Dich Dem auch?

Henzi.

Kann ich mich Dir vertrauen,
So kann ich doch wohl auch auf einen Berner bauen.

Dücret.

Trau, Henzi, traue nur, bis Du verrathen bist!
Was hilft's, ein Berner sein, wenn man ein Sclave ist?
Ich kenn' ihn mehr als Du. Er ist dem Rath gewogen,

Sonst hätt' er längst mit mir ein festes Band vollzogen.
Warum nimmt er mich nicht zu seinem Tochtermann?
Weil er den Feind des Raths in mir nicht lieben kann.
Denn so klein bin ich nicht, daß eine tolle Liebe
Den Haß der Tyrannei aus meiner Brust vertriebe.
Er hebt vielleicht sein Kind für einen Rathsherrn auf — —

Henzi.

O laß der frechen Zung' nicht allzu sehr den Lauf!
Schen mich in ihm! Er ist mein Freund.

Dücret.

Das kann man hören,
Die Wahrheit würdst Du mir sonst nicht zu sagen wehren.

Henzi.

Er haßt den Rath und Dich. Nur haßt er Dich noch mehr.
Doch schweig davon — — Kommt bald Wyß und Fuetter her?
Ich habe Vieles noch mit ihnen zu beschließen — —

Dücret.

So wird auch dieser Tag wohl ungebraucht verfließen.
Es ist gnug überlegt. Wag, was man wagen muß,
Und tröne durch die That des langen Zauderns Schluß!
Komm mit mir aus der Stadt, das Landvolk zu verstärken,
Und zeige Dich die Nacht mit blut'gen Wunderwerken:
Erschrecke, morde, brenn, vertilge Kind und Haus,
Und lösch mit Feu'r und Schwert Bern's Schimpf und Knechtschaft aus!
Du schütterst? — — Feiger Mann — —

Henzi.

Nur feig zu Grausamkeiten.
Geh, Unthier, Deine Wuth soll mich vom Recht nicht leiten!
Weißt Du, ob Gott nicht selbst an unsre Freiheit denkt,
Er, der der Großen Herz wie Wasserbäche lenkt,
Daß sich der harte Rath auf unser Flehn erweichet
Und dann am Größten wird, wann er dem Bürger gleichet?
Verdienen sie den Tod, so hat Gott seinen Blitz.

Dücret.

Auf so was Kleines sieht er nicht vom hohen Sitz.
Er hat, von Sorgen frei, Tyrannen zu bestrafen,
Empfindlichkeit und Wuth und Stahl und Faust erschaffen.

Henzi.

Schweig, Lästrer! Ich erweis' an Dir sonst mit der That,
Warum er, was Du nennst, allein erschaffen hat.
Bist Du nicht hassenswerth?

Dücret.

Nun wohl, man mag mich hassen,
Darf sich mein freier Geist nur nicht gebieten lassen.
Ich bin schadlos genug. Sei Du die Lust der Welt
Und dien, gerechter Mann, so lang es Dir gefällt!

Henzi.

Fein höhnisch! Dienst Du nicht, wenn Du den Lastern dienest?

Dücret.

Wie lehrreich! Dienst Du nicht, wenn Du Dich nichts erkühnest?
Was soll Dir dann die Macht?

Henzi.

Durch sie Bern zu befrein,
Den Rath zu nöthigen, groß und gerecht zu sein.
Er bleibe, was er ist, wann er uns nicht mehr drücket,
Wann Dienst und Regiment zum gleichen Theil beglücket,
Wann er als seinen Herrn erkennt das Vaterland
Und ist nur, was er ist, des Volkes Mund und Hand.
Wie gern wird Bern alsdann in ihm sich selber lieben — —

Dücret.

Und er die Tyrannei nur etwas feiner üben.
Du hast Verstand genug zu einem Rädelsmann,
Doch Tugend allzu viel.

Henzi.

Die man nie haben kann.

Dücret.

Wer ist je ohne Blut der Freiheit Rächer worden?
Wer sich zu dienen scheut, der scheu' sich nicht zu morden.
Die Noth heißt Alles gut. Sie hebt das Laster auf,
Und bald wird's Tugend sein, folgt Glück und Sieg nur drauf.
Wer Unkraut tilgen will, darf Der die Wurzeln schonen?
Sie wird die güt'ge Hand mit neuer Mühe lohnen.
Drum soll die Nachwelt auch durch uns geborgen sein,
Und wollen wir in uns auch unser Kind befrein,
So muß die Tyrannei und der Tyrann erliegen;
Denn nur durch dessen Tod ist jene zu besiegen.
So denkt Fuetter, Wyß, so denkt Richard und ich,

Und Deine Gütigkeit scheint Allen hinderlich.
Sieh, Henzi, dieses Blatt läßt Dir die Namen wissen,
Die alle diese Nacht durch uns erkalten müssen.
Nimm! Lies es! Folget mir, geht heute nicht in Rath,
Weil er ohndem Verdacht, obgleich auf uns nicht, hat.
Lies nur, doch laß Dich nicht der Namen Menge schrecken!
Ihr schneller Tod wird uns die Freiheit auferwecken.
Was wagt man — —

Henzi (lieset).

Steiger? Wie? Der soll der Erste sein?
Der Redlichste des Raths? Das geh' ich nimmer ein.
Soll das gerechte Haupt der Glieder Frevel büßen?
Ihn hat Freundschaft und Blut dem Vaterland entrissen.
Er kann Bern's Vater sein. Bern seufzet noch um ihn.
Drum laß uns ihn dem Schimpf, sein Herr zu sein, entziehn!

Dücret.

Wohl! durch den Tod.

Henzi (zerreißt das Blatt).

Da nimm die unglücksel'ge Rolle
Und sage Deiner Brut — — —

Dücret.

Daß Henzi dienen wolle?
Daß ihm des Feindes Blut wie seines kostbar ist?
Daß er des Staates Wohl um Steiger's Wohl vergißt?

Henzi.

Ja, Rasender! (Geht zornig ab.)

Dritter Auftritt.

Dücret.

Er geht? Henzi! Henzi! Verräther!
Ha! Deiner Weichlichkeit schein' ich ein Missethäter?
Wer? Steiger? Steiger findt an Henzi seinen Freund?
Er soll dem Tod entfliehn? Er? Mein geschworner Feind?
Aus Rache gegen ihn hat Dücret sich verschworen — —
Und sollt' er Henzi's Brust mit ihm zugleich durchbohren — —
Die Rache sei vollführt! Und weh dem Hinderniß!
Ha, Steiger! nur Geduld! die Rach' ist allzu süß! (Geht ab.)

Zweierlei, mein Herr, werden Sie gleich anfangs bemerkt haben: daß ich nämlich die Bühne in einen Saal des Rathhauses

verlege, und daß ich die Handlung mit dem Tage anfangen lasse. Jenes thue ich, die Einheit des Orts zu erhalten, wenn ich etwa kühn genug sein sollte, in den folgenden Aufzügen die Rathsversammlung selbst und meinen Helden vor ihr redend zu zeigen; man würde alsdenn nichts als den innern Vorhang aufziehen dürfen. Das Andre habe ich deswegen für gut befunden, damit die Vorfälle einander nicht allzu sehr drängen und dadurch unnatürlich scheinen möchten. Gewisse große Geister würden diese kleine Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen. Aber wird man nicht das schon für eine Uebertretung der Regeln halten, daß der Stoff unsers Trauerspiels so gar zu neu ist? Hätte man nicht wenigstens die ganze Begebenheit unter fremde Namen einkleiden sollen, gesetzt, diese Namen wären auch völlig erdichtet gewesen? Ich zweifle nicht, daß nicht Einige dieses behaupten sollten; allein daß sie es mit Grunde behaupten werden, daran zweifle ich. Die Verbergung der wahren Namen wird meines Erachtens nur alsdann nothwendig, wenn man in einer neuen Geschichte wesentliche Umstände geändert hat und man durch diese Veränderungen die besser unterrichteten Zuschauer zu beleidigen fürchten muß. Sind wir aber in diesem Falle? Ich sollte nicht denken; wenigstens wie ich Knoten, Auflösung und Charaktere eingerichtet habe, glaube ich die Wahrheit nirgends beleidiget und hin und wieder nur verschönert zu haben.

Lassen Sie uns das Letzte zuerst betrachten! Ich will Ihnen sagen, was meine Absicht damit war. Sie war diese: den Aufrührer im Gegensatze mit dem Patrioten und den Unterdrücker im Gegensatze mit dem wahren Oberhaupte zu schildern. Henzi ist der Patriot, Dücret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt und dieser oder jener Rathsherr der Unterdrücker. Henzi, als ein Mann, bei dem das Herz ebenso vortrefflich als der Geist war, wird von nichts als dem Wohle des Staats getrieben; kein Eigennutz, keine Lust zu Veränderungen, keine Rache beseelt ihn; er sucht nichts, als die Freiheit bis zu ihren alten Grenzen wieder zu erweitern, und sucht es durch die allergelindesten Mittel, und wann diese nicht anschlagen sollten, durch die allervorsichtigste Gewalt. Dücret ist das vollkommne Gegentheil. Haß und Blutdurst sind seine Tugenden und Tollkühnheit sein ganzes Verdienst.

Sie werden leicht sehen können, daß in diesen Charakteren der Knoten des Stücks gegründet ist. Henzi und seine Freunde

kennen den Düeret, verabscheuen ihn und suchen sich auf alle mögliche Art von ihm zu trennen. Dieser aber will selbst Oberhaupt sein und sucht den Henzi verdächtig zu machen, wozu er sich des Umstandes mit dem Wernier bedient. Setzen Sie nunmehr, daß ihm dieses nicht gelingt, und daß man ihn völlig vor den Kopf stößt, so ist nach seiner Gemüthsart nichts natürlicher, als daß er selbst seine Mitverschwornen verräth und sich aus der Schlinge zu ziehen sucht. Es liegt wenig oder nichts daran, ob die Entdeckung wirklich so zugegangen, und ob Wernier erst an dem Tage der Entdeckung an dem Geheimnisse Theil genommen; genug, daß Beides sein konnte und die Hauptsache darunter nichts leidet. Diese Entdeckung würde ich zu Ende des dritten Aufzuges vor sich gehen lassen, so daß sich die Charaktere der Gegenpartei erst in den beiden letztern entwickelten. Ich würde Steigern sich Henzi's ebenso eifrig annehmen lassen, als sich Henzi Steiger's annimmt. Ich würde nur gewisse Glieder auf eine blutige Bestrafung dringen und diese ohne Jenes Vorwissen in der Geschwindigkeit geschehen lassen — —

Es thut mir leid, daß mir die Zeit nicht erlauben will, umständlicher zu sein. Doch ich glaube nicht einmal, daß es nöthig ist. Halb so viel würde schon zureichend gewesen sein, Ihnen meine Einrichtung zu entdecken, und weiter habe ich nichts gewollt. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Dreiundzwanzigster Brief.

An Ebendenselben.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben meine Gedanken so vortrefflich gefaßt, oder vielmehr Sie haben sie so vortrefflich verbessert, daß ich nichts mehr wünschte, als daß es Ihnen gefallen möchte, sie völlig als die Ihrigen zu betrachten und nach denselben ein Werk zu vollführen, welches meinen Schultern beinahe zu schwer ist. Ein Lied, ein kleines Lied von Lieb' und Wein, o wie viel leichter ist das! Es geht mir, wie es dem Ovid ging, ohne sonst mit ihm viel Aehnliches zu haben.

Vincor, et ingenium sumtis revocatur ab armis;
  Resque domi gestas et mea bella cano.
Sceptra tamen sumsi, — — — — —
  — — — — — — — — — —

Risit Amor pallamque meam, pictosque cothurnos
Sceptraque privata tam cito sumta manu.
Hinc quoque me Dominae nomen deduxit iniquae:
Deque cothurnato vate triumphat Amor. [1])

Hier haben Sie Alles, was ich noch außer dem ersten Aufzuge gemacht habe, und was Sie etwa brauchen können. Streichen Sie aus und verbessern Sie, was Ihnen nicht gefällt; setzen Sie hinzu, was Ihnen beliebt! Wann Sie das Stück zu Stande bringen, so werde ich keinen größern Antheil daran haben, als an einer schönen Bildsäule Derjenige hat, welcher den Marmor dazu gebrochen. Leben Sie wohl!

Andrer Aufzug.

Erster Auftritt.

Dücret. Fuetter. Richard. Wyß.

Dücret.

Kommt, Freunde! Uns vereint gemeinschaftliche Rache.
Kämpft, wenn Ihr kämpft, für Bern, doch auch für Eure Sache!
Der Tag ist endlich da. Und — — wär' er schon vorbei!
Und stürzte Nacht und Tod die lange Tyrannei!
Ich seh' gerechte Scham durch Eure Wangen dringen.
Doch, kann die Scham allein die Freiheit wiederbringen?
(Fuetter sieht ihn zornig an.)
So! zeiget allgemach des Zornes edle Spur!

Fuetter.

Schweig! diesen edlen Zorn reizt Deine Frechheit nur.
Wahr ist's, wir schämen uns der ungeerbten Ketten,
Doch schämen wir uns mehr, mit Schimpf uns zu erretten.
Des unterdrückten Staats großmüth'ge Rächer sein,
Sich für das Vaterland und nicht für sich befrein,
Verwegne Richter nur, nicht das Gericht abschaffen,

---

1) Ovid. Amor., II. 18, Vers 11—18:
„Ueberwunden entsagt der Geist den ergriffenen Waffen;
Thaten, zu Hause gethan, sing' ich und eigenen Krieg.
Scepter ergriff ich jedoch — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Amor lacht ob meines Talars und des bunten Geschühes
Und des Scepters, geführt trefflich von niedriger Hand.
Davon auch zog das Bedeuten mich ab der erzürnten Gebiet'rin:
Siehe des Trauerspiels Dichter von Amor besiegt!" (Lindemann.) — A. d. H.

Den Mißbrauch ihres Amts und nicht ihr Amt zu strafen,
Ist ein zu heilig Werk, als daß ein Geist wie Du,
Voll Rach' und Eigennutz, ein Feind gemeiner Ruh,
Ein Fremdling, der sich uns nur schrecklich sucht zu machen,
Es würdig unternähm' —

Dücret.

Dein Stolz ist zu verlachen.
Denn gleichwohl braucht Ihr mich.

Fuetter.

So braucht ein Arzt das Gift,
Das außer seiner Hand nur häm'sche Morde stift.

Dücret.

Das Gleichniß ist gewählt! Auch Henzi würd' es loben,
Der nur von Tugend träumt und läßt Tyrannen toben.
Doch lieber sprich mit Ernst als oratorisch schön,
Den Helden minder gleich, die auf der Bühne stehn
Und auf des Sittenspruchs geborgte Stelzen steigen,
Dem Volk die Tugenden im falschen Licht zu zeigen.
Sprich ungekünstelt! Sprich! Was habt Ihr bis anjetzt
Der Freiheit Eures Bern's, auf das Ihr trotzt, genützt?
Hab' ich das Schwerste nicht stets auf mich nehmen müssen?
Denn Ihr könnt weiter nichts, als rathen, zweifeln, schließen,
So tugendhaft Ihr seid, so durstig nach der Ehr';
Und eine Heldenthat erfordert etwas mehr.
Hab' ich das Landvolk nicht zu unserm Zweck verlenket?
Hat Euch nicht meine List manch mächtig Glied geschenket?
Vielleicht wär' Euer Muth zwar ohne mich gleich groß,
Doch wär' er ohne mich zum Mindsten waffenlos.
Zur Kühnheit in der Brust gehört auch Stahl in Händen,
Was dem entflieht, muß dann ein donnernd Rohr vollenden.
Geht! schickt den kühnsten Held ohn' dieses in den Streit:
Die Feigheit zielt; er fällt. O weibisch tapfre Zeit!
Jedoch, was brauch' ich viel zu meinem Ruhm zu sagen?
Wer seine Thaten rühmt, will keine größern wagen.
Nur darum seht Ihr mich mit neid'schem Hochmuth an,
Daß ich kein Bürger bin, doch mehr als er gethan.
Ein großes Herz muß sich an keinen Undank kehren.
Beschimpfet Ihr mich gleich und wünscht mich zu entbehren,
Und nennt mich Eures Ruhms gewisses Hinderniß,
Die Strafe wär' zu hart, wann Dücret Euch verließ'.

Er kennet seinen Werth. O, möchtet Ihr ihn kennen
Und ihm der Treue Lohn, Euch zu erretten, gönnen!
Für alle seine Müh, für alle die Gefahr
Verlangt er statt des Danks, man stell' ihn größrer dar.
Für Bern und seinen Schwur wünscht er Glück, Blut und Leben,
Ja, dem dies Alles weicht, die Tugend aufzugeben.
Sie, die nur allzu oft den ihr geweihten Geist
Von großen Thaten ab zu kleinen Scrupeln reißt;
Die selten Helden schafft, doch öfters sie ersticket,
Noch eh der kühnen Faust ein nützlich Laster glücket;
Die sich für Blut entsetzt, auch wann es büßend fließt,
Und der ein Heldenmord die größte Schandthat ist:
Die opfr' ich für Euch auf. Was Ihr abscheulich schätzet,
Das überlaßt nur mir, der sich für nichts entsetzet!
Folgt mir! Geht nicht in Rath, und spart Euch auf die Nacht,
Eh das verlangte Recht Euch ihm verdächtig macht!
Was sollen Recht und Flehn bei einem Wüthrich nützen,
Der seine Laster muß mit neuen Lastern stützen?
Gnug, daß er unbereut, zum Sterben unbeschickt,
Sein Unrecht und den Tod in einem Nu erblickt.

Wyß.

Wahr ist's, wir sind der Welt ein strafend Beispiel schuldig.
Man dient schon halb mit Recht, murrt man blos ungeduldig,
Wagt sich die feige Faust selbst an den Fessel nicht,
Der, wann er brechen soll, mit Blut gebeizt nur bricht.
Laßt, Freunde, länger nicht Euch einen Fremdling treiben
Und in des Miethlings Hand des Staates Wohlfahrt bleiben!
Sein Beispiel schimpfet uns — —

Dücret.

Zwar ist der Schimpf sehr klein,
Doch möcht' er Euch ein Sporn, mich so zu schimpfen, sein!

Richard.

Schweig, Dücret! Gnug, wir sind aus unserm Schlaf erwachet.
Zorn, Rach' und Wuth entbrennt. Du hast sie angefachet.
Dein Ruhm ist Neides werth, und dieser gnüge Dir.
Des Werkes schwerern Theil, den übernehmen wir.
Von uns, von uns nur will sich Bern befreien lassen.
Steh ab! Es möchte Dich statt alles Dankes hassen.
Wir sind uns selbst genug. Es zeige diese Nacht,
Ob uns die Tugend nur zu feigen Bürgern macht,

Ob sie das Rachschwert nie in fromme Hände fasset,
Ob sie des Wüthrichs flucht und seinen Tod doch hasset.
Ihr wißt es, Blut und Glück verbindet mich dem Rath.
Doch Blut und Glück gehört zu allererst dem Staat.
Sein Wink, sein Wohl sei uns die heiligste der Pflichten,
Und soll man Faust und Stahl auf einen Vater richten.
Umsonst hegt ein Tyrann mit mir verwandtes Blut,
Ich thue das an ihm, was er am Staate thut;
Er unterdrückt sein Recht, ich will sein Blut verspritzen.
Flieht von entheiligten, sonst frommen Richtersitzen!
Kommt, Wyß, Fuetter, kommt!

Fuetter.

Wohin, erhitztes Paar?

Richard.

Wohin die Freiheit ruft, in rühmliche Gefahr.
Kommt, lasset nur den Rath noch heute sicher wüthen,
Des künft'gen Morgens Glück soll Alles froh vergüten.

Fuetter.

Hat Dücret doch gesiegt? Und werdet Ihr ihm gleich?
Pflanzt er durch grobe List auch seine Wuth in Euch?
Ihr seid des Haupts nicht werth, das uns der Himmel schenket,
Das nur auf Freiheit sinnt, da Ihr nur Rache denket.
Euch kennet Henzi nicht, und Euch verkenn' auch ich.
Nennt mich nicht Euer Glied; dies Bündniß schimpfte mich.
Geht! raset, mordet nur und stürzet Eure Brüder,
Sind es Tyrannen gleich, mitsammt dem Staate nieder!
Doch wißt, ich werd' es sein, der Euch dem Rath entdeckt
Und Eurer blinden Wuth gewißre Grenzen steckt.
Der Staat versprach in Euch sich edle freie Bürger
Und findet im Voraus leichtsinn'ge Brüder-Würger?
Welch Bubenstück, hebt Ihr die Freiheit also an,
Ist schrecklich gnug, das er von Euch nicht fürchten kann?
Nein, ewig drücke Den der Knechtschaft Schand' und Bürde,
Der seine Freiheit nur zu Lastern brauchen würde!
O Freiheit, welcher Schimpf! o Henzi, welche Qual
Steht Deiner Tugend vor — —

Dücret.

Spar auf ein andermal
Sein unschmackhaftes Lob! Vielleicht wird's bald geschehn,
Daß Ihr ihn unverlarvt, wie ich ihn sah, könnt sehn.

Geschicht es nicht zu spät, so dankt es einzig mir!
Du drohst uns mit Verrath, doch — — zittre selbst dafür!
Vielleicht — — ich zweifle nicht — — Wir sind wohl schon verrathen.

Fuetter.

Ha! Einem Dücret träumt von lauter Missethaten.
Geh nur! steck Andere mit Deinem Mißtraun an.
Wer thäte so was? — — Doch, vielleicht hast Du's gethan?
Du nur — —

Dücret.

Ist das mein Dank, wann ich Euch hinterbringe,
Daß Steiger selbst vielleicht in Eu'r Geheimniß dringe?
Daß ein treuloses Glied den schweren Schwur verlacht
Und Mitgenossen sich, die Ihr nicht kennet, macht;
Daß es mit Jedermann den großen Vorsatz theilet,
Der schon von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohren eilet;
Daß es der Strafe trotzt, die es auf den Verrath
Mit Euch selbst festgesetzt, mit Euch beschworen hat.

Richard.

Er trotzt der Strafe! Wie? Wer ist's? Du mußt ihn nennen.
Es soll nur Eines sein, ihn tödten und ihn kennen.
Er soll dem Himmel eh als unsrer Straf' entfliehn.
Wer ist es?

Fuetter.

Wer?

Wyß.

Wer ist's?

Dücret.

Hier kömmt er! strafet ihn!

(Geht ab.)

Andrer Auftritt.

Henzi. Fuetter. Richard. Wyß.

Henzi.

Bin ich noch Euer Freund? — — Bestürzt Euch diese Frage,
So gönnt mir, daß ich Euch als Freund die Wahrheit sage.
Der große Tag ist da, der Bern und Euer Wohl,
Mit Bitten oder Macht, stets billig richten soll.
Doch wünsch' ich, blieb' er nur so lange noch entfernet,
Bis Ihr, was Tugend sei, was Eure Pflicht, gelernet.
Noch kennt Ihr Beides nicht. Und wünschet, frei zu sein?
Wißt, Pflicht und Tugend nur muß dieses Glück verleihn.

Ein Lasterhafter kann zwar ohne Herrscher leben,
Stolz ohne Ketten gehn, vor keinem Richtstuhl beben;
Doch Alles dieses ist der Freiheit kleinster Theil.
Nur gleichgetheilte Sorg' um das gemeine Heil,
Nur fromme Sicherheit, rechtschaffen ungezwungen,
Nicht unbelohnt zu sein und nie zur Lehr' gedrungen,
Der Wahrheit, die man fühlt, nicht die der Priester sehn,
Und für uns sehen will, freimüthig nachzugehn,
Nur unverfälschtes Recht, wenn ärmre Bürger bitten,
Nur ungestörte Wahl gleichgült'ger Mod' und Sitten,
Nur unbeschimpfte Müh, die nicht statt Lohns Genuß
Der Großen faulen Bauch mit sich ernähren muß,
Nur schmeichelhafte Pflicht, fürs Vaterland zu streiten,
Statt eines Königes herrschsücht'gen Eitelkeiten,
Um die ein rasend Schwert eh tausend Bürger frißt,
Als er ein einzig Wort in seinem Titel mißt:
Nur dieses, Freunde, macht der Freiheit schätzbar Wesen,
Für die schon mancher Held den süßen Tod erlesen.
Sagt denn, ob man bei ihr die Tugend missen kann,
Die Ihr so kühn verletzt, als kühner kein Tyrann?
Ist denn der Blutdurst auch zu einer Tugend worden?
Und ist es Bürgerpflicht, die Bürger zu ermorden?
Ein Vorsatz gleicher Art steht nur Rebellen an.
Seid Ihr Rebellen? Wohl! Geht, sucht Euch Euren Mann!
Für Helden hielt ich Euch, die für den Riß sich stellen,
Von diesen ward ich Haupt und kein Haupt von Rebellen.

Richard (spöttisch).

Gewiß ein feiner Griff! hört und bewundert ihn!
Daß man Vorwürfe macht, Vorwürfen zu entfliehn.
Ist denn die Untreu' auch zu einer Tugend worden?
Welch Laster ziert uns mehr, verrathen oder morden?

Henzi.

Was sagst Du? — — Solchen Spott verstehet Henzi nicht.
Ich hör' es allzu wohl, daß Dücret aus Euch spricht.
War's ihm noch nicht genug, ins Laster Euch zu stürzen?
Müßt Ihr auf seinen Trieb auch Henzi's Ehre kürzen?
Scheint Der, der für sich nichts und Alles für den Staat
Und Eure Rechte thut, Euch fähig zum Verrath?
Wie? oder ist bei Euch, wer sich ein Missethäter
Zu werden scheut — — ist der sogleich auch ein Verräther?

Noch reuet mich es nicht, was ich im Zorn gethan.
Der Zorn war tugendhaft. Er stünd' Euch Allen an.
Die unglücksel'ge Roll' riß ich in hundert Stücken.
O, möcht' ein Gleiches mir mit Euren Herzen glücken!
Riss' ich die Wuth heraus, noch eh sie Wurzel schlägt,
Noch weil der seichte Geist der Menschheit Spuren hegt!
Jedoch auch die sind hin. Sonst würdet Ihr erblassen
Und nicht Den, der Euch straft, das, was er strafet, hassen.
Wann Eure Wuth nur Blut, nur Blut der Bürger sucht,
So sucht nur meines erst, der sie und Euch verflucht!
Eh Steiger sterben soll — —

Fuetter.

Was Rolle? Steiger? Sterben? —
Versteht Ihr was hiervon?

Wyß.

Genug, uns zu verderben.
Welch schrecklicher Verdacht dringt mit Gewalt in mich.
Je mehr ich ihn bestreit', je mehr bestärkt er sich.
Hört Ihr, wie Steiger ihm so sehr am Herze lieget — —

Fuetter.

Wie? Zweifl' ich länger noch, ob er, ob Dücret trieget?
Nein, Deine Tugend, Freund, zerstreuet den Verdacht;
Dein Herz ward uns zum Glück, nicht zum Verrath gemacht.
Man malt die Unschuld oft in fürchterlichen Zügen.
Wo nichts zu tadeln ist, ist dennoch Stoff zum Lügen.
Allein erkläre Dich! Wer dürst nach Bürgerblut?
Wir, Deine —?

Henzi.

Güt'ger Gott! So schöpf' ich wieder Muth?
So find' ich noch in Euch die tugendhaften Freunde?
Des Lasters Feinde zwar, doch stets menschliche Feinde.
So war es Dücret nur, der mit verfluchter Hand
Die blut'gen Urthel schrieb, die mich auf Euch entbrannt?
So hab' ich Steiger's mich vergebens angenommen? — — —
Mein Zorn verlöscht so schnell, so schnell er erst entglommen.
Erkennet nun, wie werth mir Eure Tugend ist,
Erkennt es und verzeiht — —

Fuetter.

Ha! welche Teufelslist!
O Freunde! ließen wir so schimpflich uns betriegen? — —
Doch wie? — — Zorn und Verdacht scheint noch in Euch zu siegen?

Seid Ihr noch nicht gewiß, daß Düeret Zwietracht spinnt,
Daß Henzi redlich ist, daß wir verrathen sind?

Richard.

Nicht Der, deß böser Sinn am Unglück sich ergötzet,
Der Redlichkeit und Wort für nichts als Worte schätzet,
Nicht der allein verräth, auch Der, dem Pflicht und Freund
Auf seine Heimlichkeit ein Recht zu haben scheint,
Der aus blöder Begier, sich Alle zu verbinden,
Auch Alle läßt den Weg, uns zu verderben, finden.

Henzi.

Genug! ich höre schon, worauf Dein Eifer geht.
Wahr ist's, ich war zu schwach. Ein Freund hat mich erfleht.
Ich hab' ihm unsern Zweck — —

Fuetter.

Du hast — —

Wyß.

O Lasterthaten!

Henzi.

Hört mich!

Richard.

Wir hören's schon. Wir sind — —

Wyß.

Wir sind verrathen!

Fuetter.

So hast Du Wort und Schwur — —

Henzi.

Die hab' ich nicht verletzt,
Weil Ihr dies neue Glied selbst Eurer würdig schätzt.
Ein Mann von alter Treu', in Glück und Sturm geübet,
Der nur die Tugend mehr als seine Freiheit liebet,
Sonst Alles für sie wagt und für Euch wagen wird — —

Fuetter.

Ja, wenn im Urtheil sich die Freundschaft nie geirrt,
So wär' Dein Fehl vielleicht — —

Wyß.

Kannst Du ihn noch vertreten?

Henzi.

Wer so wie ich gefehlt, Freund, hat es nicht vonnöthen.

Wyß.

Wie? Nicht vonnöthen? Ei, Du tugendhafter Mann,
Der schlechter als ein Weib den Mund regieren kann!

Verführer, was wirst Du uns noch bereden wollen,
Wann Du verrathen willst und wir nicht murren sollen?
„Ein Freund hat mich erfleht!“ O, träfe der Verrath
Nur unser Glücke mehr und weniger den Staat,
So könnte noch Dein Blut für Deinen Frevel büßen,
So wär' er größer nicht, als wir die Strafe wissen.
Doch einem Feind des Staats wär' dies mehr Gnad' als Pein;
Ein Leben voller Schimpf muß seine Strafe sein.
Die Enkel werden Dich noch mit Entsetzen nennen,
Für deren Freiheit wir nun nichts als sterben können.
Denn wer steht uns dafür, daß Dein unwürd'ger Freund
Kein gleicher Schwätzer ist, daß er es treuer meint?

Henzi.

Er selber steht dafür! Jedoch ich seh' ihn kommen,
Und Eurem Vorwurf ist zugleich die Kraft benommen.

Dritter Auftritt.

Wernier und die Vorigen.

Fuetter, Richard, Wyß (zugleich voller Erstaunen).
Wie? Wernier? (Sie umarmen ihn.)

Henzi.

Wie nun? Umarmt Ihr Euren Feind?
Was ändert Euch so schnell? Flieht ihn! Er ist mein Freund!
Flieht ihn, er ist wie ich ein Schwätzer und Verräther,
Ein Feind des freien Staats, ein Schaum der Uebelthäter!
Flieht ihn! Er ist mein Freund; wie wär' er tugendhaft?

Wyß.

O Henzi, quäl uns nicht, wir sind genug gestraft!
Die Tugend haben wir in Dir und ihm gekränket.

Richard.

Sieh, wie man irren kann, wenn man zu eifern denket.
Das Feuer riß uns hin, und mit sich selbst entzweit,
Sieht allezeit die Furcht, was sie zu sehen scheut &c.

Vierundzwanzigster Brief.[1])

An den Herrn F.

Sie müssen Sich nothwendig noch erinnern, wie viel ich jeder Zeit aus den Horazischen Oden und aus ihrem Verfasser, dem Herrn Pastor Lange, gemacht habe. Ich habe ihn allezeit als einen von unsern wichtigsten Dichtern betrachtet[2]) und seiner versprochnen Uebersetzung[3]) des Horaz mit dem unbeschreiblichsten Verlangen entgegengesehen. Endlich ist sie diese Messe erschienen, und meine Begierde hat sie mehr verschlungen als gelesen. Noch habe ich mich von dem Erstaunen, in welches sie mich gesetzt hat, nicht ganz erholt. Aber, guter Gott, wie unterschieden ist dies Erstaunen von dem, welches ich mir versprach! Ein gehofftes Erstaunen über unüberschwängliche Schönheiten hat sich in ein Erstaunen über unüberschwängliche Fehler verwandelt. Gleich der erste Blick, den ich hineinthat, war entsetzlich, und beinahe hätte ich meinen eignen Augen nicht getrauet! Ich fiel auf die 14. Ode des fünften Buchs und las:

> Als hätte ich mit dürren Schlund zweihundertmal
> Des ew'gen Schlafes Becher durstig getrunken.

Eine gewisse Ahndung ließ mich schnell in den Text sehen, und was glauben Sie, was ich entdeckte?

> Pocula Lethaeos ut si ducentia somnos
> Arente fauce traxerim,

so sagt Horaz; Herr Lange aber macht aus pocula ducentia somnos, aus schlaferweckenden Bechern, ducenta pocula, zweihundert Becher.[4]) O wahrhaftig, er muß ihrer mehr als zwei-

---

1) Vgl. über diese Kritik die Vorbem. S. 156 ff. — A. d. H.

2) In dem in den Vorbem., S. 158, erwähnten Briefe an Nicolai nennt Lessing freilich die Horazischen Oden frostige Nachahmungen des Horaz; unten, wo er von Lange's „glücklichen" Nachahmungen des lateinischen Dichters spricht, blickt unverkennbar der Spott durch. — A. d. H.

3) Schon in der Vorrede zu seinen Horazischen Oden hatte Lange dieselbe angekündigt. S. Vorbem., S. 157. — A. d. H.

4) Gegen dieses schlimmste aller seiner Versehen sucht Lange in dem Schreiben an den Hamburg. Correspondenten (S. Vorbem., S. 158 f.), abgedruckt in der Ausgabe von Karl Lessing (1785), S. 122 ff., sich in einer Weise zu rechtfertigen, der man nur zu deutlich die Verlegenheit ansieht. Doch ist es allerdings wahr, wenn er behauptet, daß der Fehler schon bemerkt und in den späteren Exemplaren geändert war. In dem von mir benutzten lautet die getadelte Stelle:

> „Als hätt' ich mit durstigem und trocknem Schlund
> Des ewigen Vergessens Becher getrunken." — A. d. H.

hundert ausgeleeret haben, die ihm das Innerste der Brust so stark mit Vergeßlichkeit der ersten Anfangsgründe erfüllt haben! Ich zeigte diese Stelle sogleich einem Freunde, welcher wie ich und Sie nie aufhören wird, den Horaz zu lesen. Wir wurden einig, vorher das ganze Buch durchzulaufen, ehe wir den Uebersetzer aus einem einzigen Fehler verdammten, welcher allenfalls, wenn er der einzige bliebe, auf die Rechnung der Menschlichkeit zu schreiben sei. Wir thaten es, und siehe, ich bekam dadurch ein Exemplar, welches auf allen Seiten Striche und Kreuze die Menge hatte. Das Resultat dieser Zeichen war dieses, daß Herr Lange, welcher neun Jahre mit dieser Arbeit zugebracht haben will, neun Jahre verloren habe, und daß es etwas Unbegreifliches sei, den Horaz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verstehen. Es liegt mir und meinem Freunde daran, daß Sie unser Urtheil nicht für übereilt halten. Sie werden uns also schon den Gefallen thun müssen, ein klein Register von Schulschnitzern zu durchlaufen, um Sich Ihrer Kindheit zu erinnern. Ich nenne es ein klein Register, das Sie allenfalls von Ihrem jüngern Bruder, wenn Sie selbst nicht Zeit haben, bis in das Unendliche können vermehren lassen.

1. B. Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Dieses übersetzt Herr Lange:

So rühre ich mit erhabnen Nacken die Sterne.

In meinem Cellario heißt vertex der Scheitel. Ein Wort, das auch zwei Silben hat.

1. B. Ode 2.

Galeae leves heißen dem Herrn Langen leichte Helme; hier müssen es blanke Helme heißen, wie es aus der Quantität der ersten Silbe in leves zu sehen ist. Der Gradus ad Parnassum ist nicht zu verachten!

1. B. Ode 8.

— — — cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat?

Warum flieht er den Oelzweig doch
Vorsichtiger als Gift der Ottern?

Wenn Horaz gesagt hätte: Olivam, so möchte Herr Lange Recht haben. Olivum aber heißt das Oel, womit sich die Fechter be-

schmierten, damit sie desto schwerer zu fassen wären. Daß aber Horaz dieses Oel und nicht den Oelzweig meint, kann man aus dem, was er ihm entgegensetzt, dem Gifte der Ottern, sehen.

1. B. Ode 11.

Horaz sagt: vina liques. Herr Lange übersetzt: zerlaß den Wein. Was heißt das, den Wein zerlassen? War der Wein gefroren? Vielleicht lernt er es aus einer Stelle des Martial's verstehen, was vina liquare heißt: 9. B. Sinnschr. 3.

Incensura nives Dominae Setina liquantur.

2. B. Ode 1.

Graves Principum amicitiae

heißen unserm Uebersetzer: der wichtige Bund der Großen. Er hätte wenigstens sollen sagen: der schädliche Bund.

2. B. Ode 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

Heißt in der Uebersetzung: mein Alter ist schon mit Zittern zu Vierzig gestiegen. Trepidare kann hier nicht Zittern bedeuten, weil man im 40sten Jahre schwerlich schon zittert. Es heißt nichts als eilen, so wie es Herr Lange selbst an einem andern Orte (3. B. Ode 27, Z. 17) übersetzt hat.*)

2. B. Ode 5.

— — nondum munia comparis
Aequare *(valet)*.

Sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen, sagt Herr Lange. Aber wer wird mit ihm von Thieren die edlen Worte Huld und Gatte zu brauchen wagen? Doch wenn

---

*) In der nämlichen Ode hat Herr Lange noch einen andern Fehler gemacht; er übersetzt:

Arsit Atreides medio in triumpho
Virgine rapta,

Erhitzte denn da, selbst mitten in dem Triumphe
— — — nicht die beiden Söhne des Atreus
Die schöne Geraubte?

Die Construction und die Geschichte zeigt ja deutlich, daß hier nur von dem Agamemnon die Rede sei, welcher dem Achill die Briseïs raubt. Und ist es wohl der Sinn des Lateinischen:

Regium certe genus et penates
Moeret iniquos,

wenn Herr Lange übersetzt:

Gewiß, sie beklagt das Unglück fürstlicher Kinder
Und zürnende Götter? — [Zusatz der Ausgabe von 1785.]

auch; Horaz will das gar nicht sagen, was ihn sein Uebersetzer sagen läßt; er bleibt blos in der Metapher vom Joche und spricht: sie kann noch nicht mit der Stärke des Ochsen, welcher neben ihr gespannt ist, ziehen.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem — —

Herr Lange sagt: indem sie den Hals den heißen Küssen entziehet. Allein das ist gleich das Gegentheil von dem, was Horaz sagen will.

3. B. Ode 6.

Horaz sagt von einem verbuhlten Mägdchen in dieser Ode:

— — — neque eligit
Cui donet impermissa raptim
Gaudia, luminibus remotis.

Was ist deutlicher, als daß er durch luminibus remotis sagen will, wenn man die Lichter bei Seite geschafft hat. Der bessere Herr Lange aber giebt es: mit abgewandten Blicke.

3. B. Ode 21.

Sollte man es sich wohl einbilden können, daß Herr Lange prisci Catonis durch Priscus Cato übersetzt? Welcher von den Catonen hat denn Priscus geheißen?

3. B. Ode 27.

Noch ein größerer Fehler!

Uxor invicti Jovis esse nescis —

übersetzt Herr Lange oder Gott weiß welcher Schulknabe, dem er diese Arbeit aufgetragen: Du weist's nicht und bist des großen Jupiter's Gattin!

4. B. Ode 4.

Die vortrefflichste Strophe in dieser Ode hat Herr Lange ganz erbärmlich mißgehandelt. So sieht, sagt der Dichter, das auf fette Weiden erpichte Reh den von der säugenden Brust seiner gelben Mutter verstoßnen Löwen, dessen junger Zahn es zerfleischen soll. — —

Qualemve laetis caprea pascuis
Intenta, fulvae matris ab ubere
Jam lacte depulsum leonem
Dente novo peritura vidit.

Man sehe nun, was der Uebersetzer für ein elendes Gewäsche daraus gemacht hat.

— — — — Und wie Ziegen,
Mit froher Weid' allein beschäftigt, den Löwen,
Von Milch und Brust der gelben Mutter vertrieben,
Sehn und den Tod von jungen Ziegen wahrnehmen.

Und also heißt Dente novo von jungen Ziegen?[1])

5. B. Ode 11.

Desinet imparibus
Certare summotus pudor

Hier übersetzt Herr Lange imparibus durch nichtswürdige, da es doch offenbar ist, daß der Dichter solche versteht, welchen er nicht gewachsen ist; der 16. und 17. Vers dieser Ode zeigt es deutlich.

Bedanken Sie Sich ja, daß ich nicht freigebiger gegen Sie mit solchen Sächelchen bin. Ich glaube aber, dieses Wenige ist schon hinlänglich, über einen Mann den Kopf zu schütteln, welcher in der Vorrede recht darauf trotzet, daß er nichts als eine wörtliche und treue Uebersetzung habe liefern wollen.[2]) Ob sie stark, ob sie poetisch, ob sie rein sei, ob sie sonst eine andere Vollkommenheit besitze, das mögen Andre entscheiden. Ich wenigstens wüßte nicht, wo ich sie finden sollte. Ich bin ꝛc. W * * 1752.

Fünfundzwanzigster Brief.[3])

An den Herrn Fa * *.

Ei, mein Herr! wie kommen Sie darzu, mir einen solchen Strafbrief zu schreiben und mir so bittre Wahrheiten zu sagen?

---

1) Hier hat Lessing sich zu ungerechtem Tadel fortreißen lassen. Ziegen ist offenbar nichts als Druckfehler für Zähne, wie Lange mit Recht, a. a. O. S. 145, ihm entgegenhielt, und wie am Schlusse der Uebersetzung obenein angegeben war. Im Vademecum geht daher L. wieder zu weit, wenn er von dem Vorwande eines Druckfehlers spricht. — A. d. H.

2) „Meine Uebersetzung ist der Bemühung eines getreuen Malers zu vergleichen, der das Urbild, so gut er kann, genau nachzeichnet und nicht die Freiheit hat, den geringsten Strich zu ändern," sagt Lange, und mit dieser wörtlichen Genauigkeit rechtfertigt er denn weiterhin ausführlich seine Abweichungen von der gewöhnlichen Wortfügung, von dem reinen, fließenden, zierlichen Ausdruck u. A. — A. d. H.

3) Vgl. über die Entstehung dieses Briefes die Vorbem., S. 159 ff. — A. d. H.

Es ist wahr, daß ich eine allgemeine Kritik des Jöcher'schen Gelehrten-Lexikons unter Händen habe, es ist wahr, daß schon wirklich einige Bogen davon gedruckt sind. Allein was für Grund haben Sie, an meiner Bescheidenheit zu zweifeln? Was für Grund haben Sie, mich mit einem Dunkel oder Hauber[1]) zu vermengen? Wann ich Ihnen nun sagte, daß der Herr D. Jöcher selbst in Ansehung des Vortrags mit mir zufrieden ist, und daß er die falschen Nachrichten, die man auch ihm davon hat hinterbringen wollen, nichts weniger als gegründet befunden hat? Wann ich Ihnen nun sagte, daß ich durchaus nicht Willens sei, nach dem Exempel genannter Herren einen Zusammenschreiber ohne Prüfung abzugeben? Wann ich nun hinzufügte, daß ich nichts weniger als jenes große Werk zu vermehren suche, sondern blos nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darinne vermindern wolle? Was würden Sie alsdenn sagen? Nicht wahr, wenn ich Ihnen Alles dieses beweise, so werden Sie Sich schämen, einen so übeln Begriff von mir gehabt zu haben? Und wie soll ich es Ihnen besser beweisen, als daß ich eine kleine Lage beilege und Sie mit eignen Augen sehen lassen? Wenn Sie alsdann anfangen werden, von mir besser zu urtheilen, so will ich noch dieses hinzusetzen, daß vor der Hand meine Arbeit liegen bleibt, und daß ich das Verlangen des Herrn D. Jöcher's billig gefunden habe, ihm meine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlassen. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc. W** 1752.

Abaris.

Der Ausspruch des Apollo wird ganz verfälscht angeführt.* Ist es Plutarch, der das Wunderbare, welches man von diesem scythischen Weisen erzählt, für Fabeln gehalten?†

* „Abaris," erzählt der Herr D. J., „wurde von seinen Landsleuten, welche die Pest hart beschwerte, nach Athen abgeschickt, weil Apollo den Ausspruch gethan, daß sie nicht eher aufhören würde, bis die Athenienser ihm deswegen für die Hyperboreer ein Gelübde gethan hätten." Ich weiß nicht, wem der Herr Doctor hier nachgegangen ist; das weiß ich, daß er dem Harpokration hätte nachgehen sollen, welcher von den Alten der

1) Joh. Gottl. Wilh. Dunkel, Historisch kritische Nachrichten von verstorbenen Gelehrten und deren Schriften, Köthen 1753—60. 3 Bände. — Chr. Hauber, Beitrag zum Jöcher'schen Gelehrten-Lexikon. Kopenhagen 1753. — A. d. H.

Einzige ist, der diesen Umstand erzählt. *Λοιμου δε φασι*, heißt es gleich im Anfange seines Wörterbuchs, *κατα πασαν την οικουμενην γεγονοτος, ἀνειλεν ὁ Απολλων μαντευομενος Ελλησι και Βαρβαροις, τον των Αθηναιων δημον ὑπερ παντων εὐχας ποιησασθαι. Πρεσβευομενων δε πολλων ἐθνων προς αὐτους, και Αβαριν ἐξ Υπερβορεων πρεσβευτην ἀφικεσθαι λεγουσιν.* Die Pest also, welche über die ganze bewohnte Welt soll gegangen sein, schränkt der Herr Doctor auf die einzige hyperboreische Gegend ein; und das Gelübde, welches Apollo von den Atheniensern für alle Völker, sowohl Griechen als Barbaren, gefordert, läßt er allein auf die Landsleute des Abaris gehen. Ich für mein Theil würde diese Stelle auch nur Denen zu Gefallen recht treulich übersetzt haben, welche gerne so viel glauben, als nur immer möglich sein will. Eine allgemeine Pest würde für sie eine Kleinigkeit gewesen sein.

† Ich frage, und ich werde allezeit nur fragen, so oft ich noch eine Möglichkeit sehe, daß der Herr Doctor Recht haben könnte. Ich habe die Stelle, wo Plutarch das, was von dem Pfeile des Abaris und von seinen Orakeln erzählt wird, für ein Gedichte halten soll, vergebens gesucht. So lange also, bis man mir sie zeigen wird, werde ich glauben, daß der Herr D. anstatt Plutarch Herodotus habe schreiben wollen, weil er ohne Zweifel bei dem Bayle gelesen: On en debitoit tant de choses fabuleuses, qu'il semble qu'Herodote même se fit un scrupule de les raporter — — — Il se contenta de dire, qu'on disoit que ce barbare etc. Doch auch alsdann würde er zu tadeln sein, weil er die Behutsamkeit und das Stillschweigen des Herodotus für eine ausdrückliche Leugnung ausgegeben hätte.

Abaucas.

Eigentlich gehört dieser Mann gar nicht in ein Gelehrten-Lexikon.* Doch gesetzt, so muß er Abauchas und nicht Abaucas geschrieben werden.** Er ist kein arabischer Philosoph. † Den Lucian hat man schlecht angeführt und noch schlechter verstanden. ††

* Denn was für Recht hat er auf eine Stelle darinne? Ist es genug, eine tugendhafte That zu begehen, einen artigen Ausspruch zu thun, um in die Rolle der Gelehrten zu kommen? Aber er ist ein arabischer Philosoph. Das ist eben ein

ganz besondrer Fehler: man sehe die Note †. Wenigstens ist seine Handlung eines Gelehrten sehr würdig. Vollkommen; ob sich gleich Keiner die Mühe jemals nehmen wird, ihm gleich zu kommen. Wann aber das Gelehrten-Lexikon zugleich ein Exempelschatz sein soll, warum findet man nicht ebensowohl einen Sisinnes, einen Belitta, einen Dandamis, einen Demetrius, einen Zenothemis darinne? Was hat Abauchas für ein Vorrecht? Doch, mit einem Worte, Abauchas so gut wie die Uebrigen, die ich genannt habe, und noch Mehrere sind Namen, und Keiner von ihnen wahrscheinlicher Weise hat jemals existirt. Wie viel Millionen Menschen würden in der Welt mehr gewesen sein, wenn man die Namen der Moralisten realisiren wollte?

** Die Ursache sieht ein Jeder ein, wenn ich ihm sage, daß ihn Lucian Ἀβαυχας und nicht Ἀβαυκας nennt.

† Je mehr ich herumsinne, je weniger begreife ich es, wie man den Abauchas zu einem arabischen Philosophen hat machen können. Lucian ist der Einzige, welcher seiner gedenkt, oder vielmehr Lucian ist sein Schöpfer und machte aus ihm nichts als einen Scythen. Die Gelegenheit ist diese. Er führt einen Griechen mit Namen Mnesippus und einen Scythen mit Namen Toxaris auf, welche er von dem Vorzuge ihrer Nationen in Beobachtung der Pflichten der Freundschaft streiten läßt. Er läßt sie eins werden, daß Jeder fünf Beispiele aus seinem Volk erzählen will, deren Vorzüglichkeit ihren Streit entscheiden soll. Der Grieche fängt an, fünf Paar griechischer Freunde aufzuführen; der Scythe folgt, und unter seinen Geschichten ist die Geschichte des Abauchas die letzte. Ist es also möglich, daß Abauchas ein Araber sein kann? Oder ist vielleicht Arabien eine Provinz in Scythien? Auch nicht einmal ein Philosoph ist er; denn wo giebt ihm Lucian diesen Titel? Wollte man ihn aber seiner freundschaftlichen Handlung wegen also nennen, so würde man der Philosophen in Scythien beinahe so viele machen, als Scythen selbst gewesen sind, wenigstens nach dem Zeugnisse des Lucian's; wenn anders ein Satirenschreiber bei historischen Wahrheiten ein Zeuge sein kann. Seine Absicht war weiter keine, als auf eine angenehme Art zu lehren, wie weit die wahre Freundschaft gehen müsse, und was sie für ein weißer Rabe nach den vollkommnen Begriffen, die man sich davon zu machen habe, sei. Diese konnte er ebensowohl durch erdichtete als durch

wahre Beispiele erreichen. So lange man mir es also nicht durch das Zeugniß eines Geschichtschreibers beweisen kann, daß ein Abauchas wirklich in der Welt gewesen sei, so lange wird man mir es vergönnen, daß ich dem menschlichen Geschlechte diese Zierde abspreche und glaube, Lucian habe eben das gethan, was noch heute die Sittenlehrer thun, wenn sie zeigen wollen, nicht wie die Freunde sind, sondern wie sie sein sollten. Wenigstens hoffe ich nicht, daß mir Jemand einwenden werde, Lucian lasse ausdrücklich den Scythen bei Wind und Schwert schwören, daß er nichts als wahre Fälle erzählen wolle.

†† Man sage mir, kann man nachlässiger citiren als: Lucianus dialog? Man erwidre nicht: der Gegenstand selbst zeige es leicht, daß man kein ander Gespräch des Lucian's als sein Gespräch von der Freundschaft, Toxaris, meinen könne. Derjenige, welcher es schon weiß, daß Lucian ein dergleichen Gespräch geschrieben hat, kann die Citation ganz und gar entbehren. Doch es möchte citirt sein, wie es wollte, wenn nur der richtige Verstand nichts gelitten hätte. „Er wollte," sagt das Gelehrten-Lexikon, „lieber seinen Freund aus dem Feuer erretten als seine Frau und seine zwei Kinder, von denen das eine nur sieben Jahr alt, das andere aber noch ein Säugling war. Das letztere (der Säugling) kam mit seiner Mutter davon; das erste aber mußte in den Flammen sein Leben einbüßen." Man vergleiche dieses mit den Worten des Lucian's: *ἀνεγρομενος ὁ Αβαυχας, καταλιπων τα παιδια κλαυθμυριζομενα, και την γυναικα ἐκκρεμαμενην ἀποσεισαμενος, και σωζειν αὑτην παρακελευσαμενος, ἀραμενος τον ἑταιρον, κατηλθε και ἐφθη διεκπεσας, καθο μηδεπω τελεως ἀπεκεκαυτο ὑπο του πυρος. ἡ γυνη δε, φερουσα το βρεφος, είπετο, ἀκολουθειν κελευσασα και την κορην. ἡ δε ἡμιφλεκτος, αφεισα το παιδιον ἐκ της ἀγκαλης, μολις διεπηδησε την φλογα, και ἡ παις συν αὐτη παρα μικρον ἐλθουσα κακεινη ἀποθανειν.* Die Frau, sagt Lucian, sei mit dem Kinde auf dem Arme dem Manne gefolgt und habe dem Mägdchen ihr nachzufolgen befohlen. Halb verbrannt, habe sie das Kind fallen lassen und sich kaum aus der Flamme retten können; und auch das Mägdchen habe beinahe das Leben einbüßen müssen. Hier ist das Mägdchen oder das Kind von 7 Jahren, welches der Herr D. Jöcher verbrennen läßt, glücklich gerettet. Für den Säugling aber ist mir bange,

denn der ist der Mutter aus den Armen gefallen. Wenigstens dieser scheinet nicht umgekommen zu sein, wann ich ankommen; folgende Worte des Abauchas recht verstehe: *ἀλλα παιδια μεν, ἐφη, και αὐθις ποιησασθαι μοι ῥαδιον, και ἀδηλον εἰ ἀγαθοι ἐσονται οὑτοι. Φιλον δε οὐκ ἀν εὑροιμι ἀλλον ἐν πολλῳ χρονῳ τοιουτον, οἱος* **Γυνδανης** (so hieß der aus dem Feuer gerettete Freund) *ἐστι, πειραν μοι πολλην της εὐνοιας παρεσχημενος.* In den Worten *ἀδηλον εἰ ἀγαθοι ἐσονται οὑτοι* scheint mir die glückliche Entkommung beider Kinder zu liegen. Man sehe übrigens, wie entkräftet auch diese Stelle in der Uebersetzung des GL. klingt: „Ich könnte wohl andere Kinder bekommen, aber einen dergleichen Freund würde ich niemalen wieder gefunden haben."

George Abbot.

„Dieser Abbot," sagt Herr D. Jöcher, „verursachte sonderlich durch seine Schärfe gegen die Nonconformisten, daß sich Viele über ihn beschwerten." Gleich das erste Mal, da mir diese Stelle ins Gesicht fiel, schien mir es ein Wenig seltsam, daß man einem Erzbischof die Strenge gegen die Feinde seines Ansehens und seiner Kirche habe verdenken können. Nimmermehr aber hätte ich mir das träumen lassen, was ich hernach fand, daß man nämlich die deutlichen Worte des Bayle, worinne dem Abbot gleich das Gegentheil Schuld gegeben wird, so sehr habe verfälschen können. Hier sind sie: La severité qu'il avoit pour les Ministres subalternes et sa *connivence* sur la propagation des Nonconformistes, etoient deux choses qui faisoient parler contre lui. Was connivence heiße, ist auch Leuten bekannt, welche kein Französisch verstehen. Alles, was man zu seiner Entschuldigung vorbringen kann, ist die Nachbarschaft des Worts severité. Aber wer wird mit halben Augen lesen? Ich würde menschlich genug sein und glauben, seine eilende Feder habe für Schärfe Nachsicht schreiben wollen, wenn er nicht gleich drauf fortführe: „Bei dem König Jacob I. machte er sich verhaßt, weil er die Heirath des Prinzen von Wallis mit der Infantin von Spanien nicht billigen, sondern die Gesetze wider die Nonconformisten nach der Strenge exerciren wollte." Außer der Wiederholung eines Fehlers begeht der Herr Doctor noch einen neuen. In was für einer Verbindung stehen diese Heirath und die Nonconformisten? Hätte Abbot gegen diese nicht nach der Strenge verfahren können, wenn er in jene gewilliget hätte? Kurz, ich kann hierbei gar nichts denken.

wa Note * zwei Kleinigkeiten, die man etwas genauer hätte durn können.

*Unter seinen Schriften, heißt es, sind die vornehmsten: — — *Quaestiones theologicae* — — Lieber gar keinen Titel angeführt, als ihn so angeführt, daß man mehr dabei denken kann, als man soll. Weil das Werk selbst rar ist, so will ich ihn ganz hersetzen: **Quaestiones sex, 1) de mendacio, 2) de circumcisione et baptismo, 3) de astrologia, 4) de praesentia in cultu idololatrico, 5) de fuga in persecutione, 6) an Deus sit autor peccati: totidem praelectionibus in schola theologica Oxoniensi disputatae anno 1597, in quibus e sacra scriptura et Patribus quid statuendum sit definitur. Per Georg. Abbatum. Oxoniae 1598. in 4.** Ferner ein Tractat von der sichtbaren Kirche. Die wahre Aufschrift heißt: Von der beständigen Sichtbarkeit der wahren Kirche. Der Herr D. Jöcher ist ein zu großer Theolog, als daß er nicht zugeben sollte, daß dieser Titel etwas ganz Anders denken lasse als der seinige.

Abraham Usque.

Der Herr Doctor bekennt es selbst, daß die rabbinischen Artikel sehr schlecht gerathen sind, und verspricht, in den Supplementen auf die Verbesserung derselben Fleiß zu wenden. Es war also billig, daß ich mir es gleich von Anfange vornahm, dasjenige zu übergehen, was der Herr Verfasser seiner eignen Feile vorzubehalten für gut befunden hat. Nur bei diesem einzigen Artikel, weil er in die spanische Literatur mit einschlägt, erlaube man mir eine kleine Ausnahme. Meine Erinnerungen sind folgende. 1) Es ist wahr, daß wir diesem Abraham den Druck der spanischen Ferrarischen Bibel zu danken haben; doch hätte man die Einschränkung nicht vergessen sollen, daß es nur von derjenigen Ausgabe zu verstehen sei, welche dem Gebrauche der Christen bestimmt war. Die Ausgabe zum Nutzen der Juden hat Duarte Pinel gedruckt. Beide sind von einem Jahre. 2) Daß sie zum andern Male 1630 in Holland sei gedruckt worden, ist ein offenbarer Fehler. Diese Ausgabe ist die dritte, wo nicht gar die vierte; die zweite aber ist 5371 (1611) zu Amsterdam in Folio gedruckt worden. Die zwei Ausgaben nach der von 1630 sind von 5406 (1646) und von 5421 (1661), welcher ich unten* gedenken will. 3) Bei den Worten: Man hat angemerkt, daß die An. 1546 zu Constantinopel gedruckte spanische Bibel auch

nicht in einem Worte von dieser unterschieden sei, habe ich zu erinnern: a) Eine spanische Bibel ist niemals zu Constantinopel gedruckt worden, sondern nur der Pentateuchus. b) Und auch dieser ist nicht 1546, sondern 5307, welches das Jahr 1547 ist, herausgekommen. c) Wolf sagt *fere* ad verbum repetita est. d) Wenn man aus dem le Long, welcher die Vergleichung zwischen diesem zu Constantinopel gedruckten spanischen Pentateucho und der Ferrarischen Uebersetzung angestellt hat und aus dem Wolf etwa schließen will, daß also die erste spanische Uebersetzung eines Stücks der Bibel zu Constantinopel herausgekommen sei, so wird man sich irren; denn eben dieser spanische Pentateuchus ist schon 5257 (1497) in Venedig gedruckt worden.

* Der Titel ist dieser: Biblia en lengua española traduzida palabra por palabra de la verdad Hebrayca por muy excelentes letrados. Vista y examinada por el officio de la Inquisition. Con privilegio del illustrissimo Señor Duque de Ferrara. Ya ora de nuevo corregida en casa de Joseph Athias y por su orden impresa. En Amsterdam Ao. 5421. in 8. Aus der Vorrede, welche Joseph Athias dieser Ausgabe vorgesetzt, sieht man, daß der Rabbi Samuel de Cazeres die Besorgung davon gehabt habe. Er hat sie nicht nur von allen Druckfehlern der vorigen Ausgabe befreiet, sondern auch die schweren und ungewöhnlichen Wörter und allzu harten Wortfügungen ausgemerzt und bei den dunkeln Stellen einige kleine Erklärungen eingeschaltet, welche von dem Texte durch ( ) abgesondert sind. Auf diese Ausgabe darf man es also nicht ziehen, wann das GL. sagt: „Sie ist von Wort zu Wort nach dem hebräischen Text gegeben, welches denn sehr schwer und dunkel zu verstehen; zumal, da es in einer ungebräuchlichen spanischen Redensart, die meistens nur in den Synagogen üblich, übersetzt ist.“ (Man bemerke hier im Vorbeigehen einen schönen deutschen Ausdruck: es ist dunkel zu verstehen.) Ich sollte vielmehr meinen, daß ein Theologe nur dieser Bibel zu Gefallen Spanisch lernen müßte, indem die größten Gelehrten darinne übereinkommen, daß keine einzige andere Uebersetzung die natürliche und erste Bedeutung der hebräischen Worte so genau ausdrückt als diese. (CASP. LINDENBERGERI *Epist. de non contemnendis ex lingua hispanica utilitatibus theologicis* in den *Novis Literariis maris Baltici A.* 1702.) Von dem Sa=

muel de Cazeres muß ich noch gedenken, daß das GL. dieser seiner Arbeit auf eine sehr unverständliche und unvollständige Art erwähnet, wenn es in dem Buchstaben C weiter nichts von ihm sagt, als: „Ein spanischer Rabbi in der andern Hälfte des 17ten Seculi hat die Bibel, ins Spanische übersetzt, zu Amsterdam 1661 in 8. edirt." Auch der Artikel des obigen J. Athias ist sehr trocken. Man gedenkt blos seiner zwei hebräischen Auflagen der Bibel, und auch dabei wird Leusdenius sowohl als die Vertheidigung des Athias gegen den Maresius vergessen. Das Geschenke der Generalstaaten würde weniger befremden, wenn man dazugesetzet hätte: für die an sie gerichtete Dedication der spanischen Bibel. Seine Ausgaben der deutschen, englischen und der gedachten spanischen Bibel hätten ebenso wenig sollen übergangen werden als die Art seines Todes. Sonst darf man sich in den spanischen Bibeln der Juden über das häufig vorkommende A. nicht wundern. Es ist ihre Gewohnheit, den vierbuchstäbigen Namen des Höchsten nicht anders auszudrücken.

Johannes Abrenethius.

Von diesem Manne weiß das GL. weiter nichts als: hat 1654 eine geistliche Seelenarzenei und von der Krankheit der Seelen zu Hanau edirt. Wenn man nur wenigstens noch gesagt hätte, ob er ein Franzose oder ein Russe, ein Spanier oder ein Wende gewesen wäre. Doch wenn er sein Buch deutsch und zwar zu Hanau herausgegeben hat, so wird er wohl ein Deutscher sein. Gefehlt! Er ist ein Engländer, und das von ihm angeführte Buch ist nichts als eine Uebersetzung desjenigen, welches 1615 in London unter dem Titel a christian and heavenly treatise containing physicke for the soul herausgekommen ist.

Laurentius Abstemius.

Es ist verdrüßlich, wenn man dasjenige noch einmal anmerken soll, was man bei dem Bayle schon angemerkt findet. Er hat, sagt der Herr D. Jöcher, dem Herzoge Guido Ubaldus einige Bücher obscurorum locorum zugeschrieben. Es sind nicht einige Bücher, sondern ein einziges und noch dazu ein sehr kleines, wie es Abstemius selbst in der Zueignungsschrift zu seinem Hekatomythion sagt. Sonst hat er auch annotationes in obscura loca veterum geschrieben, von denen

ein Stück in GRUTERI Thesauro critico stehet. Diese sind mit dem vorhergehenden Buche obscurorum locorum einerlei und hätten also unter einem andern Titel gar nicht dürfen wiederholet werden. Der Auszug daraus steht in dem ersten Theile des gedachten Thesauri, wo man an dem Rande diese Anmerkung des Gruterus findet: ex libro obscurorum locorum, Venetiis in 4. Urbini Grammaticam docuit et Bibliothecae Guidi Ubaldi Urbini ducis praeerat. Valla in illum invectus, qui in omnes stylum amarulentum strinxit adeoque fere in Christum. Von seinen Fabeln giebt weder Jöcher noch Bayle noch Gesner eine ältere Ausgabe an, als die von 1522 in Straßburg. Nevelet, wie Bayle anmerkt, hat sich noch einer jüngern bedient. Ich habe eine weit ältere vor mir, welche aber nur das erste Hundert enthält und zu Venedig 1499 in 4. unter der Aufschrift: Fabulae per latinissimum virum LAURENTIUM ABSTEMIUM nuper compositae gedruckt ist. Diesen sind 30 Fabeln des Aesopus, aus dem Griechischen durch den Laurentius Valla übersetzt, beigefügt. Ich nenne diese letztern deswegen ausdrücklich mit, um den Zweifel des de la Monnoie zu bestärken, den er bei der obigen Randnote des Gruterus hat, daß nämlich Laurentius Valla diesen Abstemius sehr unhöflich durchgezogen habe. Würde es wohl Abstemius, welcher damals noch lebte, oder würden es seine Freunde, die diese Ausgabe besorgt, zugegeben haben, daß man seinen Fabeln einige kahle Uebersetzungen seines Feindes mit so vielen Lobsprüchen, als sie daselbst bekommen, beifügen dürfe?

Abudacnus.

Seine historia Jacobitarum ist zu Oxford 1675 nicht in 12. sondern in 4. gedruckt worden. Herr Clement sagt zwar auch in 12.; doch Beide berufen sich auf den Herrn von Seelen, ohne diese erste Ausgabe vielleicht jemals gesehen zu haben. Herr Clement setzt noch hinzu: pag. 75. und nennt es gleichwohl un petit traité, qui ne remplit que quatre feuilles. Hier hat er sich also noch dazu verrechnet; denn wenn es vier Bogen stark und dennoch in 12. sein sollte, so müßte es ja 96 und nicht 75 Seiten haben. Doch wie gesagt, es ist in Quart und nimmt nicht mehr als 30 Seiten, ohne das Titelblatt und zwei Blätter Vorrede, ein. Uebrigens aber hüte man sich, die Geschichte der Jacobiten für das einzige Werk des Abudacnus zu halten. Außer den Schriften, die er im Manuscripte hinterlassen hat, und worunter sonderlich

die arabische Grammatik gehöret, welche in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aufbehalten wird (LAMBECIUS Tom. I. Comment., S. 176), hat man noch von ihm Speculum hebraicum, gedruckt zu Löwen 1615. Daß er in Löwen Professor der orientalischen Sprachen gewesen sei, ist ausgemacht. Der Herr D. Jöcher hätte also das soll und nach Einiger Meinung ersparen können. Abraham Scultetus in seiner Lebensbeschreibung gedenkt seiner; desgleichen auch Eryc. Puteanus in dem 59ten Briefe des ersten Hunderts. Diese beiden Stellen habe ich den monatlichen Unterredungen des Herrn Tenzel's zu danken, nach dessen Vermuthung der damalige Bischof Johann Fell die Ausgabe der Geschichte der Jacobiten soll besorgt haben.

Donat Acciajoli.

Er ist kein Plagiarius.* Er ist es nicht, welcher des Nic. Acciajoli Leben in das Italienische übersetzt hat.** Dieses Leben hat kein Palearius, sondern Matth. Palmerius geschrieben.*** Die Lebensbeschreibungen aus dem Plutarch hat er nicht italienisch übersetzt. Bei Gelegenheit dieser Lebensbeschreibungen noch eine Unrichtigkeit. † Eines von seinen Werken, welches das geringste nicht ist, hätte man nicht vergessen sollen.†† Ein Umstand von ihm, welcher vielleicht der bekannteste nicht ist. †††

* Wenn wird man aufhören, einen ehrlichen Mann der Nachwelt mit einem Schandflecke abzumalen, den ihm die Gelehrtesten längst abgewischt haben? Doch was pflanzt man lieber fort als Beschuldigungen? Simon Simonius war der Erste, welcher dem guten Acciajoli (epist. dedicat. comm. in lib. I. Eth. Nicom.) das Plagium gegen seinen Lehrer Schuld zu geben schien. Naude, welcher vielen Gelehrten ihren guten Namen wiedergegeben und vielen andern genommen hat, wiederholte diese Beschuldigung als eine Gewißheit. Voßius zweifelte daran, und Conring widerlegte sie, und zwar durch Anführung einer Stelle, wo es Acciajoli selbst gestehet, daß er die Vorlesungen seines Lehrers mit seiner Arbeit verbunden habe. Alles dieses erzählt Bayle weitläuftig. Was hilft es aber, daß billige Richter einen Ausspruch thun, wenn man dennoch die schimpflichen Vorwürfe der Ankläger fortdauern läßt? Wenn es nun Jemanden einkäme, aus dem GL. die Exempel undankbarer Schüler zu sammeln, wie es denn schon zu vielen solchen schönen Sammlungen Gelegenheit

gegeben hat: würde der Herr D. Jöcher nicht an der Beschimpfung dieses ehrlichen Italieners Schuld sein? Hätte man ihm aber ja einen gelehrten Diebstahl vorwerfen wollen, so würde man mit wenig Mühe einen andern haben finden können, dessen weder Bayle, noch sonst ein Kritikus gedenkt, und weswegen ihn noch Niemand ausdrücklich vertheidigt hat. Ich ziele hiermit auf das, was Friedrich Bessel in der Vorrede zu seinen animadvers. ad Eginhartum sagt: Circumfertur Caroli M. vita, quam in Hagiologiam suam transtulit GEORGIUS WICELIUS, ratus antiqui alicujus esse scriptoris, aut plane a Plutarcho conceptam, quo nomine risum movit Vossio; sed genuinus ejus autor est DONATUS ACCIAJOLUS qui et ipse Eginhartum *fere exscribit* etc. Ich bin jetzo nicht im Stande, die Arbeit des Eginhartus mit der Arbeit des Acciajolus zu vergleichen, weil ich die letztere hier nicht bei der Hand habe; ich bin aber von seiner Ehrlichkeit so überzeugt, daß ich gleich im Voraus das Urtheil des Herrn Hofrath Buder's unterschreiben will, welcher in seiner Bibl. hist. selecta auf der 895. S. sagt: Vitam Caroli M. DONATUS quoque ACCIAJOLUS Florentinus, compto stilo composuit, secutus quidem saepe Eginhartum, habet tamen quae vel apud hunc minime, vel paulo aliter expressa inveniuntur.

** Wenn man sich nur ein klein Wenig näher um den Uebersetzer der Lebensbeschreibung des Nic. Acciajoli hätte bekümmern wollen, so würde man gefunden haben, daß er zwar mit unserm Acciajoli gleichen Namen führe, daß er aber wenigstens hundert Jahre nach ihm gelebt habe und ein Rhodiser Ritter gewesen sei. Was aber das Vorgeben, als ob dieser Acciajoli der Uebersetzer dieser Lebensbeschreibung sei, am Allerlächerlichsten macht, ist dieses, daß in dem Anhange derselben, welcher von der Familie des Acciajoli handelt, sein eignes Leben nebst seinem Tode erzählt wird.

*** Daß kein Palearius der Verfasser gedachter Lebensbeschreibung ist, kann ich nicht besser beweisen, als wenn ich den Titel derselben aus dem XIII. Tome der Scriptor. rer. ital. des Muratori hersetze: Matthiae Palmerii de vita et rebus gestis Nicolai Acciajoli, Florentini, Magnae Apuliae Senescalli ab anno 1310—1366. Ob ich mich aber oder der Herr D. Jöcher richtiger auf diese Sammlung berufen, werden Sie sehen, die sie selbst nachschlagen können. Die gedachte

italienische Uebersetzung dieser Lebensbeschreibung ist schon 1588 an das Licht getreten; und damals, als der Herr de la Monnoie bei dem Bayle derselben gedenkt, war es wahr, daß das lateinische Original, wie er sagt, noch nicht im Druck erschienen sei. Man hat es nicht eher als in dem angeführten 13ten Tome des Muratori, welcher 1728 herauskam, zu sehen bekommen.

† Ich glaube es selbst nicht, daß der Herr D. Jöcher dieses habe sagen wollen, gleichwohl aber sagt er es, und daran ist nichts Schuld als seine verworrene Schreibart, welche gar zu viele und noch dazu verschiedene Sachen in einen Perioden bringen will. Er hat, sagt er, die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis, Scipionis, Alcibiadis und Demetrii aus dem Griechischen, ingleichen — ins Italienische übersetzt. Ich habe diese Lebensbeschreibungen selbst niemals gesehen; Jovius aber sagt es ausdrücklich, daß sie lateinisch sind. Wem diese Unrichtigkeit zu geringe scheint, dem will ich eine vielleicht größere in eben den angeführten Worten zeigen. Die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis und Scipionis. Hat es der Herr Doctor nicht bei dem Placcius und Bayle gelesen, daß Acciajoli diese beiden Stücke dem Plutarch müsse untergeschoben haben, weil man die Urschrift in seinen Werken nicht findet? Will man aber sagen, er könne wohl eine Handschrift besessen haben, die vollständiger gewesen wäre als unsre jetzigen Abdrücke, so ist auch hierauf die Antwort leicht. Das Verzeichniß nämlich, welches Lamprias, der Sohn des Plutarch's, von den Schriften seines Vaters aufgesetzt, zeigt es augenscheinlich, daß Plutarch wenigstens niemals eine Lebensbeschreibung des Hannibal's verfertiget hat. Dieses Verzeichniß hat Höschelius, der es von dem Andreas Schottus bekommen hatte, zuerst ans Licht gebracht; und wie wohl sagt er in seinem Briefe an den Raphelengius davon: Id genus indices cui usui sunt non nescis. ψευδεπιγραφα multa prodant; de amissis et latitantibus erudiunt. Wenn man hieraus schließen will, daß also Acciajoli, gesetzt, daß er auch kein Plagiarius gewesen ist, gleichwohl ein gelehrter Betrieger gewesen sei, so kann man sich gleichwohl noch übereilen. Vielleicht hat er es selbst zugestanden, daß er in diesen beiden Lebensbeschreibungen den Plutarch nur nachgeahmt, nicht aber übersetzt habe.

†† Ich meine nämlich seine italienische Uebersetzung der Florentinischen Geschichte des Leon. Bruni, welche drei Jahre nach seinem Tode in Venedig unter folgendem Titel ist gedruckt worden: Storia Fiorentina tradotta in volgare per DONATO ACCIAJOLI. Impressa in Vinegia per lo diligente huomo maestro JACOMO DI ROSSI, de natione Gallo. 1476 in Folio. Der Herr Clement hat sowohl diese als eine neuere Edition von 1561 mit der Fortsetzung und den Anmerkungen des Franciscus Sansovini angeführt und rechnet beide unter die seltnen Werke.

††† Daß Acciajoli seiner Vaterstadt wichtige Dienste geleistet, findet man bei dem Bayle; daß ihm aber seine Dienste sehr schlecht sind belohnt worden, und daß er einmal sogar seine Vaterstadt habe räumen müssen, findet man daselbst nicht, so wichtig auch dieser Umstand ist. Ich habe die Nachricht davon einer Stelle aus des B. Accolti Gespräche de praestantia virorum sui aevi zu danken. Hier ist sie: Fuit etiam in civitate illa praecipuae auctoritatis vir, DONATUS ACCIAJOLI, equestris ordinis, prudentiae, magnitudinis animi, continentiae singularis, cujus consiliis plurima in republica utilia decreta sunt: nec tamen ob ejus egregia merita declinare invidiam potuit, quin inimicorum opera ex urbe pelleretur.

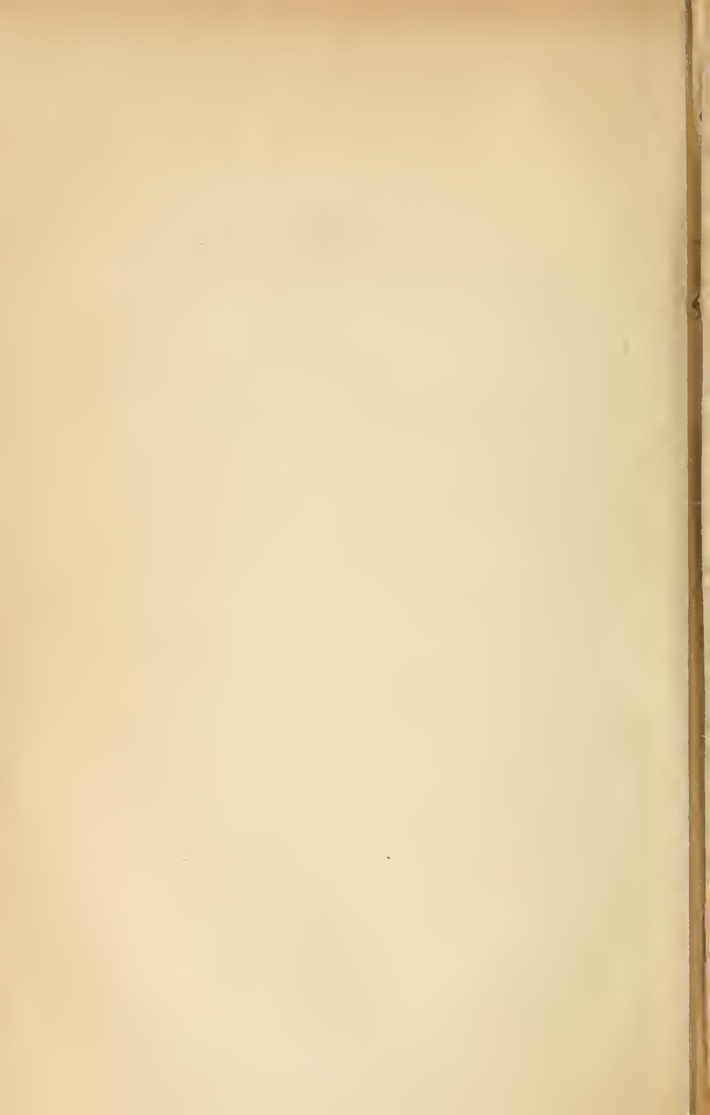
Zenobius Acciajoli.

Ueberhaupt merke ich bei diesem Artikel als einen nicht geringen Fehler an, daß man die Schriften dieses Gelehrten, welche gedruckt worden, von denen nicht unterschieden hat, die niemals an das Licht gekommen sind. Man sehe, was der Herr de la Monnoie bei dem Bayle davon erinnert. Der Herr D. Jöcher redet von Briefen an den Picus de Mirandula. Ich finde aber unter den Briefen dieses Gelehrten nicht mehr als einen einzigen von dem Zenobius und zwei Antworten an ihn. Seine Chronik eines Klosters in Florenz ist auch mit einem Schnitzer angeführet worden, indem das GL. dieses Kloster St. Mariae anstatt St. Marci genennt hat. Was endlich des ARISTOTELIS Ethicam ad Nicomachum cum scholiis et glossis interlinearibus anbelangt, so vermuthe ich nicht ohne Grund, daß hier Zenobius Acciajoli mit dem vorhergehenden Donatus sei verwechselt worden. Von seinem Sterbejahre eine Anmerkung,* welche den Herrn de la Monnoie angeht.

* Ambrosius Altamura sagt, Zenobius sei im Jahre 1520 gestorben. Dem Herrn de la Monnoie ist dieses verdächtig vorgekommen. Er sagt daher, es hielten Einige dafür, er könne nicht eher als im Jahre 1537 gestorben sein, weil Hieronymus Aleander, welcher ihm in dem Amte eines Bibliothekars im Vaticane gefolgt ist, diese Stelle nicht eher als im gedachten 1537ten Jahre angetreten habe. Allein woher hat der Herr de la Monnoie diese Nachricht? Bayle sagt: Aleandre fut d'abord placé chés le Cardinal de Medicis, auquel il servit de Secretaire: il eut ensuite la charge de Bibliothecaire du Vatican aprés la mort d'Acciajoli. Mais le grand theatre ou il commença de paroitre avec eclat fut l'Allemagne, au commencement des troubles que la Reformation y excita. Il y fut envoié Nonce du Pape l'an 1519. Ist hieraus nicht zu schließen, daß er schon vor dem Jahre 1519 die Aussicht über die Vaticanische Bibliothek müsse gehabt haben? — — — Doch Bayle könnte vielleicht hier ein Hysteronproteron begangen haben? Ich will also den Zweifel des Herrn de la Monnoie auf eine unwidersprechlichere Art nichtig machen: durch die Anmerkung nämlich, daß H. Aleander 1537 schon Cardinal gewesen oder wenigstens gleich das Jahr darauf geworden ist. Ist es also möglich, daß er dem Z. Acciajoli erst zu dieser Zeit könne gefolgt sein? Ich will es aber gleich entdecken, woher dieser Irrthum des Herrn de la Monnoie entstanden ist. Daher nämlich, daß er ebenso wenig wie der Herr D. Jöcher die Aufseher in der Vaticanischen Bibliothek von dem eigentlichen Bibliothekar, welches Niemand anders als ein Cardinal sein kann, unterschieden hat. Als Acciajoli 1520 oder, wie ich vermuthe, noch eher starb, folgte ihm Aleander nur als Custos oder Magister Bibliothecae Vaticanae. Nach seiner Gelangung zur Cardinalswürde aber, welches gegen das Jahr 1538 geschah, ward er eigentlicher Bibliothekarius. Ich muß mich wundern, wie sich Bayle durch einen so leicht zu widerlegenden Einwurf hat können irre machen lassen. Doch es scheinet, als ob er dem Herrn de la Monnoie allzu viel Genauigkeit zugetraut hätte. Und nur daher ist es vielleicht gekommen, daß er sich verschiedne Fehler von ihm hat aufheften lassen. Ich will es noch zum Ueberflusse durch ein Zeugniß beweisen, daß Acciajoli schwerlich erst 1537 könne gestorben sein. Leander Albertus sagt in seiner Beschreibung Ita-

liens, welche ich nach der lateinischen Uebersetzung anführen muß, von ihm Folgendes: ZENOBIUS ACCIEVOLUS ex ordine praedicatorum, qui de graecis opera quaedam in latinum convertit, nominatim Justinum Martyrem, et *annis superioribus* Bibliotheeae Vaticanae Magister excessit. Diese Stelle steht nicht weit vom Anfange eines Werks, welches der Verfasser schon 1537 völlig ausgearbeitet hatte, ob es gleich erst einige Jahr drauf gedruckt worden. Wie hätte er annis superioribus sagen können, wann er in eben dem Jahre gestorben wäre? Was die Uebersetzung des Justinus in dieser Stelle des Albertus anbelangt, so ist sie niemals gedruckt worden, welches Denen bekannt sein wird, welche wissen, daß wir nicht mehr als drei lateinische Uebersetzungen des Justinus haben. Die erste ist von dem Joachimus Perionius, die zweite von dem Sigis. Gelenius, und die dritte von Johann Langen.

Zur Revision des Textes.



I.

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes.

Zur Constituirung des Textes durfte ich mich für die hier zum ersten Male wieder abgedruckten Stücke, den Monat Juli und August, sowie einen Theil des December, nämlich die Reise der Unschuld nach der Insel Cythere, S. 121, und Das Ebenbild, S. 129, auf den Originaldruck des Neuesten allein beschränken, das als eine Beilage zu den Berlinischen Staats- und Gelehrten Zeitungen, d. i. der „Vossischen Zeitung", erschien. Von den übrigen Monatsstücken waren in der ersten Gesammt-Ausgabe: Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften, Berlin bei Voß und Nicolai 1771—1794, herausg. von Karl G. Lessing, Eschenburg und Nicolai, Theil 23 (1794), S. 337—393 der April und Mai abgedruckt, dieselben Monate in der von Schink bevorworteten, jedoch nicht von ihm besorgten Ausgabe der sämmtlichen Schriften, Berlin bei Voß 1825—1828, Band 12 (1826), S. 3—51 wiederholt. Erst die Ausgabe von Karl Lachmann, Berlin bei Voß 1838—1840, durchgesehen und vermehrt von Wendelin von Maltzahn, Leipzig bei Göschen 1853—1857, brachte im dritten Band außer diesen beiden Stücken den Juni, October und einen Theil des December. Von den neueren Ausgaben enthält die Auswahl von Lessing's Werken von Heinrich Kurz, Hildburghausen 1869—1870, im 4. Theil, S. 690—697 einen kleinen Theil des April und Mai.

Vom Originaldruck, der schon 1794 nach der Bemerkung des Herausgebers zu Theil 22 der ersten Gesammtausgabe (Vorrede,

S. V) von äußerst großer Seltenheit war, standen mir zwei Exemplare, beide unvollständig, doch sich gegenseitig ergänzend, zu Gebote. Dem einen, der Königlichen Bibliothek zu Berlin gehörig, fehlt der Monat Juli, dem anderen, im Besitze der Redaction der Vossischen Zeitung, der Monat Juni und September.

Der Druck der Zeitschrift enthält ziemlich zahlreiche, offenbare Druckfehler. Ich habe diese stillschweigend verbessert, in irgend wie zweifelhaften Fällen habe ich sie unten vermerkt. Oft ist die Entscheidung, ob ein Druckfehler oder eine Abnormität des Lessing'schen Sprachgebrauchs vorliegt, nicht leicht, da dieser sich im Anfang der funfziger Jahre noch in recht freien Grenzen bewegte. Die Wortformen, die Flexionsendungen, die Syntax bieten die mannichfachsten Abweichungen nicht blos von dem heutigen, sondern zum Theil auch von dem damaligen Sprachgebrauch, der freilich selbst noch vielfach schwankte.

Feststehend oder doch bei Weitem vorwiegend finden sich bei Lessing in jener Periode Formen wie betriegen S. 71 Z. 6, 110 Z. 23, 248 Z. 40, triegen 248 Z. 21, Betrieger 267 Z. 38 (untrüglich nur 197 Z. 8), verdrüßen 73 Z. 2, verdrüßlich 78 Z. 19, 95 Z. 39, 263 Z. 32, verdreußen 229 Z. 23, kützeln 47 Z. 12, 202 Z. 9, allzu kützlig 205 Z. 18, Unterscheid 36 Z. 11 u. 12, 40 Z. 28, 175 Z. 6, 211 Z. 24, ferner drauf, alsdenn, wann = wenn, darinne, worinne. Die Form schwankt bei Dreustigkeit 203 Z. 21 und dreist, Werke, I. 198 Z. 21, entwüschen 99 Z. 30 und entwischen 206 Z. 1, erstücken 202 Z. 35 und ersticken 117 Z. 12, 244 Z. 9, schlüssig und schließig 85 Z. 3 u. 28, würklich 69 Z. 25, 72 Z. 25, 80 Z. 12, 217 Z. 17, Würkung 71 Z. 12, 85 Z. 2 und wirklich 74 Z. 5, 204 Z. 21, 256 Z. 3, Wirkung 35 Z. 19, nehmlich 36 Z. 3, 253 Z. 28 und nemlich 68 Z. 14 u. 33, 107 Z. 12 (letzteres ist bei Lessing nur graphisch verschieden von nämlich; denn er schreibt auch ohngefehr, erwehlen, erzehlen u. a.), siebender 60 Z. 30, 185 Z. 1 und siebenter z. B. bei der Bezeichnung der Auftritte in Miß Sara Sampson. — In diesen beiden Fällen kann von Druckfehlern nicht die Rede sein, zumal die abweichenden Formen auch sonst in jener Zeit vielfach vorkommen.

Es findet sich aber vereinzelt selbst heuter 117 Z. 17, erzüttern 225 Z. 18, streucheln 117 Z. 22, verhöhlen 230 Z. 13, scheidern 33 Z. 11, gedrunken 251 Z. 19, bei welchen Formen in jedem einzelnen Falle bestimmt zu entscheiden,

ob ein Druckfehler oder eine Eigenheit vorliegt, schwer, ja selbst unmöglich ist; doch kommt die Mehrzahl derselben, die ganz vereinzelt neben den viel zahlreicheren gewöhnlichen Formen erscheinen, wohl auf Rechnung des Setzers.

Gegenüber diesen Schwankungen oder Abnormitäten in den Wortformen bin ich derart verfahren, daß ich alle feststehenden Abweichungen, also betriegen, verdrüßen, verdreußen u. s. w., unverändert ließ. Dagegen habe ich, wo Lessing selbst im Gebrauche verschiedener Formen schwankt, im Anschluß an den in der Nationalbibliothek befolgten Grundsatz fast durchweg die heut übliche hergestellt, also Formen wie Dreustigkeit, entwüschen, erstücken, schließig u. s. w., ebenso wie heuter, erzüttern u. s. w. beseitigt. Handelt es sich ja hier vielfach auch wohl weniger um lautliche Verschiedenheit als um bloße Orthographie oder um Druckfehler.

Durchaus conservativ war dagegen mein Verfahren bei Eigenthümlichkeiten der Flexion, der Rection der Präpositionen und Verba: hier habe ich alle auch noch so weit ausschreitenden Abnormitäten, wofern sie nicht auf offenbaren Druckfehlern beruhen, sorgfältig bewahrt. So die Abschwächung des m zu n in der Flexion der von Präpositionen abhängigen Adjectiva, Participia und Pronomina, wie: auf öffentlichen Platze 39 Z. 37, mit einweihenden Blick 50 Z. 25 (Klopstock selbst hat einweihendem), mit anbrechenden Morgen 60 Z. 34, mit prophetischen Auge 63 Z. 23, mit etwas Wichtigen 228 Z. 10, mit dürren Schlund 251 Z. 18, mit erhabnen Nacken 252 Z. 24 (an beiden Stellen hat Lange selbst m), vor Kurzen 66 Z. 10, vor diesen 68 Z. 38, vor Allen 113 Z. 30, von Neuen 102 Z. 16, von Weiten 177 Z. 6, zu Beiden 181 Z. 1; ferner andere Irregularitäten der Declination und Conjugation, wie: eines ... Herzen 117 Z. 18, am Herze 248 Z. 19, von meinem Herze 79 Z. 30, seiner Liebste 101 Z. 4, einen Held 73 Z. 33, den Held 207 Z. 16, den Aberglaube 57 Z. 22, einen steinern Knaben 62 Z. 1, die strohern Hütten 37 Z. 27, die Vormünde 117 Z. 1, die Bäre 110 Z. 18, die Naume 218 Z. 10, Abdrucke 108 Z. 20, Rhetors 37 Z. 34, Geometers 68 Z. 34, Mägdchens 221 Z. 17, die Romanen 92 Z. 11; geschicht 246 Z. 1, er dürft 218 Z. 26, nennte 84 Z. 2, genennt 87 Z. 28, benennet 181 Z. 29; endlich Abweichungen in der Rection der Präpositionen, wie: bis zu einen Piron 43 Z. 3 (vgl. unten), um ihr 116 Z. 41, und der Verba, wie: der Verstellung berechtiget 114 Z. 3, wo es ihm nur nicht reuet 199 Z. 31, es verdrüßt ihm 73 Z. 2,

Daß es ihm verdreußt 229 Z. 23, Was geht Fremdlingen Bern und unsre Freiheit an? 235 Z. 36, die Menschen zu Verstande zu verhelfen 35 Z. 28.

In allen diesen Fällen stimme ich fast ausnahmslos mit Lachmann überein; doch ich bin noch ein gut Stück conservativer gewesen und habe sogar 115 Z. 2 macht Euch der Schätze zu Nutze, ja selbst 52 Z. 23 wann die Nachricht davon bis zu Sie gekommen ist bewahrt. Die Berechtigung meines Verfahrens ergiebt sich aus zahlreichen ähnlichen Fällen, die auch Lachmann, ohne rechte Consequenz, sämmtlich ungeändert ließ. So schreibt Lessing in den Briefen vom Jahre 1749 (bei Lachm., Maltzahn'sche Ausg.) XII. 15 Z. 6 u. 22 ich bitte Ihnen, auf derselben Seite Z. 1 an wem sie geschrieben haben, Z. 17 daß ich Ihnen beschweren sollte, S. 20 Z. 11 Ich habe Ihnen ersucht. Nehmen diese Irregularitäten auch in der späteren Zeit ab, so finden sich doch, wie wir eben sahen, auch sonst im Neuesten und in den kritischen Briefen von 1753 noch recht ähnliche. Selbst in der Dramaturgie, um aus der späteren Zeit ein paar Beispiele beizubringen, lesen wir noch Stück 21: die ganze Familie stand um ihr herum (Werke, VII. 147), und ebendaselbst Stück 30: Medea ist gegen ihr tugendhaft (Werke, VII. 182), Stück 31: Was geht das dem Dichter an? (Werke, VII. 187), Stück 78: Da diese Reinigung in nichts anders beruht als in der Verwandlung (Werke, VII. 383).

Selbstverständlich habe ich nicht alle derartigen Abweichungen des Drucks wiedergegeben; denn so wenig es wahrscheinlich ist, daß ein Setzer Sie für Ihnen, ihr für sie setzt, ebenso leicht laufen, besonders bei einer Zeitschrift, kleinere Versehen mit unter, und man würde Lessing einen wunderlichen Sprachgebrauch aufbürden, wenn man z. B. jedes n, das der Setzer für m gegriffen, stehen ließe, also z. B. bei den Jakob 59 Z. 1, den Dichter entgegenarbeiten 59 Z. 6, den Leser angenehmer 75 Z. 10, Alles verschwand vor ihn 84 Z. 34, auf den Meere 92 Z. 15, bei unsern Vater 92 Z. 32, sagte ihn 94 Z. 23. Dergleichen habe ich meistens stillschweigend verbessert. Bedeutendere Aenderungen habe ich mir auf Seite 70 Z. 6, 83 Z. 15, 91 Z. 6, 92 Z. 33, 98 Z. 29, 118 Z. 18, 122 Z. 13, 132 Z. 33 u. 134 Z. 38 gestattet (s. das folgende Varianten-Verzeichniß).

Ueber mein Verhältniß zu den bisherigen Herausgebern im Allgemeinen noch ein paar Worte. In Betracht kommt zuerst der Abdruck des April und Mai in der Ausgabe von 1794, der durch

eine sehr große Reihe von Abweichungen vom Originaldruck auffällt. Es ist an sich aufs Höchste unwahrscheinlich, daß diese von Lessing selbst herrühren; denn schwerlich hat er diese Jugendaufsätze, so weit er sie nicht für die kritischen Briefe von 1753 (s. Brief 9, 14—17, 19 u. 20) benutzte, jemals wieder vorgenommen. Dies wird zur Gewißheit dadurch, daß diese Abweichungen zum Theile grobe Corruptionen bieten (s. unten das Varianten-Verzeichniß S. 34 Z. 4 u. 20, S. 39 Z. 7 u. 50 Z. 20), und daß andere allein durch den Zweck, nur diese beiden Monatsstücke der Zeitschrift zum Abdruck zu bringen, erklärlich sind (wie S. 59 Z. 16 und 61 Z. 20). So werden wir denn wohl nicht fehlen, wenn wir die zahlreichen Modernisirungen in Wortformen, Flexionen und Syntax und all die kleinen Stilbesserungen dieses Abdrucks auf Rechnung des Herausgebers setzen und uns begnügen, die wesentlicheren unten zu erwähnen.

Die Ausgabe von 1826 ist für die Kritik werthlos, da sie nur ein wörtlicher Abdruck der eben besprochenen ist.

Der Lachmann'sche Text enthält eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Versehen. Der größere Theil derselben, nämlich die in den Monaten April und Mai, stammt augenscheinlich daher, daß der Herausgeber für diese beiden Monate die Ausgabe von 1794 als Manuscript benutzte und dabei versäumte, eine ganze Reihe von willkürlichen Aenderungen zu verbessern; denn nur so ist es erklärlich, daß in beiden Monaten die meisten Versehen Lachmann's mit jenen übereinstimmen. Emendationen Lachmann's habe ich an mehreren Stellen aufgenommen.

Die Ausgabe von v. Maltzahn, wie auch der Abdruck der oben erwähnten Stelle von Heinrich Kurz sind ohne jeden selbständigen kritischen Werth, da sie allein auf Lachmann beruhen. Maltzahn verbessert zwar einzelne Druckfehler, wie 41 Z. 33 daß für das, doch andere, selbst sinnstörende läßt er stehen, wie S. 79 Z. 19 Deine Rede, S. 115 Z. 32 Weichet; von etwa neu hinzugekommenen Aenderungen ist verfehlt S. 118 Z. 9 wohlgegründetste.

Hinsichtlich der Orthographie, also der Verdopplung der Vocale und Consonanten, des y, des Dehnungs-h, des ß, tz, des Gebrauchs der großen Anfangsbuchstaben u. A. schließt sich dieser Band den Ausgaben der National-Bibliothek an. Auch in der Interpunction hat eine Annäherung an den heutigen Gebrauch stattgefunden, die besonders in der Verminderung der Satzzeichen besteht. Nur wenige Lessing'sche Eigenthümlichkeiten sind dabei ver-

wischt worden. Lessing setzt mehrfach, abweichend vom heutigen Gebrauch, da ein Komma, wo der Sprechende eine Pause eintreten läßt, so nach einem Subject und Object, wenn dasselbe ein Attribut bei sich hat, z. B. 35 Z. 22: die Völker dieses jetzt so erleuchteten Welttheils, lebten; Z. 35: die Kunst zu denken, verband sich mit der Kunst zu reden; 71 Z. 10: er vergleicht die Harmonie der Schreibart, mit der musikalischen Harmonie. Er interpungirt ferner aus demselben Grunde häufig hinter dem letzten Gliede von Aufzählungen, so wie am Ende, zuweilen auch am Anfange adverbialer Bestimmungen, so 110 Z. 4: daß sie nach diesem Ursprunge, das schönste Geschenk sei; 68 Z. 20: daß unter allen Sinnen, das Auge; auch in den kritischen Briefen, z. B. 231 Z. 25: Worauf ich unter Dir, Bern und Dich rächen kann.[1])

---

1) Lachmann hat inconsequent an dreien dieser Stellen, nämlich 35 Z. 22 u. 35, 110 Z. 4, das Komma gestrichen, an den übrigen es stehen lassen.

Verzeichniß

der von den bisherigen Ausgaben abweichenden Lesarten

Ich bezeichne die Ausgaben nach den Initialen ihrer Herausgeber, also die von 1794 mit Lg, nach Karl Lessing, da der Herausgeber des betreffenden (23.) Theiles sich nicht nennt, die von Lachmann mit L; Maltzahn (M) und Kurz (K) citire ich nur in den sehr seltenen Fällen, wenn sie von Lachmann abweichen. Die in nachfolgendem Verzeichniß vorangestellten Lesarten sind, wofern nicht Näheres angegeben ist, die unserer Ausgabe in Uebereinstimmung mit dem Originaldruck, den ich nur, wenn er abweicht, citire, und zwar mit O.

Seite Zeile

34. 3. verschiedner Sonnenstrahlen — der Sonnenstrahlen Lg, L, M.
    4. verschiedner Instrumente L — einer Trompete Lg. S. S. 277.
    5. die Fertigkeit Lg — diese F. L.
    20. diese L — diesen Lg. S. S. 277.
    24. Höflichkeit L — Höflichkeiten Lg.
35. 31. welche — welcher Lg, L.
    Die Aenderung ist nicht nothwendig, da Lessing das Relativum an Geißel anschloß, vgl. 115 Z. 7.
37. 1. ward sie L — ward es Lg.
38. 4. so ward L — ward Lg.
39. 7. hat ihm der buhlende Geist zu gefallen L — hat es dir, der Buhlenden Geist zu gefallen Lg. S. S. 277.

Seite Zeile

39. 8. verderblichern L — verderblichen Lg.
 13. des Hauses Medicis L — der Medicis Lg.
 14. verlöschte L — verlöschten Lg.
 25. so wie L — wie Lg.
 29. Kopf L — Geist Lg.
 30. bleibt — bleibt immer Lg, L.
 37. öffentlichen — öffentlichem Lg, L, willkürliche Aenderung, s. S. 275.
40. 16. was L — etwas Lg.
 35. einwenden L — gegen ihn einwenden Lg
42. 4. Demetrius L — La M... Lg. Hierdurch sollte La Mettrie angedeutet werden. Vgl. die Anmerkung S. 292.
 21. des achten Gesangs — von dem achten Gesange Lg, d. a. Gesanges L.
 22. von dem L — von Lg.
 36. durch welch — durch welches Lg, L.
43. 3. bis zu einen — bis zu einem Lg, L, vgl. 52 Z. 24 und S. 276.
 7. Rousseau — ist Rousseau Lg, L.
44. 6. eines — eins Lg, L.
45. 22. was L — etwas Lg.
 wann — wenn Lg, L.
46. 10. Ihn nach den Schriften (1753), I. 201 — Ihm O. Der offenbare Druckfehler pflanzte sich durch Lg zu L, M, K fort.
47. 2. So, Prahler L — Ach, Prahler Lg.
 23. Oefen L — fehlt bei Lg.
50. 15. ist Glykonisch — Glykonisch Lg, L.
 20. bardisches L — nordisches Lg.
51. 11. unter die Todten — unter den Todten Lg, L
 20. unsern L — unsere Lg.
52. 2. welche seine Ausleger Stützen (tibicines) nennen, fehlt in Lg.
 6. seinem mit Lg, L — seinen O.
 24. bis zu Sie — bis zu Ihnen Lg, L, vgl. 43 Z. 3.
 28. ist so beschaffen L — so beschaffen Lg.
 29. Außerordentlichste L — Außerordentliche Lg.
 34. einem mit Lg, L — einen O.
 34. nicht im Geringsten L — im Geringsten nicht Lg.

Seite Zeile
53. 9. zugleich L — sogleich Lg.
53. 21. Zufall L — Vorfall Lg.
54. 3. einer öffentlichen L — von öffentlicher Lg.
55. 6. dem Leser — den Leser O, den Lesern Lg, L. Lessing brauchte in ähnlichen Fällen stets den Singular, den Lg regelmäßig mit dem Plural vertauschte, vgl. 51 Z. 20, 57 Z. 13.
56. 3. nur — fehlt in Lg.
57. 13. dem billigen Leser L — den b. Lesern Lg.
27. Welche L — Die Lg.
58. 9. Fabel mit Lg, L — Fabeln O.
29. und — fehlt in Lg.
59 5. der Sündfluth L — die Sündfluth Lg.
59. 16. nöthiget uns, sie auf das künftige Stück zu versparen L — hindert uns, sie selbst anzustellen Lg. Vgl. 61 Z. 20 u. S. 277.
28. einander zum Neuenjahre L — einer dem andern zum Neujahr Lg.
60. 29. in der sichern L — in der Lg.
61. 9. müssen L — muß Lg. Die Aenderung ist nicht nothwendig, da allenfalls hat ergänzt werden kann; nöthigenfalls könnte auch Schönheit eher in Schönheiten geändert werden.
20. und in dem künftigen Blatte damit fortfahren — fehlt in Lg. Vgl. 59 Z. 16 u. S. 277.
62. 16. damit L — daß Lg.
in die L — in Lg.
19. auf einem — auf einen Lg, L.
20. Flamme L — Flammen Lg.
26. wäre mein Grab geworden L — mein Grab geworden wäre Lg.
64. 7. phrenetischer mit Lg, L — phronetischer O.
14. Ausbruch — Ausspruch Lg, L. Die Aenderung erscheint überflüssig, vgl. Grimm's Wörterbuch, I. 839: Du siehest mehr den Sinn als Wort und Ausbruch an bei Günther.
20. Art der L — Art Lg.
68. 21. allen mit L — alle O.
24. waren — wären L.
70. 6. Schwierigkeiten, nothwendige Aenderung wegen des folgenden geben — Schwierigkeit O, L.

Seite Zeile

70. 15. Bildung mit L — Bildungen O.
71. 28. säbe mit L — sehe O.
72 u. 73. Die offenbaren Druckfehler in den griechischen und französischen Citaten habe ich stillschweigend verbessert.
74. 21. jene mit L — jenem O. Die Aenderung ist nothwendig, da das Pronomen sich auf Vergleichung (Z. 14) bezieht.
75. 38. Der Sinn der Stelle ist mir nicht klar; vielleicht steckt ein Druckfehler darin.
78. 36. u. 79 Z. 3 wann — wenn, O u. L, ist in der zahlreichen Umgebung des wann offenbar Versehen des Setzers.
79. 11. beräuscht — berauscht O, L, Druckfehler. Jenes erfordert der Reim, wie es denn auch Haller selbst hat.
19. meine — Deine O, L, sinnlos. Jenes bei Haller. Das Lessing'sche Citat enthält auch noch andere, unwesentliche Abweichungen von Haller, so 79 Z. 5 zum für ein.
34. gleich — leicht L.
83. 15. ziehen — zu ziehen O.
84. 34. vor ihm — vor ihn O.
88. 1. diesem — diesen O.
91. 6. einem — einer O. Vgl. 92 Z. 5 eines Romans.
92. 33. anzuhalten — anhalten O.
98. 29. ein — eine O.
105. 15. Gedankenleere mit L — Gedankenleerer O.
108. 14. mehr als fehlt in O und ist in L sinngemäß eingesetzt.
109. 33. wann — wenn L.
114. 32. so fehlt in L.
115. 2. der Schätze — die Schätze L, vgl. S. 276.
7. derselben, wohl beizubehalten, da es sich auf Frucht beziehen kann; vgl. 35 Z. 31.
11. Frauenzimmers mit L — Frauenzimmer O.
12. hersetzen — vorsetzen L.
32. Weihet — Weichet L, offenbar Druckfehler, der in M stehen geblieben.
116. 33. welches er mit L — welche es O.
118. 9. wohlgegründeste — so auch L, wohlgegründetste M; mit Unrecht, denn oben 81 Z. 17 schreibt Lessing ebenso, wie auch ungegründeste in den Schriften (1754), III. 74 (desgleichen bei Lachmann, IV. 33; von Maltzahn, IV. 34, geändert), gegründesten ebenda 89

Seite Zeile

(beibehalten von Lachm., IV. 39, und von Maltz., IV. 40); gesitteste steht richtig bei Maltz., XII. 63, ist geändert von Lachm., XII. 50. — Vgl. über den ähnlichen, bei Lessing sich gleichfalls (z. B. Lachm., XI. 567 u. 578) findenden Ausfall des d bei adjectivischen Participien Präsentis im Superlativ Sanders' Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache. 3. Aufl. Berlin 1872. S. 35.

118. 18. nicht — recht O, L. Die Aenderung wird vom Sinne erfordert.

119. 1. anbete mit L — anbetete O.

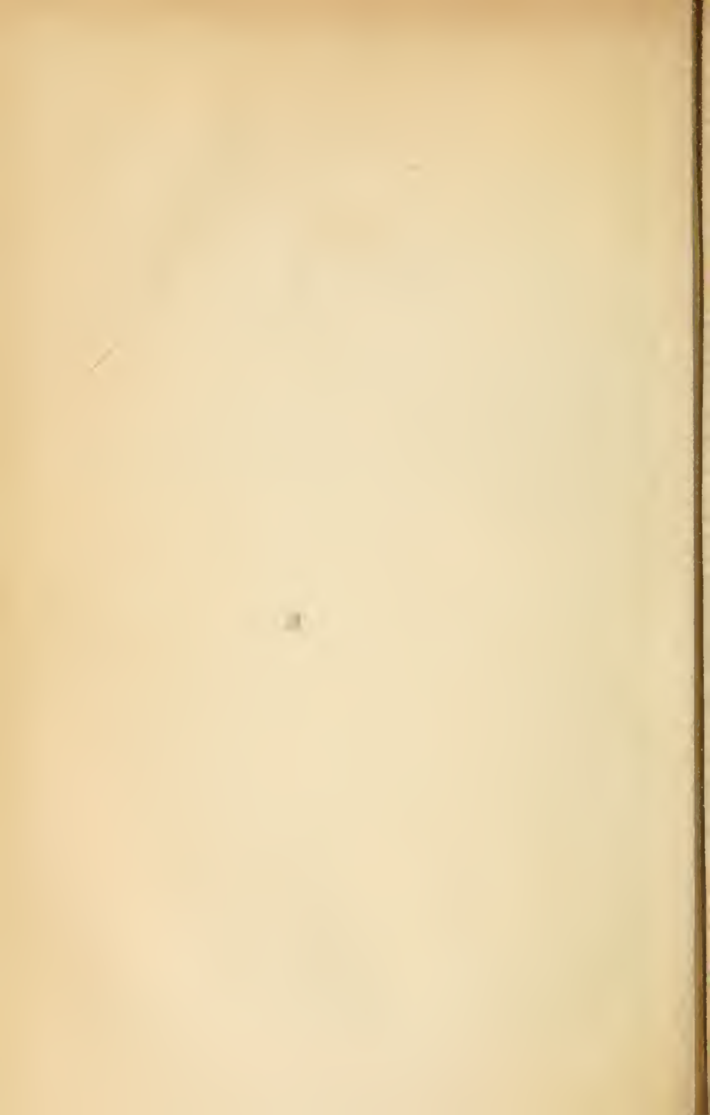
25. sang mit L — sag O.

122. 13. Unansehnlichkeit — Ansehnlichkeit O.

128. 16. Geschichte mit L — Geschichten O.

132. 33. u. 133 Z. 3. Motte — Mothe O, L. Der Name ist sonst von Lessing, z. B. 73 dreimal, 129 Z. 19 richtig geschrieben.

134. 38. Garnier — Garnie O, L.



II.

Kritische Briefe.

Von der Originalausgabe der Briefe: G. E. Leßings Schrifften Zweyter Theil. Berlin bey C. F. Voß 1753, existiren drei abweichende Drucke.[1]) Sie haben denselben von M. (Meil) gestochenen Titel und stimmen so genau in der Anzahl und mit geringen Abweichungen im Inhalt der einzelnen Seiten, die wohl ausnahmslos mit dem gleichen Worte beginnen und schließen, überein, daß es leicht erklärlich ist, wenn die Differenzen von allen bisherigen Herausgebern unbemerkt geblieben sind. Die letzte Ausgabe ist die mit den größeren Lettern in den deutschen, auf den letzten Bogen auch in den lateinischen Citaten. Kriterien dafür sind, abgesehen davon, daß man die größeren Lettern schwerlich später mit den weniger deutlichen kleineren vertauscht haben würde, folgende. Seite 22 enthält ein längeres deutsches Citat aus Mathesius: während nun in den beiden anderen Ausgaben diese Seite ihre gewöhnlichen 23 Zeilen enthält, ist sie in der dritten in

1) Danzel (I. 259) hat folgende Anmerkung: „Von Lessing's Schriften, Berlin 1753—1755, existiren 2 Ausgaben — eine mit gestochenem Titel von Meil, die andere mit kleinen zierlichen Holzschnittvignetten von Birnstiel, beide Ausgaben enthalten dasselbe, — nur ist der Drucksatz auf den Seiten abweichend." Es ist meinen und des Herrn Verlegers angestrengten Bemühungen nicht gelungen, die zweite Ausgabe zu erlangen, und ich muß fast trotz der speciellen Angaben einen Irrthum Danzel's annehmen, der durch die Differenz der Typen-Vignetten in unseren drei Drucken herbeigeführt sein könnte. Im zweiten Druck unterscheiden sich diese zwar nur wenig vom ersten, im dritten jedoch durchweg von jenen beiden. Der Drucksatz der einzelnen Seiten weicht in den drei Drucken des zweiten Theiles nicht von einander ab, wohl aber z. B. im dritten Theile, der im ersten und zweiten Druck nur 260, im dritten 262 Seiten enthält.

Folge der größeren Lettern auf 25 angewachsen. Seite 16, Zeile 9 ferner ist in der dritten Ausgabe auffallend auseinandergezogen; dadurch erklärlich, daß Lessing das Wort keine, welches die beiden ersten Ausgaben enthalten, strich. Von entscheidender Bedeutung ist endlich auch außer einer sehr großen Reihe verbesserter Druckfehler und der vielfach verbesserten Interpunction die Aenderung auf Seite 102 (in unserer Ausgabe S. 208). Hier stand in den beiden ersten Ausgaben wie im Neuesten: „Ich unsterblicher Klopstock". In der dritten ist die Sottise gegen den Dichter gemildert in: „Ich unsterbliche Seele"; grade wie Lessing im 15. Briefe den Ausfall gegen Gottsched und Triller, deren Namen im Neuesten ausgedruckt waren, durch bloße Andeutung von G.** und T.** abgeschwächt hatte.

Von den beiden anderen Ausgaben ist die mit dem angehängten Druckfehlerverzeichniß die frühere, also überhaupt die ursprüngliche. Dies ergiebt sich aus Seite 101. Hier hatte der Setzer die Worte: „ich singe die Waffen und den Held"; Klopstock sagt: ausgelassen, davon war die Folge, daß, als sie für den zweiten Druck eingeschoben wurden, die Seite eine Zeile mehr als die übrigen Seiten erhielt, und daß ferner in der sechzehnten Zeile der Satz auffallend zusammengedrängt werden mußte. Ferner spricht für dies Verhältniß der beiden Ausgaben zu einander, daß die das Druckfehlerverzeichniß enthaltende incorrecter ist als die andere, die freilich an sich auch noch sehr fehlerhaft ist.

Alle drei Ausgaben sind vollständige Neusätze. Dies ergiebt sich für die zweite aus den von dem ersten Druck, z. B. auf Seite 126 und 132, abweichenden Lettern, für die dritte aus Seite 75 und 132.

Was den Verleger oder Lessing zum zweiten Abdrucke bewog, ist nicht recht erkennbar; denn wenn auch eine Reihe von Druckfehlern verbessert wurde, so reicht doch dies zur Erklärung nicht hin, da die meisten stehen blieben und überdies neue hinzukamen. Für den dritten Abdruck ist der Grund sichtbarer. Erstens war wohl die große Fülle von Druckfehlern, dann die kleinen Lettern der Citate und drittens die Sottise gegen Klopstock anstößig. Die übrigen Aenderungen sind von geringer Bedeutung; erwähnenswerth ist, daß das e in den Flexionsendungen, wie im Partic. Perf. Pass., in der 3. Singul. Präs. häufig zugesetzt wird, dagegen in Adverbien, wie gerne, ofte, vielfach weggelassen.

Aus dem Dargelegten erhellt, daß der dritte, an sich übrigens noch immer sehr wenig correcte, Druck als die revidirte Aus-

gabe zu Grunde zu legen ist. Aber da sich bei dem Neusatze eine Reihe neuer Fehler eingeschlichen hat, für welche die richtige Lesart nur aus den ersten beiden Drucken zu entnehmen ist, so ist der Text nur mit Hülfe von diesen zu construiren.

Mein Verfahren hierbei, z. B. gegenüber den Abnormitäten der Wortformen, der Flexion u. s. w., war ganz dasselbe wie bei dem Neuesten. Ich verweise daher auf meine obigen Bemerkungen, in welchen die kritischen Briefe bereits berücksichtigt worden sind.

Von den bisherigen Ausgaben kommen wesentlich nur zwei in Betracht.[1]) Erstens Lessing's sämmtliche Schriften, Berlin bei Voß und Nicolai 1771—1794, die im 3. und 4. von Karl Lessing herausgegebenen Theile (1784 u. 1785) die Rettung des Lemnius und die übrigen Briefe mit Ausnahme der Fragmente des Henzi, im 22. Theile (1794) die letzteren enthalten. Zweitens die Ausgabe von Karl Lachmann, Berlin bei Voß 1838—1840 (3. Bd., 1838).

Karl Lessing legte O^2 (ich bezeichne so den zweiten Originaldruck) zu Grunde und stimmt meistens, abgesehen von Kleinigkeiten, mit demselben überein. Er kannte weder O^1 noch O^3. Dies folgt daraus, daß er S. 245 Z. 36 (unserer Ausgabe) Jugend liest, während die richtige Lesart Tugend sowohl O^1 als O^3 hatten. S. 222 Z. 28 wiederholt er aus O^2 den Druckfehler caterna, während O^1 caterva bot (O^3 hat carna). Daß er O^3 nicht kannte, beweist ferner 208 Z. 35 die Lesart: Ich unsterblicher Klopstock. An einzelnen Stellen ändert der Herausgeber; 243 Z. 1 hat er das richtige in O^1 sich findende Amt wohl nur durch Conjectur eingesetzt.

Lachmann kannte und benutzte nur O^3. Daß ihm die beiden anderen unbekannt blieben, folgt u. A. aus seiner Anmerkung zu S. 294 (Maltz. 300), wo er die in O^3 ausgefallenen Worte: hätte, als er in der That seine Frau geliebt, nur aus der Ausgabe von 1784 ergänzen konnte, ebenso aus S. 312 (Maltz. 316), wo er die Lesart Ich unsterblicher Klopstock nur aus dem Neuesten und aus der Ausgabe von 1785 mittheilt.

Aus der alleinigen Benutzung von O^3 folgte, daß Lachmann

---

1) Der ohne Angabe des Verlegers und Druckers 1770 zu Frankfurt und Leipzig in drei Bänden 8° erschienene Nachdruck von Lessing's Schriften bietet mit wenigen willkürlichen Abweichungen einen getreuen, selbst einzelne Druckfehler wiederholenden Abdruck von O^1.

an einigen Stellen die richtige Lesart, welche in O³ durch Druckfehler corrumpirt war, entging, so 198 Z. 30, 229 Z. 13 u. 29, 230 Z. 32, 231 Z. 33 u. 34, 239 Z. 30, 255 Z. 7, 268 Z. 18, und daß er sie an anderen Stellen nur aus der Ausgabe von Karl Lessing entnehmen konnte, so 190 Z. 6, 195 Z. 4. Außerdem leidet der Lachmann'sche Text an einer Reihe nicht nothwendiger, selbst sinnstörender Abweichungen, so: 184 Z. 1 sonst, 184 Z. 9 seine, 204 Z. 13 Sie, 205 Z. 22 Ihnen, 211 Z. 21 bestehe, 212 Z. 9 einen, 224 Z. 39 numen miseris, 243 Z. 19 anitzt, 253 Z. 39 iniquus, 256 Z. 19 lasse.

Die sämmtlichen übrigen Ausgaben sind kritisch von außerordentlich geringem selbständigen Werth. Die von Schink eingeleitete Gesammt-Ausgabe, Berlin, Voß 1825—1828, welche im 4. und 12. Band die Rettung des Lemnius und die übrigen Briefe außer den Fragmenten des Henzi, im 23. Band (1827) die letzteren enthält, bringt nichts als den Abdruck der ersten Gesammtausgabe. Die nach Lachmann's Ausgabe erschienenen reproduciren fast durchweg seinen Text. Dies gilt sowohl von den bei Göschen in Leipzig erschienenen Duodezausgaben der Gesammelten Werke vom Jahre 1841, 1858 und 1869 (letztere von Goedeke mit Einleitungen versehen), wie von den vereinzelten Stücken der kritischen Briefe, die Heinrich Kurz in seine Auswahl (Hildburghausen 1869—1870) aufgenommen, die Fragmente des Henzi im 2., Brief 11 und die Messias-Kritik im 4. Bande. Die vier genannten Ausgaben weichen von Lachmann fast nur darin ab, daß sie den Sprachgebrauch Lessing's zuweilen modernisiren.

Auch die von Maltzahn besorgte zweite Auflage der Lachmann'schen Ausgabe wiederholt im Wesentlichen nur den Text von dieser. Von den Druckfehlern sind zwar einige verbessert, doch andere, wie S. 211 Z. 21, 253 Z. 39 ungeändert geblieben; durch willkürliche Aenderungen und Druckfehler sind neue Versehen hinzugekommen, z. B. 177 Z. 7, 197 Z. 5, 210 Z. 26, 212 Z. 13, 239 Z. 15, 245 Z. 30.

Verzeichniß

der von den bisherigen Ausgaben abweichenden Lesarten.

Die recht zahlreichen offenbaren Druckfehler der Originalausgabe habe ich nicht angegeben, von den Varianten nur die der Lachmann'schen beiden Ausgaben vollständig, die der übrigen nur da, wo sie von einiger Wichtigkeit waren. Ich bezeichne die Uebereinstimmung der drei Originaldrucke mit O., die einzelnen Ausgaben wieder nach den Anfangsbuchstaben ihrer Herausgeber oder Verleger: die erste Gesammtausgabe mit Lg, die von Lachmann mit L, von Maltzahn mit M, die Duodezausgabe von 1858 mit G¹, von 1869 mit G², die von Kurz mit K. — Die vier letzten bezeichne ich, wenn sie, wie dies bei ihrem Anschluß an Lachmann gewöhnlich ist, übereinstimmen, mit die folg.

Seite Zeile

177. 7. seine O, L, G¹, G² — seiner M, Druckfehler.

184. 1. sich O, Lg — sonst L, M, G¹, G².
Die Aenderung erscheint nicht nothwendig, denn Lessing setzte vielleicht das sich zu gelassen in der (freilich irrigen) Meinung hinzu, daß das Participium gelassen nur durch ein zu ergänzendes sich die auffallende Bedeutung ruhig erhalten habe, so daß ihm also sich gelassen der genaue Gegensatz wurde zu außer sich gerathen. Vgl. die nicht unähnliche Stelle in der Minna von Barnhelm, IV. 5 (Werke II. S. 62): „Sie sollten ihn ... nur sehn ..., wenn er sich selbst gelassen ist."

184. 9. sein O — seine Lg, L, M, G¹, G², willkürliche Aenderung.

190. 6. Die von L und seinen Nachfolgern aus Lg zugefügten Worte hätte bis geliebt finden sich in O¹ und O² und sind nur durch ein Versehen des Setzers in O³ ausgefallen.

Seite Zeile
192. 16. ungleich im Neuesten, s. oben 41 Z. 4, L, M, G¹, G² — gleich O, Lg.
195. 4. fehlte O¹, O², Lg, L, M, G¹, G² — fehlt O³.
197. 5. gerein'gten sämmtl. Ausg. außer M: gereinigten, gegen das Metrum verstoßend, wie 245 Z. 30.
198. 30. Unterscheide O¹, O², Lg — Unterschiede O³, L, M, G¹, G², jedenfalls nur Druckfehler, da jene Form die bei Lessing in jener Zeit gewöhnliche ist, s. S. 274.
204. 13. sie O, Lg, K — Sie L, M, G¹, G², sinnwidrig.
27. erhabne O — vielleicht nur Druckfehler für erhaben, wie das Neueste hatte. Die übrigen unbedeutenden Abweichungen des Neuesten in der Messiaskritik theile ich nicht mit.
205. 22. ihnen im Neuesten, O, Lg, G¹, G², K — Ihnen L, M, verfehlt; denn das Pronomen bezieht sich auf die Feinde der Klopstockischen Muse, Z. 19.
30. hinter erstritten hat L und die folg. aus dem Neuesten die Worte durch welchen Muth, die in O und Lg sich nicht finden, eingesetzt.
207. 30. Lessing's Citat ist ungenau. Klopstock hat Z 30 Sing, Z. 34 Neuem, 208 Z. 1 geschah, Z. 11 werd.
208. 35. unsterblicher Klopstock nicht nur, wie L, M, G¹, G² angeben, im Neuesten und in Lg, sondern auch in O¹ und O².
209. 16. Dantes O, Lg — Die lateinische Namensform änderte willkürlich in Dante L und die folg.
210. 6. post in L ausgefallen.
210. 26. des Achilleis M.
211. 21. bestehet O, Lg — bestehe Druckfehler in L, der in die folg. übergegangen.
212. 9. ein O, wie auch das Neueste — einen Lg, L und die folg., nicht nothwendige Aenderung.
13. ein fehlt in M.
215. 4. ihr — dies als das sinngemäßere, das auch das Neueste hat, war aus ihn O herzustellen, nicht ihn', wie Lg, L und die folg. haben.
34. machet Lg — richtig hergestellt aus machen O, nicht macht L und die folg.
218. 13. ihrer O, Lg, K — Ihrer L, G¹, G², nicht nothwendig, da das Pronomen sich auf Peripherie beziehen kann.

Seite Zeile

220. 1. Bewundrung O, Lg — Bewunderung L und die folg.
28. mit zu Hülfe zu nehmen — Das zweite zu fehlt in O; leichter ist es, mit Lg dies einzuschalten, als mußte vor hier (Z. 27) wie L und die folg.

221. 5. Luthardt, Lessing's Prosa ... Nördlingen 1873, Vorrede, S. VII (und S. 28 Z. 17 v. u.) schaltet sich hinter welche ein, wofür er sich noch auf die Fassung der Stelle im Neuesten 45 Z. 12 hätte berufen können. Trotzdem ist die Aenderung zu verwerfen, da O³ hinter Nachahmungen ausdrücklich ein Komma hat, übrigens der Gedanke dieselbe durchaus nicht empfiehlt.

222. Die Druckfehler der lateinischen Uebersetzung sind ohne Weiteres verbessert. Ich habe außerdem, wie Lessing selbst sonst zu thun pflegt, das vocalische u und das consonantische v unterschieden, obgleich in dieser Stelle gleichmäßig für beide Laute am Anfang v, in der Mitte u gesetzt ist.

224. 39. miseris numen O, Lg — numen miseris L und die folg., um den prosodischen Fehler zu corrigiren.

225. 32. den 1751 O, Lg — 1751 L, M, G¹, G².

229. 13. Nur O¹, O², Lg — Nun O³. Der Druckfehler ging durch L in die folg. über.
23. ihm O³, L, G¹, G², K — ihn O¹, O², Lg, vgl. S. 73 Z. 2.
29. patriot'sch O¹, O², Lg — patriotisch O³, L und die folg., offenbar Druckfehler. Vgl. zun 195 Z. 20 u. 232 Z. 26, gerein'gten 197, Z. 5.

230. 8. von Lg und die folg. — vor O.
32. Flehen? O¹, O² — Flehen! O³, Lg, L und die folg., weniger angemessen.

231. 33 u. 34. wann Eigennutz — wann den Grund O¹, O² — offenbar nur durch ein Versehen an diesen beiden Stellen wenn O³, dem L, M, K folgen, wenn in der ganzen Stelle bis 232 Z. 2 G¹, G².

239. 15. dem Schimpf — den M, Druckf.
30. schein' O¹, O², Lg — schien O³, offenbar Druckfehler, L und die folg.

243. 1. Amt O¹, Lg, L, M, G¹, G² — Arm O², O³.
19. anjetzt O³ — anjezt O¹, O² — anitzt Lg, L und die folg. des Reimes wegen.

245. 8. thut; O¹, O² — thut? O³ — thut: Lg. — thut! L und die folg.

Seite Zeile

245. 30. leichtsinn'ge O, Lg, L, G^1, G^2, K — leichtsinnige M, gegen das Metrum, vgl. 197 Z. 5.
Brüder-Würger Lg — Die Verbindungsstriche lassen die übrigen fort.
39 u. 40. geschehn, gesehn mit Lg — geschehn, sehen O, geschehen, sehen L und die folg.

251. 18. dürren O, L, M — Lange selbst hat dürrem, so auch G^1, G^2, die ja auch sonst modernisiren.

252. 24. erhabnen O, L, M — Lange selbst erhabnem, ebenso G^1, G^2 — erhabenen Lg.

253. 39. iniquos — der Druckfehler iniquus in Lg ging in sämmtliche spätere Ausgaben über.

254. 32. erpichte mit Lg und den übrigen — erpichtete O.
27. weist's O, Lg, L, M, G^1 — Lessing behielt hier Lange's Schreibart bei — weißt's G^2.

255. 7. Ziegen? O^1, O^2, Lg — Ziegen. O^3, L, M, G^1, G^2.

256. 19. lassen O — lasse Lg, L, M, G^1, G^2, um die syntaktische Härte zu entfernen.

257. Die zahlreichen Druckfehler der griechischen Citate auf dieser und den folgenden Seiten habe ich ohne Weiteres verbessert.

261. 14. ein mit Lg, L, M, G^1, G^2 — einen O.

263. 16. häufig O^1, G^1, G^2 — häufige O^2, O^3, Lg, L, M. Offenbar bietet der erste Druck die richtige Lesart.

267. 35. sunt O, Lg — L corrigirte den grammatischen Fehler in sint, ebenso M, G^1, G^2.

268. 18. illa O^3 — ista O^1, O^2, Lg, L, M, G^1, G^2.

270. 5. Vaticanae L, M, G^1, G^2 — Vaticannae O, Lg.

Nachträgliche Anmerkungen.

Unter Demetrius, S. 42 Z. 4, ist, worauf schon in der Ausgabe von 1794 durch die Lesart La M... (s. die Bemerk. zur Textrevision) hingewiesen wurde, La Mettrie zu verstehen. Denn Dieser ist einmal der Verfasser des Z. 5 angedeuteten Buches: „Traité de la vie heureuse par Seneque", Potsdam 1748, und außerdem hatte er sich auf dem Titel seines „Ouvrage de Pénélope ou Macchiavel en médecine", Berlin 1748. 2 Bde. (1750. 3 Bde.), als Autor mit Aletheus Demetrius bezeichnet. Lessing wählte den letzteren, nur den Eingeweihteren verständlichen Namen dem Vorleser Friedrich's des Großen gegenüber (vgl. S. 76, Anm. 1) vielleicht aus Vorsicht.

Ich bemerke hier ferner zur Erklärung von S. 80 Z. 7 noch, daß mit dem ersten Unrecht, das La Mettrie Haller zufügte, jedenfalls auf die an Haller gerichtete Widmung von L'homme machine hingedeutet ist, von welcher dieser sehr wenig erbaut war.

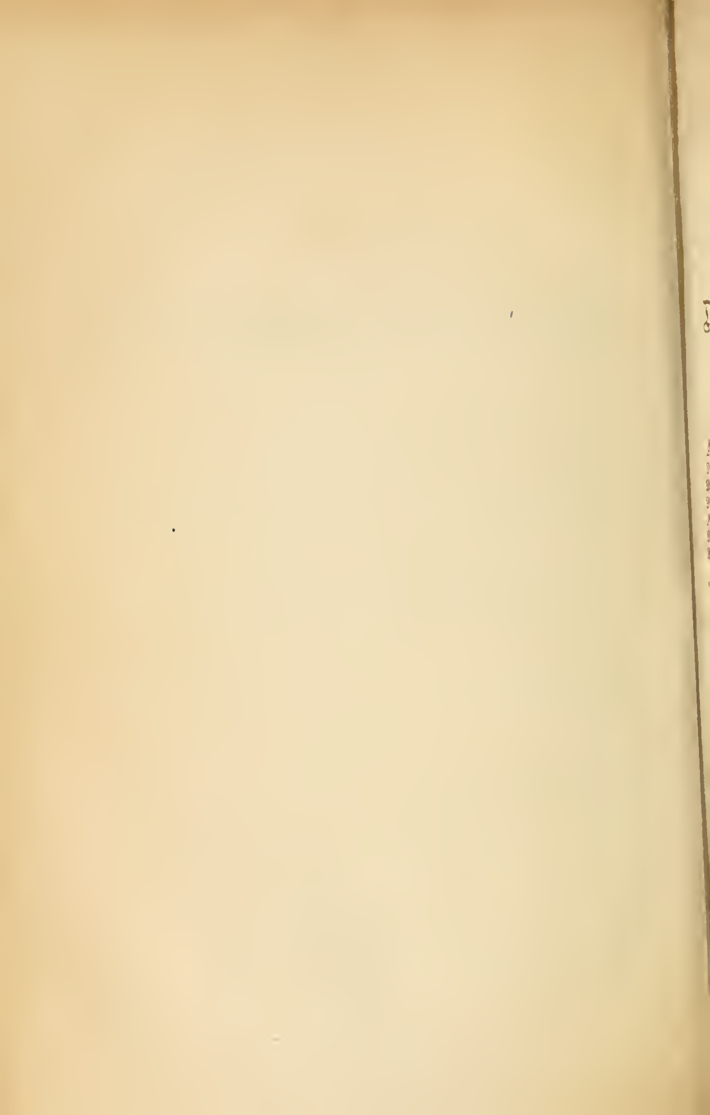
Namen- und Sachregister.

A. (S. 295—303.)

Zu dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes.

B. (S. 304—312.)

Zu den kritischen Briefen von 1753.



A.

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes.

Ein A. hinter der Seitenzahl bedeutet: Anmerkung.

B.

Die kritischen Briefe von 1753.

Ein A. hinter der Seitenzahl bedeutet: Anmerkung.

Lessing's Werke.

Neunter Theil.

Briefe, die neueste Literatur betreffend.

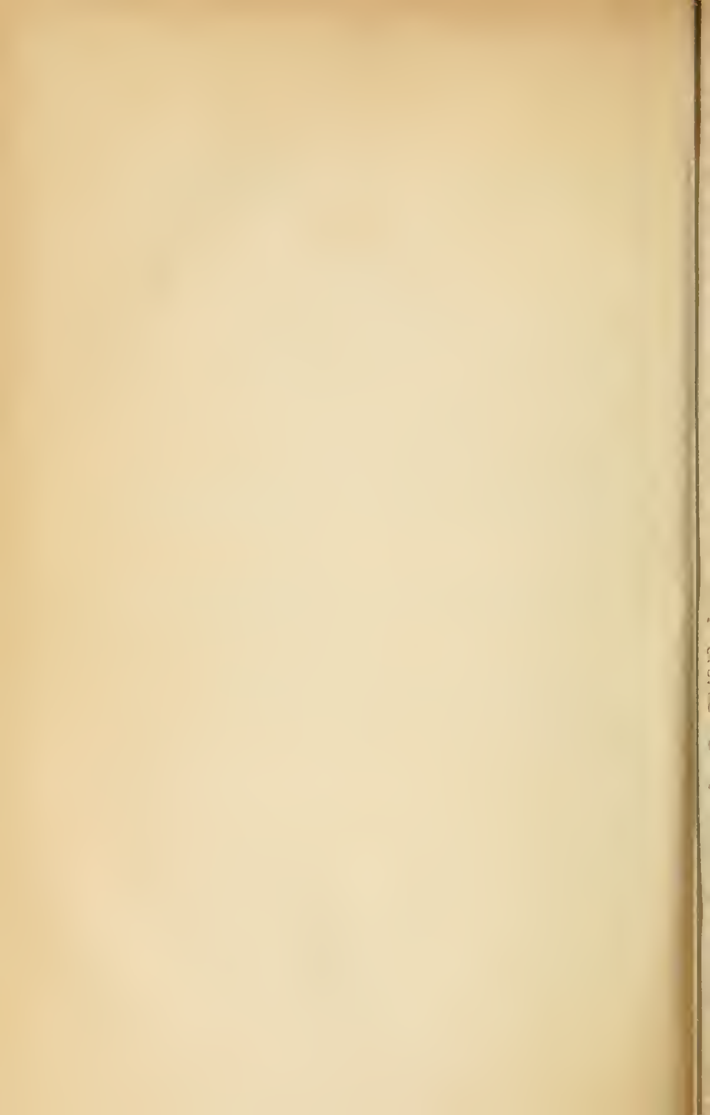
Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet

von

Carl Christian Redlich.

Berlin.

Gustav Hempel.



Inhalt.

Seite

Briefe, die neueste Literatur betreffend.

Erster Theil. 1759.

Dritter Theil. 1759.

Vierter Theil. 1759.

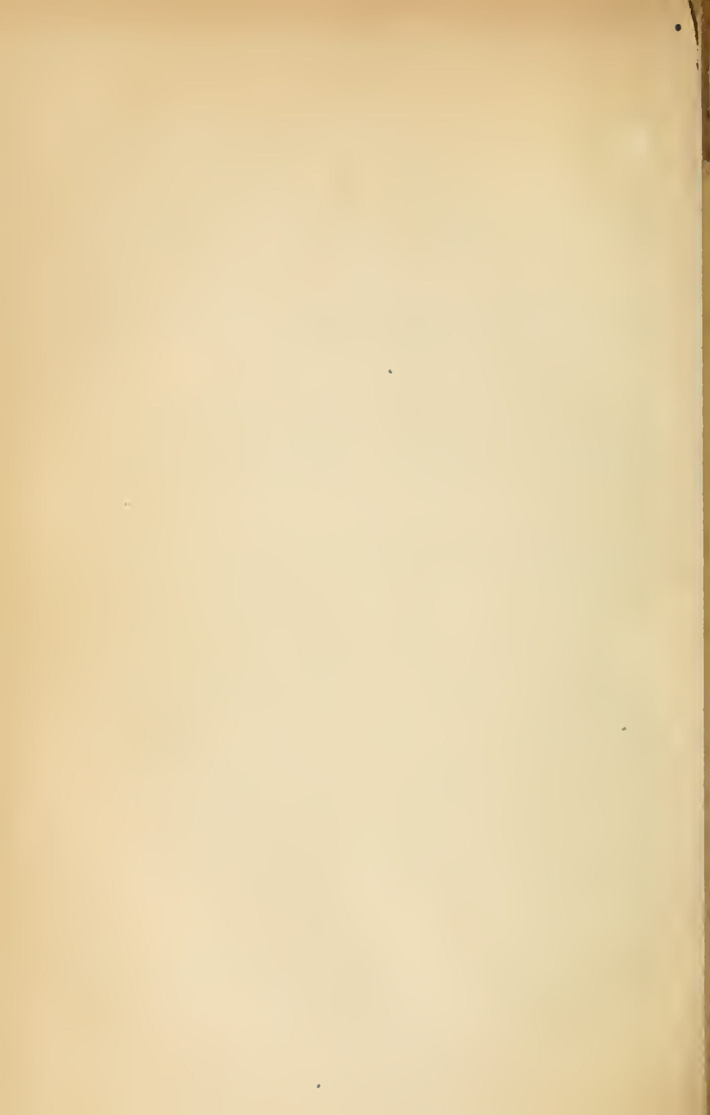
Fünfter Theil. 1760.

Sechster Theil. 1760.

Siebenter Theil. 1760.

Vierzehnter Theil. 1762.

Dreiundzwanzigster Theil. 1765.



Vorbemerkungen des Herausgebers.

Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges hatte Lessing von einer auf zwei bis drei Jahre berechneten Reise nach Leipzig zurückgeführt. Von dem glücklich erreichten Amsterdam hatte im October 1756 die Fahrt nach England unternommen werden sollen; aber im October 1756 saß Lessing schon wieder in dem Hause zur großen Feuerkugel, dem Eigenthum seines Reisegefährten Chr. Gfr. Winkler. Den Winter über hielt ihn da die Hoffnung auf Wiederaufnahme des Reiseplans zurück. Als der Frühling statt dessen ein vollständiges Zerwürfniß mit Winkler, ja einen fatalen Proceß über die grundlos von demselben verweigerte Entschädigung brachte, fesselte der Wunsch, den Ausgang dieses Streites abzuwarten, Lessing noch ein Jahr in Leipzig. Den Lichtpunkt in diesem ziemlich trostlosen Jahre bildet der zu immer engerer Freundschaft führende Verkehr mit dem Dichter Kleist, der im März 1757 als Major im Hausen'schen Infanterieregiment nach Leipzig gekommen war. Im Mai 1758 trennten sich die Freunde: Kleist zog ins Feld, und Lessing suchte seine alten Berliner Freunde, Nicolai und Mendelssohn, auf, deren gemeinsame Arbeit, die Bibliothek der schönen Wissenschaften, er in mannichfacher Weise während seines Leipziger Aufenthalts mit Rath und That unterstützt hatte.

Zum dritten Male[1]) war Lessing in der preußischen Hauptstadt, ohne Amt, ohne Beruf, auf den Ertrag seiner Feder angewiesen. Projecte über Projecte zu literarischen Unternehmungen wurden mit Ramler gemacht. Aber diese Projecte, von denen nur die Herausgabe des Logau sich verwirklichte, traten bald in den Hintergrund vor der fruchtbaren Idee, ein kritisches Journal in Briefen zu ediren, die von Lessing ausging und von Nicolai um so begieriger aufgefaßt wurde, als er eben zum Aufgeben seiner Bibliothek genöthigt war. Nicolai nämlich, der sich mit seinem ältern Bruder im Frühling 1757 gerichtlich auseinandergesetzt hatte, um von einem bescheidenen Einkommen ganz den Wissenschaften zu leben, während der Bruder die Buchhandlung des 1752 verstorbenen Vaters allein fortführte, war im October 1758 durch den Tod dieses Bruders gezwungen worden, die Leitung des Geschäftes zu übernehmen.[2]) Damit war nicht allein die Muße für die Redaction seiner Bibliothek der schönen Wissenschaften ihm genommen, sondern es war für ihn auch unschicklich geworden, ein Journal in fremdem Verlage forterscheinen zu lassen. Am 4. Januar 1759 ward der erste Bogen der Briefe, die neueste Literatur betreffend, ausgegeben, dem jede Woche ein neuer folgen sollte. Es war die Absicht, im Gegensatz zu den seichten, parteiischen, Complimente machenden Journalen der Zeit offen und ehrlich die literarischen Erscheinungen während des Krieges zu besprechen. Bei dieser Abgrenzung der Aufgabe konnte Lessing im Gedanken an seinen Kleist nichts näher liegen, als die Fiction, alle Briefe an einen verwundeten Officier zu richten. Lessing fiel zunächst die Hauptarbeit zu; Mendelssohn versprach nur die philosophischen Briefe zu liefern, Nicolai verpflichtete sich höchstens zu einem Lückenbüßer. Dieses Verhältniß

---

1) Zuerst Ende 1748 bis Ende 1751; zum zweiten Mal October 1752 bis October 1755.

2) Göckingk, Fr. Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß, S. 20 ff., hat irrigerweise diese Daten um ein Jahr verschoben.

zeigen die ersten beiden Bände in der That: unter 44 Briefen sind 28 von Lessing, 15 von Moses, ein einziger von Nicolai. Aber in den folgenden drei Bänden hört Lessing's Theilnahme schon in bedenklicher Weise auf; andere Arbeiten entziehen ihn der Kritik. Noch einmal erscheint er im Mai und Juni 1760 mit der alten Rüstigkeit auf dem Kampfplatz, um im 6. Theil seine Besprechung des Nordischen Aufsehers gegen Basedow zu vertheidigen; der 7. Band bringt im September 1760 noch den einen Brief gegen Bodmer, dann verstummt Lessing völlig. Am Ende des Jahres ist er in Breslau als Tauentzien's Secretär, und Danzel hat wohl Recht mit der Vermuthung, daß zu seinem Verlassen Berlins Gründe mitgewirkt haben werden, die ihm auch die fernere Mitarbeit an den Literaturbriefen verleiden mochten.[1]. Daß Nicolai nämlich gelegentlich versucht hat, sich in Lessing's Arbeit einzumischen, weil er an dessen Polemik etwas auszusetzen fand, davon lassen sich deutliche Spuren erkennen. Es ist vorgekommen, daß Lessing'sche Briefe unterdrückt wurden, und dieses Schicksal hätten, wenn es nach Nicolai's Willen gegangen wäre, Brief 108—110 gewiß getheilt, die später in den Berliner Ausgaben von Lessing's Schriften weggelassen sind. Konnte auch ein Mann wie Nicolai Verständniß dafür haben, daß ein Lessing hier die Sache der Orthodoxie gegen die Betise halbaufgeklärter Theologen führt, die sich mit einer lieblichen Quintessenz aus dem Christenthum begnügen? An seine Adresse mehr als an die des verwundeten Officiers scheint denn auch der Eingang des 110. Briefes gerichtet zu sein. Bezeichnend ist es jedenfalls, daß Lessing

---

1) Derber drückt sich Fichte (Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen, S. 15) aus: „Unser Held (Nicolai) hatte, mit Jenen (Mendelssohn und Lessing) vereinigt, einen kritischen Kreuzzug gethan; entscheidend gegen einige schlechte Reimer, in andern Fächern, z. B. dem der Philosophie, nicht ganz so glorreich. Sein großer Mitkämpfer wurde allmählich inne, daß dies ein schlechtes Geschäft sei, und daß er es nicht in der besten Gesellschaft treibe. Er zog sich zurück."

von den wiederholt versprochenen weitern Beiträgen zu den Literaturbriefen nichts liefert, obgleich ihm die Noth der Fortsetzer nicht unbekannt ist. Er will mit dem Unternehmen eben nichts mehr zu thun haben, ohne es doch zum offenen Bruch mit den Freunden kommen zu lassen. Erst Mitte Mai 1765 war er wieder in Berlin und that bald darauf das, was er zwei Jahre vorher bei einem Besuch in Potsdam zugesagt hatte: er hielt den armen Briefen, die sich unter der Mitwirkung von Abbt, Resewitz und Grillo bis dahin fortgeschleppt hatten, um die Besprechung der Literatur bis 1763 zu Ende zu führen, die Parentation.

Daß Plan und Ausführung der Literaturbriefe ursprünglich Lessing's Werk sind, dafür bedarf es jetzt für den aufmerksamen Leser kaum noch eines Beweises. Mochten sich die Zeitgenossen durch die geschickt beobachtete Anonymität, die selbst Freunden gegenüber festgehalten wurde,[1]) täuschen lassen und zunächst den Verleger der Briefe, dann seinen aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften bekannten Mitarbeiter, „den Berliner Juden",[2]) für die Peitschenhiebe verantwortlich machen, welche die Briefe freigebig nach allen Seiten austheilten: uns tritt bei der Gründung des Journals Lessing so als Hauptperson in den Vordergrund, daß besonders für Nicolai gar keine andere Rolle als die des verlegenden Buchhändlers übrig bleibt. Zum Ueberfluß liegt aber von Nicolai's eigener Hand eine Nachricht von den Verfassern der Literaturbriefe vor, die um so mehr vollständig mitgetheilt zu werden verdient, als sie Danzel entgangen ist. Sie gehört zu einem Brief Nicolai's vom 24. Decbr. 1768 an

1) Lessing an Gleim, 14. Febr. und 12. Mai 1759.

2) Auch Ramler ist in dem Verdacht gewesen, Mitarbeiter an den Literaturbriefen zu sein. In Schlichtegroll's Nekrolog für das 19. Jahrhundert, I. S. 182, wird sogar Joh. Wilh. Dumpf Antheil an denselben zugeschrieben. Diese Behauptung ist ebenso unbegründet wie die, daß derselbe unter der Chiffre D+f Aufsätze zu den Bremer Beiträgen geliefert habe, die ebenda aufgestellt wird.

Herder, der seine Fragmente über die neuere deutsche Literatur als eine Beilage zu den Literaturbriefen herausgegeben hatte, und lautet folgendermaßen: [1])

„Lessing war der Erste, der die Idee zu diesem Werke hergab. Er wollte auch das Meiste machen. Die Schreibart, die jetzt so Viele schal nachahmen, war eigentlich die seinige. (Man sehe nur die Vorrede zu Mylius' Schriften. Man sollte schwören, die darin befindlichen Briefe wären aus den Literaturbriefen gezogen; so ähnlich ist die Schreibart.) Wir Andern (Moses und ich und hernach Abbt) nahmen nur die äußere Form und schrieben, Jeder seinem eigenen Charakter gemäß. Moses versprach im Anfange nur die philosophischen Briefe zu machen. Ich aber verband mich zu nichts, als, wenn Manuscript fehlen sollte, hin und wieder zur Ausfüllung etwas zu machen; in den ersten Theilen habe ich auch wirklich nicht mehr gethan.

„Lessing's Zeichen sind: A. E. Fll. [2]) G. L. O.; den 43. und 44. Brief im 2. Theil hat er auch gemacht. Mit dem 7. Theile hörte er auf, weil er nach Breslau ging, und machte nachher nichts als nach seiner Zurückkunft 1765 im 23. Theil den 332. Brief.

„Moses' Zeichen sind: D. K. M. P. Z. Im 233.—236. Briefe (über Ramler's Ausgabe von Lichtwer's Fabeln) hat er

---

1) Das Schriftstück ist zuerst veröffentlicht in Herder's Lebensbild, I. 2. S. 393—396, aber durch viele Fehler entstellt, die hier stillschweigend verbessert sind. Die Angaben über die Chiffern sind hier genauer als in der Vorrede zum 26. Theil von Lessing's Schriften.

2) Diese Hauptchiffre Lessing's las Hamann, auf Catull, 13. 12 Bezug nehmend, Fabullus; s. Dessen Brief an Mendelssohn vom 11. Febr. 1762 (Schriften, III. S. 123), und die Antwort (ebenda, S. 129), in der Moses meldet, „daß der brave Fabullus schon längst Abschied genommen und seine glänzenden Waffen weit von uns im Staube bürgerlicher Arbeiten verrosten läßt." Zwei unglückliche Opfer der Kritik des Herrn Fll., Bergmann und Dusch, kamen beide zugleich auf den witzigen Einfall, daß Fll. nichts Anderes als Flegel bedeuten könne; s. Literaturbriefe, IV. S. 406.

sich Fll. unterzeichnet. Außerdem sind von ihm: die Uebersetzung der hebräischen Fabeln im 30. Briefe, Fulberti Kulmii Antwort im 192. Briefe, der kleine 258. Brief, Th. 16. S. 67, im 19. Theil S. 41 das Orakel.

„Meine Zeichen sind: Re. S. T. Außerdem ist von mir im 1. Theil der 6. Brief, im 7. Theil der 121. Brief, der 192. Brief, ob er gleich mit K. bezeichnet, von S. 191—193, im 276. Briefe das Ende, S. 173—179, im 287. Briefe die Nachricht, Th. 19. S. 5—7.

„Als Lessing abging, würden die Briefe bald haben aufhören müssen. Aber durch einen Zufall erhielten wir Abbten. Er schickte mir seinen Tod fürs Vaterland zum Verlag. Moses und ich lasen es im Manuscript durch und beschlossen gleich, diesen Verfasser zu den Briefen einzuladen. Er hat auch bis ans Ende treulich ausgehalten. Er fing im 9. Theile mit dem 148. Briefe an und bezeichnete seine Briefe mit B. und ein einziges Mal in der Beurtheilung von Haug mit C. Außerdem ist von ihm die Nachschrift des 277. Briefs (Th. 18. S. 23) und die Zweifel (Th. 19. S. 8). Von diesen Zweifeln ist zu bemerken, daß sie eigentlich eine Recension von Spalding's Bestimmung des Menschen sein sollten. Abbten ging es dazumal wie allen Jünglingen, die aufrichtig die Wahrheit suchen: er verfiel auf mancherlei Zweifel. Inzwischen wollte man diese Recension des vielen Paradoxen wegen als Recension nicht gern einrücken. Moses, der ungern sahe, daß Abbt auf allerhand Abwege verfiel (ihr damaliger Briefwechsel ist von dieser Materie voll), beantwortete in seinem nächsten Briefe Abbt's Zweifel in gleicher Laune. Nachdem wir diese Stücke nachher mehrmals durchlasen, so glaubten wir, daß sie auch zusammengenommen einen Nutzen schaffen könnten, wenn sie gedruckt würden. Ich machte daher die Nachricht, worin ich dichtete, als ob mir diese Sache aus Schinznach wäre zugesendet worden.

„Wir wollten Alle gern, daß die Briefe bis zum Frieden

fortgesetzt würden, und wollten überhaupt gern verschiedene Bücher nachholen, die noch fehlten, z. B. Basedow's Philalethie u. s. w. Aber es war schwer, wieder Jemand zu finden, der sich so gut als Abbt zu den ersten Verfassern geschickt hätte. Wir fielen auf Herrn Resewitz, der schon in Berlin unser Freund gewesen war. Seine Zeichen sind: O. und Tz. Er fing im 17. Th. beim 267. Briefe an. Er konnte sich, die Wahrheit zu sagen, nicht ganz in die Laune der übrigen Verfasser versetzen. Er sprach bedächtiger, aber drückte sich auch weniger concis und munter aus. Hr. Grillo ist auf folgende Art dazu gekommen, einen kleinen Beitrag zu den Briefen zu liefern. Er machte in den hiesigen Voßischen Zeitungen eine kleine Beurtheilung von Willamov's Dithyramben. Sie gefiel uns, und weil eben diese Dithyramben und Steinbrüchel's Uebersetzung des Sophokles in den Briefen noch fehlten, und Keiner von uns sie zu recensiren Lust hatte, so glaubten wir, er würde sie recensiren können. Als seine Sachen abgedruckt waren, merkten wir freilich wohl, daß wir uns betrogen hatten, und daß er eher einen flüchtigen Zeitungsaufsatz als eine ausführliche Beurtheilung machen konnte. Aber es war einmal geschehen, und man mußte es mit unterlaufen lassen. Er hat im 20. Th. den 302. und 303. Brief, im 21. den 304. bis 310. Brief, mit ** bezeichnet, und im 22. den 316. Brief gemacht.

„Von Herrn Sulzer ist der 78. Brief unter seinem Namen und der 193. Brief, mit *** bezeichnet.

„Uebrigens sind in Moses', Abbt's und meinen Arbeiten vielfältig Stellen von Einem in des Andern Arbeit eingerückt oder verbessert worden. An zwei Orten ist es angezeigt. Nämlich der 204. und 205. Brief ist Bj. unterzeichnet, weil die Hauptanlage von Abbt, und von mir Vieles hinzugethan worden, und der 206. Db., weil die Hauptanlage von Moses und wenig von Abbt ist."

So schreibt Nicolai, als ihn noch nicht die langjährige Lei-

tung der Allgemeinen deutschen Bibliothek aufgebläht hatte; als ihm noch bewußt war, daß seine 1755 erschienenen Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland nicht das Muster der Literaturbriefe, sondern nach Form und Inhalt von den ältern Lessingschen Briefen (s. Th. VIII dieser Ausgabe) abhängig wären; als er noch eine Ahnung davon hatte, daß die sechs ersten Bände der Literaturbriefe eine ganz andere Bedeutung hätten als die 17 folgenden.[1]) Nach Lessing's Tode stimmt er einen andern Ton an. Gereizt durch die Anmerkungen eines Ungenannten im Deutschen Museum,[2]) die er mit Unrecht Herder zuschrieb, und durch einen Aufsatz Rehberg's in Lichtenberg und Forster's Göttingischem Magazin,[3]) die Beide gegen die landläufige Meinung auf Lessing als den eigentlichen Urheber der Literaturbriefe hingewiesen hatten, veröffentlichte er im Göttingischen Magazin (Dritten Jahrgangs Drittes Stück, Bd. 5. S. 387—401) einen Bericht über die Entstehung der Literaturbriefe, den er mit Noten zur Erklärung der Chiffern vor dem 26. Band der Schriften (Bd. 30. der Ausgabe von 1828) wieder hat abdrucken lassen. Und hier tritt nur allzu deutlich das Bestreben zu Tage, sich selbst mehr in den Vordergrund zu drängen und von dem Verdienst, das sich die Literaturbriefe um

1) Als Curiosum mag angeführt werden, daß der 12. Brief in den Gerstenberg'schen Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur, der sich über Lessing's Auftreten gegen Cramer und Dusch ereifert, den Ton der letzten Bände anpreist.

2) 1782. II. S. 79 ff. Der Vf. derselben war nach einer Anmerkung Boie's zu der Vertheidigung gegen Nicolai's Beschuldigungen (D. M., 1783. II. S. 45 ff.) ein würdiger Geschäftsmann, der mit Herder in keiner Verbindung gestanden hat. Wenn Danzel (I. S. 272) Rehberg als Vf. nennt, so beruht das offenbar auf einer Verwechslung mit dem Aufsatz im Göttingischen Magazin.

3) 1782. Zweiten Jahrgangs Fünftes Stück. Bd. IV. S. 159 ff. Vgl. Rehberg's Antwort auf Nicolai's Aufsatz, 1783. Dritten Jahrgangs Viertes Stück. Bd. VI. S. 576 ff.

die Berichtigung des Geschmacks erworben, den Löwenantheil für sich in Anspruch zu nehmen.

In den Literaturbriefen sind von den Mitarbeitern außer Lessing folgende Werke besprochen:

1) von Mendelssohn[1]) (in allen Bänden, den 18., 20., 22. u. 23. ausgenommen):

Werk		
Abbt, Vom Tode fürs Vaterland. Berlin 1761	Brief	181.
Baumgarten, Metaphysik. 3. A. Halle 1757	"	20—23.
P. Roger Jos. Boscowich, Philosophiae naturalis theoria redacta ad unicam legem virium in natura existentium . .	"	42. 45. 54—56.
v. Cronegk, Schriften. Bd. 1 u. 2. Leipzig 1760	"	190. 191. 207.
Mich. Conr. Curtius, Kritische Abhandlungen und Gedichte. Hannover 1760	"	146. 147. 157.
J. G. Daries, Jenaische philosophische Bibliothek. Jena 1759, 1760 . . .	"	95—97.
J. Chr. Eschenbach, Metaphysik. Rostock 1757	"	37. 38.
C. F. Flögel, Einleitung in die Erfindungskunst. Breslau 1760[2])	"	135—137.
Frédéric II., Poésies diverses. Berl. 1760	"	98—101.
(J. Gf. Gellius,) Uebersetz. von Rousseau's neuer Heloise. Leipzig 1761[3]) . . .	"	171.
(J. Gf. Gellius,) Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter, nebst einigen andern Wahrheiten. Leipzig 1762	"	221. 222.

1) Alles wieder abgedruckt in seinen Schriften, IV. 1, S. 499–599; IV. 2, S. 3—460, und V. S. 305—313, außer der Uebersetzung von Hanakdan's Fabeln.

2) Vgl. Brief 158 von Abbt.

3) Von Nicolai in der Anmerkung zu Mendelssohn's Brief an Lessing vom 1. Aug. 1763 irrigerweise, wie das folgende Buch, dem Mag. Wichmann zugeschrieben.

1) Vgl. dagegen Hamann's Schriften, II. S. 479—518.
2) Der Schluß von Br. 276 (S. 173—179) ist von Nicolai.
3) In den 233. Brief ist eine Bemerkung Lessing's aufgenommen.

J. D. Michaelis, Ueber den Einfluß der Sprachen in die Meinungen und der Meinungen in die Sprachen . . .	Brief	72—74.
(Moser,) Treuherziges Schreiben eines Laienbruders im Reich an den Magnum im Norden oder doch in Europa. 1762	„	258.
Prémontval, La théologie de l'être (Acad. 1757)	„	94.
Joh. Jac. Rabe, Mischna. Onolzbach 1760	„	35. 122. 186.
H. S. Reimarus, Allg. Betrachtungen über die Triebe der Thiere. Hamb. 1760. 2. A. Hamb. 1762	„	130. 131 242.
Reinhard, Examen de l'optimisme (Acad. 1755)	„	24. 25. 29.
Rousseau, Julie ou la nouvelle Héloïse. Amsterd. 1761	„	166—170.
Georg Schade, Einleitung in die höhere Weltweisheit	„	89—91.
(Georg Schade,) Die unwandelbare und ewige Religion der ältesten Naturforscher und sog. Adepten. Berl. u. Leipz. 1760	„	132.
J. Ad. Schlegel, Batteux' Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz. Verb. A. Leipzig 1759 .	„	82—87.
J. El. Schlegel, Werke. Kopenh. u. Lpz. 1761	„	311—313.[1]
Sulzer, Kurzer Begriff aller Wissenschaften und anderer Theile der Gelehrsamkeit. 2. A. 1759	„	61. 62.
Sulzer, Abhandlung vom Genie (Acad. 1757)	„	92.

1) Vgl. Lessing's Hamb. Dramaturgie, 52. Stück.

Uz, Versuch über die Kunst, stets fröhlich zu sein. Leipz. 1760 . . . . Brief 128. 129.

Fr. Ad. Widder, De Hylozoismo et Leibnitianismo . . . . „ 34.

Wieland, Clementine von Porretta. Zürich 1760 . . . . „ 123. 124.

J. Ph. Lor. Withof, Die moralischen Ketzer. Duisburg 1760 . . . . „ 126.

Zimmermann, Vom Nationalstolz. N. A. Zürich 1760 . . . . „ 143.

(?) Ueber den Ursprung der Sprachen . „ 75.

(?) Versuch über das Genie (in Nicolai's Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der sch. W.) . . . . . „ 93. 208—210.

(?) Anti-Shaftesbury, nach d. Engl. Frkf. 1761 (d. i. Mandeville, the fable of the bees. Tom. 2.) . . . . „ 194. 195.

W.., Die letzten Gespräche des Sokrates und seiner Freunde. Zürich[1]) . . . „ 115—118.

Außerdem: Uebersetzung der 7 Fabeln Berachja Hanakdan's in Lessing's 30. Brief; Anmerkung über die Idealschönheit in den schönen Wissenschaften, Br. 66, und über die vollkommen tugendhaften Charaktere, Br. 145, mit Beziehung auf Lessing's Br. 63; über Diderot's Plan zu einem Trauerspiel über den Tod des Sokrates und Thomson's Sokrates, Br. 119; über Euler's Entscheidung des Streits von Erfindung der Differentialrechnung, Br. 134; Nachricht von einer patriotischen Gesellschaft in der Schweiz und ihren Preisfragen, Br. 223. 262, N. S.; Orakel, die Bestimmung des Menschen betreffend, Br. 287.

1) Nach Mendelssohn's Vermuthung in Br. 124 von Wieland.

2) von Nicolai (in allen Bänden, den 2. ausgenommen):

Altdorfische Bibliothek der gesammten schönen Wissenschaften. Altdorf 1762 . .	Brief	283.
Abbé Arnaud, Journal étranger. Paris 1760, 1761	„	255. 256.
F. v. Balthasar, Sendschreiben an einen Franzosen, enthaltend einen flüchtigen Entwurf des gelehrten Schweizerlandes. Basel 1761	„	165.
J. Hieron. Chemnitz, Kleine Beiträge zur Testaceotheologie. Nürnberg 1760 .	„	120.
(Matth. Claudius,) Tändeleien u. Erzählungen. Jena 1763	„	325.
Schriften der Duisburgischen gel. Gesellschaft. Duisbg. 1761	„	257.
J. R. Füßli, Allg. Künstlerlexikon. Zürich 1763	„	326.
Gellert und Rabener, Zwei Briefe. Leipzig 1761	„	155, N. S.
(J. Gf. Gellius,) Julius Cäsar	„	285.
(v. Gerstenberg,) Prosaische Gedichte. Altona 1759	„	58. 59.
(v. Gerstenberg,) Tändeleien. N. A. 1760 [1])	„	156.
Sal. Geßner, Gedichte. Zürich 1762 .	„	278.
(Gottsched,) Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit. 1760. Nr. IX. . .	„	172.
Gottsched, Der Frau L. A. V. Gottschedin sämmtliche kleinere Gedichte nebst ihrem Leben	„	315.

1) Vgl. Lessing's 33. Brief.

Chr. L. v. Hagedorn, Betrachtungen über die Malerei. Leipzig 1762	Brief	326.
Joh. Sam. Halle, Werkstätte der heutigen Künste. 1. Th. Brandenburg 1761 .	„	237—241.
Marcus Hasler, Nachahmungen deutscher Dichter und Redner. Halle u. Helmstädt 1758	„	6.
Jos. Dav. Heilmann, Kritische Gedanken von dem Charakter und der Schreibart des Thucydides. Lemgo 1758	„	57.
Joh. Dan. Herz v. Herzberg, Kurzgefaßte Nachricht von der akademischen Kadettenschule. Günzburg 1758	„	46.
Gli. Joach. Hindenberg, Erzählungen. Breslau 1762. Moralische u. satirische Versuche. Breslau 1762	„	325.
Karschin, Auserlesene Gedichte. Berl. 1764. Poetische Einfälle. Berl. 1764 . . .	„	276. S. 173–179.
Geo. Joh. Wolfg. Knorr, Allg. Künstlerhistorie. Nürnberg 1759	„	114.
(J. F. Löwen,) Romanzen. Hamb. 1762	„	325.
Gerard Meerman, Admonitio de chartae nostratis s. linteae origine	„	219.
Mengs, Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei. Zürich 1762	„	326.
v. Moser, Der Herr u. der Diener. Frkft. 1759	„	88.
v. Moser, Geistliche Gedichte, Psalmen u. Lieder. Frkft. 1763. Daniel in der Löwengrube. Frkf. 1763	„	299.
Prémontval, Préservatif contre la corruption de la langue française. Berl. 1759	„	125.

(Ramler,) Ode auf ein Geschütz. Berlin 1760. Ode an den Fabius. Torgau 1760	Brief	140.
Ramler, Geistliche Cantaten. Berl. 1760	„	142.
(Ramler,) Lied der Nymphe Persanteis. Kolberg 1760	„	155, N. S.
Ramler, Ode an seinen Arzt. Ode an Hymen. Ode an die Göttin der Eintracht. Ode auf die Wiederkunft des Königs .	„	333.
J. F. R[eupsch], Fabeln aus dem Alterthum in 4 Büchern. Bresl. 1760 . .	„	121.
(Karl Franz Romanus,) Comödien. Dresden 1761	„	329.
C. O. F. v. S[chönaich], Oden, Satiren, Briefe u. Nachahmungen. Leipz. 1761	„	199.
Schöpflin, Vindiciae typographicae. Argent. 1760	„	132 133.
(Paul Aug. Schrader,) Scherze. Helmstädt 1762	„	224—226.
(Karl Schumann,) Stunden der Einsamkeit. Leipzig 1760	„	183.
(Karl Schumann,) Gedichte v. d. Verf. d. Stunden der Einsamkeit. Leipzig 1762	„	226.
(Weiße,) Amazonenlieder. Leipzig 1762	„	266.
Zachariä, Das verlorne Paradies, aus d. Engl. J. Milton's in reimfreie Verse übersetzt. Alt. 1760	„	173—177.
Zachariä, Die Schöpfung der Hölle nebst einigen andern Gedichten. Altenb. 1761	„	184. 185.
(?) Gedanken von dem Ursprung, Wachsthum u. Verfall der Verzierungen in d. schönen Künsten. Leipzig 1759 . . .	„	47.
(?) Zuverlässige Geschichte Karl's XII. während seines Aufenthalts in der Tür-		

fei, aus den noch ungedr. Staatsbriefen des Hrn. Fr. Ernst v. Fabrice. Leipzig 1759 . . . . Brief 68. 69.

(?) Neueste Sammlung deutscher Lieder, nebst einem Tractat von deutschen Liedern „ 141.

(?) Scherze der lyrischen Muse. Lpz. 1760. Mein Vergnügen in Zürich. Halle 1760 „ 183.

(?) Lyrische, elegische und epische Poesien. Halle 1759 . . . . „ 187—189.

(?) Zufällige Gedanken über die deutsche Schaubühne zu Wien, von einem Verehrer des guten Geschmacks und guter Sitten. Wien 1760 . . . . „ 200. 201.

(?) Penelope, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wien 1761 . . . . „ 202. 203.

Außerdem: Ueber die Literaturbriefe, Br. 76, 92, 243; Einleitung zu Hamann's Abälardus Virbius und Mendelssohn's Antwort, Br. 192; Einleitung zu Abbt's Zweifeln und Mendelssohn's Antwort, Br. 287; Recension der schwarzen Zeitung über Klotz' Mores eruditorum und den 148. Br. Abbt's, Br. 286.

3) von Abbt (in Band 9—23):

Phil. Ernst Bertram, Joh. v. Ferreras' allg. Historie von Spanien fortgesetzt. Bd. XI. 1762 . . . . Brief 296—298.

Flögel, Einleitung in die Erfindungskunst. Bresl. 1760 . . . . „ 158.[1]

(Hamann,) Vermischte Anmerkungen über die Wortfügung der franz. Sprache[2]) „ 180, N. S.

(Hamann,) Fünf Hirtenbriefe, das Schuldrama betreffend. Königsb. 1763 . . „ 260.

1) Vgl. Mendelssohn, Br. 135—137.

2) Wiederholt in den Kreuzzügen des Philologen, Nr. 2.

Harenberg, Pragmatische Geschichte des Ordens der Jesuiten. Halle u. Helmstädt 1760	Brief	149—152.
Balth. Haug, Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben. Ulm u. Lpz. 1762	„	227—230.
Heinze, M. Tullii Ciceronis drei Gespräche von dem Redner. Helmstädt 1762 . .	„	214—218.
v. Justi, Die Wirkungen u. Folgen sowohl der wahren als der falschen Staatskunst in der Geschichte des Psammitichus. Frkf. u. Leipz. 1759	„	196—198. [1]
v. Justi, Vergleichungen der europäischen mit den asiatischen u. andern vermeintlich bärbarischen Regierungen. Berlin 1762	„	261. 262.
(Klotz,) Mores eruditorum. Altenb. 1760	„	148.
(Klotz,) Genius saeculi. Altenb. 1760 .	„	159.
Klotzii Opuscula poetica. Altenb. 1761	„	212.
(Klotz,) Die Sitten der Gelehrten. Berlin 1761	„	213.
Klotz, Ridicula litteraria. Altenb. 1762	„	263.
Joh. Gotthf. Lindner, Beitrag zu Schulhandlungen. Königsb. 1762 . . .	„	231. 232.

1) v. Justi rächte sich für diese Recension dadurch, daß er beim Staatsrath in Berlin die Anklage erhob, ein Jude habe in den Literaturbriefen gegen Cramer die Gottheit Christi bestritten, auch die Ehrfurcht gegen den König durch sein Urtheil über die Poésies diverses verletzt, und erreichte durch diese Beschuldigung, deren erste gegen Lessing's 48. Brief gerichtete Hälfte das wahre Verhältniß geradezu umkehrte, daß ein königlicher Befehl vom 13. März 1762 den fernern Druck und Debit der Literaturbriefe bei Vermeidung von 100 Thlr. Strafe untersagte. Das Verbot ward übrigens schon am 23. März wieder aufgehoben und der gedrohte fiscalische Proceß eingestellt. Ausführlich berichtet darüber Nicolai, Neue Berl. Monatsschrift, XVIII. Dec. 1807. S. 340—359.

---

1) An den beiden ersten Briefen hat Nicolai, am dritten Moses Antheil.

4) von Resewitz (in Bd. 17—22):

(?) Betrachtung der Schönheit in den Wissenschaften. 1763	Brief	289. 290.
(?) Zerstreuungen auf Kosten der Natur in einigen Sommerstunden	„	291. 292.
(?) Poetische Bibliothek zur Ehre der Deutschen nebst einer kurzen Anweisung zur Kritik nach den Grundsätzen des Hrn. Batteux. Heilbr. 1762, 1763 . . .	„	293.
(?) Freywell oder die beglückte Tugend. Bresl. 1763	„	294. 295.
(?) Vermischte Beiträge zur Philosophie und den schönen Wissenschaften. Bresl. 1762	„	317—319.

5) von Grillo (in Bd. 20—22):

J. J. Steinbrüchel, Das tragische Theater der Griechen. Zürich 1763	Brief	302—305.
Trescho, Kleine Versuche im Denken und Empfinden. Königsb. 1761 . . .	„	316.
(Willamov,) Dithyramben. Berl. 1763	„	306—308.

6) von Sulzer:

Von dem Unterschied seines Wörterbuchs der schönen Wissenschaften und des Gottschedischen Handlexikons, Br. 78. Winckelmann's Anmerkungen über die Baukunst der Alten, Leipz. 1762, Br. 193. Vielleicht gehört ihm auch der herrenlose 265. Brief über Winckelmann's Sendschreiben von den Herculanischen Entdeckungen, Dresden 1762.

Um endlich auf unsern Lessing zurückzukommen, so hat derselbe zu den Literaturbriefen 54 vollständige Briefe beigesteuert, außerdem die Einleitung, die Nachricht am Schluß des ersten Theils, den Vorbericht zum zweiten Theil, die Nachschrift

zum 91. Briefe und das in den 233. Brief eingeschaltete Fragment, das einem nicht erhaltenen Schreiben an Mendelssohn entnommen zu sein scheint. Den ersten Versuch, diese Briefe zu sammeln, machte 1785 J. G. Heinzmann im ersten und zweiten Bande der Analekten für die Literatur von G. E. Lessing. So ingrimmig sich auch Nicolai in der Vorrede zum 26. Theil von Lessing's Schriften gegen diesen „elenden Compilator“ geberdet, „dessen unförmliche Zusammenraffung kein ächter Liebhaber der Literatur eines Anblicks würdigen werde“; so gerechtfertigt auch die Vorwürfe wegen der Aufnahme unächter Stücke aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften sind: es läßt sich doch nicht leugnen, daß diese Heinzmann'sche Sammlung bis zum Erscheinen der Lachmann'schen Ausgabe der brauchbarste Abdruck von Lessing's Antheil an den Literaturbriefen war. Sie enthält 51 Briefe; es fehlen Br. 15, 77 und 109. Nicolai hat dagegen im 26. Theil der Schriften, Berlin 1794 (wiederholt im 30. Theil der von Schink bevorworteten Duodezausgabe, Berlin 1828), nur einen Auszug nach seinem Geschmack geliefert, in dem er erhalten zu haben wähnt, was des Erhaltens vorzüglich würdig ist. Der Kitzel, auch dem verstorbenen Freunde gegenüber, der sich nicht mehr wehren konnte, ein Wenig den kritischen Dictator zu spielen, und die Furcht, dem ältern Verlagsartikel durch den neuen eine unnöthige Concurrenz zu machen, scheinen bei dieser Arbeit zu gleichen Theilen bestimmend eingewirkt zu haben. Weggelassen sind elf Briefe (Br. 12, 15, 30, 43, 44, 65, 70, 108, 109, 110, 112), aber auch die abgedruckten sind zum Theil willkürlich verstümmelt, wovon einzelne Beispiele in den Anmerkungen unserer Ausgabe angeführt sind. Noch unbrauchbarer ist der Abdruck im fünften Band der Neuen rechtmäßigen Ausgabe von Lessing's gesammelten Werken, Leipzig Göschen 1858. Während von den durch Nicolai ausgemerzten Briefen vier (Br. 12, 15, 43, 112) wieder aufgenommen sind, hat der unbekannte Herausgeber zweiundzwanzig weggelassen (Br. 30, 31, 41, 44, 50, 52, 53, 65, 70, 71, 77, 81,

102---110, 332). Welches Princip dabei befolgt ist, mögen die Götter wissen.

Der Text der vorliegenden Ausgabe ist, abgesehen von der Orthographie, die sich dem Plan des ganzen Werks gemäß nicht an die alten Drucke binden sollte, im Wesentlichen der Lachmann'sche. Eine nochmalige Vergleichung desselben mit der ersten Ausgabe[1]) der Literaturbriefe hat zu einzelnen Verbesserungen geführt; im großen Ganzen hat sich herausgestellt, daß Lachmann's Sorgfalt hier schon alle Arbeit gethan hatte. An ein paar Stellen, die in der an Druckfehlern überreichen ersten Ausgabe corrupt überliefert und von Lachmann unverändert abgedruckt waren,[2]) habe ich durch eine Conjectur nachzuhelfen versucht.

Die Maltzahn'sche Ausgabe, über deren Uncorrectheit schon von mehr als einem Besitzer geklagt ist, hat sich für die Literaturbriefe als besonders mangelhaft erwiesen. Der 6. Band muß in den Händen eines Correctors gewesen sein, der vom Deutschen, Französischen, Englischen, Lateinischen und Griechischen gleich wenig verstand: so sinnlos sind zum Theil die Fehler, von denen in der

1) Benutzt ist dabei das Exemplar der Hamburger Stadtbibliothek, welches sich vor dem Berliner dadurch auszeichnet, daß sich auf dem ersten Bogen desselben einige Fehler nicht mehr finden (S. 3 an seinen Freunden st. von seinen Freunden, es Herrn Fll. st. es dem Herrn Fll., S. 8 gemacht st. gemacht hat, S. 16 Doch ich muß st. Ich muß), die während des Drucks verbessert sein müssen. Wie es scheint, existiren von Bd. 1 und 2 drei verschiedene Drucke, von Bd. 3—12 zwei, von Bd. 13—24 nur einer. Die spätern Drucke sind wo möglich noch nachlässiger corrigirt als der erste, kommen also für die Textkritik nicht in Betracht. Der erste Druck ist leicht an dem Titelblatt zu erkennen: Bd. 1—4 haben gestochene Titel von Kauke, mit dem Homerskopf in einer reichen, wenn auch nicht geschmackvollen Randverzierung; Bd. 5—7 und 11 haben gestochene Titel mit dem Homerskopf ohne Randverzierung; Bd. 8—10 haben gestochene Titel mit dem Homerskopf in Medaillon ohne Randverzierung; Bd. 12—24 haben gedruckte Titel.

2) Lachmann selbst sagt von seiner Ausgabe (Herz, Lachmann, S. XIX): „Die Originaldrucke sind genau, selbst in Orthographie und Interpunction wiedergegeben. — Druckfehler der alten Ausgaben mögen hie und da übersehen sein; viele sind verbessert, manche, die mehrfache Besserung gestatteten, absichtlich stehn gelassen."

Note[1]) eine kleine Blumenlese gegeben werden mag, damit ich nicht in den Verdacht der Uebertreibung gerathe.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß es von keinem besondern Interesse sein könnte, für diesen Band ein Verzeichniß der abweichenden Lesarten zusammenzustellen. Wo eine Aenderung des Lessing'schen Textes nothwendig oder empfehlenswerth schien, ist in einer Note das Erforderliche gesagt. Mehrfache Abweichungen von den frühern Ausgaben in den Citaten beruhen auf einer Vergleichung der citirten Schriften, die mir fast alle zugänglich waren. Eine Aenderung nach den Originalen schien hier geboten, weil die an und für sich unerheblichen Varianten offenbar auf einer Nachlässigkeit des Abschreibers oder des Setzers und Correctors beruhen. Daß in den griechischen und französischen Citaten zahlreiche Fehler stillschweigend beseitigt worden sind, versteht sich von selbst; ich bin bei diesen Berichtigungen oft weiter gegangen als Lachmann, der vornehmlich in den französischen zu peinlich die falschen Formen des ersten Drucks beibehalten hat. Ebenso hat es

1) Es wird hier von den willkürlichen Veränderungen der Orthographie, die sich mit Dutzenden von Beispielen belegen ließen, von den Verwechslungen griechischer Accente und Spiritus und von der unterlassenen Sperrung vieler Worte abgesehen. Außerdem liest man S. 3 theilte st. theile, S. 11 erbitten st. verbitten, S. 15 das st. daß, S. 21 hoffen st. heißen, S. 27 mehr mehr st. weit mehr, S. 30 kein Kenner st. ein Kenner, S. 31 neuen st. neuesten, S. 40 Verbesserungen st. Verbesserung, S. 49 nur weniger st. nun weniger, S. 55 die auf st. die du auf, S. 82 nähren st. nähern, S. 83 berest st. bereft, S. 105 Wind st. Wurm, S. 107 konnte st. könnte, S. 112 Chrysis st. Thyrsis, S. 132 mir st. mich, S. 133 wenig st. weniger, S. 147 Anm. praefeci st. praefecti, puia — adunctatum st. quia — aduotatum, S. 149 niemals st. vielmals, gehandelt st. gehandelt und gemeldet, S. 154 Er war st. Er ward, S. 156 Entkommenheit st. Entkommung, S. 164 cours'd st. curs'd, S. 166 welche st. welcher, S. 179 niedere st. niedrige, S. 187 reliquae st. reliquiae, S. 192 Que st. Quo, S. 193 Herr G. st. Herr O., S. 201 me fit st. ne sit, S. 206 wichtige st. witzige, S. 209 verächte st. verfächte [verföchte], S. 214 Welch ein Spiegel st. Welch einen Spiegel, S. 217, On st. Or, serez st. ferez, S. 218 spreche ihm st. spreche ich ihm, S. 229 Denn er ist st. Denn ist er, S. 230 Falle ist st. Falle aber ist, S. 232 eine Religion st. ohne Religion, S. 236 Schweren st. Schwerern, S. 253 Stoppeln st, Stoppen, S. 257 aussehnten st. aussöhnten.

mir rathsam geschienen, die Eigennamen gleichmäßig in der jetzt gebräuchlichen Weise herzustellen. Was die Orthographie im Allgemeinen angeht, kann ich auf die Bemerkungen Pilger's, Theil VIII. S. 274 ff., verweisen. Ich füge hinzu, daß die dort mit Beispielen belegten Schwankungen in der Schreibung gewisser Wörter in den Literaturbriefen schon seltener werden; als besondere Abnormität läßt sich beschleinigen und schleinig, S. 230 und 232, anführen, wozu schleidern (Laokoon, Berlin bei Voß 1766, S. 133) ein Seitenstück bildet. Nur in einem Punkt habe ich mich nicht entschließen können, so conservativ zu sein wie mein Vorgänger: die Abschwächung des m in der Flexion der Adjectiva zu n habe ich nicht beibehalten, weil ich mich nicht davon überzeugen konnte, daß man es hier mit einer stehenden und beabsichtigten Abweichung von der richtigen Form zu thun habe. Es dürfte wohl zu berücksichtigen sein, daß Lessing's Handschrift diese Endungen nicht unterscheidet, daß die Setzer schwerlich im Stande gewesen sind, selbständig in jedem Fall das Richtige zu finden, und daß Lessing nach eigenem Geständniß ein sehr flüchtiger Corrector war.

Für eine Sammlung wie die gegenwärtige ist eine möglichst genaue Uebereinstimmung der Orthographie in den verschiedenen Bänden so wünschenswerth, daß der einzelne Herausgeber seine besondern Wünsche zum Opfer bringen muß. Darum habe ich nicht allein die Häufung der großen Anfangsbuchstaben gutgeheißen, sondern auch solche Formen geändert, für die erst nach Lessing's Zeit eine weniger zu empfehlende Schreibweise aufgekommen ist, z. B. bloß, gieng, betauern u. a. Mit Bezug auf die letztgenannte Form sagt bekanntlich Lessing in einem Brief an seinen Bruder, daß er den Unterschied zwischen dauern = währen und betauern = Mitleid haben beständig beobachtet habe. Danach wäre das Schwanken der Orthographie dieses Worts in den Literaturbriefen allein dem Setzer zur Last zu legen.

Briefe,

die neueste Literatur betreffend.[1])

---

1) Auf dem ersten Blatt der Originalausgaben steht Folgendes:
„Diese Briefe werden alle Donnerstage in der Nicolai'schen Buchhandlung im Düfour'schen Hause in der Brüderstraße zu Berlin ausgegeben und sind auch in den auswärtigen Postämtern und Buchhandlungen zu haben. Wer auf ein Vierteljahr pränumeriret, zahlet dafür 12 Gr., sonst kostet jeder Bogen 1 Gr." — A. d. H.



Erster Theil.

Einleitung.

Der Herr von N**, ein verdienter Officier und zugleich ein Mann von Geschmack und Gelehrsamkeit, ward in der Schlacht bei Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr** gebracht, und seine Wundärzte empfohlen ihm nichts eifriger als Ruhe und Geduld. Langeweile und ein gewisser militarischer Ekel vor politischen Neuigkeiten trieben ihn, bei den ungern verlassenen Musen eine angenehmere Beschäftigung zu suchen. Er schrieb an einige von seinen Freunden in B** und ersuchte sie, ihm die Lücke, welche der Krieg in seine Kenntniß der neuesten Literatur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da sie ihm unter keinem Vorwande diese Gefälligkeit abschlagen konnten, so trugen sie es dem Herrn F ll. auf, sich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entstanden, in die Hände gerathen, kann dem Publico zu wissen oder nicht zu wissen sehr gleichgültig sein. Ich theile sie ihm mit, weil ich glaube, daß sie manchem sowohl von dem schreibenden als lesenden Theile der sogenannten Gelehrten nützlich sein können.

Ihre Anzahl ist bereits beträchtlich, ob sie gleich ihren Anfang nur vor drei oder vier Monaten können gehabt haben. Sie werden auch hoffentlich bis zur Wiederherstellung des Herrn von N** fortgesetzt werden.

Ich habe völlige Gewalt, sie drucken zu lassen, wie und wenn ich will. Der Verleger meinte, daß es am Füglichsten wöchentlich geschehen könnte, und ich lasse ihm seinen Willen. D.

I. Den 4. Jenner 1759.

Erster Brief.

Etwas werden Sie freilich nachzuholen haben, aber nicht viel. Die zwei gefährlichen mühsamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande aufopfern müssen, sind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern gewesen. Gegen hundert Namen, — und hundert sind noch zu wenig — die alle erst in diesem Kriege als Namen verdienstvoller Helden bekannt geworden; gegen tausend kühne Thaten, die vor Ihren Augen geschahen, an welchen Sie Theil hatten, die zu Quellen der unerwartetsten Veränderungen wurden, — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.

Es gilt dieses von uns Deutschen vor allen Andern. Zwar hat der Krieg seine blutigste Bühne unter uns aufgeschlagen, und es ist eine alte Klage, daß das allzu nahe Geräusch der Waffen die Musen verscheucht. Verscheucht es sie nun aus einem Lande, wo sie nicht recht viele, recht feurige Freunde haben, wo sie ohnedem nicht die beste Aufnahme erhielten, so können sie auf eine sehr lange Zeit verscheucht bleiben. Der Friede wird ohne sie wiederkommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholischen Vergnügen begleitet, über verlorene Güter zu weinen.

Ich rufe Ihre Blicke aus dieser finstern Aussicht zurück. Man muß einem Soldaten sein unentbehrliches Geschäft durch die bejammernswürdigen Folgen desselben nicht verleiden.

Lieber will ich Sie und mich mit dem süßen Traume unterhalten, daß in unsern gesittetern Zeiten der Krieg nichts als ein blutiger Proceß unter unabhängigen Häuptern ist, der alle übrige Stände ungestöret läßt und auf die Wissenschaften weiter keinen Einfluß hat, als daß er neue Xenophons, neue Polybe erwecket. Lieber will ich für Sie auch die leichtesten Spuren der unter uns noch wandelnden Musen aufsuchen und ihnen bis in die glücklichern Reiche nachspüren, aus welchen sie, nicht längst, einen kürzern Weg zu uns gefunden zu haben scheinen.

Die Umstände, unter welchen Sie diese Arbeit von mir verlangen, machen sie mir zu einem Vergnügen, auf welches ich stolz

zu sein Ursache habe. Kann sich Derjenige weigern, Ihre Schmerzen durch kleine Zerstreuungen zu lindern, der sie gern mit Ihnen getheilet hätte? ꝛc.

Fll.

Zweiter Brief.

Wenigstens ist die Gelehrsamkeit, als ein Gewerbe, unter uns in noch ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden, und unsere Uebersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg.

Was haben sie nicht schon Alles übersetzt, und was werden sie nicht noch übersetzen! Eben itzt habe ich einen vor mir, der sich an einen englischen Dichter — rathen Sie einmal, an welchen! — gemacht hat. O Sie können es doch nicht errathen! — An Popen.*)

Und in Prosa hat er ihn übersetzt. Einen Dichter, dessen großes, ich will nicht sagen größtes, Verdienst in dem war, was wir das Mechanische der Poesie nennen; dessen ganze Mühe dahin ging, den reichsten, triftigsten Sinn in die wenigsten, wohlklingendsten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war — einen solchen Dichter in Prosa zu übersetzen, heißt ihn ärger entstellen, als man den Euklides entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersetzte. [1])

Es war auch ein bloßer Buchhändlereinfall, wie der Uebersetzer selbst gestehet. Und was geht es diesem an, [2]) womit jener

---

*) Herrn Alexander Pope sämmtliche Werke ꝛc. Erster Band. Altona bei D. Iversen. 1758 in 8vo.

1) Aehnlich sagt Mendelssohn, Bibl. d. sch. W., IV. 1. 501: „Es ist wahr, die besten prosaischen Uebersetzungen eines Gedichts sind mit der umgekehrten Seite einer gewirkten Tapete zu vergleichen. Diese Vergleichung hat in Ansehung solcher Dichter wie Boileau und Pope die allergenaueste Richtigkeit; denn ein großer Theil ihrer Verdienste besteht in der überaus reinen Diction und in dem vortrefflichen Wohlklange ihrer Verse, und was kann hiervon in einer prosaischen Uebersetzung übrig bleiben?" Der Uebersetzer ist Johann Jacob Dusch; vgl. Anm. 3 zum 77. Br. (unten S. 259). Sein Original ist die sieben Jahre nach Pope's Tode von Warburton besorgte und commentirte Gesammtausg., Lond. 1751. IX. 8. — A. d. H.

2) Angehen mit dem Dativ findet sich auch sonst bei Lessing, z. B. Kleinigkeiten, S. 30: „Was geht der die Mutter an, die selbst Mutter werden kann", und noch 1777, „Zur Gesch. und Literatur, Vierter Beitrag" (Werke, XV. S. 261): „Aber was gehen dem Christen dieses Mannes Hypothesen . . . an?" Häufiger jedoch verbindet er es mit dem Accusativ, z. B. „Miß Sara Sampson", II. Aufz., 7. Auftr.; III. Aufz., 2. Auftr. (Werke, II. S. 118 u. 124); Werke, XVI. S. 132: „Was gehen den Christen des Theologen Hypothesen . . . an?" Daselbst, S. 148 u. 220. — A. d. H.

ihn Geld verdienen läßt und selbst Geld zu verdienen denket? Freilich sollte so ein blindlingsgefälliges Werkzeug eine bescheidenere Sprache führen, als unser Uebersetzer des Pope führet. Er sollte nicht sagen: „Ich habe mir eingebildet, meinen Dichter völlig zu verstehen, und mich darauf verlassen, daß meine eigene kleine Dichtergabe, so geringe sie auch sein mag, mir zu Hülfe kommen würde, das Verstandene so auszudrücken, daß der Schwung und die Deutlichkeit nicht zu viel verlören." —

Denn je größer er sich selbst macht, desto unbarmherziger wird ihm der Leser sein thörichtes Unternehmen aufmutzen, desto höhnischer wird er ihm jeden Fehler vorwerfen, der seinem Eigenlobe widerspricht. Z. E.

Pope will die Nachahmung der Alten rechtfertigen. Man verlangt, sagt er, und erwartet von einem Dichter, daß er ein gelehrter und in den Werken der Alten belesener Mann (a Scholar) sei, und ist gleichwohl unwillig, wenn man findet, daß er wirklich so ein Mann ist. — Was meinen Sie wohl, daß aus dieser seinen Anmerkung unter der Feder des Uebersetzers geworden ist? Er hat Scholar, als ein wahrer Schüler, durch Schüler übersetzt und sagt:*) „In der That ist es sehr unbillig, daß man aus uns Schüler haben will und dennoch unwillig wird, wenn man uns als Schüler befindet."

Pope vergleicht den Virgil mit seinem Muster, dem Theokrit. Der Römer, sagt er, übertrifft den Griechen an Regelmäßigkeit und Kürze und ist ihm in nichts nachzusetzen als in der Einfalt des eigenthümlichen Ausdrucks (simplicity and propriety of style). Pope meinet, daß der Stil in den Virgilischen Eklogen uneigentlicher, verblümter sei als in den Theokritischen; und der Vorwurf ist nicht ohne Grund. Allein wie ihn der Uebersetzer ausdrückt, ist er es gänzlich. Er giebt nämlich Propriety durch Richtigkeit; und welcher Schriftsteller, selbst keiner von den Alten ausgenommen, ist dem Virgil in der Richtigkeit des Stils (Correctness) vorzuziehen?**)

Pope erzählt die Geschichte seiner Autorschaft. Ich schrieb, sagt er, weil es mich angenehm beschäftigte; ich verbesserte, weil mir das Verbessern ebenso viel Vergnügen machte als das Schreiben; ich ließ drucken, weil man mir schmeichelte, daß ich

---

*) That people should expect us to be Scholars, and yet be angry to find us so. In der Vorrede.

**) Abhandlung von der Schäferpoesie, S. 7 der deutschen Uebersetzung.

Leuten gefallen könnte, deren Beifall einen guten Namen*) verschaffte. — Der Uebersetzer aber läßt ihn sagen: „daß ich Denen gefallen könnte, denen ich zu gefallen wünschte."

Virgil, der sich den Theokrit zum Muster vorgestellt — sagt Pope, und der Uebersetzer: „Virgil, der den Theokrit ausschreibt."

Dieses sind noch lange nicht alle Fehler aus der bloßen Vorrede und Abhandlung von der Schäferpoesie, aus den ersten und leichtesten, nämlich prosaischen Stücken des ersten Bandes.**) Urtheilen Sie, wie es tiefer herein aussehen mag!

Was der Uebersetzer zur Entschuldigung seiner oft undeutschen Wortfügungen anführt, wie er sich in dieser Entschuldigung verwirrt und sich unvermerkt selbst tadelt, ist auf der 17ten Seite des Vorberichts lustig zu lesen. Er verlangt, daß man, ihn zu verstehen, die Kunst zu lesen besitze. Aber da diese Kunst so gemein nicht ist, so hätte er die Kunst zu schreiben verstehen sollen. Und wehe der armen Kunst zu lesen, wenn ihr vornehmstes Geschäft sein muß, den Wortverstand deutlich zu machen! ꝛc.[1]) Fll.

Dritter Brief.

Wollen Sie einen andern kennen lernen, dessen guter Wille uns nun schon den zweiten englischen Dichter verdorben hat? — Verdorben klingt hart; aber halten Sie immer dem Unwillen eines getäuschten Lesers ein hartes Wort zu Gute.

Von des Herrn von Palthen Uebersetzung der Thomson'schen Jahrszeiten werden Ihnen frühere Urtheile zu Gesichte gekommen sein.[2]) Nur ein Wort von seinen Fabeln des Gay.***)

---

*) **Such as it was a credit to please.** In der Vorrede.

**) In dem Vorberichte verspricht man, die neun englischen Octavbände in sechs deutsche zu bringen und in den ersten deutschen die Hälfte des zweiten englischen mit zu fassen. Am Ende aber hat man sich anders besonnen, und die Leser erhalten nicht einmal den ganzen englischen ersten Band in diesem ersten deutschen; denn es fehlet ihm noch der Epilogus zu Rowe's Jane Shore.

***) Hamburg und Leipzig bei Grund und Holle. 1758 in 8vo.

1) Vgl. den Vorbericht zum zweiten Theil, S. 107 ff. — A. d. H.

2) Nicolai hat sie in der Bibliothek der schönen Wissenschaften (IV. 1. 600—602) angezeigt und sagt von ihr: „Es ist eine fast unleidliche Arbeit, einige Seiten dieser Uebersetzung durchzulesen, und wir beklagen wahrlich sowohl den Thomson als die deutsche Sprache, welche beide gleich stark gemißhandelt worden sind." Der

Ein guter Fabeldichter ist Gay überhaupt nicht, wenn man seine Fabeln nämlich nach den Regeln beurtheilet, welche die Kunstrichter aus den besten Fabeln des Aesopus abstrahiret haben. Blos seine starke Moral, seine feine Satire, seine übrigen poetischen Talente machen ihn troß jenen Regeln zu einem guten Schriftsteller. [1])

Schade um so vielmehr, daß so manche feine Satire dem Uebersetzer unter der Arbeit verflogen ist! Und es muß eine sehr eilfertige Arbeit gewesen sein! Sehr oft hat er sich auch nicht die Zeit genommen, die Worte seines Originals recht anzusehen. Wenn Gay sagt:

The Miser trembling lock'd his chest,

(der Geizhals verschloß zitternd seinen Kasten), so sieht er lock'd für look'd an und übersetzt: der Geizhals blickte zitternd auf seinen Kasten.*)

Das englische Chamäleon rühmt sich, es habe eines jeden Höflings Leidenschaft zu treffen gewußt:

I knew to hit each courtier's passion,

und das deutsche sagt: ich vermied, eines jeden Höflings Leidenschaft zu berühren. Dieses folglich ist kaum halb so geschickt als jenes. Verstehen etwa die deutschen Schmeichler ihr Handwerk weniger als die Schmeichler einer andern Nation?**)

Gay beschreibt ein unglückliches Ehepaar. Er, der Mann, sagt er,***) liebt das Befehlen, und die Frau das Widersprechen. Sich sclavisch zu unterwerfen, ist durchaus nicht ihre Sache. Sie will ihren Willen haben oder will ihre Zufälle bekommen. —

She 'll have her will, or have her fits.

Der letzte Zug ist ungemein fein und eine richtige Bemerkung. Sie werden krank, die lieben eigensinnigen Weiberchen, wenn

---

Uebersetzer, Johann Franz von Palthen, kgl. schwedischer Justizrath und Advocatus Fisci beim Tribunal zu Wismar, der 1751 mit Anakreontischen Versuchen debütirt hatte, starb erst 11. April 1804. Er hat noch Blackmore's Creation und Seneca's Briefe übersetzt, dann aber 37 Jahre geschwiegen. Von seinen Versuchen zu vergnügen handelt Brief 5. — A. d. H.

1) John Gay (1688—1732), der 1726 den ersten Band seiner Fabeln herausgab, wird von Lessing in seinen Abhandlungen über die Fabel nicht namentlich erwähnt, aber in der Bibl. d. sch. W. (III. 2. 325 ff.) hat L. sein Council of the horses mit Gleim's Nachahmung verglichen und dieser den Vorzug gegeben. — A. d. H.

*) VI. Fabel.

**) II. Fabel.

***) XII. Fabel.

man nicht thut, was sie haben wollen. — Nun sehen Sie, was der Herr von Palthen daraus macht: „Sie will entweder ihren Willen haben oder auch umwechselnd die Herrschaft führen." — O dreimal Glücklicher, dessen Gattin sich mit dem Letztern begnügt!

Die kleinsten Partikeln werden oft unserm Uebersetzer zum Anstoß. — Doch es muß Sie in die Länge verdrießen, daß ich mich mit solchen Kleinigkeiten aufhalte.

Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverschämtheit der gelehrten Tagelöhner unter uns geht. Ein gewisser C. G. Bergmann hat Bolingbroke's Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geschichte übersetzt,*) und er ist es, von dem man sagen kann, daß er Alles, was die Welt noch bis itzt von elenden Uebersetzern gesehen hat, unendlich weit zurückläßet.[1]) — Ich muß den Beweis versparen. Er fordert mehr Raum, als mir übrig ist. Fll.

II. Den 11. Jenner 1759.

Vierter Brief.

Unsere Uebersetzer verstehen selten die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen, sich zu üben, und sind klug genug, sich ihre Uebungen bezahlen zu lassen. Am Wenigsten aber sind sie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Denn wären sie hierzu nicht ganz unfähig, so würden sie es fast immer aus der Folge der Gedanken abnehmen können, wo sie jene mangelhafte Kenntniß der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigstens geschieht es durch diese etwanige Fähigkeit, daß ihr Leser oft mehrere als nur die gröbsten bemerkt; und die folgenden des Herrn Bergmann's sind gewiß nicht erst durch die ängstliche Zusammenhaltung des Originals entdeckt worden.

Bolingbroke, wenn er von Männern, die zwar selbst durch ihre Studien weder weiser noch besser werden, Andere aber

*) Leipzig, bei Lankischens Erben, in groß 8. 1758.

1) Des berühmten britischen Alcibiades Letters on the study and use of history waren 1738 erschienen. Der Uebersetzer, Christian Gottlieb Bergmann (1734—1822), war Jurist, Amtsdirector zu Reibersdorf und Rathsherr seiner Vaterstadt Zittau. Vgl. die Nachricht am Schluß des ersten Theils, S. 103 ff. — A. d. H.

in den Stand setzen, mit mehr Bequemlichkeit und in nützlichern Absichten zu studiren, von den Herausgebern verlegener Handschriften, den Wortforschern u. s. w. redet, gedenkt mit Beifall eines Gelehrten, den man einst in der Kirche, in seiner Kapelle, unter der stückweisen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bei frommen Leuten nicht ungewöhnlich ist, Gott auch dafür danken gehört, daß er die Welt mit Lexikonsmachern versehen habe. — Vergleichen Sie nunmehr dieses*) mit folgender Uebersetzung: „Ich billige daher die Andacht eines gelehrten Mannes aus der christlichen Kirche gar sehr, der in seiner Kapelle vergessen hatte, sich mit Gott zu beschäftigen, wie es bei andächtigen Personen gar nichts Unerhörtes ist, und der unter andern besondern Danksagungen, wodurch er sich gegen die Gütigkeit Gottes erkenntlich bezeigte, der Welt Wörterbücher verschaffte." — — So viel Zeilen, so viel unverzeihliche Fehler.

Bolingbroke fährt in seiner philosophischen Laune fort: Diese Leute wollen ebenso gern berühmt sein als andere von größeren Talenten und wenden die Mittel dazu an, so gut sie ihnen Gott verliehen hat ꝛc. Sie verdienen Aufmunterung, so lange sie nur blos zusammentragen und weder dabei witzig sein, noch vernünfteln wollen.**) — Und Bergmann fährt fort zu verhunzen: „Diese Leute erwerben sich Ruhm so wohl als solche, die höher sind als sie, durch diejenigen Mittel, so ihnen Gott gegeben hat, denselben zu erlangen ꝛc. Sie verdienen aber dennoch Aufmunterung, weil sie beständig zusammentragen und weder auf Witz noch Vernunft Anspruch machen."

Bolingbroke vergleicht die Systeme der alten Zeitrechnung und Geschichte mit bezauberten Schlössern. Sie scheinen, sagt er, etwas zu sein, und sind nichts als Phantome; löse die Bezauberung auf (dissolve the charm), und sie verschwinden aus dem Gesicht wie jene. — Hat ihn Bergmann verstanden? „Alle diese Systeme," läßt er ihn sagen, „sind so viele bezauberte Schlösser; sie erscheinen als etwas und sind nichts als Erschei-

*) I approve therefore very much the Devotion of a Studious mau at Christ-church, who was overheard in his oratory entering into a detail with God, as devout Persons are apt to do, and amongst other particular thanksgivings acknowledging the divine Goodness, in furnishing the world with Makers of Dictionaries. *Letter I. p.* 6.

**) These men *court* fame, as well as their betters, by such means as God has given them to acquire it. — They deserve encouragement, however, whilst they continue to compile, and neither affect wit, or presume to reason.

nungen. Ihre Reize fliegen gleich diesen aus einander und verschwinden aus unserm Gesichte." —

O, Bergmann ist ein ganz anderer Zauberer! Jene Stümper lassen verschwinden, was blos da zu sein schien. Bergmann macht sein hocus pocus, und alle Gedanken, alle Einfälle, die wirklich da waren, sind weg! Ohne alle Spur weg!

Das Allertollste aber ist dieses, daß er — — (wie soll ich mich gleich rund genug ausdrücken? Ich will, mit Ihrer Erlaubniß, einen Ausdruck aus dem Hudibras borgen), daß er seinem Autor die Krätze giebt, um ihn reiben zu können.[1]) Das ist: er versteht ihn unrecht und straft ihn in gelehrten Anmerkungen wegen einer Ungereimtheit, die er selbst in ihn gelegt hat. Hören Sie nur!

Bolingbroke redet in seinem dritten Briefe von der Bibel, als eine Quelle der Geschichte betrachtet. Er kömmt auf die sogenannte Uebersetzung der siebenzig Dolmetscher und sagt: Die hellenistischen Juden erzählten von dieser Uebersetzung, um sie in Ansehen zu bringen, ja gar zu heiligen, ebenso viel wunderbare Dinge als die andern Juden von dem Esra, welcher den Kanon ihrer Schriften zu machen anfing, und von Simon dem Gerechten erzählt hatten, welcher diesen Kanon zu Ende brachte.[2]) Diese heiligen Romane, fährt Bolingbroke fort, wurden zur Tradition, und die Tradition ward zur Geschichte; die Väter unserer christlichen Kirche ließen es sich nicht zuwider sein, Gebrauch davon zu machen. Der heil. Hieronymus ꝛc. ꝛc. Diese heiligen Romane? Was nennt Bolingbroke so? Was

---

1) S. Hudibras, I. 1. V. 163 ff.:

He could raise scruples dark and nice,
And after solve 'em in a trice;
As if Divinity had catch'd
The itch, on purpose to be scratch'd. — A. d. H.

2) Von den 70 Dolmetschern ist bekanntlich gefabelt, sie seien zu Alexandria jeder in ein besonderes Cabinet eingeschlossen, und als jeder seine Arbeit vollendet, habe sich herausgestellt, daß ihre Uebersetzungen wörtlich übereinstimmten. — Von Esra wird erzählt, er habe nach der Vernichtung der heiligen Schriften bei der Zerstörung des Tempels durch Nebucadnezar 94 derselben aus dem Kopfe wieder dictirt, von denen 24 den Kanon des Alten Testaments bildeten; nachher sei das Tempelexemplar in Jerusalem unter den Trümmern wieder aufgefunden, und Esra's Dictat sei demselben aufs Wort gleich gewesen. — Simon der Gerechte, dessen Lebenszeit nicht einmal sicher zu bestimmen ist, gilt für den letzten Vorsteher der sog. großen Synagoge, welcher die Vollendung des Kanons von Denen zugeschrieben wurde, die Esra's Leben nicht ins Unendliche verlängern wollten, wie einige Berichte thun, um ihn auch noch die jüngsten Propheten aufnehmen zu lassen. — A. d. H.

sonst als die frommen Märchen, deren er gleich vorher gedenkt? Und doch will sein elender Uebersetzer, daß er unter diesen Romanen die heiligen Bücher selbst und nicht die jüdischen Fabeln von ihrer Erhaltung und ihrer Verdolmetschung verstehe. „Hier sieht man," ruft er lächerlich aus, „die Folgerung des Verfassers! Er hatte vorher ganz und gar nicht beweisen können, daß die biblischen Bücher nicht schon da gewesen wären, oder daß sie verfälscht worden, itzt aber nennt er sie heilige Romanen, ohne uns zu sagen, wodurch sie sich in Romanen hätten verwandeln können" ꝛc.

Possen! Wir wissen es freilich, daß Bolingbroke oft ziemlich cavalièrement von der Bibel spricht; aber hier thut er es doch nicht. Der Herr verspare wenigstens sein Collegium auf eine andere Stelle.

Und nun sagen Sie mir, ist das deutsche Publicum nicht zu bedauern? Ein Bolingbroke fällt unter die Hände seiner Knaben; sie schreien Kahlkopf über ihn, die Kahlkinne! Will denn kein Bär hervorkommen und diese Buben würgen? [1])

Bergmann muß nicht allein das Englische nicht wissen; er muß gar nichts wissen. Wenn Bolingbroke sagt: die Chronologie ist eine von den Wissenschaften, welche blos a limine salutandae sind, so macht Jener daraus: „welche man schon von Weitem empfangen muß." Wenn Bolingbroke von dem Kanon des Marsham's redet, redet Jener von Marsham's Sätzen und muß nicht wissen, daß das Buch dieses Gelehrten hier gemeinet wird, welches den Titel Canon chronologicus [2]) führt. Wenn Bolingbroke von dem Kanon der heiligen Bücher spricht, macht Jener die Ordnung der heiligen Bücher daraus. Ich möchte wissen, was Herr Bergmann studirte? Ob die Theologie?

Schade, daß sich die gelehrte Welt des weltlichen Arms noch weniger bedienen darf als die Kirche! Wäre es sonst nicht billig, daß man die Handlung, welche diese jämmerliche Uebersetzung drucken lassen, mit Gewalt anhielte, uns eine bessere zu liefern und jene ins Maculatur zu werfen? Sie müßte sich des Schadens wegen an den Uebersetzer halten können. Fll.

---

1) 2. Könige 2, 23 u. 24. Mir scheint, daß das seltsame „seiner Knaben" nur Druckfehler ist für „kleiner Knaben". — A. d. H.

2) Vielmehr Canon chronicus aegyptiacus, ebraicus, graecus usque ad imperii persici initia. Lond. 1672. — A. d. H.

Fünfter Brief.

Der Uebersetzer des Gay hat sich zu gleicher Zeit auch als Verfasser gezeigt und Versuche zu vergnügen*) herausgegeben.

Ich denke so: mir nützlich zu sein, möchte man so oft und viel versuchen, als man nur immer wollte, wenn ich nur die Versuche, mich zu vergnügen, verbitten könnte. Laßt uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierstuben an uns lernen!

Der Lenz des Herrn von Palthen scheinet eine Sammlung von Alledem zu sein, was er bei Uebersetzung des Thomson'schen Frühlings Schlechteres gedacht hat; eine Sammlung von Zügen und Bildern, die Thomson und Kleist und selbst Zachariä verschmähet haben. Er malt Mücken,**) und der Himmel gebe, daß uns nun bald auch Jemand Mückenfüße male![1]) Doch nicht genug, daß er seine Gegenstände so klein wählt, er scheint auch eine eigene Lust an schmutzigen und ekeln zu haben. — Die aufgeschürzte Bauermagd mit blutdurchströmeten Wangen und derben sich zeigenden Waden, wie sie am abgespannten Leiterwagen stehet, mit zackichter Gabel den Mist darauf zu schlagen. — Der erhitzte, brüllende Stier mit der breiten Brust und dem bucklichten Rücken, der die ihm nicht stehende Geliebte verfolgt, bis er endlich mit einem gewaltigen Sprunge über sie herstürzt und unwiderstehlich sie hält. — Der Ackersmann, der sein schmutziges Tuch löset, woraus er schmierigen Speck und schwarzes Brod hervorziehet. — Die grunzende Sau mit den fleckichten saubern Ferkeln. — Der feurige Schmatz einer Galathee. — — Zu viel, zu viel Ingredienzen für ein Vomitiv!

---

*) Erste Sammlung. Rostock und Wismar bei Berger und Bödner. 1758. groß 8. Enthält: 1) Der Lenz, 2) Uebersetzung des zweiten Buchs des Palingenius, 3) Project, einen immerwährenden Frieden zu unterhalten, 4) Petrarch's Leben in einem Sendschreiben an die Nachwelt von ihm selbst, 5) Lieder des Horaz, 6) Nachricht von dem Buche Naufrage des Isles flottantes, 7) Leben des Johann Philipp Palthenius.

**) Seite 14.

1) Ewald Christian v. Kleist's „Frühling" erschien zuerst 1749, Friedr. Wilh. Zachariä's „Tageszeiten" 1755. Bei den Mückenfüßen mag Lessing der Vers von Uz aus seinem Briefe an Christ vorgeschwebt haben:

„Wer immer malt und malt und jeden Mückenfuß
In sein Gemälde bringt, malt uns zum Ueberdruß." — A. d. H.

Hier ist eine Herzstärkung! Ein Project zu einem immerwährenden Frieden! „Aber keine Herzstärkung für mich," werden Sie sagen. „Der Mann will mir das Handwerk legen!" — Ach nicht doch! Er meint es so böse nicht. Sein Haupteinfall ist dieser: ein allgemeines Parlament oder Tribunal zu errichten, dessen Ausspruch sich alle europäische Staaten gefallen ließen. — Merken Sie nun, daß der Herr von Palthen ein Rechtsgelehrter ist? Aber, als jener alte Officier seinen Vorschlag zur Verkürzung der Processe that und die alten gerichtlichen Duelle wieder einzuführen rieth, nicht wahr, da verrieth sich der Officier auch? — Doch dieses bei Seite! Wenn sich nun unter den europäischen Mächten halsstarrige fänden, die dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leisten sich weigerten? Wie da? O der Herr von Palthen hat vollstreckende Völker, er hat militarische Execution. Hat er die? Nun wohl, so hat er Krieg, und Sie sollen Zeit genug[1]) weiter avanciren. Werden Sie nur bald gesund!

Was soll ich Ihnen von seinen drei ersten Oden des Horaz sagen? Gleich vom Anfange heißt es:

„Und wenn ihr Wagen ohne Fehl
Mit heißer Achs zum Ziel gelanget."

Metaque fervidis evitata rotis. Das Ziel zu erreichen, war das Wenigste. Sie mußten um das Ziel herum! — Lassen Sie uns nicht weiter lesen.

Und wie oft zeiget der Herr von Palthen, ich weiß nicht welche eingeschränkte Kenntnisse! . . Petrarch sagt von sich:*) „Ich habe nie an Schmausen ein Vergnügen gefunden, sondern habe bei mäßiger Kost und gewöhnlichen Speisen ein vergnügteres Leben geführt als alle Nachfolger des Apicius." Und der Herr v. P. setzt in einer Anmerkung hinzu: „Es wird hier auf den Apicius Caelius gezielet, welcher zehn Bücher von der Kochkunst geschrieben" rc. — Allein muß denn ein Mann, der Gerichte zubereiten lehrt, nothwendig ein Schlemmer sein? Er hätte, wie bekannt, einen ganz andern Apicius hier anführen

---

*) S. 89.

1) Auch sonst von Lessing gebrauchte Redeweise, z. B. in dem Brief an seinen Vater vom 11. April 1749: „ein Mann, dessen Bekanntschaft mir keine Schande ist und mir noch Zeit genug nützen kann"; „Anti-Goeze", I (Werke, XVI. S. 137): „Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen." — A. d. H.

sollen und würde unter drei berühmten Schlemmern dieses Namens die Wahl gehabt haben. [1]) —

Das Project des Abts von St. Pierre zu einem beständigen Frieden, sagt der Herr v. P., sei ihm nicht zu Gesichte gekommen. Die ganze Welt kennt es. Es ist unendlich sinnreicher als seines und läuft auf eine proportionirliche Herabsetzung der Kriegsheere aller europäischen Staaten hinaus. [2]) Fll.

III. Den 18. Jenner 1759.

Siebenter Brief.

Sie haben Recht; dergleichen schlechte Uebersetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, sind unter der Kritik. Es ist aber doch gut, wenn sich die Kritik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schade, den sie stiften, ist unbeschreiblich. — Wenn durch eine große, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutsch geschriebenen ausgenommen, untergingen, welch eine erbärmliche Figur würden die Virgile und Horaze, die Shaftesburys und Bolingbrokes bei der Nachwelt machen!

Oder meinen Sie, daß bei einem so allgemeinen Schiffbruche der Wissenschaften die deutsche Gelehrsamkeit nur immerhin auch mit versinken möchte?

Das wäre zu bitter geurtheilet! Man verachtet keinen Baum wegen seiner unansehnlichen Blüthe, wenn er wegen seiner Frucht

1) Nach Lipsius zu Tacitus' Ann., IV. 1: Apicios ejusdem notae et luxus tres reperio. Der berühmteste Gourmand des Namens ist des Tiberius Zeitgenoß M. Gabius Apicius. — A. d. H.

2) Charles Irénée Castel de Saint-Pierre, gewöhnlich Abbé de Saint-Pierre genannt, geb. 1658, Mitglied der Akademie seit 1695, begleitete den Cardinal von Polignac auf den Utrechter Friedenscongreß und veröffentlichte in Utrecht die erste seiner zahlreichen politischen Schriften, Projet de paix perpétuelle. Sein Discours sur la polysynodie veranlaßte 1718 seine Ausschließung aus der Akademie. Er starb 1743. Rousseau, der ihn kurz vorher noch bei Mad. Dupin gesehen hatte, unternahm es, aus den wichtigsten seiner weitschweifigen Werke lesbare Auszüge zu machen. Der aus dem Projet de paix perpétuelle, 1761 zuerst gedruckt, findet sich im 5. Band seiner Werke und zeigt, daß Lessing's Lob auf einem Irrthum beruht; denn St. Pierre's Project läuft, wie das Heinrich's IV., auf Begründung eines Reichstages der 19 mächtigsten europäischen Herrscher und militärische Execution gegen renitente Bundesglieder hinaus. Vgl. die Bemerkungen von Leibniz, welche Herder in der Adrastea, III. 1. 129 ff., zusammengestellt hat. — A. d. H.

zu schätzen ist. Unsere schöne Wissenschaften würden zu vergessen sein, aber unsere Weltweisheit nicht. Noch zu bitter! — Nein, auch in jenen fehlt es uns nicht an Männern, die alsdenn an die Stelle der großen Ausländer und der noch größern Alten treten müßten und könnten! Klopstock würde Homer, Cramer Pindar, Uz Horaz, Gleim Anakreon, Geßner Theokrit, Wieland Lucrez. —

Wieland Lucrez? So geht es, wenn man träumet: Es finden sich im Traume Dinge oft wieder zusammen, die man seit vielen Jahren nicht mit einander gedacht hat. Herr Wieland hätte es längst gern aus unserm Gedächtniß vertilgt, daß er der Verfasser der Natur der Dinge ist, und aus dem meinigen schien es auch wirklich vertilgt zu sein. —

Erlauben Sie mir, Ihnen von diesem Manne, der ohne Widerrede einer der schönsten Geister unter uns ist, mehr zu sagen; ich mag zu meinem vorigen Gegenstande nicht zurückkehren. Denn warum schriebe ich Briefe?

Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben als Herr Wieland. Ich mag es nicht wiedererzählen, was Leute, die ihn in K** B** persönlich gekannt haben, von ihm zu erzählen wissen.[1]) Was geht uns das Privatleben eines

1) Wieland schreibt mit Beziehung auf diesen Angriff, von dem er durch einen Brief aus Berlin Kunde erhalten hatte, am 15. Febr. 1759 an Zimmermann: „Diese Leute fallen über mein Herz und meine Knabenjahre in Klosterbergen her und klagen das erste der Irreligion und Hypokrisie, und die letztern einer unmoralischen Conduite an. Ich war ungefähr drei Monate über funfzehn Jahre alt, als ich von Klosterbergen wegging, und so lange ich da war, passirte ich bei meinen Lehrern für einen Freidenker, den man nur deswegen duldete, weil seine Aufführung untadelig schien." Zimmermann muß von einer Erwiderung abgerathen haben, denn am 20. Febr. schreibt ihm Wieland: „Ich will Ihrem Rathe folgen und meine Feinde für ebenso viel Hornissen und Schmeißfliegen ansehen, deren Summsen nichts zu bedeuten hat, und die mich vielleicht ein Wenig beschmeißen, aber gewiß nicht zu Tode stechen werden." (Ausgewählte Briefe, Zürich 1815 6, I. 330, 332. Vgl. II. 118 ff., 167, und die Brieffragmente in Wieland's Leben von Gruber, II. S. 479 ff.) Nicolai war mit der Art, wie Lessing hier verfahren, nicht einverstanden. Am Schluß des 243. Briefes (XV. S. 51) sagt er: „So dreist wir auch unsere Meinung von Büchern gesagt haben, so wenig haben wir jemals gesucht, die Verfasser persönlich anzugreifen. Blos in den ersten Briefen ist eine Stelle stehen geblieben, die in einem Privatbriefe Platz haben konnte, aber die billig beim öffentlichen Abdrucke hätte wegbleiben sollen. Außer dieser Stelle biete ich einem jeden Widersacher Trotz, nur eine einzige Personalität anzugeben." In der von ihm besorgten Auswahl aus Lessing's Antheil an den Literaturbriefen (Schriften, Bd. 26) sind auch die vier Absätze „Erlauben Sie" bis „weggelassen hat" unterdrückt. Wieland hatte die „Natur der Dinge" Anfang 1751, durch den Verkehr mit Sophie Gutermann angeregt, gedichtet, die „Moralischen Briefe" zu Ende desselben Jahres und zu Anfang des folgenden; beide Stücke erschienen 1752. — A. d. H.

Schriftstellers an? Ich halte nichts davon, aus diesem die Erläuterungen seiner Werke herzuholen. So viel ist unwidersprechlich, daß jenes Lehrgedicht und die Moralischen Briefe uns den Herrn Wieland auf einem ganz andern Wege zeigten, als ihm hernach zu betreten beliebt hat. Wenn diese Veränderung durch innere Triebfedern, (mich plump auszudrücken) durch den eigenen Mechanismus seiner Seele erfolgt ist, so werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Ist sie aber durch äußere Umstände veranlaßt worden, hat er sich aus Absichten, mit Gewalt in seine itzige Denkungsart versetzen müssen, so bedauere ich ihn aus dem Innersten meiner Seele. —

Sie wissen es schon zum Theil, wie schlecht er sich gegen den Herrn Uz aufgeführet hat.[1]) — Herr Uz, nach der Freiheit, zu der Jeder seinesgleichen berechtiget ist, erklärte sich wider eine gewisse Art von Dichtern; Herr Wieland hielt sich beleidiget, und anstatt seinen Gegner gleichfalls von der Seite des Schriftstellers anzugreifen, fiel er mit so frommer Galle, mit einem so pietistischen Stolze auf den moralischen Charakter desselben,

---

1) Uz hatte 1753 am Schluß des dritten Buches seines „Sieg des Liebesgottes" Bodmer persiflirt und 1754 in einer Epistel an Christ die Art, wie die Schweizer die Engländer nachäfften, witzig verspottet (Werke, II. 194—197, 304—325). In der letzten, an Liscow gerichteten, seiner „Sympathien" (o. O. 1756) schreibt dagegen Wieland: „Du mußt auch noch wissen, daß die Sachen soweit gekommen sind, daß ein elender Anakreontischer Sperling, dessen Seele über nicht mehr als eine kleine Anzahl Ideen von Rosen, Lilien, Weingläsern, Frühling, murmelnden Bächen, schwarzaugichten Mädchen und günstigen Schatten zu befehlen hat, daß ein solcher zwitschernder Dichterling das Herz gehabt hat, sich vor dem Publico Airs zu geben und über den Charakter der englischen Nation und über Heldengedichte zu urtheilen, ohne es zu merken, daß die Verwirrung seiner Ideen und die Unzeitigkeit seines Geistes fast aus allen Zeilen seines lächerlichen Urtheils hervorgucken." Ja, in der Zuschrift seiner „Empfindungen eines Christen" (Zürich 1755) an Sack fügt er der Aufforderung, die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welches diese leichtsinnigen Witzlinge anrichten, die beim Wiederabdruck weggelassenen Worte hinzu: „Weil dieses Ungezicfer, welches so tief unter Ihrem Gesichtskreise kriecht, Ihnen vielleicht nicht einmal bekannt ist, so will ich einige der neuesten, die mir aufgestoßen sind, anzeigen: [Uz] Lyrische Gedichte, neueste Ausgabe; [Lamprecht] Die Nachtigall, eine Erzählung; [Dreßler] Meine Lieder; [Beyer] Vermischte Poesien", und versteigt sich an einer andern Stelle dieser Zuschrift zu der Behauptung, „daß ein Jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechnet, auch die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Uz unendlichmal vorziehen sollte." Uz hat sich gegen diese Anzapfungen in einem zuerst einzeln gedruckten Schreiben an Gleim würdig vertheidigt (Werke, II. 337—349). Da beide Schriften Wieland's in die Gruber'sche Ausgabe seiner Werke (Bd. III u. XXX) nur abgekürzt aufgenommen sind und die Originalausgaben schon zu den Seltenheiten gehören, wird die Mittheilung der betreffenden Stellen manchem Leser erwünscht sein. — A. d. H.

brauchte so hämische Waffen, verrieth so viel Haß, einen so verabscheuungswürdigen Verfolgungsgeist,*) daß einen ehrlichen Mann Schauder und Entsetzen darüber befallen mußte.

Er hatte sogar das Herz, einen verehrungswürdigen Gottesgelehrten zum Werkzeug seiner Erbitterung brauchen zu wollen. Doch dieser fand auch hier Gelegenheit, seine edle Mäßigung, seine philosophische Billigkeit zu zeigen. Denn ohne Zweifel ist er allein Ursache, daß Herr Wieland in der Sammlung seiner prosaischen Schriften aus der Zuschrift der Empfindungen des Christen die härteste Stelle weggelassen hat.

Ich sende Ihnen hier diese Sammlung,**) in welcher Sie manchen neuen Aufsatz finden werden. Sie müssen sie alle lesen; denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen findet, welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen? Fll.

Achter Brief.

Auch mir sind unter den Wielandischen Schriften die Empfindungen des Christen das Anstößigste gewesen.

„Empfindungen des Christen" heißen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann und haben soll. Und von dieser Art sind die Wielandischen nicht. Es können aufs Höchste „Empfindungen eines Christen"[1]) sein; eines Christen nämlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf ist, und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Ge-

---

*) In der letzten seiner „Sympathien", und hernach in der Zuschrift seiner „Empfindungen eines Christen", an den Herrn Oberconsistorialrath Sack.

**) Zürich, bei Orell und Compag. 1758, in drei Theilen. Enthält I. 1) Sympathien, 2) Theages, oder Unterredung von Schönheit und Liebe, 3) Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen; II. 1) Empfindungen des Christen, 2) Hymne auf die Allgegenwart Gottes, 3) Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes; III. 1) Betrachtungen über den Menschen, 2) Gesicht des Mirza, 3) Zwei Selbstgespräche eines tugendhaften Heiden, 4) Plan einer Akademie zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute, 5) Gespräch des Sokrates von der scheinbaren und wahren Schönheit.

1) So heißen sie auch in der ersten Ausgabe; an die Stelle des von Lessing getadelten Titels ist dann später in den gesammelten Werken die Ueberschrift „Psalmen" getreten, wie sie im Manuscript von vornherein genannt waren. — A. d. H.

lingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerte Geheimnisse verlieben, ein süßer Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sei.

Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der den Erlöser am Kreuze denket, wirklich das dabei denket, was er dabei denken sollte, wenn er seine Andacht auf die Flügel der Horazischen Ode setzt und anhebt: „Wo ist mein entzückter Geist? Welch ein furchtbares Gesicht um mich her! — Schwarze Finsterniß, gleich der ewigen Nacht, liegt auf dem bebenden Erdkreis. — Die Sonne ist erloschen, die verlassene Natur seufzt; ihr Seufzen bebet gleich dem schwachen Wimmern des Sterbenden durch die allgemeine Todesstille. — Was seh' ich? Erbleichte Seraphim schweben aus dem nächtlichen Dunkel hier und da hervor! Sie schauen mit gefaltenen Händen wie erstarret herab! Viele verbergen ihr thränendes Antlitz in schwarze Wolken. — O des bangen Gesichts! Ich sehe, ich sehe den Altar der Versöhnung und das Opfer, das für die Sünde der Welt verblutet." —*)

Schön! — Aber sind das Empfindungen? Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt.

So wie es tiefsinnige Geister gab und noch giebt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphilosophiren, weil sie ihr philosophisches System darein verweben wollen: so giebt es nun auch schöne Geister, die uns eben diese Religion wegwitzeln, damit ihre geistlichen Schriften auch zugleich amüsiren können.

Der Ton der Psalmen, welchen die Empfindungen des Herrn Wieland's oft annehmen, hat mich an Petersen's Stimmen aus Zion wieder erinnert. [1])

Eine Vergleichung zwischen Petersen und Wielanden würde Diesem auf keine Weise schimpflich sein. Petersen war ein sehr gelehrter und sinnreicher Mann und kein gemeines poetisches Genie. Seine Uranias ist voll trefflicher Stellen; und was kann man mehr zu ihrem Lobe sagen, als daß Leibniz

*) Empfindungen, XIV. S. 99.

1) Der Mystiker Johann Wilh. Petersen aus Osnabrück (1649—1727) gab seine „Stimmen aus Zion" 1698 o. O. (Halle) in zwei Bänden heraus, denen 1701 „Neue Stimmen aus Zion" folgten. Seine Uranias s. opera Dei magna, carmine heroico celebrata erschien Halle 1720. 4. — A. d. H.

sie zu verbessern würdigte, nachdem er selbst den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erstgedachten Stimmen sind hundert prosaische Lieder, die er selbst Psalmen nennt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stücke daraus vorzulegen:

„Dreiundvierzigster Psalm.

„Wie ist die Welt doch so überweise worden! Wie hat sich die Magd über die Frau erhoben!

„Die Weisheit des Fleisches waffnet sich gegen die göttliche Einfalt, und die Vernunft ficht wider den Glauben.

„Die Weltweisheit setzet sich gegen die göttliche Thorheit; sie meistert Gottes Weisheit und verfälscht sein großes Wort.

„Sie ist gar zu weise zum Himmelreich; darum kommen sie auch nicht dahin, wohin die Kinder kommen" 2c.

„Zweiundachtzigster Psalm.

„Brüder! Lasset uns hingehen und unser Leben lassen! Die Wahrheit ist wohl werth, daß wir sie bis in den Tod bekennen!

„Es ist der treue und wahrhafte Zeuge vor uns hergegangen. Er hat ein gut Bekenntniß bekannt vor Pontio Pilato. Er mußte auch sterben als ein Verführer —

„Gott sei Dank, daß wir nicht leben wie die Uebelthäter! Wir haben zwar unserm Gott gesündiget, aber nicht der Welt.

„Es ist recht und billig, daß uns unser Vater züchtiget; es ist recht, daß er diesen Leib zerbricht.

„Wir müssen doch einmal unsere Hütten ablegen; warum nicht itzt, da wir noch mit unserm Tode preisen unsern Gott?

„So wissen wir auch, daß der Tod seiner Heiligen bei ihm hochgeachtet sei, und daß er ihm seine Lieblinge nicht nehmen lasse —

„Brüder! lasset uns nicht fürchten, wie die Heiden und Sünder pflegen. Furcht ist nicht in der Liebe und in dem Glauben zu unserm Gott.

„Wir haben bisher dem Herrn gelebet, so wollen wir nun auch dem Herrn sterben.

„Er wird mit uns durch Feuer und Wasser gehen; er wird uns nicht ungetröstet, noch ungestärkt lassen.

„Siehe! Wir sehen ihn, o wie freundlich ist er uns! Er führet uns über den Tod! Halleluja! —"

Was sagen Sie hierzu? Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn Wieland's (seine Anbeter, er hat dergleichen) auffordern, mir erhabenere und pathetischere Stellen in seinen ganzen Empfindungen zu zeigen? Herr Wieland ist reich an Blümchen, an poetischem Geschwätze, Petersen an starken Gedanken, an großen Gesinnungen, ohne Zwang, ohne Schwulst. Beide haben die Sprache der H. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß sie Petersen in ihrer edeln Einfalt gelassen, Wieland aber durch affectirte Tiefsinnigkeiten, durch profane Allusionen verunstaltet hat.

Und gleichwohl sind Petersen's Stimmen gar bald verachtet und vergessen worden. Denn Petersen war ein Schwärmer!

Fll.

Neunter Brief.

Ich habe über des Herrn Wieland's Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute einige Anmerkungen gemacht, die ich niederschreiben und Ihnen nach und nach zur Beurtheilung vorlegen will.

Herr Wieland will die alten Griechen bei seinem Entwurfe um Rath gefragt haben. Diese, sagt er, setzten die Erziehung hauptsächlich in die Uebung der Gemüths- und Leibeskräfte, weil ohne Uebung weder diese noch jene zur gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. — Die Absicht, fährt er fort, zu welcher ihre Erziehung abzweckte, war, ihre junge Bürger zu dem zu bilden, was sie καλοκαγαθια nennten, in welchem Worte sie alle Vorzüge und Vollkommenheiten begriffen, die einen freien und edeln Menschen von einem Sclaven und menschenähnlichen Thiere unterscheiden, alle Eigenschaften und Geschicklichkeiten, welche den Menschen erhöhen, verschönern und zur Ausführung einer edeln Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieser Absicht, welche allein der menschlichen Natur würdig ist, flößte man der Jugend so früh als möglich den Geschmack am Schönen und Guten nebst den besten moralischen und politischen Gesinnungen ein; in diesem Gesichtspunkte studirte

man mit ihnen den Homer und schmückte ihr Gedächtniß mit den weisesten Sprüchen der Dichter, welche die Lehrer und Philosophen der ältesten Griechen waren &c. — *)

Ich will vors Erste bei einer Kleinigkeit stehen bleiben. Was Herr Wieland hier von dem Homer sagt, das hat seine Absichten, und der Leser soll die Anwendung davon selbst machen. Er soll bei sich denken: Da es uns, Gott sei Dank! auch nicht an Homeren fehlt, warum werden denn nicht auch unsere Homere in dieser Absicht mit der Jugend gelesen?

Aber ehe ich mir selbst diese Frage vorlegte, wollte ich wohl dem Herrn Wieland mit einer andern beschwerlich fallen. Ich wollte ihn fragen: Hat Ihr Vorgeben, mein Herr, seine historische Richtigkeit? Ist es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer und andern Dichtern Weisheit lehrten? Und wurde Homer, ich will nicht sagen durchgängig, sondern nur von allen Denen unter ihnen verstanden, welchen das Beiwort *καλοκαγαθοι* zukam?

Erinnern Sie Sich, würde ich gegen den Herrn Wieland fortfahren, was uns Xenophon von dem Sokrates erzählet. **) Sokrates hatte wirklich die Gewohnheit, in seinen Unterredungen lehrreiche Stellen aus Dichtern anzuführen; aber wie ging es ihm damit? Er berief sich z. E., wenn er wider den Müßiggang eiferte und zu dem Müßiggange auch alle eitle, nur zeitverkürzende und schädliche Beschäftigungen rechnete, auf den Ausspruch des Hesiodus:

Ἐργον δ' οὐδεν ὀνειδος, ἀεργιη δε τ' ὀνειδος. [1])

Keine Arbeit, sondern allein der Müßiggang ist schimpflich. — Oder er drang darauf, daß alle Die, welche dem Staate weder als Heerführer noch als Rathgeber nützlich sein könnten, sich müßten gefallen lassen, zu gehorchen, und führte in dieser Absicht das Betragen des Ulysses an, als die Griechen die Belagerung von Troja aufheben wollten. (Den Vornehmern, sagt Homer, ***) sprach Ulysses mit freundlichen Worten zu, wo sich aber ein Geringerer unnütze machte, den schlug er mit seinem Scepter und befahl ihm, ruhig zu sein:

---

*) Im dritten Theile, S. 101.

**) Im ersten Buche seiner denkwürdigen Reden des Sokrates. [II. 56 ff.]

***) Im 2ten Buche der Ilias, V. 189. u. f.

1) Hesiod's Werke und Tage, V. 311. — A. d. H.

Δαιμονι, ἀτρεμας ἡσο, και ἀλλων μυθον ἀκουε,
Οἱ σεο φερτεροι εἰσι, συ δ᾽ ἀπτολεμος και ἀναλκις,
Οὐτε ποτ᾽ ἐν πολεμῳ ἐναριθμιος οὐτ᾽ ἐνι βουλῃ.)

Was machten die Ankläger des Sokrates aus diesen Stellen? Sagten sie nicht, daß sie gefährliche Lehren enthielten? Daß Hesiodus alle Beschäftigungen billige, sie möchten noch so ungerecht und schimpflich sein, wenn sie nur einträglich wären? Daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rathe? Und wer waren des Sokrates Ankläger? Vielleicht die Unwissendsten in ganz Athen? Gewiß nicht. Melitus wenigstens war nur deswegen wider den Sokrates so aufgebracht, weil ihm Sokrates die Dichter, seine Lieblinge, nicht genug zu schätzen schien. Er war also einer von den damaligen Kennern; und wollte man auch sagen, daß er diese Mißdeutungen nicht sowohl aus Unwissenheit als aus Bosheit gemacht habe, so bedenke man wenigstens, was er dabei für Richter voraussetzte, und ob diese Richter Leute sein durften, mit welchen man in der Jugend den Homer nach moralischen Absichten gelesen hatte? —

Fll.

IV. Den 25. Jenner 1759.

Zehnter Brief.

So ist es auch wirklich: Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern ebenso rar als die wahren Dichter selbst gewesen. Homer ward ebenso wenig von allen Griechen verstanden als Klopstock von allen Deutschen. Ich sage Klopstock, und wenn Sie meinen, daß Bodmer dem Homer näher komme, so setzen Sie Bodmern an seine Stelle. —

Itzt erlauben Sie mir, in den Anmerkungen über den Erziehungsplan des Herrn Wieland's fortzufahren. Die wichtigsten werde ich von unserm gemeinschaftlichen Freunde, dem Herrn D., entlehnen. [1] —

---

1) Dies ist Moses Mendelssohn, der sich in den Literaturbriefen unter andern mit D. unterzeichnete. [Nicolai, Schriften, Bd. XXVI. S. 37.] — A. d. H.

Den schönen und großen Begriff, welchen uns Herr W. von der Erziehung der alten Griechen macht, wo mag er den überhaupt herhaben? Er sagt zwar: „So viel ich mich der Beobachtungen erinnern kann, die ich bei Lesung ihrer Scribenten gemacht." — Allein ich besorge, sein Gedächtniß hat ihm hier einen übeln Streich gespielt. Wenigstens beweiset die Stelle des Xenophon, auf die er sich beruft, das gar nicht, was sie beweisen soll.

Die Philosophie, sagt Herr W., wurde von den Griechen für das nöthigste und wesentlichste Stück der Unterweisung gehalten. — Ja! aber was für eine Philosophie? War es wirklich die, „welche uns lehret, was edel oder niederträchtig, was recht oder unrecht, was Weisheit oder Thorheit sei? was die Religion, was die menschliche Gesellschaft, was der Staat, in dem wir leben, was alle unsere übrigen Verhältnisse von uns fordern?" Nichts weniger! Es war eine Philosophie, quae ad rhetoricas meditationes, facultatem argutiarum civiliumque rerum notitiam conducebat;*) eine Philosophie, welche Aristoteles hernach unter dem Namen der exoterischen von der wahren Philosophie gänzlich absonderte; kurz, es war die Weisheit der Sophisten.

Mit dieser moralischen und bürgerlichen Philosophie, fähret Herr W. fort, verband man die schönen Künste, insbesondere die Beredsamkeit. — Auch dieses kann mit der historischen Wahrheit nicht bestehen. Die Griechen studirten die Philosophie nur in Absicht auf die Beredsamkeit, und dieser einzigen Kunst waren alle übrige Wissenschaften untergeordnet. Selbst Alcibiades, Xenophon sagt es mit ausdrücklichen Worten,[1]) — hielt sich nicht zum Sokrates, um Weisheit und Tugend von ihm zu lernen; es war ihm einzig und allein um die Kunst, zu überreden und die Gemüther der Zuhörer zu lenken, in welcher Sokrates ein so großer Meister war, zu thun. — Daß von Denen hier nicht die Rede ist, welche Philosophen von Profession werden wollten, versteht sich von selbst.

Es kann kein Vertrauen gegen den Herrn W. erwecken, wenn man offenbar sieht, daß er seinen Lesern nur Staub in die Augen streuen will. Denken Sie nur, wie weit er geht! Er will uns bereden, daß die Griechen den Shaftesbury'schen

*) A. Gellius, XX. 5.

1) Xenophon's Memorabilien, I. 2. 11 ff. — A. d. H.

Begriff eines Virtuosen durch ihr *καλος κἀγαθος* ausgedrückt hätten. Ich wäre sehr begierig, nur einen einzigen Beweis von ihm zu erfahren, daß dieses *καλος κἀγαθος* etwas Anders bedeute, als was wir einen hübschen guten Mann heißen. Ich erinnere mich eben einer Stelle aus dem Plato, wo Sokrates den jungen Theages fragt: *τι οὐν; οὐκ ἐδιδαξατο σε ὁ πατηρ και ἐπαιδευσεν ἁπερ ἐνθαδε οἱ ἀλλοι παιδευονται, οἱ των καλων κἀγαθων πατερων υἱεις; οἱον γραμματα τε και κιθαριζειν, και παλαιειν, και την ἀλλην ἀγωνιαν;* [1]) Können hier *καλοι κἀγαθοι* Virtuosen heißen? Und was ließen dergleichen Virtuosen ihre Söhne lernen? Lesen und schreiben, auf der Zither spielen, ringen und andere körperliche Uebungen.

Doch es möchte sein; Herr Wieland möchte immerhin uns die alte griechische Erziehung noch so sehr verschönern, wenn man nur sehen könnte, was er selbst in seinem Plane für einen Gebrauch davon gemacht habe. Aber alle die schönen Ideen, die er aus den alten Griechen will geschöpft haben, kommen in der Folge gar nicht mehr in Anschlag. Nach diesen historischen Prämissen, wie er sie nennet, speiset er uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längst bekannt und zum Theil recht herzlich seichte sind. Z. E.

Er sagt:*) „Es soll von einem Kenner der Wissenschaften die Ordnung bestimmt werden, nach welcher die verschiednen Disciplinen und Studien mit der Jugend getrieben werden sollen,

---

*) III. Theil, S. 128.

1) Theages, 122 E. — Mendelssohn (denn ihm ist nach dem Eingang des Briefes der „hübsche gute Mann" zuzuschreiben) hätte nur den Gorgias, 470 E., ansehen sollen, um auf bessere Gedanken zu kommen. Auch Hettner (Literaturgesch. des achtzehnten Jahrh., I. 193) sagt von Shaftesbury: „Er zuerst spricht den tiefen Gedanken aus, den nachher Goethe im „Wilhelm Meister" so schön und umfassend durchgeführt hat, daß auch das Leben eine Kunst sei, und daß ein Jeder die Aufgabe habe, der Künstler seines eigenen Lebens zu werden. Die Tugendlehre wird hier wieder zur Schönheitslehre, die Ethik zur Aesthetik der Sitte. Anfang und Ende derselben ist der gute und schöne Mensch, die Kalokagathie der Griechen, das pulcrum et honestum der Römer." Die Belege dafür, daß beim Unterricht der griechischen Jugend der Lehrstoff aus den gefeiertsten Dichtern der Nation genommen ward, der sogar großentheils wegen des Mangels an Exemplaren dem Gedächtniß eingeprägt werden mußte, wozu noch beim musikalischen Unterricht ein lyrischer Liederschatz hinzukam, findet man in Hermann's griech. Privatalterthümern, § 35. Vgl. auch: Herder, Ueber die neuere deutsche Literatur. Zwote Sammlung von Fragmenten (1767), S. 288 ff. — Anthony Ashley Cooper, Graf von Shaftesbury (1671—1713), gab 1711 seine Abhandlungen unter dem Titel: Characteristicks of men, manners, opinions, times. heraus; nach seinem Tode folgten die Letters written by a nobleman to a young man at the university. — A. d. H.

damit das, was sie zuerst lernen, allezeit das Fundament zu dem Folgenden abgebe." — Wer mit den Wissenschaften ein Wenig bekannt geworden, der weiß, daß es mit dieser eingebildeten Ordnung eine Grille ist. Alle Wissenschaften reichen sich einander Grundsätze dar und müssen entweder zugleich oder eine jede mehr als einmal getrieben werden. Die Logik oder die Kunst zu denken, sollte man glauben, müsse billig vor allen andern Wissenschaften vorangehen; allein sie supponirt die Psychologie, diese die Physik und Mathematik, und alle die Ontologie.

Die Ontologie aber übergeht Herr Wieland ganz und gar und verräth an mehr als einer Stelle eine gänzliche Verachtung derselben. Hier, sagt unser D., möchte ich ihn wohl fragen, ob er jemals den Baco gelesen; ob er gesehen, wie sehr dieser Weltweise eine Wissenschaft erhebt, in welcher die allgemeinen Gründe aller menschlichen Erkenntniß gelehrt werden; ob er eine bessere Seelenübung kenne, als wenn man junge Leute bald aus besondern Wissenschaften allgemeine fruchtbare Wahrheiten abstrahiren, bald allgemeine Wahrheiten auf besondere Fälle mit Nutzen anwenden lehret und ihnen dadurch alle ihre Fähigkeiten erhöhet, den Verstand aufkläret und den Weg zu großen und nützlichen Erfindungen bahnet. Ich will der itzigen Ontologie, fährt unser Freund fort, nicht das Wort sprechen. So wie sie in unsern philosophischen Büchern abgehandelt wird, ist sie für junge Leute zu hoch. Wenn sie aber der Lehrer wohl studiret hat und bei dem Vortrage einer besondern Wissenschaft allezeit sein Augenmerk auf die allgemeinen Wahrheiten richtet, die sich daraus absondern lassen, so wird er die Aussichten seiner Untergebenen erweitern und einen jeden Funken von Genie anfachen, der in ihrer Seele gleichsam wie unter der Asche glimmet. Eine jede Wissenschaft, in ihrem engen Bezirke eingeschränkt, kann weder die Seele bessern, noch den Menschen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit, sich bei einem jeden Vorfalle schnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur diese bildet den großen Geist, den wahren Helden in der Tugend und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten.

Fll.

Elfter Brief.

Herr Wieland verspricht uns seine besten und überlegtesten Gedanken von der Unterweisung der Jugend. Ich glaube nicht, daß er Wort gehalten hat; er muß sich während der Arbeit besonnen haben, daß auch seine schlechtern und übereilten Gedanken für die Deutschen schon gut genug wären. Die patriotische Verachtung, die er gegen seine Nation hat, läßt mich es vermuthen.

Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnet; und diesen hat Herr W. am Wenigsten zu vermeiden gesucht. Er scheinet vielmehr ausdrücklich darauf führen zu wollen, wenn er verlangt, daß man in der untersten Classe von jeder Wissenschaft eine historische Kenntniß geben solle.*) — Die Natur der Seele verkennt die Eintheilung der menschlichen Erkenntniß in die historische, philosophische und mathematische, die wir der Deutlichkeit halber zu machen genöthiget sind. Die ersten beiden müssen ohnstreitig mit gleichen Schritten fortgehen, indem ihnen die dritte in einer kleinen Entfernung folget. Das große Geheimniß, die menschliche Seele durch Uebung vollkommen zu machen — (Herr Wieland hat es nur dem Namen nach gekannt) — bestehet einzig darin, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu sind Ehrgeiz und Neubegierde, und die Belohnung ist das Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die historische Kenntniß gleich anfangs bei, so schläfert man ihre Gemüther ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig gestillt, und der Weg, durch eignes Nachdenken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verschlossen. Wir sind von Natur weit begieriger, das Wie, als das Warum zu wissen. Hat man uns nun unglücklicher Weise gewöhnt, diese beiden Arten der Erkenntniß zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bei jeder Begebenheit auf die Ursache zu denken, jede Ursache gegen die Wirkung abzumessen und aus dem richtigen Verhältniß derselben auf die Wahrheit zu schließen: so werden wir sehr spät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewieget hat. Die Wahrheiten selbst verlieren in unsern Augen alle ihre Reizungen, wo wir nicht etwa bei rei-

*) S. 131.

fern Jahren von selbst angetrieben werden, die Ursachen der erkannten Wahrheiten zu erforschen.

Wenn aber unser Freund, der sich hier durch mich erklärt, behauptet, man müsse die historische Erkenntniß nie ohne die philosophische gehen lassen, so redet er von der historischen Kenntniß solcher Dinge, die man durch Nachdenken herausgebracht und ohne Nachdenken nicht recht begreifen kann, z. E. der in allen Wissenschaften demonstrirten Wahrheiten, der Meinungen und Hypothesen, die man angenommen, gewisse Erscheinungen zu erklären, wie nicht weniger derjenigen Sätze, die man durch künstliche Erfahrungen und sorgfältige Beobachtungen herausgebracht hat. Diese historische Kenntniß der Wissenschaften allein ist es, die man für schädlich halten muß. Die historische Kenntniß der geschehenen Dinge aber kann durch keine Anstrengung des Genies herausgebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtniß müssen hier beschäftiget sein, bevor man Witz und Beurtheilungskraft gebrauchen kann. Daher ist es in der Natur der Seele gegründet, daß in Ansehung solcher Dinge die historische Kenntniß den Grund legen muß; und hier ist ein neuer Fehler, den Herr Wieland begehet. Er sollte mit der Geschichte der Natur den Anfang machen und diese allen Vorlesungen in der ersten Classe zum Grunde legen. Sie enthält den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen; und wenn der Lehrer scharfsinnig genug ist, so wird er die Genies der Schüler bei dieser Gelegenheit leichtlich prüfen und unterscheiden können, zu welcher Kunst oder Wissenschaft ein jedes derselben aufgelegt ist. Herr Wieland aber rechnet die Naturgeschichte mit zu dem Studium der Historie überhaupt, aus der er drei verschiedene Disciplinen gemacht wissen will.

Doch nicht genug, daß er den Wissenschaften durch die vorläufige historische Kenntniß derselben alle Anlockungen nimmt, er muß überhaupt nichts davon halten, die Wissenschaften als Wissenschaften vorzutragen, weil er den Rath giebt, sich aller trockenen Abhandlungen, abstracten Untersuchungen und scharfen Demonstrationen so lange zu enthalten, bis die Untergebenen zu einer großen Reife des Verstandes gelanget sind. — Aber man folge nur diesem Rathe, man sei nur so superficiell, und ich will Vieles wetten, daß die Untergebenen zu dieser großen Reife des Verstandes nie gelangen werden. — Er schlägt dagegen vor, daß sich die Lehrer die Aesopische und Sokratische Methode eigen zu machen trachten sollen, weil diese „ihrer Leichtigkeit

und Anmuth wegen der Wahrheit am Leichtesten Zutritt zu unserer Seele verschaffe." — Was für einen Begriff muß Herr Wieland von der Sokratischen Lehrart haben! Was that Sokrates anders, als daß er alle wesentliche Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten herauszubringen und endlich auf eben die Weise aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen suchte? Seine Definitionen sind durchgehends richtig, und wenn seine Beweise nicht immer die strengste Probe aushalten, so sieht man wenigstens, daß es mehr ein Fehler der Zeiten, in welchen er lebte, als eine Vernachlässigung und Geringschätzung der trocknen Untersuchung von Seiten des Philosophen gewesen. Zu unsern Zeiten kann die Sokratische Lehrart mit der Strenge der itzigen Methode auf eine so geschickte Art verbunden werden, daß man die allertiefsinnigsten Wahrheiten herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzusuchen scheinet. — Ich will geschwind schließen; Sie möchten mich um die Muster in dieser Art des Vortrages fragen. Fll.

Zwölfter Brief.

Es ist wahr, an einer andern Stelle*) scheinet Herr Wieland die strengste Lehrart zu billigen und es zu vergessen, daß er den Augenblick zuvor blos auf die überredende Lehrart gedrungen hat. Aber warum wollen Sie Sich über diesen Widerspruch wundern? Es ist der kleinste von denen, die ihm entwischen. — Ich verspreche ihn zu heben (ob ich gleich noch nicht weiß, wie), wenn Sie mir vorher folgenden auflösen können.

Die christliche Religion ist bei dem Herrn Wieland immer das dritte Wort. — Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine. — Haben Sie es bemerkt, wie er sie in seiner Akademie will vorgetragen wissen? „Ohne die gewöhnliche Methode der Theologen und die ungeschickte Eintheilung in Theologiam dogmaticam und moralem." Bewundern Sie den neuen Reformator! Die ungeschickte Eintheilung! — Das schreibt nun Herr Wieland so hin! — Und doch ist diese Eintheilung auf dem Katheder unentbehrlich. Es ist ganz etwas Anders, die Lehren des Glaubens von den

*) S. 143.

Pflichten des Lebens in der Ausübung zu trennen, und ganz etwas Anders, sie in dem Vortrage der Ordnung und Deutlichkeit wegen abzusondern. Durch dieses erhält jenes nicht den geringsten Vorschub. Wer sich aber so ausdrücklich als Herr Wieland darwider erkläret, der giebt zu verstehen, daß er aus dem Inhalte der Dogmatik überhaupt nichts mache und die Religion blos als eine erhabene Moral gelehret wissen wolle. Herr Wieland wenigstens verräth diesen Vorsatz noch deutlicher, wenn er verlangt, „daß man von den eigentlichen Glaubensartikeln mit keinen andern als mit Worten der Schrift reden solle." — Und nun sind auf einmal alle mögliche Ketzer in den Schooß seiner Kirche aufgenommen! —

Dieses und seine wiederholte Anpreisung des Shaftesbury, den er in seiner Akademie zum classischen Schriftsteller macht, werden hoffentlich unsere Theologen nicht ermangeln in Betrachtung zu ziehen, bevor sie sich in das poetische Interesse des Herrn Wieland's verwickeln lassen. Shaftesbury ist der gefährlichste Feind der Religion, weil er der feinste ist. Und wenn er sonst auch noch so viel Gutes hätte: Jupiter verschmähte die Rose in dem Munde der Schlange. [1]

Fll.

V. Den 1. Februar 1759.

Dreizehnter Brief.

Was ich unter des Herrn Wieland's patriotischer Verachtung seiner Nation verstehe, werden Sie am Besten aus einem Exempel abnehmen können. — Herr Wieland redet von der Beredsamkeit der Kanzel und bricht in die Frage aus: „Wie lange wollen wir uns von den Franzosen beschämen lassen, welche ihre Bossuets, Bourdaloue, Massillons, Trublets aufweisen können, da hingegen unsere größten geistlichen Redner gegen jene nicht in Betrachtung kommen?" [2]

---

1) In der Aesopischen Fabel *Ζεὺς καὶ ὄφις* (Halm, 153). — A. d. H.

2) Lächerlich genug ist den berühmtesten französischen Kanzelrednern, Jacques Benigne Bossuet (1627—1704), Louis Bourdaloue (1632—1704) und Jean Baptiste Massillon (1663—1742), der ganz obscure Trublet zugesellt. Nicolas Charles Joseph Trublet (1697—1770), ein Verwandter von Maupertuis, hat Essais de littérature et de morale geschrieben, ist hier aber wegen seiner Panégyriques des Saints, précédés de réflexions sur l'élo-

Wenn doch dem Herrn Wieland diese einsichtsvolle Frage entwischt wäre, als er einem von unsern größten geistlichen Rednern seine Empfindungen zueignete! An eben dem Orte, wo er zu ihm sagt: „Es würde eine strafbare Undankbarkeit sein, wenn ich bei dieser Gelegenheit verschweigen wollte, mit wie vieler Rührung und Nutzen ich den Vertheidigten Glauben der Christen für mich selbst und mit Andern gelesen, und wie lebhaft mich diese herzrührende Selbstgespräche in dem Glauben der christlichen Religion unterhalten haben." — An diesem Orte, sage ich, hätte er fortfahren sollen: Das ist nun zwar Alles wahr, mein Herr; aber doch werden Sie mir erlauben, Ihnen zu sagen, daß Sie deswegen noch lange kein Bourdaloue sind, noch lange kein Trublet! O der große Trublet! —

Aber ich glaube, ich fange an zu spotten; und das möchte ich nicht gern. — Wenn uns nur Herr Wieland auch gesagt hätte, warum denn nun unsere Mosheims und Sacks, unsere Jerusalems und Cramers[1]) gegen jene Franzosen gar nicht in Betrachtung kommen! Die Franzosen, ohne Zweifel, haben eine blühendere Sprache; sie zeigen mehr Witz, mehr Einbildungskraft; der Virtuose spricht mehr aus ihnen; sie haben die körperliche Beredsamkeit bei ihren vortrefflichen Komödianten zu lernen Gelegenheit gehabt. Alles Eigenschaften, die dem geistlichen Redner nothwendig sind, der mich eine halbe Stunde angenehm unterhalten will, und die ich demjenigen gern erlasse, der mehr als dieses sucht und es seinem Amte für unanständig hält, auf meinen Willen zu wirken, ohne vorher meinen Verstand erleuchtet zu haben. Der wahre Gottesgelehrte weiß, daß er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und

---

quence (1755) aufgeführt. Voltaire hat ihn im Pauvre Diable mit dem Verse: „Il compilait, compilait, compilait" gegeißelt. Nicolai (Schriften, Bd. XXVI) hat auch hier, wie in Br. 7, den ganzen Absatz getilgt, so daß der Anfang des folgenden ganz sinnlos wird. — August Friedrich Wilhelm Sack (1703—1786) hatte den Vertheidigten Glauben der Christen 1748—1751 in acht Stücken herausgegeben. — A. d. H.

1) Johann Lorenz v. Mosheim (1694—1755), der eben angeführte Sack, Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709—1789) und Johann Andreas Cramer (1723—1788) galten im vorigen Jahrhundert für die Reformatoren der deutschen Kanzelberedsamkeit. Sie hatten sich nach englischen Predigern gebildet, vornehmlich nach dem Erzbischof von Canterbury, John Tillotson (1630—1694), zu dessen ersten Uebersetzern Lessing's Vater gehörte (L. an Michaelis, 16. Oct. 1754). Vgl. Lentz, Gesch. der christl. Homiletik, II. 308 ff.; Schmidt, Gesch. der Predigt in der evang. Kirche Deutschlands von Luther bis Spener, S. 212. — A. d. H.

daß die Kunst des erstern ein Hülfsmittel für den letztern, nie aber das Hauptwerk sein müsse. —

Herr Wieland ist ja sonst weit mehr für die Engländer als Franzosen eingenommen. Wie kömmt es denn aber, daß er nur hier diese jenen vorzieht? Hier, in der Beredsamkeit, die man doch nach seinen eigenen Grundsätzen bei den Franzosen wegen ihrer despotischen Regierungsart, die ganz gewiß ihren Einfluß auch bis auf die Kanzel erstreckt, am Wenigsten suchen sollte? Kömmt bei ihm etwa auch ein Tillotson gegen die Bourdaloue und Trublets noch nicht in Betrachtung? Sind ihm Jenes Demosthenische Reden, nach denen[1]) sich unsere geistlichen Redner zuerst gebildet haben, vielleicht auch noch zu öde, zu unfruchtbar, zu dornicht? Ist ihm nur Der der größte Redner, der die Affecten seiner Zuhörer am Geschwindesten erregen kann?

Ich habe nur erst neulich eine sehr vortreffliche Stelle über diese Materie gelesen. Sie stehet in einer neuen Schrift, die uns gleichfalls aus der Schweiz*) gekommen ist, daher man den Herrn Wieland um so viel eher darauf verweisen könnte. Erlauben Sie mir, meinen Brief damit zu bereichern. — Ein vornehmer Theologus schreibet an einen jungen Geistlichen:

„Ich habe," sagt er, „denjenigen Theil der Redekunst betrachtet, welcher mit Regung der Affecten umgehet; und ich weiß, daß diese Kunst bei den Gottesgelehrten sowohl als bei den fanatischen und enthusiastischen Predigern in großer Hochachtung ist, und daß man viel Fleiß darauf wendet.

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demosthenes und Cicero, Beide Demagogi in einer demokratisch eingerichteten Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr von einander unterschieden.

„Der Erste, welcher mit einem politern, gelehrtern und witzigern Volke zu thun hatte, setzte den größten Nachdruck seiner Beredsamkeit in die Stärke seiner Beweisgründe und suchte also hauptsächlich den Verstand zu überzeugen. Tullius hingegen sahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation und blieb deswegen bei der pathetischen Beredsamkeit, welche die Affecten erreget.

---

*) Moralische Beobachtungen und Urtheile. Zürich bei Orell u. Compagnie, 1757 in 8vo. [S. 98—102.]

1) Alle Ausgaben lesen sinnlos „nach der" ꝛc. — A. d. H.

„Allein das Vornehmste, welches man hiebei beobachten muß, ist dieses, daß diese Redner in allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hatten; denn bald suchten sie die Verurtheilung oder Lossprechung einer angeklagten Person, bald wollten sie das Volk zum Kriege bereden, bald bemühten sie sich, ein Gesetz einzuführen, und dergleichen; und Alles dieses wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nach dem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, die Affecten der Zuhörer entweder zu erregen oder zu besänftigen, insonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit dieses Letzten Schriften machen sich junge Geistliche (ich meine die, welche Autores lesen) insgemein mehr bekannt als mit des Demosthenes seinen, welcher doch Jenen in vielen Stücken übertraf, was insonderheit die Redekunst anlanget. Allein ich kann nicht sehen, wie die Kunst, die Affecten zu erregen, von großem Nutzen sein könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens in unsern nördlichen Climatibus, wo ich gewiß versichert bin, daß auch die größte Beredsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsre Gemüther haben wird, ja nicht einmal so viel, daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte.

„Was mich aber insonderheit veranlasset, die Art zu predigen, da man nur die Affecten zu rühren sucht, zu verwerfen, ist dieses, weil ich gesehen habe, wie schlechten Vortheil dieselbe geschafft. Ich kenne einen Herrn, welcher dieses als eine Regel beobachtete, daß er alle die Paragraphen überhüpfte, zu deren Ende er etwan ein Punctum exclamationis gestellt hatte.[1]) Ich glaube gewiß, daß diejenigen Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit und einen großen Theil schlafend finden werden.

„Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal anschlägt, maßen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfordert, wenn man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will, als Mancher nicht im Cicero findet, geschweige aus ihm lernet.

„Ich bitte Euch daher gar sehr, diese Kunst (im Fall Ihr ja unglücklicher Weise Euch bereden solltet, daß Ihr dieselbe besäßet) sehr selten und mit aller möglichen Behutsamkeit zu gebrauchen" ꝛc.

Es wohnet mir eine dunkle Erinnerung bei, diese Gedanken bereits anderswo gelesen zu haben. Doch dem sei, wie ihm wolle,

---

1) Ebenso im Original, aber doch wohl Druckfehler für: „gestellt sah". — A. d. H.

der Schriftsteller, aus dem ich sie itzt entlehne, macht folgende Anmerkung darüber:

„Es ist nicht zu leugnen," sagt er, „daß diese Stelle von einer großen Einsicht dieses Gottesgelehrten in die Wirkung der geistlichen Beredsamkeit auf das menschliche Gemüth zeuget. Allein ist wohl keine Gefahr bei seinem Rathe, daß die Leute, dum vitant vitia, stulti in contraria currant? Mich bedünkt, die größte Kunst würde sein, das Gründliche und das Pathetische (wo es die Natur der Sache erlaubt) dergestalt mit einander zu verbinden, daß dieses letztere stets seinen Grund in der Vorstellung des ersten behielte."

Sehr wohl! — Und eben diese so schwere Verbindung des Gründlichen und Pathetischen ist es, die unserm Mosheim nach meinem Bedünken einen sehr großen Vorzug vor allen französischen Predigern giebt. Allein was geht Herrn Wielanden das Gründliche an? Er ist ein erklärter Feind von Allem, was einige Anstrengung des Verstandes erfordert, und da er alle Wissenschaften in ein artiges Geschwätze verwandelt wissen will, warum nicht auch die Theologie? [1]

Fll.

Vierzehnter Brief.

— Und die Sprache des Herrn Wieland's? — Er verlernt seine Sprache in der Schweiz. Nicht blos das Genie derselben und den ihr eigenthümlichen Schwung, er muß sogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergessen haben. Denn alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern, der sich kaum besinnen kann, ob er einen itzigen Schriftsteller oder einen aus dem galanten Zeitalter Christian Weisens lieset. Licenz, visiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalousie, Corruption, Dexterität — und noch hundert solche Worte, die alle nicht das Geringste mehr sagen als die deutschen, erwecken auch Dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Puriste ist. Linge, sagt Herr Wieland sogar —

(Und er befiehlt, daß die Schüler von ihrem Gelde, das ihnen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, Linge et pour

1) Der Schluß und die Löffelgeschichte im folgenden Briefe fehlt Schriften, Bd. XXVI. — A. d. H.

leurs menus plaisirs vom Hause gegeben wird, dem Hofmeister genaue Rechenschaft geben sollen. Sie sollen ihre Linge, fährt er fort, Bettzeug und Servietten, wie auch Löffel, Messer und Gabel mitbringen. Jeder läßt seinen silbernen Löffel und zwei zinnerne Teller dem Instituto zurück. — Es ist in der That höchst lächerlich, wenn man den Herrn Wieland solche Kleinigkeiten im Voraus feststellen siehet und sich erinnert, daß er kurz vorher die allerwesentlichsten Punkte von der Hand gewiesen. Die Ordnung z. E., nach welcher die verschiedenen Disciplinen mit der Jugend zu treiben sind, soll ein Kenner der Wissenschaften*) für ihn bestimmen, und er kann sich selbst darüber nicht einlassen, weil er keine Instruction für die Lehrer schreibt. Aber der silberne Löffel! — Mit dem muß es vor allen Dingen seine Richtigkeit haben, wenn sich das Andere finden soll! Genaue Eltern, besorge ich nur, denen ein silberner Löffel keine Kleinigkeit ist, werden hierbei etwas vermissen; Herr Wieland nämlich hat ihnen zu sagen vergessen, was denn nun endlich das Institutum mit allen den silbernen Löffeln machen soll. Und das hätte er ihnen nun freilich wohl sagen müssen und auch gar leicht sagen können; denn was ist augenscheinlicher, als daß eine Akademie zu Bildung des Verstandes und Herzens ein Löffelcabinet haben muß? —)

Dieses noch im Vorbeigehen! — Wenn uns Herr Wieland statt jener französischen Wörter so viel gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekte gerettet hätte, er würde Dank verdienet haben. Allein es scheinet nicht, daß er sich in diesem Felde mit kritischen Augen umgesehen. Das einzige Wort entsprechen habe ich ein- oder zweimal mit Vergnügen bei ihm gebraucht gefunden. Es ist schwer, sagt er einmal, die Lehrer zu finden, die solchen Absichten entsprechen (respondent). Dieses entsprechen ist itzt den Schweizern eigen und nichts weniger als ein neugemachtes Wort. Denn Frisch führet bereits eine Stelle aus Kaysersberger's Postille an, wo es heißet: Die Getät und der Nom sollen einander entsprechen.[1])

Man muß den neuesten schweizerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie itzt weit mehr Sorgfalt

---

*) S. 128.

1) Johann Leonhard Frisch, Teutsch-lateinisches Wörterbuch. Berlin 1741, II. S. 307 s. v. Sprechen: „Nomini respondeat factum, er soll den Namen mit der That haben". —A. d. H.

auf die Sprache wenden als ehedem. Geßner und Zimmermann[1]) unter Andern schreiben ungemein schön und richtig. Man merkt ihnen den Schweizer zwar noch an, aber doch nicht mehr, als man Andern den Meißner oder Niedersachsen anmerkt. Herrn Wielanden ist es daher um so viel mehr zu verdenken, wenn nur er seine Sprache in der Schweiz so vernachlässiget, daß ihm besonders gewisse eigenthümliche Ausdrücke gar nicht mehr beifallen. Ist es z. E. deutsch, wenn er sagt: Pygmalion schnitzte eine Venus aus Marmor?

Die Moralischen Beobachtungen und Urtheile,[2]) aus welchen ich in meinem vorigen Briefe eine Stelle angeführt habe, verrathen ihren Geburtsort schon mehr. Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht versteht, die aber viele Leser zu verstehen wünschten, weil sie wirklich etwas Besonders auszudrücken scheinen; dergleichen sind: hürisch,*) ringsinnig,**) abschätzig,***) Schik†) ꝛc.

Und dem ohngeachtet lassen sie sich sehr wohl lesen. Sie scheinen aus dem Beitrage einer ganzen muntern Gesellschaft entstanden zu sein. Der herrschende Ton darin ist Satire und Humor. Folgende Beschreibung††) eines Husaren bei Anlaß des Lobes eines Mädchens wird Sie belustigen:

„Die keusche Climene fliehet vor jungen Männern, wie ein erschrocknes Küchlein vor dem erblickten Geier, und wie ein — fleucht, wenn er auf den offenen Feldern des platten Böhmerlandes einen Husaren auf ihn zufliegen sieht. Welch ein Schauspiel!

---

*) S. 20.
**) S. 22.
***) S. 144.
†) S. 179.
††) S. 136.

1) Salomon Geßner (1730—1787) aus Zürich, der bekannte Idyllendichter, und der später als Leibarzt nach Hannover berufene Johann Georg Zimmermann (1728—1795) aus Brugg. Seine Schrift „Vom Nationalstolze" rühmt Mendelssohn, Bibl. d. sch. W., IV. 1. 551—578. — A. d. H.

2) Verfasser derselben ist Heinrich Waser, aber nicht, wie von Bahrdt's Ketzeralmanach bis auf Gräße's Literärgeschichte herab wiederholt behauptet ist, der am 27. Mai 1780 zu Zürich als Hochverräther enthauptete ehemalige Pfarrer zum Creuz, dem man außer andern Verbrechen die durch Lavater's Predigt berühmt gewordene Nachtmahlsvergiftung zuschreiben wollte, sondern der gleichnamige Pfarrer zu Winterthur, ein Freund Sulzer's, der Butler, Swift und Lucian übersetzt hat († Dec. 1777). Bodmer hat ihm im Deutschen Museum (1784, I. 511—527) ein Denkmal errichtet. Zu der im Text des vorigen Briefes angeführten Stelle vergl. Herder's kleinen Aufsatz: „Sollen wir Ciceronen auf den Kanzeln haben?" in der Dritten Sammlung seiner Fragmente (1767) S. 274 ff. — A. d. H.

An seiner Stirne steht geschrieben: Mord, und die Blicke seiner Augen sind alle vergiftete Spieße. Er schießet dieselben dicht wie einen Regen von sich aus und tödtet damit, noch ehe er tödtet. Der Grausame behängt die Rüstung seines Pferdes mit sieben Todtenköpfen; drei sind der Schrecken Derer, die ihm von hinten nachzusehen das Glück haben, und viere pochen von vorne. Er hat sich zwischen denselben hingesetzt wie Thomas Kulikan auf seinen Thron, und wie Satan von dem Herzen des Verräthers Besitz genommen hat, also hat er sich mit dreistem Stolz auf sein Pferd geschwungen. Wer darf zu ihm sagen: Gott grüße Dich? Alle hat er — abgenommen; sie bluten noch, und mit den kostbaren Tropfen, die herunterfallen, bezeichnet er seinen Weg. Die Erde will ewig mit einigen derselben gefärbet bleiben, um das Andenken dieses Zerstörers zum Abschen zu erhalten; andere haben die Thränen der Landeskinder ausgewaschen. Nun eilt, nun fliegt er, und wenn er in eine Stadt kömmt, so achtet der Grausame sich besser gerüstet als ein Gesandter, der bei seinem öffentlichen Einzuge mit verschwenderischer Pracht auf einmal will sehen lassen, wie groß Der sei, der ihn gesendet hat. O, daß Tausende, spricht er, nur einen Hals hätten! Warum muß ich so viel einzelne Köpfe spalten und mein Saber noch hungern, wenn ich ihn durch den dicksten Hals geschlagen habe, wie ein Hund hungert, dem ein Kind ein Brosamchen ins Maul wirft! Er verschluckt es, er empfindet nichts dabei und heischt mit gleich unverwandten Augen und hungernder Begierde die große Schüssel voll, die auf dem Tische steht. Kommt, Brüder! spricht er, wenn er Menschenköpfe zu spalten ausreitet, laßt uns sehen, wo wir Rüben zerhacken können. Er trinkt Blut aus Hirnschädeln, sein Pferd tränkt er auch damit, und wenn sein fürchterlicher Schnauzbart davon geröthet wird, so wischt er es nicht weg. Im Quartier spricht er zum Wirthe: Gieb, was Du hast, und was Du nicht hast, das gieb auch, — alsdenn sterbe! und zur Wirthin: Lebe Du bis morgen und spreite itzt ein Bett an, für mich und Dich! Wenn ihm ein Priester begegnet, so flucht er, und denselben Tag will er nicht ausreiten; denn dieser Hund (sagt er) hat mir ein Unglück vorbedeutet." — —

Noch eine kleine Stelle will ich Ihnen daraus abschreiben, weil sie einige Beziehung auf meine vorige Briefe haben kann. Sie werden sie leicht entdecken. „Wie viele Heuchler und Ketzermacher," sagt der Verfasser, „machen es gerade wie der nichtswürdige Blifil in der Historie des Fündlings, welcher blos des-

wegen in der Bibel gelesen, damit Tom Jones Schläge kriege!"[1]) Fll.

VI. Den 8. Februar 1759.

Funfzehnter Brief.

Eine unangenehme Nachricht, und die ich nur erst gestern erfahren habe! Auch der Grenadier, unser preußischer Barde, ist bei Zorndorf verwundet worden. — Minerva hatte da noch einen andern Liebling zu schützen! — Doch sind seine Wunden so gefährlich nicht; sie haben auf eine kurze Zeit nur den Soldaten in ihm untüchtig gemacht, aber nicht den Dichter; denn dieser hat bereits, und in einem weit ernstern Tone, als man von ihm gewohnt ist, den großen Tag besungen.[2]) Das Gedicht gehet nur noch in der Handschrift hier unter seinen Freunden herum, und ich habe seiner noch nicht so lange habhaft werden können, es ganz für Sie abzuschreiben. Wollen Sie Sich aber, bis dieses geschehen kann, mit einigen Fragmenten begnügen? — Es ist überschrieben:

„An die Muse.

„Was siehest Du so schüchtern nach mir her?
Scheut eine Kriegesmuse, die den Held
So tief in seine Schlacht begleitete,
Mit ihm auf Leichen unerschrocken ging,
Wie Engel Gottes in Gewittern gehn,

---

1) S. 169. — A. d. H.

2) Gleim hatte Lessing, dem Herausgeber seiner ersten Grenadierlieder, dies neue „An die Kriegesmuse nach der Niederlage der Russen bei Zorndorf" (Werke, 1811, IV. 63—78) am 22. Novb. 1758 geschickt. Lessing antwortet am 16. Decb., daß es die Censur nicht passiren könne, vornehmlich wegen der anstößigen Erwähnung Katte's, und rügt dabei die patriotischen Uebertreibungen, namentlich in der Verwünschung der Feinde. Der Gebrauch, den er hier von dem Gedicht macht, „bei welchem der Dichter keine Gefahr läuft und der Herausgeber sich nichts vorzuwerfen hat", wird schon angedeutet. Gleim schickt darauf ein geändertes Exemplar am 7. Jan. an Ramler, das Lessing nicht empfangen zu haben scheint, und am 9. Febr. ein so von allen anstößigen Stellen befreites, daß Lessing es im Format der Kriegslieder drucken lassen konnte (Brief von 18. März). An der feinen Anspielung auf den König: „Minerva hatte da noch einen andern Liebling zu schützen", erkannte Gleim den Schreiber der Literaturbriefe (Brief vom 28. Februar). — A. d. H.

Ihm nachzufolgen, wo er war, zu sein,
Zu forschen seine Thaten überall,
Von Leich' auf Leiche große Schritte that;
Scheut eine solche Muse, Blut zu sehn?
„Stimm an, verewige den großen Tag,
An welchem Vater Friederich sein Volk
Errettete, durch göttlichen Gesang!
Nimm die verwaiste Leyer von der Wand
Und mische starken Kriegeston darein
Und singe! Held, Soldat und Patriot
Steh' um Dich her und höre, lauter Ohr,
Bewundernd Gottes Thaten, Friedrich's Muth,
Wenn er sein Vaterland zu retten geht,
Und lerne Gott und Friederich vertraun!
„Denn standest Du, Berlin, nicht halb verzagt,
Als der gekrönte Rächer nur verzog
Und Mähren uns, langsame Sieger, sah?"

Von diesem Zeitpunkte hebet sich die Erzählung des Dichters an. Er bewundert, nach einer kurzen Apostrophe des feindlichen Feldherrn, in der aufgehobenen Belagerung von Ollmütz, wo der gemeine Haufe nichts als ein mißlungenes Unternehmen wahrnimmt, eine besondere göttliche Vorsehung.

„Du aber, guter alter Marschall, warst
In Deinem Troja Hektor. Friedrich selbst
Gab Deinem Namen Ewigkeit und schrieb,
Ein andrer Cäsar, Deine Thaten an!
Doch Er und Keith und Moritz waren mehr
Als Agamemnon, Nestor und Ulyß,
Und hätten, ohn' ein ungeheures Pferd,
Durch Muth Dich überwunden, nicht durch List,
Wofern nicht Gott der Herr gewollt, daß wir
Ablassen sollten.
„Hochgelobet sei
Von uns und Deinem Friederich, o Gott!
Daß Du auf unsern ebnen Siegesweg
Ein Ollmütz stelletest und einen Held,
Der wie ein braver Mann sich wehrete,
In seine hohen Wäll' und Mauern gabst.
Denn gabst Du es in unsre Hand, so war

Kein Weg vor uns als nach dem stolzen Wien;
So hätten wir uns allzu weit entfernt
Von unserm Vaterlande, dessen Schutz
Wir sind, nach Dir, erhabner starker Gott!
So wäre wohl der Jammer, das Geschrei
Der Weiber und der Kinder, welche wir
Zurückgelassen hatten, allzu spät
Uns nacherschollen. Friedrich hätte wohl
Des Vaterlandes Ruf um Rache nicht
Zu rechter Zeit und Stunde da gehört,
Wo umzukehren war. Darum, o Gott,
Sei ewig hochgelobt von uns und ihm!"

Hier folget eine sehr poetische Beschreibung der Verwüstungen, die das russische Heer in den königlichen Staaten angerichtet. Ich habe nur folgendes Gleichniß daraus behalten:

— — — „Langsam zog es daher,
Wie durch fruchtbares Feld in Africa
Giftvoller großer Schlangen Heere ziehn!
Da steht auf beiden Seiten ihres Zugs
Erstorbnes Gras, da steht, so weit umher,
Als ihre Bäuche kriechen, Alles todt.
Von Memel bis Cüstrin stand Friedrich's Land
So da, verwüstet, öde, traurig, todt!"

Nun fährt er fort:

„Allein der Held vernahm zu rechter Zeit
In seinem Haus von Leinwand, auf der Bahn
Des Sieges, Deinen bangen schwachen Ruf,
O Vaterland! zu Gott und ihm! — Und stracks
War sein Gedank' allein an Dich! Er gab
Dem größern Feind ein Wenig Luft und flog
Mit einem kleinen edeln Heldenheer
Dahin, wo sein gequältes banges Volk
Nach ihm sich umsah. — —
— — — „Da floh er hin!
Kam an in Dir, Du Sitz der Musen, wo
Baumgarten Friedrich's Weisheit lehrt, hielt still
Vor einer niedern Hütte, saß, das Roß,
Das, einen solchen Held zu tragen stolz,
Nicht müde von dem langen Fluge war,

Daselbst ein Wenig auszuruhen, ab,
Ging in die offne niedre Hütte, fand
Ein' arme fromme Wittwe, die zu Gott
Für den Gesalbten eben betete,
Saß neben ihr auf einen harten Sitz,
Nahm einen Wassertrunk aus ihrer Hand,
Stand vor der kleinen Thür der Hütte, ließ
Sein edles Heldenheer vorüberziehn,
Stieg auf, folgt' ihm den Weg der Rache nach,
Sah die Ruinen der getreuen Stadt —"

Cüstrin, dessen unglückliches Schicksal dem Könige Thränen erpreßt. —

— — — „Jedoch der Bach
Der Heldenaugen floß zu lange nicht.
Der Thränen Stelle nahm ein glühend Roth
Im feurigen Gesicht; gerechter Zorn
Entstand aus königlichem Mitleid stracks.
Er wandte sich zu seinen Helden, schwur,
Sein rächend Schwert zu zücken —"

Zugleich nimmt der König von dem Walle der unbezwungnen Feste das Lager des Feindes in Augenschein und fasset seinen Entschluß.

„Und Tages drauf, mit Sonnenaufgang ging
Sein Heldenheer still über Deinen Strom,
Du Oder! Flossest Du so sanft, weil Gott
Es Dir gebot, die Helden, die Du trügst,
Nicht aufzuhalten itzt auf ihrer Bahn?
Sie singen Deinem Gott ein Morgenlied
Und kommen wohlbehalten über Dich.
„Was zittertet Ihr achtzig Tausend da
Beim Anblick unserer von Todesschau'r?
Welch eine tiefe Stille ward? Was war
Das leisere Gemurmel unter Euch?
Ja, ja, der Schrecken Gottes überfiel
Dich, Heer! — — —
Als Du den großen Rächer kommen sahst,
Die Blutfahn' in der Hand, die er noch nie
Dem edlern Kriegesfeind entgegen trug,
Da standest Du betäubt, erstarret, stumm,
Die Augen weggewandt von Dem, der kam" rc.

— „Bangigkeit und Furcht und Angst
Fiel plötzlicher als centnerschwere Last
In aller Deiner großen Helden Brust,
Und größer stets, je mehr er näher kam.
Zusammensteckend ihre Köpfe, stand
Ihr großer Haufe; Fermor schüttelte
Sein graues Haupt dreimal; sie zitterten.
Zuletzt war ihr verzweifelnder Entschluß
Ein großes Viereck und der Tod!“

Und nun scheinet unsern Barden alle die Wuth, mit welcher er in der Schlacht gestritten, aufs Neue zu befallen. Er wird so schrecklich, daß seinem Leser die Haare zu Berge stehen.[1) — Aber warum mache ich Ihre Neugierde auf eine Stelle so rege, die ich Ihnen nicht mittheilen kann? Darauf fährt er kälter fort:

„So lange Du, o Vater, vor uns her
Die schreckliche Blutfahne trugst und nichts
In Deiner Arbeit für das Vaterland
Dein Leben achtetest, so lange floß
Für jede Thräne Deines Volkes Blut,
So lange schlug das rächerische Schwert“ ꝛc.

Aber auch unter Dampf und Tod blieb des Dichters helleres Auge unverdunkelt.

„Der Engel, der bei Lissa seinen Glanz
Um den Gesalbten glänzte, war auch itzt
Sein Schutzgeist. Näher sah ich ihn als dort.
Er trug im schönen Engelangesicht
Des großen Friedrich Wilhelm's Miene ganz.“

Endlich kömmt er auf seine eigene Verwundung, und diese Stelle ist eine von den allervorzüglichsten. Hier ist sie:

„Aus einem Strome schwarzen Mörderbluts
Trat ich mit scheuem Fuß auf einen Berg
Von Leichen, sahe weit um mich herum
Nun Keinen zu erschlagen mehr, stand hoch
Mit hohem Hals, warf einen scharfen Blick
Durch wolkengleichen schwarzen Dampf der Schlacht

1) Aehnlich im Brief an Gleim vom 16. Decb.: „Allein soll ich es für nichts als für eine Wirkung seiner frappanten Art zu malen halten, wenn mir bei verschiedenen Stellen vor Entsetzen die Haare zu Berge gestanden haben?“ — A. d. H.

Nach dem Gesalbten, heftete auf ihn
Und den Gesandten Gottes, seinen Schutz,
Die Augen und Gedanken fest. Und da,
Da war es, Muse (denn Du warest nicht,
Wo nur erschlagen, nicht besieget ward),
Als mich ein Mörder traf, als fast zugleich
Der edle D***, 1) der junge Held
Und Patriot, hinsank, den schönen Tod
Fürs Vaterland nicht unwillkommen starb!
Ich aber, ihn zu sterben noch nicht reif,
Mit dieser Wunde weggetragen ward."

Hiermit schließet der Dichter:

„Sing es, o Muse, singe Gottes Zorn
Und Friedrich's Muth! Indessen heilet sie
Geschwinder. Dein Gesang besänftige
Den Höllenschmerz, er mache, daß der Arm,
Der hier gebunden müßig liegen muß,
Bald wieder frei sei, für das Vaterland
Zu streiten! — — —
„Soll aber er nicht wieder streiten, soll
Ich nicht den Friedensengel kommen sehn,
Nicht im Triumph den unbesiegten Held
Begleiten nach Berlin, nicht der Homer
Des göttlichen Achilles werden: dann,
Dann, liebe Muse, weine nur um mich
Ein kleines Lied; dann lebe wohl, o Welt,
In welcher wider einen Friederich
Der Erden Könige verschworen sind!"

— Ich werde Sie selten mit einem bessern Briefe unterhalten können, als dieser ist. Auch ist das Gute darin nicht meine.

Fll.

---

1) Dankelmann. — A. d. H.

Sechzehnter Brief.

Ich vernehme mit Vergnügen, daß Ihnen die Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste*) in die Hände gekommen. Lassen Sie Sich in Ihrer guten Meinung von diesem kritischen Werke nichts irren. Man hat ihr Parteilichkeit und Tadelsucht vorgeworfen; aber konnten sich die mittelmäßigen Schriftsteller, welche sie kritisirt hatte, anders verantworten? Diese Herren, welche so gern jedes Gericht der Kritik für eine grausame Inquisition ausschreien, machen sehr seltsame Forderungen. Sie behaupten, der Kunstrichter müsse nur die Schönheiten eines Werkes aufsuchen und die Fehler desselben eher bemänteln als bloßstellen. In zwei Fällen bin ich selbst ihrer Meinung. Einmal, wenn der Kunstrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor sich hat, die besten Werke der Alten zum Exempel. Zweitens, wenn der Kunstrichter nicht sowohl gute Schriftsteller als nur blos gute Leser bilden will. Aber in keinem von diesen Fällen befinden sich die Verfasser der Bibliothek. Die Güte eines Werkes beruhet nicht auf einzeln Schönheiten; diese einzelne Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstehen und das Werk so wie der Philosoph die Welt betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar sehe, der Künstler hat angefangen zu arbeiten, ohne selbst zu wissen, was er machen will, alsdenn muß man so gutherzig nicht sein und einer schönen Hand wegen ein häßliches Gesicht,

*) Leipzig bei Dyk, in groß 8vo., bis zum 2ten Stücke des 4ten Bandes. — [Herausgeber dieser acht Stücke waren Nicolai und Mendelssohn. Das erste ist vom 20. April 1757 datirt, das letzte, vom 1. Mai 1759, war beim Erscheinen dieses Briefes unter der Presse. Näheres s. in der Vorbemerkung zu Lessing's Recension des Lieberkühn'schen Theokrit (Th. XI. unserer Ausgabe). Den Vorwurf der Parteilichkeit hatte besonders Dusch in der Vorrede zu seinen Vermischten kritischen und satirischen Schriften, Altona 1758, und im Hamburger Correspondenten Duschens kritischer Freund erhoben, in dem die Verfasser der Bibliothek keinen Andern als Dusch selber vermutheten. Die Vertheidigung Duschens gegen einen derartigen Argwohn ist flau genug, um die Annahme zu rechtfertigen, daß man nicht auf falscher Fährte gewesen ist. — A. d. H.]

oder eines reizenden Fußes wegen einen Buckel übersehen.[1]) Und daß dieses, wie billig, unsere Verfasser nur sehr selten gethan haben, darin bestehet ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben sie es doch gethan, und mir sind sie noch lange nicht strenge genug.

Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die Bibliothek meinen Briefen gleichsam zur Basis machen darf, so bitte ich mir auch die Freiheit aus, Verschiedenes darin anzeigen zu dürfen, womit ich so vollkommen nicht zufrieden bin. Meine Erinnerungen werden größtentheils dahinaus laufen, daß die Verfasser, wie gesagt, hier und da, und nicht blos gegen Dichter, viel zu nachsehend gewesen sind.

Wie wenig z. E. erinnern sie bei des Hrn. Prof. Gottsched's Nöthigem Vorrathe zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst;*) und wie Manches ist doch darin, das man ihm nothwendig aufdecken sollte.

Können Sie Sich einbilden, daß der Mann, welcher die Hans Rosenblüts, die Peter Probsts und Hans Sachsens so wohl kennet, nur Denjenigen nicht kennet, der doch bis itzt dem deutschen Theater die meiste Ehre gemacht hat, unsern Johann Elias Schlegel? Unter dem Jahr 1747 führt er die Theatralischen Werke desselben an und sagt: „Hier stehen 1. Canut, 2. Der Geheimnißvolle, 3. Die Trojanerinnen, 4. des Sophokles Elektra, 5. Die stumme Schönheit, 6. Die Langeweile." Die beiden letztern stehen nicht darin, sondern machen nebst dem Lustspiele: Der Triumph der guten Frauen, welches er gar nicht anführet, einen besondern Band, welchen der Verfasser Beiträge zu dem dänischen Theater[2]) benennet hat.

Und wie viel andere Unterlassungssünden hat Herr Gottsched begangen, die ihm das Lob der Bibliothek sehr streitig machen, „daß er etwas so Vollständiges geliefert habe, als man

---

*) In dem ersten Stücke des dritten Bandes, S. 85.

1) Mit Beziehung auf den Vorbericht der „Vermischten kritischen Briefe, Rostock 1758". Darin wird behauptet, die Kritik müsse sich mehr damit beschäftigen, Schönheiten zu entwickeln, als Fehler aufzusuchen. Zu jenem gehöre mehr Wissenschaft, guter Geschmack, Hoheit und Größe des Verstandes, als zu diesem. „Den Hügel eines Bucklichten," heißt es, „kann auch ein Einäugiger sehen, aber die Symmetrie, das Proportionirte in dem Baue eines wohlgebildeten Körpers zu erblicken, erfordert in Wahrheit beide Augen." — A. d. H.

2) Kopenhagen 1748. — A. d. H.

sonst bei Sammlungen von dieser Art von der Bemühung eines einzigen Mannes kaum erwarten könne." — Nicht einmal die dramatischen Werke seines Mylius[1]) hat er alle gekannt; denn den Unerträglichen vermissen wir gar, und von den Aerzten muß er auch nicht gewußt haben, daß Mylius Verfasser davon gewesen. Hat er es aber gewußt, und hat er ihn nur deswegen nicht genannt, weil er sich selbst nicht zu nennen für gut befunden, warum nennt er denn den Verfasser der Alten Jungfer?

Ich kenne sonst — und bin gar wohl damit zufrieden — sehr wenig von unserm dramatischen Wuste, aber auch das Wenige finde ich bei dem patriotischen *Κοπροφορῳ* noch lange nicht alle. So fehlen bei dem Jahre 1747 gleich zwei Stücke, der Ehestand, und das Lustspiel auf die Eroberung von Berg op Zoom rc.

Und vor allen Dingen: warum fehlt denn Anne Dore, oder die Einquartierung, ein Schäferspiel in einem Aufzuge?[2]) Dieses Mensch kennet der Herr Professor

---

1) Christlob Mylius (1722—1754) war vor seiner Bekanntschaft mit Lessing ein eifriger Gottschedianer gewesen. In den „Belustigungen des Verstandes und Witzes" (V. 210) schließt er das Lob der Schauspiele mit dem Verse:

Du, o der deutschen Dichtkunst Lehrer,
Der Einsicht und der Kunst Vermehrer,
Der alten Weisheit Ebenbild;
Dein Ruhm, o Gottsched, scheut die Grenzen,
Ganz Deutschland hat sein helles Glänzen,
Was Deutschland? noch weit mehr erfüllt.
Der Bühnen Pracht wird Dich erheben,
Die Du in Deutschland hergestellt:
So weicht Dein Ruhm, so flieht Dein Leben
Nicht eher als die ganze Welt!

Aber er gehörte nachher auch zu den abgefallenen Jüngern, und „seines Mylius" ist eine kleine Bosheit wie der ganze Schluß des Briefes, in welchem das Sammlerverdienst, das Gottsched sich mit seinem noch jetzt werthvollen Buche erworben, absichtlich ignorirt wird, weil Lessing richtig durchfühlte, daß mit demselben ein eigentliches Interesse an dem Gesammelten nicht verbunden war. — A. d. H.

2) Alle drei Stücke sind von Gottsched im zweiten Theil seines „Vorraths" (S. 272 f.) mit noch 7 andern aus dem Jahre 1747 aufgeführt. Das zweite heißt: Der Kranz der gewesenen Jungfer Bergen op Zoom, eine Comödie. — Anne Dore, im Juli 1746 von der Neuberin aufgeführt (Literarische Pamphlete aus der Schweiz, S. 96), steht in der Satire: „Vom Natürlichen in Schäfergedichten, wider die Verfasser der Bremischen neuen Beiträge verfertigt vom Nisus, einem Schäfer in den Kohlgärten, einem Dorfe vor Leipzig. Zweite Auflage, besorgt und mit Anmerkungen vermehrt von Hanns Görgen, gleichfalls einem Schäfer daselbst. Zürich 1746" (S. 107—133) und parodirt das in Gottsched's „Deutscher Schaubühne" (V. 449—536) gedruckte Schäferspiel Uhlich's „Elisie", sowie einzelne Stellen aus Gottsched's deutscher „Iphigenie" und „Ata-

doch ganz gewiß, und es ist gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigstens nicht bei Gelegenheit seiner Schaubühne erwähnet hat. Fll.

VII. Den 16. Februar 1759.

Siebzehnter Brief.

„Niemand," sagen die Verfasser der Bibliothek,*) „wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe."

Ich bin dieser Niemand;[1]) ich leugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem

lante". Der Verfasser ist Johann Adolph Schlegel, der Vater der Romantiker (s. Ebert's Episteln (1789), S. 20, und Hagedorn's Werke, von Eschenburg, V. 203). Den scherzhaften Schäfer Nisus aus Gottsched's „Atalante" läßt er zuerst einen Brief an die Phyllis', deren Schreiben an den Verfasser der mitleidigen Schäferin in den Bremer Beiträgen (I. 6. S. 614—620) mitgetheilt war, richten und seine Ideen vom „Natürlichen" auskramen, die er selbst unter der Maske des Hanns Görge mit Belegstellen aus den Schäferspielen der Gottschedianer begleitet. Darauf folgt die „Anne Dore" und ein den Inhalt von Gottsched's „Deutscher Schaubühne" parodirendes Verzeichniß der guten Schäfergedichte, die zum Drucke schon fertig liegen. Da der Leipziger Censor einen so bittern Angriff auf Gottsched nicht durchgelassen hätte, schickte Schlegel sein Opus mit einem anonymen Begleitschreiben an Bodmer und verbarg sich bei der weitern Correspondenz über den Druck, damit seine Autorschaft auch nicht durch das Verlorengehen eines Briefes an den Tag kommen könnte, hinter den Pseudonymen Orontes und Pottelwitz (Literarische Pamphlete, S. 73—101), von welchen noch Danzel (I. 444) den letztern für den wirklichen Namen des Verfassers gehalten hat. Ebenso irrig hat Jördens die ganze Schrift Bodmern zugeschrieben und Goedeke in Hanns Görge Bodmer gesucht. Von Bodmer ist nur die Nachschrift auf dem letzten Blatt hinzugefügt, die, wie er selbst unter seinem aus den kritischen Schriften bekannten Autornamen eines Conrector Erlenbach anmerkt, Gottsched's eigene Worte aus der Vorrede zum VI. Bande der „Schaubühne" über seiner Gattin Nachspiel „Herr Witzling" wiederholt. Nicolai hält seltsamerweise die „Anne Dore" für ein Stück Gottsched's, dessen Absurditäten die schweizerischen Kunstrichter so deutlich gezeigt hätten, daß sich vielleicht der Autor selbst desselben schämen mochte. — A. d. H.

1) Vgl. (Karl Christian Canzler,) „Briefe, die Einführung des englischen Geschmacks in Schauspielen betreffend", Frkf. u. Lpz. 1760, wo zugleich auf den XVII. der „Briefe, die neueste Literatur betreffend", geantwortet wird. Danzel, der (I. S. 455 und 496) interessante Proben daraus mittheilt, schreibt sie irrigerweise der Frau Gottsched zu. — A. d. H.

*) Des dritten Bandes Erstes Stück. S. 85.

Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen.

Als die Neuberin[1]) blühte und so Mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sahe es freilich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte sich um keine Muster. Unsre Staats- und Helden-Actionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsre Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereien, und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben. Dieses Verderbniß einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und größte Geist zu sein. Auch war Herr Gottsched nicht der Erste, der es einsahe, er war nur der Erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie ging er damit zu Werke? Er verstand ein wenig Französisch und fing an zu übersetzen; er ermunterte Alles, was reimen und Oui, Monsieur verstehen konnte, gleichfalls zu übersetzen; er verfertigte, wie ein schweizerischer Kunstrichter[2])

---

1) Friederike Caroline Neuberin, geb. Weißenborn, seit 1726 mit Johann Neuber verheirathet, trat 1728 mit ihrem Gatten an die Spitze der vormaligen Hofmannischen Komödiantengesellschaft. Anfangs scheint Neuber die Hauptperson gewesen zu sein, dessen Witz Canzler die Verbannung des Harlekin zuschreibt; vgl. Danzel, Lessing, I. 496 A.; desselben: Gottsched und seine Zeit, 130—137; Gottsched, Beyträge, VI. 521 ff.; (C. H. Schmid) Chronologie des deutschen Theaters, S. 58, 93, 224; Schütze, Hamb. Theatergeschichte, S. 209 ff; Blümner, Gesch. des Theaters in Leipzig, S. 44 ff. Lessing spricht auch im 18. Stück der Hamb. Dramaturgie nur von der Neuberin, die Zuschrift von Bodmer's „Critischen Betrachtungen" nennt sie 1743 die Principalin der Neuberischen Gesellschaft, und zu den Versen aus Rost's Vorspiel:

Ich singe von der Frau, die um den Pleissenstrand
Den deutschen Harlekin aus ihrer Zunft verbannt,

machen die Schweizer die Anmerkung, Frau Neuberin habe in einem Schauspiele den Harlekin, dessen Kleider sie damals selbst angezogen, von ihrer Schaubühne vertrieben. Auch Löwen spricht in seiner „Geschichte des deutschen Theaters" (Schriften, IV. 3—76) immer nur von der Neuberin und nennt sie selbst als Verfasserin eines Vorspiels, in welchem Gottsched's strenges Urtheil an dem Inquisiten Harlekin vollzogen sei. Ganz zuverlässig sind aber seine Nachrichten schwerlich; daß er die Begebenheit erst in das Jahr 1737 setzt, erregt gewichtige Bedenken. — A. d. H.

2) Bodmer, Sammlung critischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes in den Werken der Wohlredenheit und der Poesie. Zürich 1741—1744. (Von Wieland 1753 unter dem Titel: „Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottschedische Schule" neu herausgegeben.) Darin (II. St. 8, S. 80—96): „Sinnliche Erzählung von der mechanischen Verfertigung des deutschen Originalstücks, des Gottschedischen Cato's". Cato erschien zuerst Lpz. 1732, verbessert in der „Schaubühne", I. Nr. 3. — A. d. H.

sagt, mit Kleister und Schere seinen Cato; er ließ den Darius und die Austern, die Elisie und den Bock im Processe, den Aurelius und den Witzling, die Banise und den Hypochondristen[1]) ohne Kleister und Schere machen; er legte seinen Fluch auf das Extemporiren; er ließ den Harlekin feierlich vom Theater vertreiben, welches selbst die größte Harlekinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französirenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht.

Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen;[2]) daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüde als die zu große Verwickelung &c. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführet haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieses zu nutzen gesucht, wie sein Cato es beweise. Denn eben dieses, daß er den Addison'schen Cato für das beste englische Trauerspiel hält, zeiget deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen[3]) und damals keinen Shakespeare, keinen Jonson, keinen Beaumont und Fletcher &c.[4]) ge-

---

1) Lauter Stücke aus Gottsched's „Deutscher Schaubühne": Die Austern (IV. Nr. 6), der Bock im Processe (V. Nr. 4), Aurelius (IV. Nr. 3) und der Hypochondrist (VI. Nr. 4) von Theodor Johann Quistorp; Darius (III. Nr. 3) von Friedrich Lebegott Pitschel; Elisie (V. Nr. 6) von Adam Gottfried Uhlich; Herr Witzling (VI. Nr. 6) von der Gottschedin; Banise (IV. Nr. 6) von Friedrich Melchior Grimm. — A. d. H.

2) Schon in der Vorrede zu den „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters", 1750, sagt Lessing: „Das ist gewiß, wollte der Deutsche in der dramatischen Poesie seinem eignen Naturelle folgen, so würde unsre Schaubühne mehr der englischen als französischen gleichen." — A. d. H.

3) Der „Cato" von Joseph Addison (1672—1719) war 1713 erschienen. Voltaire nennt diese Tragödie in seinem Discours sur la tragédie à Mylord Bolingbroke vor seinem „Brutus" (1731) „la seule bien écrite d'un bout à l'autre chez votre nation." — A. d. H.

4) Ben Jonson (1574—1637), Francis Beaumont (1585—1615) und John Fletcher (1576—1625) sind bekanntlich jüngere Zeitgenossen Shak-

kannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare, mit einigen bescheidenen Veränderungen, unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an Jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an Diesen nicht finden kann, und zweitens würde Jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von Diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am Leichtesten von so einem, das Alles blos der Natur zu danken zu haben scheinet und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket.

Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille, obgleich Dieser die Alten sehr wohl und Jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet, und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben als Othello, als König Lear, als Hamlet 2c. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerühret hätte als die Zayre des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire, wie weit ist sie unter dem Mohren

---

speare's. Das hat Gottsched auch 1765 noch nicht gewußt; denn in seinem „Vorrath" (II. 141) schreibt er mit Beziehung auf diesen Brief: „Habe ich nicht berühmte heutige Schriftsteller und eingebildete große Kunstrichter vor mir, die den brittischen Abgott Shakespeare, und andere dramatische Helden dieses Volkes aus viel neuern Zeiten, verehren und anbeten, ob sie gleich eben so wenig Regel und Ordnung auf ihrer Schaubühne beobachtet haben; eben so viel Gespenster, Teufel, Tod, Himmel und Hölle aufs Theater bringen? Ich billige alle diese Ausschweifungen des Wunderbaren nicht: aber ich will unsre alten Dichter nur darum nicht verwerfen lassen, worüber die Ausländer wohl noch gar gelobet, oder doch entschuldiget werden. Wer weiß, wo noch ein heutiger brittenzender Shakespeare drüber kömmt, der nächst der versprochenen Comödie vom D. Faust, auch das Trauerspiel unsers Scherenberg's von Papst Jutten erneuert und umschmelzet, um ein recht erstaunlich rührendes Stück, trotz dem Kaufmanne zu London, oder Miß Sara Samson, daraus zu machen?" — A. d. H.

von Venedig, dessen schwache Copie sie ist, und von welchem der ganze Charakter des Orosman's entlehnet worden?

Daß aber unsre alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen, Doctor Faust hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakespeare'sches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland, und ist es zum Theil noch, in seinen Doctor Faust! Einer von meinen Freunden verwahret einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgetheilet, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig, ihn zu lesen? Hier ist er! — Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Er macht seine Beschwörungen; es erscheinen derselben sieben; und nun fängt sich die dritte Scene des zweiten Aufzugs an:[1])

Faust und sieben Geister.

Faust. Ihr? Ihr seid die schnellesten Geister der Hölle?
Die Geister alle. Wir.
Faust. Seid Ihr alle sieben gleich schnell?
Die Geister alle. Nein.
Faust. Und welcher von Euch ist der schnelleste?
Die Geister alle. Der bin ich!

---

1) Diese Scene ist der einzige vollständige Ueberrest von zwei Faustdramen, die Lessing zu bearbeiten angefangen. Den Entwurf zum Vorspiel und zu vier Scenen des ersten Acts hat mit einer Ausführung des Vorspiels, die Engel aus dem Gedächtniß versucht hat, K. Lessing in seines Bruders „Theatralischem Nachlaß“ (II. 189 ff.) zuerst mitgetheilt, wo auch diese Scene mit dem komischen Fehler „Schrecken“ st. „Schnecken des Orcus“ mitgetheilt ist. Danzel hat (I. 450—454) die spärlichen Nachrichten über die beiden verschiedenen Entwürfe zusammengestellt, ohne die Frage über die Priorität des einen zu erledigen. Da die erste Erwähnung in einem Brief Mendelssohn's aus dem Jahr 1755 von einem bürgerlichen Trauerspiel redet, wird man geneigt sein, darunter das Stück zu verstehen, das in den Collectaneen, s. v. Dr. Faust, der zweite Faust genannt wird, in dem der Teufel in einen menschlichen Verführer verwandelt war. Mendelssohn's Bedenken gegen eine Exclamation „O Faustus! Faustus!“ hätte bei einem dem alten Puppenspiel nachgebildeten Stück kaum einen Sinn. Danzel scheint daher zu irren, wenn er den bürgerlichen Faust erst in die Zeit zwischen Lessing's Weggang von Breslau und Ankunft in Wolfenbüttel setzen will. Ob aber Lessing von diesem oder von dem andern, dem Volksbuch sich anschließenden, zu dem offenbar unsere Scene gehört, 1758 die baldige Aufführung versprochen, das ist aus den vorhandenen Notizen nicht zu ersehen. Vgl. auch Düntzer, Goethe's Faust, II. 387—397. — A. d. H.

Faust. Ein Wunder, daß unter sieben Teufeln nur sechs Lügner sind. — Ich muß Euch näher kennen lernen.

Der erste Geist. Das wirst Du! Einst!

Faust. Einst! Wie meinst Du das? Predigen die Teufel auch Buße?

Der erste Geist. Ja wohl, den Verstockten. — Aber halte uns nicht auf!

Faust. Wie heißest Du? Und wie schnell bist Du?

Der erste Geist. Du könntest eher eine Probe als eine Antwort haben.

Faust. Nun wohl! Sieh her: was mache ich?

Der erste Geist. Du fährst mit Deinem Finger schnell durch die Flamme des Lichts —

Faust. Und verbrenne mich nicht. So geh auch Du und fahre siebenmal ebenso schnell durch die Flammen der Hölle und verbrenne Dich nicht! — Du verstummst? Du bleibst? — So prahlen auch die Teufel? Ja, ja; keine Sünde ist so klein, daß Ihr sie Euch nehmen ließet. — Zweiter, wie heißest Du?

Der zweite Geist. Chil, das ist in Eurer langweiligen Sprache: Pfeil der Pest.

Faust. Und wie schnell bist Du?

Der zweite Geist. Denkest Du, daß ich meinen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Pest.

Faust. Nun so geh und diene einem Arzte! Für mich bist Du viel zu langsam. — Du dritter, wie heißest Du?

Der dritte Geist. Ich heiße Dilla; denn mich tragen die Flügel der Winde.

Faust. Und Du vierter?

Der vierte Geist. Mein Name ist Jutta; denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

Faust. O Ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, Ihr Elenden —

Der fünfte Geist. Würdige sie Deines Unwillens nicht. Sie sind nur Satan's Boten in der Körperwelt. Wir sind es in der Welt der Geister; uns wirst Du schneller finden.

Faust. Und wie schnell bist Du?

Der fünfte Geist. So schnell als die Gedanken des Menschen.

Faust. Das ist etwas! — Aber nicht immer sind die Gedanken des Menschen schnell. Nicht da, wenn Wahrheit

und Tugend sie auffordern. Wie träge sind sie alsdenn! — Du kannst schnell sein, wenn Du schnell sein willst; aber wer steht mir dafür, daß Du es allezeit willst? Nein, Dir werde ich so wenig trauen, als ich mir selbst hätte trauen sollen. Ach! — (Zum sechsten Geiste) Sage Du, wie schnell bist Du? —

Der sechste Geist. So schnell als die Rache des Rächers.

Faust. Des Rächers? Welches Rächers?

Der sechste Geist. Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der sich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. —

Faust. Teufel! Du lästerst; denn ich sehe, Du zitterst. — Schnell, sagst Du, wie die Rache des — Bald hätte ich ihn genennt! — Nein, er werde nicht unter uns genennt! — Schnell wäre seine Rache? Schnell? — Und ich lebe noch? Und ich sündige noch? —

Der sechste Geist. Daß er Dich noch sündigen läßt, ist schon Rache!

Faust. Und daß ein Teufel mich dieses lehren muß! — Aber doch erst heute! Nein, seine Rache ist nicht schnell, und wenn Du nicht schneller bist als seine Rache, so geh nur! — (Zum siebenten Geiste) — Wie schnell bist Du?

Der siebente Geist. Unzuvergnügender Sterbliche, wo auch ich Dir nicht schnell genug bin — —

Faust. So sage; wie schnell?

Der siebente Geist. Nicht mehr und nicht weniger als der Uebergang vom Guten zum Bösen. —

Faust. Ha! Du bist mein Teufel! So schnell als der Uebergang vom Guten zum Bösen! — Ja, der ist schnell; schneller ist nichts als der! — Weg von hier, Ihr Schnecken des Orcus! Weg! — Als der Uebergang vom Guten zum Bösen! Ich habe es erfahren, wie schnell er ist! Ich habe es erfahren! ꝛc. — —

Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch!

Fll.

Achtzehnter Brief.

Sie haben gefunden, daß der zweite Band des Messias in der Bibliothek*) mit vielem Geschmacke beurtheilet worden. Ueberhaupt davon zu reden, bin ich auch dieser Meinung, ob ich gleich gegen wenig Recensionen in dem ganzen Werke mehr einzuwenden hätte als gegen diese.[1])

Der Abhandlung des Herrn Klopstock's von der Nachahmung des griechischen Silbenmaßes im Deutschen hat der Kunstrichter zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen. Daß sie der Verfasser selbst ein bloßes Fragment nennt, hätte ihn nicht verführen sollen. Sie ist in ihrer Art kein schlechteres Fragment, als noch bis itzt der Messias selbst ist. Man sieht nur, daß noch nicht Alles gesagt worden; aber was auch gesagt worden, ist vortrefflich. Nur muß man selbst über die alten Silbenmaße nachgedacht haben, wenn man alle die feinen Anmerkungen verstehen will, die Herr Klopstock mehr im Vorbeigehen als mit Vorsatz zu machen scheinet. Und so geht es, wenn ein Genie von seiner Materie voll ist und die tiefesten Geheimnisse derselben kennet; wenn er davon reden muß, wird er selten wissen, wo er anfangen soll; und wenn er denn anfängt, so wird er so Vieles voraussetzen, daß ihn gemeine Leser dunkel und Leser von etwas besserer Gattung superficiell schelten werden. Es befremdet mich also gar nicht, daß auch den Kunstrichter in der Bibliothek die Gedanken des Herrn Klopstock's nicht gänzlich überzeugt haben, und daß ihm überhaupt der prosaische Vortrag desselben nicht allzu ordentlich und angenehm vorkömmt. — Mir gefällt die Prosa unsers Dichters ungemein wohl; und diese Abhandlung insbesondere ist ein Muster, wie man von grammatikalischen Kleinigkeiten ohne Pedanterie schreiben soll.

---

*) Ersten Bandes Zweites Stück. S. 291.

1) Unumwundener sagt Lessing in einem die Hauptpunkte schon hervorhebenden Briefe an Nicolai (vom 31. Juli 1757): „Wollen Sie nicht böse werden, mein lieber Nicolai, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit Ihrer Recension vom Messias nicht zufrieden bin?“ Er wollte zuerst seine Bedenken im 3. Stück der Bibliothek als Schreiben über die Recension des Messias mittheilen, aber die Ausführung unterblieb damals, wie bei so manchen andern Versprechungen für die Bibliothek; L. mochte in diesem Fall die von Nicolai angeordnete Modalität der Bekanntmachung nicht zusagen. (Nicolai's Brief vom 7. Sept. 1757.) — A. d. H.

Sogar hat der Kunstrichter die allerwichtigste Erinnerung des Herrn Klopstock's gänzlich übersehen. Sie betrifft das Geheimniß des poetischen Perioden, ein Geheimniß, welches uns unter Andern den Schlüssel giebt, warum alle lateinische Dichter in Ansehung der Harmonie so weit unter dem Virgil bleiben, obgleich jeder ihrer Hexameter, vor sich betrachtet, ebenso voll und wohlklingend ist als jeder einzelne des Virgil's.

Indem ich des Hexameters und des Herrn Klopstock's hier gedenke, fällt mir ein, Ihnen eine kleine Entdeckung mitzutheilen. Man hat gefragt, ob Herr Klopstock der Erste sei, der deutsche Hexameter gemacht habe. Nein, heißt es, Herr Gottsched hat schon lange vor ihm dergleichen gemacht. Und lange vor Gottscheden, setzen noch Belesenere hinzu, Heräus.[1]) — Aber auch Heräus ist nicht der Erste; sondern diesen glaube ich ein ganzes Jahrhundert früher in dem deutschen Uebersetzer des Rabelais*) entdeckt zu haben. Es ist bekannt, wie frei dieser mit seinem Originale umgegangen, und wie viel er ihm eingeschaltet hat. Unter seine Zusätze nun gehöret auch, am Ende des zweiten Capitels, der Anfang eines Heldengedichts in gereimten deutschen Hexametern, das, wie es scheint, ein scherzhaftes Heldengedicht hat werden sollen. Die Hexameter sind nach der damaligen Zeit recht sehr gut, und der Uebersetzer sagt, er führe sie deswegen hier an: „Dieweil daraus die Künstlichkeit der Teutschen Sprach in allerhand Karmina bescheint; und wie sie nun nach Anstellung des Hexametri, oder sechsmäßiger Silbenstimmung, und silbenmäßigen Sechsschlag, weder den Griechen noch Latinen (die das Muß allein essen wollten,) forthin weiche.“ Er fährt in seiner possierlichen Sprache fort: „Wenn sie schon nicht die Prosodie oder Stimmäßigung also Abergläubig, wie bey ihnen halten, so ist es erst bil-

---

*) Die Uebersetzung ist 1617 gedruckt. — [Die Fischart'schen Hexameter stehen schon in dem ersten Druck der „Affenteurlichen und Ungeheurlichen Geschichtschrift“ vom Jahre 1575. Vgl. noch den Vorbericht zum zweiten Theil der Literaturbriefe, unten S. 108. — A. d. H.]

1) Karl Gustav Heräus, geb. 1671 zu Stockholm, gest. als kaiserl. Rath und Antiquitäteninspector zu Wien 1730. Sein „Versuch einer neuen deutschen Reimart nach dem Metro des sogenannten lateinischen Hexametri und Pentametri, in einem Glückwunsche bei Sr. Kaiserl. und Kath. Majestät Caroli VI. welterfreulichem Geburtstage, ao. 1713“, ist wiederholt in seinen Gedichten, 1721, S. 65. — A. d. H.

lig, denn wie sie ihr Sprach nicht von andern haben, also wollen sie auch nit nach andern traben: eine jede Sprach hat ihre sondere angeartete Tönung und soll auch bleiben bey derselben Angewöhnung.“ Ich weiß, daß Sie es nicht ungern sehen werden, wenn ich Ihnen den Anfang selbst abschreibe. Er lautet so:

„Fahr sittiglich, sittiglich, halt ein mein wutiges G'müthe.
Laß dich versicheren die kluge himmlische Güte,
Daß du nit freselich ohngefehr fährst auf hohen Sande,
Und schaffest ohne Bedacht dem Wisart ewige Schande.
Denn jagen zu hitziglich nach Ehr und ewigem Preise,
Das jaget ein oftermal zu sehr in spöttliche Weise.
Sintemal wir Reimenweiß underſtan ein ungepflegts Dinge,
Daß auch die Teutsche Sprach süßiglich wie Griechische springe.
Darum, weil ich befind ungemäß die Sach meinen Sinnen,
Werd ich benötiget höhere Hülf zu gewinnen.
Dann drumb sind sonderlich aufgebawt die himmlische Feste,
Daß allda jederzeit Hülf suchen irrdische Gäste.
O mühsame Musen, Tugendsame und Mutsame Frawen,
Die täglich schawen, daß sie die Künstlichkeit bawen,
Die keine Müh nimmermehr schewen zu fördern diese,
Sondern die Müchlichkeit nehmen für Müßigang süsse,
Wann ihr dieselbige nach Wunsch nur fruchtwarlich endet.
Drumb bitt ich inniglich, daß ihr mir Fördernuß sendet,
Durch euere Mächtigkeit, damit ir Gemüter erregen,
Daß sie ergaistert nützliches was öffenen mögen,
Zu unserem jetzigen grossen vorhabenden Werke,
Von Mannlicher Tugend und mehr dann Menschlicher Stärke,
Des streitwaren Hackenback“ rc.

Die Fortsetzung folgt künftig.

VIII. Den 22. Februar 1759.

Beschluß des achtzehnten Briefes.

Es nennt sich unser deutscher Uebersetzer des Rabelais Huldrich Elloposcleros, und es ist höchst wahrscheinlich, daß Johann Fischart unter diesem Namen verborgen liegt. Ἔλλοψ heißt stumm und ist bei den griechischen Dichtern das gewöhnliche Beiwort der Fische, daher es auch oft für sich allein einen Fisch bedeutet; und ἐλλοποσκληρος*) folglich muß einen Mann bezeichnen, den das Loos der Fische getroffen, der von Fischart ist. Und was kann einander ähnlicher sein als dieser deutsche Rabelais und der deutsche Bienenkorb des Philipp von Marnix, von welchem letztern man es gewiß weiß, daß ihn Fischart übersetzt hat.

Vor dem angeführten Eingange läßt Fischart noch eine Zueignung an die deutsche Nation vorhergehen. Sie ist in Hexametern und Pentametern abgefaßt, bei welchen letztern dieses Besondere ist, daß nicht allein Pentameter mit Pentameter, sondern auch jedes Hemistichion mit dem andern reimet. Ich bitte Sie, vornehmlich auf die letzten acht Zeilen aufmerksam zu sein:

„Dapfere meine Teutschen, redlich von Gemüt und Geblüte,
Nur ewerer Herrlichkeit ist dieses hie zubereit.
Mein Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte,
Zu preisen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.
Ihr seyd von Redlichkeit, von grosser streitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, immerdar ohn Widerstand:
So wer es euch allesampt fürwar ein mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künstlichkeit auch bekannt.
Drumb dieselbige sonderlich zu förderen eben:
So hab ich mich unverzagt, auf ietziges gern gewagt,

*) Von dem angeführten Ἔλλοψ nämlich und κληρος, das Loos; so wie βαθυκληρος, Ναυκληρος. Noch natürlicher zwar würde man es von Ἔλλοψ und σκληρος, hart, herleiten können, daß es so viel heiße als Fischhart, zusammengezogen Fischart.

Und hof solch Reymes Art werd euch Ergötzlichkeit geben,
Sintemal ein jeder fragt, nach Newerung die er sagt.
O Harpffenweis Orpheus, jetzumal kompt wiederumb hoche
Dein artige Reymenweiß, zu ihrigem ersten Preiß.
Denn du ein Tracier von Geburt und teutscher Sprache,
Der erst solch unterweist, frembde Völker allermeist,
Dieselbige lange Zeit haben mit unserer Kunste,
Allein sehr stolziglich, gepranget unbilliglich:
Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälschlichen Dunste
Ihn nemmen vom Angesicht, uns nemmen zum Erbgedicht."

Das heißt wahrhaftig ein fremdes Silbenmaß mit einer sehr artigen Empfehlung einführen. Die Empfehlung des Heräus ist lange so sinnreich nicht, wenn er zu seinem Helden sagt:

„Lehrst Du die Deutschen Dein Reich wie Römer alleine verfechten,
Darf ja der Deutschen ihr Reim römischen ähnlicher sein."

Verschiedene Jahre nach Fischart hat Alsted in seiner Enkyklopädie wieder ein Muster von deutschen Hexametern gegeben, welches ich lange Zeit für das erste gehalten. Die erste Ausgabe der Enkyklopädie ist von 1620 in Quart, und in dieser findet es sich noch nicht, sondern erst in der nachherigen vollständigern Ausgabe in Folio.[1])

Von Alsteden aber bis auf den Heräus habe ich des deutschen Hexameters nirgends gedacht gefunden. Auch nicht einmal in den Lehrbüchern der Dichtkunst, wo doch Muster in andern lateinischen Silbenmaßen, in dem Alcaischen zum Exempel, vorkommen. — Dergleichen Kleinigkeiten zu wissen, ist deswegen gut, um bei gewissen Lesern dem Vorwurfe der Neuerung vorzubauen. Fll.

---

1) Johann Heinrich Alsted (1588—1638) aus Herborn, gest. als Professor der Philosophie und Theologie zu Weißenburg in Ungarn, hot seine Cursus philosophici Encyclopaedia, Herborn. 1620. 4., ebenda 1630 in Folio unter dem Titel: Encyclopaedia septem tomis distincta ganz umgearbeitet herausgegeben. Lessing's Angabe ist irrig. Der einzige deutsche Hexameter, den die Folio-Ausgabe (Lib. X., exhibens Poeticam, S. 514) enthält:

„Was wölln wir machen? Diß sind gar wichtige Sachen",

steht auch schon in der Quartausgabe, III. S. 714. — A. d. H.

Neunzehnter Brief.

Ich komme auf unsern Messias zurück. — Der Kunstrichter tadelt an dem Dichter unter Andern,*) „daß er zuweilen seine Wortfügungen dermaßen verwirre, daß sich die Beziehung der Begriffe auf einander verliere und sie dunkel werden müßten." Er führet folgendes Beispiel an:

„Feiert! Es flamm' Anbetung der große, der Sabbath des Bundes,
Von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stund' ist gekommen,"

und setzt hinzu: „Wer diese zwei Verse ungezwungen erkläret, erit mihi magnus Apollo, und wann er eine natürliche Construction darin entdecken kann, Phyllida solus habeto."[1]) — Mit dem Tadel selbst kann es hier und da seine Richtigkeit haben; aber das Beispiel ist unglücklich gewählt. Lassen Sie mich versuchen, ob ich die Phyllis verdienen kann. Die Construction ist diese: Feiert! Der große Sabbath, der Sabbath des Bundes flamme Anbetung von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stunde ist gekommen! Und was ist denn hier Unnatürliches? Etwa dieses, daß das Subject hinter seinem Zeitworte steht und das Zeitwort durch das vorgesetzte Es zum impersonali geworden zu sein scheinet? Aber was ist in unserer Sprache gewöhnlicher als dieses? Hat der Kunstrichter nie das alte Lied gehört: Es woll' uns Gott genädig sein? Und hat Herr Klopstock nicht ebensowohl sagen können: Es flamme Anbetung der große Sabbath des Bundes? Die Construction ist also gerettet, und der Kunstrichter mache sich immer fertig, mich als seinen großen Apollo zu verehren! Denn wem kann der Sinn nun noch zweideutig sein? Eloa kömmt vom Throne

---

*) Des ersten Bandes Zweites Stück. S. 328.

1) Den Gebrauch der beiden Citate aus Virgil, Ecl., 3. 104 u. 107, von denen nur das erste geflügeltes Wort geworden ist, hat Nicolai von Lessing selbst entlehnt, der ihm am 13. Novb. 1756 über seine Abhandlung vom Trauerspiel geschrieben hatte: „Wenn Sie es in Ihrer Abschilderung getroffen haben, was Schrecken ist, eris mihi magnus Apollo, und wenn Sie es getroffen haben, was Bewunderung ist, Phyllida solus habeto." — A. d. H.

Gottes herab und ruft durch die Himmel, daß itzt der Versöhner zum Tode geführet werde. Diese Stunde der Nacht, wie sie in der folgenden Zeile heißt, nennet Eloa den großen Sabbath des Bundes, und von diesem will er, daß er durch alle Welten Anbetung flamme, verbreite. — —

Doch ich eile, Ihnen zu entdecken, wodurch zufälliger Weise diese Recension des Messias bei Weitem so unterrichtend nicht geworden ist, als sie wohl hätte werden können. Ihr Verfasser hat die Originalausgabe dieses großen Gedichts nicht gekannt, die nun schon vor vier Jahren in der königlichen Druckerei zu Koppenhagen*) veranstaltet worden. Sie bestehet aus zwei prächtigen Bänden; aber die Pracht ist der geringste ihrer Vorzüge. Der erste Band enthält eine Abhandlung von der geistlichen Epopöe und die ersten fünf Gesänge; der zweite enthält die fünf neuen Gesänge und die schon erwähnte Abhandlung von der Nachahmung der griechischen Silbenmaße. — War diese Ausgabe vielleicht zu kostbar, daß sich die Liebhaber in Deutschland mit dem Hallischen Nachdrucke[1]) begnügen lassen? Oder haben die Herren Buchhändler sie vorsätzlich unterdrückt? Man sagt, daß sie es mit gewissen Büchern thun sollen. — Was läge unterdessen daran, wenn nur das Publicum bei dem Nachdrucke nichts verloren hätte. Aber hören Sie, wie viel es noch bis itzt verlieret. Man hat nur den zweiten Band nachgedruckt und den ersten gar keiner Achtung gewürdiget. Gleichwohl enthält er, wie gesagt, eine besondere neue Abhandlung, und die Gesänge selbst sind an ungemein vielen Stellen verändert und verbessert worden.

Veränderungen und Verbesserungen aber, die ein Dichter wie Klopstock in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiße studiret zu werden. Man studiret in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln.

Sie sind itzt nicht in den Umständen, daß Sie selbst diese Vergleichung der ersten und neuern Lesarten anstellen könnten,

---

*) Im Jahr 1755, in groß Quart.

1) Die Bezeichnung der Hallischen Ausgabe als Nachdruck ist ungenau. Der Buchhändler Hemmerde hat die ersten drei Gesänge des Messias, die zuerst in den Bremer Beiträgen veröffentlicht waren, mit Bewilligung des Verlegers Saurmann und des Dichters 1749 besonders abgedruckt und sich mit Klopstock über den Verlag der neuen Ausgabe und die Fortsetzung verglichen. — A. d. H.

die Sie zu einer andern Zeit sehr angenehm beschäftigen würde. Erlauben Sie mir also, Ihnen noch Eines und das Andere davon zu sagen. —

Welch einen lobenswürdigen Fleiß hat der Dichter auf die Sprache und den Wohlklang verwendet! Auf allen Seiten findet man Beispiele des bestimmtern Silbenmaßes, der reinern Wortfügung und der Wahl des edleren Ausdrucks. In Ansehung der Wortfügung hat er unter Andern eine Menge Participia, wo sie den Perioden zu schwerfällig oder zu dunkel machten, aufgelöset. Z. E. wo er den Satan mit grimmigem Blicke den göttlichen Weltbau durchirren läßt,

„Daß er noch durch so viele Jahrhunderte seit der Erschaffung
In der ersten von Gott ihm gegebenen Herrlichkeit glänzte,"

heißt nunmehr die letzte Zeile:

„In der Herrlichkeit glänzte, die ihm der Donnerer anschuf."

Oder wo er sonst den Zophiel sagen ließ:

— — — „Verkündigt der dampfende Nebel
Seine von allen Göttern so lange gewünschte Zurückkunft,"

heißt es itzt:

„Seine Zurückkunft, auf welche die Götter so lange schon harrten."

Und so in hundert andern Stellen, mit welchen die Feinde der Mittelwörter nun weniger unzufrieden sein werden. — Gewisse Wörter hat der Dichter zu gemein befunden, und sie haben ausgesuchtern weichen müssen. Wo es vorher hieß:

„Wische dem Knaben die Zähre vom Antlitz,"

oder:

„Wischet mit mir, wenn er stirbt, das Blut von seinem Gesichte,"

ist beidemal für wischen trocknen gesetzt. Das Wort Behausung, welches der Dichter sonst sehr oft brauchte, hat überall seinen Abschied bekommen, und ich finde nur eine einzige Stelle, wo es stehen geblieben. Ich weiß zwar in Wahrheit nicht, was Herr Klopstock wider dieses alte ehrliche Wort haben mag; er muß aber doch etwas darwider haben, und vielleicht entdecken Sie es.

Andere Veränderungen betreffen Schönheiten des Detail. Dahin gehören besonders nicht wenige besser ausgemalte Beschreibungen, dergleichen diese, wo von den Geistern der Hölle im zweiten Gesange gesagt wird:

— — — „Sie gingen und sangen
Eigene Thaten, zur Schmach und unsterblichen Schande verdammet.
Unterm Getöse gespaltner (sie hatte der Donner gespalten!)
Dumpfer, entheiligter Harfen, verstimmt zu Tönen des Todes,
Sangen sie" ꝛc.

da es vorher blos geheißen:

„Unterm Getöse vom Donner gerührter entheiligter Harfen
Sangen sie."

Von eben der Art sind auch folgende Zeilen:

„Satan hört ihn voll grimmiger Ungeduld also reden,
Wollt' itzt von den Höhen des Throns der thürmenden Felsen
Einen gegen ihn schleudern; allein die schreckliche Rechte
Sank ihm zitternd im Zorne dahin —"

Die alte Lesart hatte:

„Itzt wollt' er auf ihn donnern, allein die schreckliche Rechte" ꝛc.

Noch hat der Dichter hier und da ganz neue Stellen eingeschaltet. Ich führe Ihnen nur eine an, die Sie gewiß sehr schön finden werden. Wenn Satan in der Hölle den Tod Jesu beschließt und sagt:

„Er soll sterben! Bald will ich von ihm den Staub der Verwesung
Auf dem Wege zur Hölle vorm Antlitz des Ewigen ausstreun.
Seht den Entwurf von meiner Entschließung. So rächet sich Satan!"

heißt es nunmehr weiter:

„Satan sprach es. Indem ging von dem Versöhner Entsetzen
Gegen ihn aus. Noch war in den einsamen Gräbern der Gottmensch.
Mit dem Laute, womit der Lästerer endigte, rauschte
Vor den Fuß des Messias ein wehendes Blatt hin. Am Blatte

Hing ein sterbendes Würmchen. Der Gottmensch gab ihm das Leben.
Aber mit eben dem Blicke sandt' er Dir, Satan, Entsetzen!
Hinter dem Schritt des gesandten Gerichts versank die Hölle,
Und vor ihm ward Satan zur Nacht! So schreckt' ihn der Gottmensch.
Und ihn sahe der Abgrund und blieb vor Bewunderung stille" &c.

Aber auch die Kunst, auszustreichen, verstehet Herr Klopstock, und es sind manche Zeilen weggefallen, die sich seine Bewunderer nimmermehr würden haben nehmen lassen, wenn er sie ihnen nicht selbst genommen hätte. Es sind meistentheils Zeilen, die ein Wenig in das Tändelnde fielen. So erhaben, als es z. E. sein sollte, wenn Adramelech sagte:

„Dann würg' ich nicht die vernünftigen Wesen, wie Satan, nur einzeln,
Nein, zu ganzen Geschlechtern! Die sollen vor mir sich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig sich krümmen und winden und jammern;
Wenn sie sich winden und krümmen und jammern, so sollen sie sterben,"

so klein war es in der That, und der Dichter hat sehr wohl daran gethan, daß er die beiden letztern Zeilen in eine gezogen:

„Die sollen vor mir sich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig sich krümmen und winden und sterben."

Und wären doch alle seine Verkürzungen von dieser Art! Doch so muß ich Ihnen leider sagen, daß dem Herrn Klopstock, ich weiß nicht welcher Geist der Orthodoxie oft anstatt der Kritik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns so manchen Ort verstümmelt, dessen sich ein jeder poetischer Leser gegen ihn annehmen muß. Was geht es diesem an,[1] daß einem Schwachgläubigen die wüthenden Entschließungen des Adramelech's zu Ende des zweiten Gesanges anstößig gewesen sind oder sein können? Soll er sich deswegen die vortreffliche Stelle rauben lassen, wo dieser rasende Geist auch die Seele des Messias zu tödten sich vornimmt?

1) Vgl. oben S. 37, Anm. 2. — A. d. H.

„Und wenn der Ewige sie vor andern Seelen erwählte,
Wenn er sie, sich zu verherrlichen, schuf: so soll er voll Jammer
Um sie in einsamer Ewigkeit klagen! Drei schreckliche Nächte
Soll er um sie klagen! Wenn er sich ins Dunkle verhüllt hat,
Soll drei schreckliche Nächte kein Seraph sein Angesicht sehen!
Denn will ich durch die ganze Natur ein tiefes Geheule
Hören, ein tiefes Geheule am dunkeln verfinsterten Throne,
Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul in den Sternen
Da, wo der Ewige wandelt; das will ich hören und Gott sein!"

Und solche Stellen haben mehrere weichen müssen, die ich mir alle sorgfältig wieder in mein Exemplar eingetragen habe. Unter Andern ist der Charakter des Verräthers durch die fromme Strenge des Dichters noch einmal so unbestimmt geworden, als er vorher war. Er war schon anfangs sehr schielend, und nun weiß man vollends nicht, was man daraus machen soll. Auch sogar alle die Wörter, die einen heidnischen Verstand haben können, die aber der Dichter meinem Bedünken nach sattsam geheiliget hatte, sind verwiesen worden; was vorher Schicksal hieß, heißt nun Vorsicht, und die Muse hat sich überall in eine Sängerin Sion's verwandelt.

Die größte Verbesserung, wo das Genie des Dichters ohne Zweifel am Wirksamsten gewesen, ist die, welche er mit der Rede des Vaters im ersten Gesang vorgenommen. Es ist der Anständigkeit gemäß, daß sich Gott so kurz als möglich ausdrückt, und jene Rede verstieß wider diese Regel viel zu sehr. Gleichwohl mußte Alles, was Gott da sagt, gesagt werden, und der Dichter ist nunmehr also auf das Mittel gefallen, ihn selbst nur die ersten Zeilen sagen und das Uebrige einen Seraph von dem Gesichte Gottes lesen zu lassen. Ich bewundere diesen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Noth gebracht; an und für sich selbst aber hat er meinen Beifall nicht. Fll.

XII. Den 22. März 1759.

Dreißigster Brief.

Die Fabeln des Rabbi Berachja Hanakdan,*) oder wie er mit seinem ganzen Namen heißt: Berachja Ben-Natronai Hanakdan, haben Ihre Aufmerksamkeit an sich gezogen, und Sie wünschen mehrere von den eigenthümlichen Erfindungen dieses Fabulisten zu lesen.

Vorher lassen Sie Sich einen lustigen Fehler erzählen, den Herr Professor Gottsched mit diesen Fabeln gemacht hat. Weil sie ihr Verfasser Fabeln der Füchse zu nennen für gut befunden, so hat Herr Gottsched den schönen Einfall gehabt, sie für eine Uebersetzung des Reineke Fuchs**) auszugeben. Hören Sie nur, was er sagt: „Die zweite Uebersetzung ist eine hebräische, die unter dem Titel Mischle Schualim, die Fabeln von Füchsen, 1557 zu Mantua gedruckt worden. Der Verfasser ist Rabbi Barachias Ben-Natronai gewesen. Nun meinet zwar Morhof, es wären auch andere Fabeln von andern Thieren darinnen; folglich möchte es nur ein Aesopisches Fabelbuch sein. Allein im Reineke Fuchs kommen ja auch andere Fabeln von Thieren vor, und warum hätte man den Fuchs auf den Titel gesetzt, wenn seine Geschichte nicht die vornehmste darin wäre?"

Hätte Herr Professor Gottsched nicht in dem Wahn gestanden, daß ein Autor auch zu derjenigen Zeit müsse gelebt haben, wenn seine Schrift das erste Mal gedruckt worden, so würde er vielleicht nachgeschlagen und diesen Irrthum nicht begangen haben. Er würde gefunden haben, daß Berachja Hanakdan bereits am Ende des dreizehnten und zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gelebt und also unmöglich das Werk eines Schriftstellers aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, dergleichen der Reineke Fuchs nach seinem eigenen Vorgeben ist, übersetzen können.

Ferner muß der Herr Professor gar nicht wissen, wie fast alle Büchertitel der Rabbinen beschaffen sind. Sonst würde er

*) Bibliothek d. sch. Wiss., III. Band. 1. St. S. 73.

**) In der Vorrede zum Reineke Fuchs, S. 43.

von dem Titel auf das Buch mit solcher Zuversicht nicht geschlossen, noch Morhofen sein entscheidendes Allein in den Tag hinein entgegengesetzt haben. Morhof hatte das Buch ohne Zweifel gesehen, und hier, wo es gar nicht selten ist, kann es Jeder zu sehen bekommen und sich mit eigenen Augen überzeugen, daß es kein Reineke Fuchs ist. Es sind Aesopische Fabeln, die gar keinen Zusammenhang unter sich haben, und die Hanakdan, wie er auf der letzten Seite selbst sagt, deswegen Fabeln der Füchse genennet hat, weil die Füchse unter den Thieren, die ihre Rollen in der Fabel spielen, die allerklügsten wären.

Es sind aber mehr neue und dem Rabbi eigene Erfindungen darunter, als Sie vielleicht aus der Nachricht, welche die Bibliothek davon ertheilet, vermuthen dürften. Hier sind einige derselben, mit welchen Sie in den Sammlungen der Aesopischen Fabeln nichts Aehnliches finden werden. Von den Schwierigkeiten der Uebersetzung[1]) sind Sie bereits unterrichtet.

Die XIX. Fabel.

Die zwei Hirsche und der Mensch.

Ein geheimnißvoller Thor wird oft für weise gehalten und in den Rath der Verständigen gesetzt. — Zwei Hirsche standen am Ufer eines Baches und schienen sich einander Geheimnisse in die Ohren zu flüstern. Ein Mensch ging auf der Heerstraße, und die Neubegierde trieb ihn zu ihnen hin. „Warum redet Ihr so leise, Freunde?" fragte er. „In dieser Einsamkeit wird Euch Niemand belauschen." — „Wir entdecken uns eben keine großen Geheimnisse," war die Antwort. „Die wichtigste Ursache, warum wir hier bei einander stehen, ist die Langeweile."

Die XXVIII. Fabel.

Die Maus, die Sonne, die Wolke, der Wind und die Mauer.

Ein Stutzer unter den Mäusen dachte bei sich selbst: „Siehe, es ist nicht gut, alleine zu sein; doch finde ich unter allen Thieren keine Frau, die mir gefällt. Ich möchte eine schöne, gütige und vornehme Frau, die mir aber nichts verzehret. — Wo finde ich

1) Die Uebersetzung der folgenden Fabeln ist von Mendelssohn; vgl. Nicolai an Herder, 24. Decb. 1768, in unsern Vorbemerkungen S. 11. — A. d. H.

diese? — Wohlan! ich will die Sonne heirathen. Was kann dieser an Glanz und Herrlichkeit gleichen? Die Sonne bringt Licht und Erquickung auf ihren Flügeln, wenn alle Bewohner der Erde in Finsterniß eingehüllet schlummern." — So eben ging die Sonne auf. Unsere Maus ward entzückt und sprach: „Ich habe Dich je und je geliebt und will Dich zu mir ziehen aus lauter Gewogenheit (Jer. 31, 3). Ich will Dich zur Frau nehmen, Sonne!" — „Du bist nicht klug, Maus!" versetzte die listige Sonne. „Willst Du ein Licht wählen, das alle Augenblick verlischt? Siehe, die Sonne scheinet und gehet wieder unter. Wie oft werde ich nicht von den Wolken verdunkelt? Die Wolken, Maus, sind weit über mich. Erhebe Deine Wünsche zu ihnen, so wirst Du glücklicher sein." Die Maus eilete zu einer Wolke hin: „Ich habe mir Mühe gegeben und Dich gefunden, meine Liebe, meine Schöne, meine Braut! Komm, Du sollst meine sein; ich werde Dich nie verlassen." — „Wenn Du mich heirathest," antwortete die Wolke, „so mußt Du flüchtig und unstät herumwandern. Mich treibet der Wind, wohin es ihm gefällt. Laß von der Magd ab und wähle Dir die Frau; denn ich bin dem Winde unterthan." — Sie suchte hierauf den Wind und fand ihn in einer Wüsten. „Komm mit mir aus dieser Einöde," rief sie, „komm! Ich habe Dich unter allen Geschöpfen mir zur Frau erlesen." — „O, Du betriegst Dich sehr," antwortete der Wind, „wenn Du mich vielleicht für mächtig hältst! Siehe, ich mag toben, wie ich will, so trotzt mir eine jede gemeine Mauer und stehet aufrecht. Die Mauer würde Dich weit glücklicher machen als ich." — Sie machte endlich auch der Mauer ihren Liebesantrag und sagte, daß die Sonne, die Wolke und der Wind sie zu ihr schickten. — „Gehe!" antwortete die Mauer zornig. „Wollen sie meiner spotten, weil ich mich nicht so gut bewegen kann als sie? Sie sollten Mitleiden mit mir Elenden haben. Die Mäuse durchgraben meinen Grund und machen sich allenthalben freie Durchwege. Jetzo haben mehr als zweihundert Mäusegeschlechter in mir ihre Wohnungen aufgeschlagen und mich mit Zähnen und Füßen durchbohrt. Eine solche Frau lässest Du Dir anrathen?" — Der junge Freier sah sich in seiner stolzen Hoffnung betrogen, kehrte zu den Mäusen zurück, nahm sich eine aus seinem Geschlechte und fand eine Gehülfin, die um ihn war (1. B. Mos.).

Die Fortsetzung folgt künftig.

XIII. Den 29. März 1759.

Beschluß des dreißigsten Briefes.

Die XXX. Fabel.

Der Ochs und der Bock.

Ein Ochs erblickte einen Löwen und floh und hörte ihn immer hinterher brüllen. Endlich verkroch er sich hinter ein Gesträuche; dort hatte sich auch ein Bock versteckt; der Ochs erblickte ihn und fuhr erschrocken zurück. „Was fürchtest Du Dich, Vetter?" rief der Bock; „wir sind ja Beide in einem Stall erzogen." „Bist Du's?" antwortete der Ochs; „Alles was lebt ist mir heute Löwe, so sehr hat mich der Räuber geängstiget."

Wer verfolgt wird, fürchtet seinen eigenen Schatten.

Die XXXVI. Fabel.

Der Wolf und die Thiere.

Der Kanzler des Löwen, der Wolf, ward von allen Thieren verklagt, daß kein lebendiges Geschöpf vor seinem Räuberzahn sicher sei. „Der Unersättliche," klagten sie, „macht den Wald zur Einöde, unsere Weiber zu Wittwen und unsere Kinder zu Waisen." Der König zürnete und verwies dem Wolf seine Grausamkeit mit harten Worten. „Das Vergangene ist nicht mehr zu ändern," setzte er königlich hinzu; „aber hinfüro hüte Dich vor Gewaltthätigkeit. Begnüge Dich mit den todten Thieren, die Du auf dem Felde findest, und schwöre, Dich zwei ganze Jahre alles Fleisches zu enthalten für jedes lebendige Thier, das Du Dich zu erwürgen gelüsten lässest." Der Wolf schwur und ging zurück. — Wenig Tage nachher überfiel ihn ein grausamer Hunger, und er sahe ein fettes Schaf auf der Wiese weiden. Da kämpften in ihm Gedanken mit Gedanken. „Zwei Jahre kein Fleisch zu genießen! — Die Strafe ist hart, und ich habe geschworen. — Doch in jedem Jahre sind dreihundertundfünfundsechzig Tage. Tag ist, wenn ich sehen, und Nacht, wenn ich nicht sehen kann. So oft ich also die Augen verschließe, ist Nacht, und wenn ich sie wieder aufthue, so wird's Tag." — Schnell blinzte er die Augen

zu und that sie wieder auf; da ward aus Abend und Morgen der erste Tag. Er zählte zwei volle Jahre. „Nun," sprach er, „habe ich für die Sünde zum Voraus gebüßt," ergriff das Schaf und würgte es.

Ein Räuber findet leichtlich Mittel, den kräftigsten Eid zu vereiteln.

Die XXV. Fabel.

Die Schafe, der Widder und der Löwe.

Die Schafe waren einst in den Ställen allein; denn die Hirten hatten sich entfernt und vergessen, die Thüren hinter sich zu verschließen. Keines blieb in dem Stalle; denn sie gingen heraus, auf dem Felde Speise zu suchen. Sie hatten sich von dem Dorfe nur wenig entfernt, da kam ein Löwe aus der Wüsten hergezogen und eilete, sie zu erreichen. Sie erblickten ihn und riefen sich einander zu: „Wenn der Löwe brüllt, wer wird sich nicht fürchten?" — Kein Mittel war zur Errettung übrig. — Sie sprachen also zum Widder, der sie anführte: „Gehe Du dem Fürchterlichen entgegen! Berede ihn mit glatter Zunge, daß er von uns abweiche!" Der Widder zog von seinem Heere ab, trat näher und schmeichelte: „Heil Dir, König der Thiere! Du bist immerdar willkommen, und wer Dich erblickt, der segnet Dir entgegen." — „Ha!" brüllte der Löwe, „bei Dir und Deinen Freunden werde ich Segen finden! Deine liebliche Reden sind vergeblich. Läßt sich ein König mit Worten abspeisen? Komm! Dein Fleisch wird süßer sein als Dein Gruß." —

Der macht sich zum Gespötte, der einen Tyrannen durch Beredsamkeit zu gewinnen gedenkt.

Die CXXXXII. Fabel.

Der stößige Ochs und sein Herr.

Ein Ochs verkannte seinen Herrn, und so oft ihn dieser vor den Pflugschar spannte, stieß er um sich mit Macht. Der Herr ward böse und verschnitt dem Muthwilligen die Hörner. „Nun wird er gebändiget sein," sagte er zu seinen Nachbarn; „ich habe ihm die Macht zu schaden geraubt." — Tages darauf wollte er ihn vorspannen, und er biß ihn mit seinen mörderischen Vorderzähnen. „Gut," sagte der Ackersmann, „Du sollst auch diese verlieren," und schlug ihm die Zähne aus. Aber der Ochs ward

dadurch nicht demüthiger; denn den dritten Tag, als sich der Herr ihm näherte, stieß er ihn mit der Hüfte zu Boden und mißhandelte ihn jämmerlich. — „Das haben wir wohl gewußt," sagten die Nachbarn; „der Unbändige schadet, so lange ein Glied an ihm ganz ist."

Die LXXXXVIII. Fabel.

Ein hungriger Rabe fand ein Aas auf dem Felde und freuete sich dessen sehr. Er hüpfte für Freuden hin und her, schlug seine Flügel zusammen und sang mit rauher Stimme so laut, daß der Adler in der Luft sein Geschrei hörte. „Was mag dieses bedeuten?" dachte der Adler (2. B. M., c. 32, 18). „Es ist kein Geschrei gegen einander Derer, die obliegen, oder Derer, die unterliegen." Er ließ sich herab, verscheuchte den Raben und trug das Gewild davon. — Nun schreiet der Rabe nicht mehr, wenn er ein Fraß findet.

Fl.

Nachricht.

Das Schreiben des Herrn C. G. Bergmann's an den Verfasser dieser Briefe, welches wir am Ende des neunten Bogens unter unsern Lesern ausgeboten haben,[1]) würde gar keine Antwort verdienen, wenn er nicht unter Andern auch diese unverschämte Wendung gebraucht hätte: daß in einer Uebersetzung von mehr als 500 Seiten ja wohl drei Fehler sein könnten. Denn auf drei Fehlerchen hat er Alles, was in dem vierten Briefe wider ihn erinnert worden, zu reduciren die Geschicklichkeit gehabt.

Wenn es nun wirklich wahr wäre, daß sein Kritikus nur drei Fehler auftreiben können, und daß er auf diese drei Fehler die ganze Arbeit als die elendeste Uebersetzung verworfen hätte, so könnte er leicht die Grobheiten verdient haben, die ihm Bergmann zu sagen für gut befunden. Aus Achtung also gegen diejenigen von unsern Lesern, die nicht selbst Zeit oder Gelegenheit haben, sich von dem Gegentheile zu überzeugen, und deren Vertrauen wir nicht gern verscherzen wollten, müssen wir schon noch einige Seiten aufopfern.

Herr Bergmann trotzt auf den ganzen zweiten Brief seines deutschen Bolingbroke, in welchem man keinen Fehler habe zeigen können. Das ist aber daher gekommen, weil man diesen zweiten Brief nicht gelesen; denn in der That wimmelt er von Fehlern. Z. E.

S. 20. Highlanders übersetzt Herr Bergmann durch Räuber.

S. 24. Let me explain what I mean, by an example übersetzt B.: Lassen Sie mich erklären, was ich durch ein Beispiel verstehe. Es sollte heißen: Lassen Sie mich meine Meinung durch ein Beispiel erläutern.

---

1) Daselbst steht Folgendes:
„Bei dem Verleger wird umsonst ausgegeben:
Schreiben an den Verfasser der Briefe, die neueste Litteratur betreffend, von C. G. Bergmann.
Weil aber der Herr Verfasser nur wenige Exemplare eingesendet hat, so werden die Liebhaber ersuchet, sich bei Zeiten zu melden." — A. d. H.

S. 29. I have recorded these things übersetzt B.: Ich habe diese Dinge überlegt. Es sollte heißen: aufgezeichnet.

S. 33. The sentence is pronounced in one case, as it was in the other, too late to correct or recompense, but etc. übersetzt B.: Das Urtheil wird in einem Falle ausgesprochen, wie in dem andern verborgen zu bleiben, getadelt oder belohnt zu werden ꝛc. Too late, verborgen zu bleiben! Too sieht Bergmann für to an, und late, denkt er, muß die Bedeutung des lateinischen latere haben.

S. 44. Bolingbroke redet von den seichten Witzlingen, welche den Einfluß der Geschichte auf die Bildung des Herzens zur Tugend leugnen und darüber spotten. I will spend, fährt er fort, a few paragraphs, with your Lordship's leave, to shew that such affirmations, *for to affirm amongst these fine men is to reason,* either prove too much, or prove nothing. Dieses übersetzt Bergmann: Ich will mit Ew. Gnaden Erlaubniß einige wenige Paragraphen verschwenden, Ihnen zu zeigen, daß solche Bekräftigungen entweder zu viel oder zu wenig beweisen. Denn dieselben bestätigen, würde unter solchen witzigen Köpfen ein Gewäsche heißen. Ist in dem letzten Perioden ein Funken Menschenverstand?

Auf eben der Seite. If our general characters were determined absolutely, as they are certainly influenced, by our constitutions, and if our particular actions were so by immediate objects etc. Bolingbroke will sagen: daß unser Temperament auf unsern Charakter einen Einfluß habe, ist nicht zu leugnen; wenn aber unser Charakter durch unser Temperament, und unsere besondern Handlungen durch unmittelbare Gegenstände nothwendig bestimmt würden ꝛc. Bergmann aber übersetzt: Wenn unser allgemeiner Charakter ebenso nothwendig bestimmt wäre, so nothwendig er durch unsere Leibesbeschaffenheit uns eingeflößt ist, und wenn wir unsere besondere Handlungen durch unmittelbare Gegenstände ausübten ꝛc.

S. 130. These *increated* essences, a Platonist would say übersetzt B.: Ein Platoniker würde sagen, diese angeschaffene Wesen.

S. 135. They have seldom the skill and the talents necessary to put what they do know well together übersetzt

B.: Sie haben selten die Geschicklichkeit und die nöthige Gaben, etwas aufzusetzen, was sie sehr wohl im Zusammenhange wissen. Er hätte construiren sollen: to put well together, what they do know.

S. 140. Bolingbroke redet von dem, was in den ältesten Jahrbüchern aufgezeichnet worden, und sagt, daß man darin nicht sowohl das, was wirklich aufgezeichnet zu werden verdienet, als vielmehr das, was damals den stärksten Eindruck auf die Gemüther gemacht, aufgezeichnet habe. The few passages of that time, which they retain, are not such as deserved most to be remembered; but such as, being most proportioned to that age, made the strongest impressions on their minds. Nun halte man die kauderwälsche Uebersetzung dagegen: Die wenigen Zufälle dieser Zeit sind eben nicht so nothwendig, daß sie verdienten angemerkt zu werden, sondern die, welche mit demjenigen Alter am Meisten verwandt sind, das den stärksten Eindruck in ihre Gemüther machte.

S. 144. Bolingbroke sagt bei Gelegenheit des Cicero: Pompey, Cato, Brutus, nay himself, the four men of Rome, on whose praises he dwelt with the greatest complacency etc., d. i. bei deren Lobe er sich so ungemein gern verweilte. Bergmann aber sagt gerade das Gegentheil: diese vier Männer, die er so bescheiden erhebt.

S. 147. But this observation, like several others, *becomes a reason*, for examining and comparing authorities. Bergmann übersetzt: diese Anmerkung aber nebst verschiedenen andern gehört für einen Verstand, der den verschiedenen Grund untersuchen und mit einander vergleichen kann ꝛc. Becomes a reason! Gehört für einen Verstand!

S. 153. Bolingbroke redet von den Gottesgelehrten, und zwar von den rechtschaffensten unter ihnen, und sagt: Now it has been long matter of astonishment, how such persons as these, could take so much silly pains to *establish* mystery *on* metaphysics, revelation *on* philosophy and matters of fact *on* abstract reasoning. Dieses übersetzt Bergmann: wie sie sich so viel vergebliche Mühe geben können, in die Metaphysik Geheimnisse, in die Weltweisheit Offenbarung, und in abgezogne Vernunftschlüsse geschehene Dinge einzuführen. — —

Aber wir können es unmöglich länger aushalten, unsinnige Fehler abzuschreiben und einem Bergmann seine Exercitia zu corrigiren. Man hatte ihm zugleich vorgeworfen, daß er auch nicht einmal drei Worte Lateinisch übersetzen könne, und er versetzt hierauf: „Ich kann Ihnen Trotz bieten, mir noch eine lateinische Stelle zu zeigen, von der Sie mit Recht behaupten können, daß ich solche nicht verstanden hätte." Hier ist gleich noch eine, und zwar aus dem nämlichen zweiten Briefe! Bergmann übersetzt nämlich die Worte des Tacitus: Praecipuum munus annalium reor, ne virtutes sileantur, utque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit: Ich halte es für die vornehmste Pflicht der Jahrbücher, daß die Tugenden nicht verschwiegen werden; damit der Nachwelt vor schändlichen Reden und Thaten und vor der Unehre eine Furcht beigebracht werde. Wo sagt Tacitus: damit? Wo sagt er, daß der Nachwelt Furcht solle beigebracht werden? und Furcht vor schändlichen Reden und Thaten?

Wir wollen mit einem Exempel beschließen, daß Herr Bergmann auch nicht drei französische Worte zu übersetzen wisse. Boileau, wie Bolingbroke anführt (S. 52), sagt, daß ein guter Schriftsteller lieber nachahmen als übersetzen, und lieber nacheifern als nachahmen werde, und nennt dieses jouter contre l'original. Was meint man nun wohl, das Bergmann hierunter verstanden habe? Er sieht jouter für ajouter an und übersetzt in seiner Einfalt: wider den Inhalt der Urschrift hinzusetzen. Kann man sich einen lächerlichern Fehler gedenken? — O wahrhaftig, mein Herr Bergmann, wenn das ein guter Uebersetzer thun soll, so sind Sie der beste von der ganzen Welt! [1]) —

---

1) Bergmann hat sich nachher noch einmal vertheidigt in: Vermischte Schriften und Uebersetzungen, Wittenberg und Zerbst 1759; vgl. „Hamburgischer Correspondent", Nr. 189 vom 28. Novb. 1759. — A. d. H.

Zweiter Theil.

Vorbericht.

Beinahe wären wir gezwungen, diesen zweiten Theil ebenso anzufangen, als wir den ersten beschließen müssen.

Auch der Uebersetzer des Pope hat sich durch das in dem zweiten Briefe über ihn geäußerte Urtheil beleidiget gefunden, wie man aus dem Hamburgischen Correspondenten [1]) ersehen.

---

1) Hamb. Corr., Nr. 48 vom 24. März 1759. Daß der Artikel von Dusch selbst herrührt, wie Lessing voraussetzt (vgl. seine Anmerkung zu Br. 41, unten S. 145), wird auch dadurch wahrscheinlich gemacht, daß Dusch in den anonym herausgegebenen „Briefen an Freunde und Freundinnen, über verschiedene kritische, freundschaftliche und andere vermischte Materien" (S. 216—245) theilweise mit denselben Worten, nur noch breiter, seine Schnitzer gegen die Lessing'sche Kritik in Schutz nimmt. Dusch hat 1759 zu den gelehrten Artikeln im Correspondenten auch sonst beigesteuert. Das geht aus der Recension der Lessing'schen Fabeln in Nr. 193 hervor, in der er als Verf. der rühmenden Anzeige des „Philotas" in Nr. 104 bezeichnet und gegen den Ausfall Lessing's am Schluß der Vorrede zu seinen Fabeln vertheidigt wird. Merkwürdig contrastirt der höfliche Ton dieser Recensionen mit dem der eben angeführten Briefe, in denen Lessing wiederholt als ein Mann beschrieben wird, der Geld nöthig habe und sich in seiner Bedrängniß am Geschwindesten mit Kritikenschreiben helfe (S. 210, 234). Lessing's Name wird zwar nirgends genannt, aber über den Adressaten der Duschischen Grobheiten konnte Niemand im Zweifel bleiben, wenn es z. B. S. 253 f. bei Gelegenheit des 7. Literaturbriefes heißt: „Darin gebe ich dem Verf. gern meinen Beifall, auch darin, daß Wieland nicht Lucrez sein könnte; aber wer soll unser Sophokles, wer unser Aristophanes sein? — Wie kommt es, daß unser Verf. diese Stellen leer läßt? Fehlt es uns etwa daran? oder dünkt sich unser Verfasser vielleicht selbst diese beiden Stellen zugleich besetzen zu können? Und hat er sich nur aus Bescheidenheit nicht nennen wollen? Einen großen Kopf hat er wenigstens ausgelassen, der alle andern übersehen kann. — Wen? — Nun, vielleicht sich selbst, wie ich vermuthe; der Name ist unnöthig, sobald ich sage: der größeste Kopf!" — A. d. H.

Auch er legt es uns so nahe, daß wir unsern Lesern und ihm durch Anzeigung mehrerer Stellen, die er ganz falsch und wider den Sinn seines Originals übersetzt hat, ohnfehlbar verdrießlich fallen würden, wenn wir nicht eben erführen, daß ein Anderer [1]) uns dieser undankbaren Mühe überhoben habe. Wir bitten ihn also, sich eine kurze Zeit zu gedulden und den neuen Theil einer bekannten Zeitschrift abzuwarten. In einem kleinen Briefe, sollte er nicht höchst ekelhaft werden, hat man sich nicht tiefer mit ihm einlassen können. Genug, daß das Wenige von der Beschaffenheit gewesen, unparteiische Leser mit Grunde vermuthen zu lassen, man habe noch ungleich mehr zurückbehalten. Und wäre es nicht sehr seltsam, daß wir nur mit ihm Unrecht haben sollten? Nur mit ihm! Denn er giebt uns selbst das Zeugniß, daß wir weder dem Uebersetzer des Gay, noch des Bolingbroke zu viel gethan. Unterdessen ist es falsch, daß wir ihn an die Spitze der schlechten Uebersetzer stellen wollen. Wir haben leider so viel elendere, daß man ihn noch unter die guten zählen darf, wenn man ein Auge zumachen will.

Was er übrigens von unanständigen Absichten sagt, [2]) davon möchten wir wohl nähere Erklärung zu haben wünschen. Die Verfasser dieser Briefe sind sich weiter keiner Absicht bewußt als der Absicht, ihre Meinung zu sagen. Das Recht dazu haben sie mit allen Schriftstellern gemein. Trennungen können sie wenigstens unter unsern besten Köpfen nicht verursachen wollen. Denn unsere besten Köpfe sind noch nie einig gewesen.

Aber genug hiervon! — Wir haben einem ungenannten Freunde noch für eine kleine Erinnerung zu danken, die er uns wegen des achtzehnten Briefes machen wollen, in welchem der Uebersetzer des Rabelais für den ersten Verfertiger deutscher Hexameter ausgegeben worden. [3]) „Das kömmt daraus," schreibt dieser Freund, „wenn man die Gottschedische Schriften nicht besser gelesen hat! Schlagen Sie des Herrn Gottsched's Sprachkunst

---

1) Mendelssohn, in der „Bibl. der sch. Wissenschaften", IV. 2. 627—633. Auch dagegen remonstrirt Dusch oder sein kritischer Freund im Hamb. Corr., Nr. 103 vom 29. Juni 1759. — A. d. H.

2) Der Recensent hatte seinen Bericht über die ersten 12 Literaturbriefe mit den Worten geschlossen: „Es ist zu bedauern, daß unsere besten Köpfe Partheyen und Gegenpartheyen machen, und aus unanständigen Absichten gegen einander zu Felde ziehen." — A. d. H.

3) Nicolai, der diesen Absatz als Nachschrift hinter den 18. Brief gestellt hat, verwandelt den ersten Satz in: „Freund L. macht mir hier eine kleine Erinnerung." — A. d. H.

(S. 628) nach, so werden Sie finden, daß Conrad Geßner[1]) noch vor Ihrem Fischart deutsche Hexameter gemacht hat." rc. — Hierauf antworten wir, daß uns diese Anmerkung des Herrn Gottsched's nicht unbekannt gewesen, daß wir uns aber nicht überwinden können, sechsfüßige Verse, die außer dem einzigen fünften Fuße aus lauter Spondeen bestehen, für wahre Hexameter zu halten. Ein einziger solcher Vers ist zwar zur Noth ein Hexameter; aber lauter solche Verse sind keine.

---

1) In seinem Mithridates exprimens differentias linguarum tum veterum, tum quae hodie per totum terrarum orbem in usu sunt. Tiguri 1555. Die von Gottsched in der 5. Aufl. seiner „Sprachkunst", S. 664, noch angeführten Hexameter Emmeran Eisenbeck's (1572—1618): „Der 104te Psalm David's in teutsche Hexameter oder Heroicum carmen versetzt, Regensburg 1617", sind ebenso beschaffen wie die des großen Zürcher Polyhistors und der oben (S. 90, in der Anm.) angeführte Alsted's. Wenn Lessing also diesen mitzählen wollte, durfte er Geßner nicht vergessen. Die Ausrede, die er hier gebraucht, um sich nicht aus Gottsched corrigiren zu lassen, ist um so weniger stichhaltig, als Geßner ausgesprochenermaßen die Absicht gehabt hat, Hexameter nachzuahmen, und die wunderliche Gestalt derselben ausdrücklich mit der Häufung der Consonanten im Deutschen, die nach seiner Meinung Positionslängen bilden, rechtfertigt. Ausführlich handelt, bis ins 14. Jahrhundert zurückgehend, von allen diesen ältern Versuchen W. Wackernagel's „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock". Berlin 1831. — A. d. H.

XIV. Den 5. April 1759.

Einunddreißigster Brief.

Sie werden den Verdruß, den Ihnen der deutsche Theokrit*) gemacht hat, so bald nicht vergessen? — Auch nicht, wenn ich Ihnen eine bessere Uebersetzung ankündigte? Zwar nicht vom Theokrit; denn noch wird man sich hoffentlich eine Zeit lang vor einem Ufer scheuen, an welchem so schimpflich gescheitert worden. Aber doch auch eines dorischen Dichters. Und was meinten Sie zu einem deutschen Pindar?

Ich mache Ihnen keine vergebene Freude. Pindar hat wirklich in der Schweiz einen jungen kühnen Geist[1]) erweckt, der uns mit den Begeisterungen des Thebaischen Sängers bekannter machen will. Die Sache hat große Schwierigkeiten, und es ist unendlich leichter, über den ganzen Pindar einen gelehrten Commentar zu schreiben, als eine einzige Ode schön zu übersetzen. Doch der junge Schweizer denkt mit seinem Dichter:

— — Ὁ μεγας δε κινδυ-
νος, ἀναλκιν οὐ φω-
τα λαμβανει —

und der Versuch, den er gemacht hat, ist sehr wohl ausgefallen. Ein Freund hat mir ihn mitgetheilet. Und was gut ist, muß man mittheilen; ich theile ihn also auch Ihnen mit.

---

*) Biblioth. d. sch. W., II. Bandes 2tes St. S. 366. — [Die Recension ist von Lessing selbst. — A. d. H.]

1) Nach Br. 302 Johann Jacob Steinbrüchel, geb. 1729 zu Zürich, gestorben ebenda 1796 als Professor der Eloquenz. A. d. H.

Ich weiß, Sie erwarten nicht, daß die Uebersetzung in Versen sein werde. Der einzige Deutsche, wollte ich fast sagen, hat die Freiheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es ihm beliebt; und da er in dieser poetischen Prose am Treuesten sein kann, warum soll er sich das Joch des Silbenmaßes auflegen, wo er es nicht sein könnte?

Es ist aber auch keine wörtliche Uebersetzung; denn Cowley[1]) sagt: „Wenn Jemand den Pindar von Wort zu Wort übersetzen wollte, so würde man glauben, ein Rasender habe den andern übersetzt."

Doch Sie sollen selbst urtheilen. Es ist die erste, die vierte und die elfte der Olympischen Oden. Die erste, weiß ich, kennen Sie gewiß. Wer sollte auch nicht so neugierig gewesen sein, wenigstens die erste Ode des Pindar's zu lesen, wenn sie ihm auch noch so viel Mühe gekostet? —

Der Olympischen Oden des Pindar's erste.

An den Hiero, König von Syrakus.*)

1. Strophe.

Der Elemente bestes ist Wasser, und wie die lodernde Flamme zur Nacht, also glänzet hoch unterm stolzen Reichthum das Gold. Aber willst Du Siege erzählen, o suche, mein Geist, wie in des Aethers Wüsten am Tage kein erwärmender Gestirn als die Sonne, so auch keine herrlichern Kämpfe als die Olympischen zu singen! Sie begeistern die Weisen zu jenen prächtigen Hymnen, die sie dem Sohne Saturn's, in Hieron's reichem, glückseligen Palaste versammelt, weihen.

1. Antistrophe.

Er ist es, der in dem heerdenreichen Sicilien den Scepter des Rechts trägt; er brach sich von jeder erhabenen Tugend die Blume und glänzt in der Blüthe der Harmonie, die wir Dichter öfters um die freundschaftliche Tafel spielen. Wohlan denn! Greif

---

*) Als er in den Olympischen Spielen mit dem Rennpferde den Preis erhielt.

1) Abraham Cowley (1618—1667), wegen seiner Oden der britische Pindar genannt, beginnt die Vorrede zu den Pindarick Odes written in imitation of the style and manner of the odes of Pindar mit dem Satz: „If a man should undertake to translate Pindar word for word, it would be thought that one madman had translated another." (Poetical Works Edinb. 1784. II. p. 171.) — A. d. H.

von der Wand herab, Muse, die dorische Zither! wenn Pisa's und Pherenikus'*) Ruhm Deine Brust in süßer Entzückung dahinreißt; wie er neben den Wellen des Alpheus**) flog; wie seine ungespornten Flanken hoch daher schwebten; wie er ihn in den Schooß des Triumphs trug, seinen Herrn, Syrakusens König, die Lust der Rennbahn.

1. Epodos.

Ihm strahlet sein Ruhm in der heldenvollen Pflanzstadt des lydischen Pelops,***) den ehemals der gewaltige Erdumfasser Neptun liebte, †) nachdem Klotho ihn, die Schulter von blendendem Helfenbein leuchtend, aus dem heilenden Erzte hob. — Also füllen Wunder den Erdkreis, und Fabeln, mit künstlichen Lügen verbrämt, siegen der Wahrheit zum Trutz.

2. Strophe.

Die Dichtkunst, deren Reiz über Alles Honig gießet, leihet ihnen ein ehrwürdiges Ansehen und macht, daß öfters ein Märchen geglaubt wird. Doch wird für die Wahrheit die enthüllende Zukunft zeugen! — Wer es wagt, von Göttern zu reden, der thu' es mit Ehrfurcht, und seine Schuld ist geringer! — So will ich jetzt von Dir, Sohn des Tantalus, sagen, was vor mir kein Dichter nie sprach: Wie, als Dein Vater in sein geliebtes Sipylum zu einem heiligen Gastmahle lud, wo wechselseitig die Unsterblichen aßen, der erlauchte dreizackführende Gott die Macht der Liebe fühlte,

---

*) Pisa, der Name der Stadt, ohnfern welcher die Olympischen Spiele gehalten wurden. Pherenikus hieß das Rennpferd, auf welchem Hiero den Preis erhielt.

**) Der Name des Flusses, neben welchem die Rennbahn war.

***) Er verstehet den Theil von Griechenland, welcher nach dem Pelops Peloponnesus genennt ward. Und diese einzige Erwähnung des Pelops veranlasset die ganze folgende weitläuftige Ausschweifung zum Lobe dieses Helden.

†) Die Fabel erzählt von dem Tantalus, des Pelops Vater, die Götter hätten ihn so sehr geliebt, daß sie ihn mit an ihre Tafel gezogen. Einst, als Tantalus die Götter wieder bewirthen wollen, habe er seinen Sohn, den Pelops, geschlachtet und ihn denselben vorgesetzt. Keiner von den Göttern aber habe davon gekostet außer Ceres, die, ein Wenig zu heißhungrig, ein Stück von der Schulter verzehret habe. Die Götter hätten hierauf die übrigen Stücke in einen reinen Kessel geworfen und den Pelops lebendig wieder herausgezogen, nachdem sie ihm eine helfenbeinerne Schulter anstatt der verspeisten gegeben. Dieser reine Kessel (χαθαρος λεβης) ist es, welchen unser Uebersetzer zwar schön, aber etwas zu undeutlich das heilende Erz nennt.

2. Antistrophe.

Und Dich auf güldenen Rossen zu des weit angebeteten Zeus hohem Palaste trug, wo nicht lange zuvor auch Ganymedes hin zum Jupiter gekommen war. Da aber Du verschwunden, und Dich der Mutter kein spähender Kundschafter wiederbrachte, streute ein benachbarter Fürst neidisch das Gerücht aus, Deine Gliedmaßen hätten, mit dem Schwerte zertheilt und beim flammenden Feuer gesotten, den Göttern zur Speise gedienet.

2. Epodos.

Aber der Seligen Einen unmäßig zu nennen, ist Unsinn! Ich zittere! — Denn schon oft hat die Rache den Lästerer ergriffen.*) Ward je ein Sterblicher von des Olympus Bewohnern geehret, so war es Tantalus. Wiewohl der Größe eines so erhabenen Glückes zu schwach, bracht' ihm sein Uebermuth einen unbesiegbaren Jammer, einen drohenden Felsen, den der Vater der Götter über ihn aufhing. Ewig bemüht, ihn von seiner Scheitel zu wälzen, irrt von ihm jede Freude weg.

3. Strophe.

Also lebt er mit drei andern Genossen seiner Qual sein hülfloses Leben durch, der Unglückselige! Er entwandte den Himmlischen, was die Unsterblichen nähret, Nektar und Ambrosia, und gab sie sterblichen Gästen. So betriegt der Mensch sich selber, der seiner Thaten eine der Gottheit zu verbergen hofft. Und des väterlichen Verbrechens wegen sandten die Unsterblichen den Pelops zum schnellhinwandelnden Volke der Menschen wieder zurück. Aber da in vollblühender Jugend das zarte Milchhaar seine bräunliche Wangen deckte, sehnte sein liebendes Herz sich nach der Tochter des Herrschers zu Pisa,

3. Antistrophe.

Der erlauchten Hippodamia. Einsam ging er im Dunkeln zum schäumenden Meer hin und flehte dem gewaltigbrausenden König der Wasser. Er erschien ihm; da sprach er: „Wenn Dein Herz, o Neptun, gegen die reizenden Gaben der Venus nicht fühl-

*) Daß Pindar hier auf den Tantalus kömmt, ist kein neuer Sprung, sondern es dienet, um die Ursache anzugeben, warum Pelops gleichwohl wieder aus dem Himmel zurückgeschickt worden.

los ist,*) o so hemme des Oenomaus eherne Lanze, bringe mich auf dem schnellsten Deiner Wagen nach Elis und gewähre mir den Sieg! Zwar fielen schon dreizehn der liebenden Jünglinge vor dem Speere des Tyrannen, und immer verschiebt er die Vermählung der Tochter.

3. Epodos.

„Aber nur der Feige flieht große Gefahren; und da uns einmal das Verhängniß in das Grab ruft, warum sollte im Finstern, von jeder schönen That fern, ein namenloses Leben uns verzehren? Nein, diese Bahn lauf' ich; Du aber verleih einen glücklichen Ausgang!" — Er sprach's, und seine Bitte rührte den Gott, und seinen Muth zu erhöhen, schenkte er ihm einen goldnen Wagen und müdelos fliegende Pferde, womit er dem Oenomaus Sieg und Tochter raubte.

4. Strophe.

Sie aber gebar ihm sechs Führer der Völker, Söhne, die sich der Tugend weihten. Itzt ruht er, von herrlichen Opfern geehrt, am Ufer des Alpheus; Kämpfe umgeben das Grabmal, und Schaaren von Fremden ehren seinen Altar. Weit glänzt von da die Pracht der Olympischen Spiele und seine Rennbahn, wo die Behendigkeit der Füße und die hoher Arbeit sich erkühnende Stärke kämpfet. Wer überwindet, der lebt sein übriges Leben in honichter Heiterkeit hin; denn er besitzet den Preis.

4. Antistrophe.

Der menschlichen Güter höchstes ist, was uns mit jedem kommenden Tage beglückt, und einen Solchen**) soll itzt, so wollen es Pisa's Gesetze, mein äolisches Lied krönen. Unter den Sterblichen ist Keiner des Lobes labyrinthischer Hymnen würdiger, Keiner übertrifft ihn an Adel der Seele oder an herrschender Macht. Eine schützende Gottheit ist's, o Hieron, welche mit zärtlicher Sorge wacht, Deine Wünsche zu erfüllen. Und ent-

*) Wer bei dem Oenomaus um dessen Tochter Hippodamia anhielt, mußte sich gefallen lassen, ein Wettrennen zu Wagen mit ihr einzugehen. Der Vater versprach sie Dem, der sie oder vielmehr den Myrtilus, welcher sie allezeit führte, einholen würde. Wenn aber der Vater, der ihnen auf seinem Wagen nachfolgte, sahe, daß der Freier sie nun bald einholen möchte, tödtete er ihn mit seinem Wurfspieße.

**) Den Hiero nämlich, auf welchen er nunmehr wieder zu [illegible]mt.

steht sie nicht, o so will ich bald, das hoffe ich, Deinen siegenden Wagen

4. Epodos.

Harmonischer tönen; ich will auf Kronion's*) sonnichtem Hügel stehen, und mein Lob soll einen nie betretenen Pfad wandeln. Schon rüstet mir darauf die mächtige Muse den gewaltigsten Pfeil. Der Mensch steigt in mannichfaltigen Stufen empor; aber obenan stehen die Throne. Blicke nicht weiter hinaus! Auf dieser Höhe sei Dir vergönnt, Deine Tage zu vollenden, und mir, an der Seite solcher Sieger zu sein, unter den Griechen überall bekannt durch meine Weisheit!

Die Fortsetzung künftig.

XV. Den 12. April 1759.

Beschluß des einunddreißigsten Briefes.

Der Olympischen Oden des Pindar's vierte.

An den Psaumis von Kamarina.**)

Strophe.

Schwinger des rastlos fliegenden Donners, Zeus, Höchster! — Denn mich haben Deine zirkelnden Stunden mit dem mannichfaltigen Liede der Zither zum Zeugen Deiner erhabensten Kämpfe gesandt, und der süßen Botschaft vom Glücke der Freunde freuen sich Edele. — Ja, Sohn des Saturnus, der Du den Aetna beherrschest, diese stürmische Last des gewaltigen hundertköpfigen Typhon's,***) empfange den Grazien zu Liebe vom Sieg Olympiens meinen Gesang,

*) Ein Berg in der Gegend, wo die Olympischen Spiele gehalten wurden. Er hatte von dem Saturnus seinen Namen, weil Dieser mit dem Jupiter um die Herrschaft des Himmels auf ihm gekämpft.

**) Als er auf dem vierspännigen Wagen den Preis erhielt. Kamarina war eine Stadt in Sicilien. Der Dichter weihet dem Jupiter seinen Gesang, weil Diesem die Olympischen Spiele heilig waren, deren alle vier Jahre wiederkommende Zeit er die zirkelnden Stunden des Zeus nennet.

***) Jupiter donnerte diesen Riesen, der den Himmel mit erstürmen wollte, zu Boden und wälzte den Aetna über ihn.

Antistrophe.

Dieses ewig dauernde Licht herrlicher Thaten! Denn er kömmt, mein Gesang, hoch auf dem Wagen des Psaumis, der mit Pisa's Oelzweig umkränzt daher zu Kamarina's Triumph eilet. — Also höre die Gottheit auch die übrigen seiner Wünsche! — Denn Er, den ich lobe, nähret dem Alpheus glänzende Pferde; Mengen der Wanderer nimmt freudig sein Haus auf, und rein liebt des Patrioten Seele die Ruhe des Staats. — Keine Dichtung färbe mein Lob! Die Erfahrung ist's, die Sterbliche richtet.*)

Epodos.

Sie entriß den Sohn des Klymenus dem Hohne der Töchter Lemnos'. — In ehernen Waffen lief er und siegte; da sprach er, als er zur Krone ging: „Der bin ich, Königin! Dieser Geschwindigkeit gleichen Arm und Herz. Aber auch jungen Helden entsprossen oft graue Haare und eilen ihrem Alter zu schnell vor."

Der Olympischen Oden des Pindar's elfte.

An den Agesidamus, den Lokrier.**)

Strophe.

Nach Winden schmachtet der Schiffer oft, und der Landmann nach Regen, den himmelträufelnden Söhnen der Wolken. — Aber wem Heldenarbeit gelang, dem sind honigtriefende Hymnen

---

*) Und diese Wahrheit erläutert er durch das folgende Beispiel. Erginus, der Sohn des Klymenus, war einer von den Argonauten, und als diese auf Lemnos landeten, traf es sich, daß gleich die Königin Hypsipyla zum Andenken ihres verstorbenen Vaters Ritterspiele halten ließ. Als nun die Argonauten dazu eingeladen wurden, machte sich Erginus unter die bewaffneten Wettrenner; und weil er bereits graue Haare hatte, ob er gleich so alt noch nicht war, lachten die lemnischen Zuschauerinnen über sein kühnes Unterfangen. Unterdeß lief er doch, kam selbst dem Kalais und Zetes, den Söhnen des Boreas, zuvor und erhielt zum großen Erstaunen Derer, die vorhin über ihn gelacht hatten, den Preis. — — Ob es nöthig sei, mit den Auslegern des Pindar's diesem Beispiele zu Folge anzunehmen, daß auch Psaumis, an den diese Ode gerichtet, in seinen jungen Jahren bereits graue Haare gehabt, weiß ich eben nicht.

**) Diese Ode ist bei dem Pindar als eine Zulage gleichsam zu der vorhergehenden zehnten Ode an eben diesen Agesidamus anzusehen, dessen Sieg zu besingen der Dichter gleich anfangs versprochen hatte. Weil ihm aber dieses Versprechen entfallen war, und er es erst eine ziemliche Zeit nachher mit der gedachten zehnten Ode erfüllte, so schrieb er diese elfte noch obendarein und nennte sie auch selbst τοκος, die Zinse.

Quellen des Nachruhms und ein Pfand der Unsterblichkeit erhabener Thaten.

Antistrophe.

Unerreichbar dem Neid ist dieses Lob Olympiens Siegern geweiht, und gern breitet es mein williger Mund aus! Aber durch Gott blühen in der dichterischen Brust stets weise Gedanken. — Also soll itzt — vernimm es, Sohn des Archestrat's, denn Deine Faust überwand! —

Epodos.

Meine tonvolle Leyer den Kranz des goldnen Oelzweiges singen, der Deine Scheitel schmückt, und die angestammte Tugend der westlichen Lokrier. Daselbst, Ihr Musen, führet festlich den Tanz auf! — Nicht ein unwirthbares Volk, Euch schwör' ich's, besucht Ihr, noch ungeübt im Gefühle des Schönen, sondern ein Volk, tiefsinniger Weisheit und kriegerischen Muths voll. — Denn Sitten, die die Natur gab, wandelt weder der feurige Fuchs, noch der mächtig brüllende Löwe.

Fll.

Zweiunddreißigster Brief.

Sie erinnern Sich doch, daß vor einigen Jahren in dem unterirdischen Herculano eine kleine Bibliothek gefunden ward? Einem Gelehrten in Neapolis ist es gelungen, eine von den griechischen Handschriften derselben zu entwickeln, und das Glück hat gewollt, daß es die Ἐρωτοπαιγνια des Alciphron's sein müssen. [1]) Der Herr von Q**, der sich itzt in Neapolis aufhält, hat Gelegenheit gehabt, ein Stück daraus abzuschreiben, und hat es nach Deutschland geschickt. Hier ist es einem von unsern besten Dichtern in die Hände gefallen, der es so vortrefflich gefunden, daß er folgende Uebersetzung davon gemacht. Es ist das achtzehnte Erotopaignion in der Ordnung und überschrieben:

---

1) Den Titel **Erotopaegnia** hat Lessing ohne Zweifel aus Gell., II. 24 entnommen. So hieß das verlorene Werk eines römischen Kunstdichters Laevius aus Cicero's Zeit. Daß das Original von dem Verf. der für die Kenntniß des griechischen Privatlebens sehr wichtigen Briefe der Fischer und Hetären, dem Rhetor Alciphron aus dem 2. Jahrhundert, herrühre, ist eine scherzhafte Erfindung Lessing's. Die Herculanensische Bibliothek war 1752 entdeckt. — A. d. H.

„Die Grazien.

„Als an einem Frühlingsabende sich die drei Grazien neben einem Walde in Acidalischen Quellen belustigten, verlor sich plötzlich Aglaja, die schönste der Grazien. Wie erschraken die Töchter der Anmuth, als sie Aglajen vermißten! Wie liefen sie durch die Bäume und suchten und riefen!

So ängstlich bebt auf Manethuser Saiten
Der zärtste Silberton.
Aglaja! — rief der Silberton.
Aglaja! — half der Nachhall sanft verbreiten.
Umsonst! Aglaja war entflohn.
„Ach, Pan schlich längst ihr nach! Der Frevler hat sie schon!
Ach, Acidalia! blick her von Deinem Thron!
Soll sie nach langen Ewigkeiten
Nur itzt nicht länger uns begleiten?
Zwo Grazien sind aller Welt zum Hohn,
Und ach! die dritte hat er schon!“ —
So klagten sie. Umsonst! Aglaja war entflohn.

Nun schlichen sie an den Büschen herum und schlugen leise an die Blätter und flohen nach jedem Schlage furchtsam zurück.

Denn stellten sie sich gleich, den Räuber auszuspähn,
So zitterten sie doch für Furcht, ihn nur zu sehn.

Endlich kamen sie an ein Rosengebüsche, das meine Chloe versteckte — und mich. Chloe saß vor mir, ich hinter Chloen.

Itzt bog ich schlau an ihrem Hals mich langsam über
Und stahl ihr schnell ein Mäulchen ab;
Itzt bog sie unvermerkt den Hals zu mir herüber,
Und Jedes nahm den Kuß auf halbem Weg sich ab;
Denn Jedes nahm, und Jedes gab.

In diesem Spiele überraschten uns die Grazien, und sie lachten laut, da sie uns küssen sahen, und hüpften fröhlich zu uns herbei. „Da ist Aglaja!“ — riefen sie. „Die Schalkhafte! — Du küssest, da wir unruhig herumirren und Dich nicht finden können?“ — Und itzt liefen sie mit meiner Chloe davon.

„Was?“ rief ich, „lose Räuberinnen!
Wie sollte sie Aglaja sein?

Ihr irrt Euch sehr, Ihr Huldgöttinnen!
Für Grazien ist das nicht fein!
Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, sie ist mein!“

Doch die Grazien hörten mich nicht und liefen mit meiner Chloe davon. Zornig wollte ich ihnen nacheilen, als plötzlich Aglaja hinter einer Buche hervortrat und mir winkte und freundlich lächelnd also zu mir sprach:

„Warum willst Du zu Chloen eilen?
Beglückter Sterblicher, Aglaja liebet Dich.
Küß itzt einmal statt Chloen mich!
Wünsch nicht, Dein Mädchen zu ereilen:
Ich, eine Göttin, liebe Dich.“

Schüchtern sah ich die Huldgöttin an.

Auf ihren Wangen sprach Entzücken,
Und Jugend und Gefühl aus den verschämten Blicken.

Gefährliche Reizungen! — Aber mit dreister Hand ergriff ich die Huldgöttin, führte sie zu ihren Schwestern und sprach: „Hier ist Aglaja, Ihr Grazien —

O Chloe, meine Lust, mein Glück!
Gebt meine Chloe mir zurück!
Ist dies Aglajens Mund und Blick?
Da! nehmt die Huldgöttin zurück!““

Nun, was sagen Sie hierzu? O, Sie sind entzückt. — Welche allerliebste kleine Erdichtung! Nie hat ein Dichter sein Mädchen mehr erhoben! Nichts kann feiner sein! Nichts zärtlicher! O die Griechen! die Griechen! —— Kommen Sie zurück aus Ihrer Entzückung! Ich habe Sie hintergangen. Der Gelehrte in Neapolis hat nichts entwickelt; Alciphron hat keine Ἐρωτοπαίγνια geschrieben; was Sie gelesen, ist nicht aus dem Griechischen übersetzt; die Grazien sind ein ursprüngliches Werk eines Deutschen. Streichen Sie die Manethuser Saiten gleich zu Anfange nur weg und setzen Cremoneser Saiten dafür; denn so sagt der Dichter, und ich mußte diese geringe Spur des Modernen vor Ihren Augen verbergen.

Aber, höre ich Sie fragen, warum sollte ich denn nun hintergangen werden? Darum! Würde ich Ihre Neugier wohl rege gemacht haben, wenn ich Ihnen geradezu geschrieben hätte: In Leipzig sind vor Kurzem vier kleine Bogen herausgekommen unter

der Aufschrift Tändeleien?[1]) — — Tändeleien? würden Sie gerufen haben. Warum thun wir Deutschen doch das so gern, wozu wir am Wenigsten aufgelegt sind? -- Vergebens hätte ich hinzugesetzt: aber es sind artige Tändeleien; Sie werden den Verfasser auf einem ganz eigenen Pfade finden; sie sind eines Gresset[2]) würdig! Sie hätten mir aufs Höchste geglaubt und — es dabei bewenden lassen.

Aber nun biete ich Ihnen Trotz, es dabei bewenden zu lassen. Denn ich muß Ihnen nur sagen, daß Alles, was die vier Bogen enthalten, in dem nämlichen Geschmacke und fast von gleichem Werthe ist. Sie werden sie ganz lesen; lassen Sie doch sehen, ob unsere Urtheile zusammentreffen. — Nach den obigen Grazien hat Amor's Triumph, und Der Geschmack eines Kusses meinen vorzüglichen Beifall. Nächst diesen haben mich die Kriegslist des Amor's, An den Maler, Die Ode, und Bacchus und Amor am Meisten vergnügt. Die Kennzeichen der Untreue wollen mir wegen des Bärtchens nicht gefallen; der Scherz ist zu bürgerlich. In dem Stücke An Chloen ist mir der Alp zuwider, und wenn der erzürnte Jupiter zu seiner untreuen Nymphe sagt:

„Geh hin und sei ein Alp, buhl und erweck nur Grauen!"

so straft er uns arme Schlafende mehr als die Nymphe. In dem Verliebten Wunsche ist mir die Vermischung der alten Mythologie und des Geistersystems nach dem Gabalis[3]) anstößig. Diese und einige andere Stücke hätte ich, wenn ich an des Verfassers Stelle gewesen wäre, zurückbehalten und die einzeln Schönheiten derselben zu bessern Ganzen verspareț. So würde ich mir zum Exempel den Anfang von den gedachten Kennzeichen der Untreue heilig aufbewahret haben, bis ich einen edlern Schluß dazu gefunden hätte; denn so wie dieses Stück itzt ist, kömmt es

1) Leipzig 1759, o. N. Sie sind die Erstlingsschrift des durch seinen „Ugolino" bekannt gewordenen Heinrich Wilhelm v. Gerstenberg (1737—1823). — A. d. H.

2) Louis Gresset's Werke waren Amsterdam 1748 erschienen. Seinen Vert-Vert hatte J. N. Götz schon 1752 im „Paperle" bearbeitet. — A. d. H.

3) Einem Grafen von Gabalis legt der Abbé Montfaucon de Villars (1635—1673) in seinen satirischen Entretiens sur les sciences secrètes die Aufschlüsse über die Elementargeister in den Mund. Gerstenberg hat in der verbesserten Auflage, Leipzig 1760, die anstößige Vermischung dadurch beseitigt, daß er das Stück in zwei, „Lob der Treue" und „Die Sylphide", zerlegt hat. Auch der Alp ist getilgt. — A. d. H.

mir nicht anders vor als eine antike verstümmelte Bildsäule, die ein neuer Steinmetz zu ergänzen gewagt. Betrachten Sie nur:

„Amor fliegt mit Schmetterlingen,
Um in frohem Wechselstreit
Sich den Preis der Schnelligkeit
Vor den Thierchen zu erringen;
Doch er fällt aus Müdigkeit
Schnell in einen Bach und schreit.

Ich Jüngling lief eilig hinzu, hob ihn sanft aus dem Wasser heraus und trocknete seine nassen Flügel und erwärmte ihn in meinem Busen. Nun dankte mir Amor freundlich und sprach: „Lieber Jüngling, Du hast den Amor gerettet; womit soll ich Deine Großmuth vergelten?“ — „Erhalte mir meine Chloe getreu!“ antwortete ich. — „O Jüngling,“ rief er, „was bittest Du? Steht es in der Gewalt des Amor's, die Liebe in den Herzen der Mädchen einzuschränken?“ — Da schlug ich die Augen nieder und seufzte. Aber der reizende Sohn der Cythere ermunterte mich wieder: „Seufze nicht, Jüngling! Amor kann Deine Bitte wenigstens zum Theil erfüllen.“ “ —

So weit geht Alles gut! Wie gesagt, ein schöner antiker Rumpf; aber nun — welch ein gothischer Kopf ist darauf geflickt!

— „„Sobald Chloe einen Andern als Dich küßt, soll schnell ein Bärtchen aus ihrer Lippe hervorkeimen, zum Merkmal, daß sie Dir untreu ist.“ — So sagte Amor. —

„Nun, Chloe, wirst Du Dich wohl scheun; —
Ich würde den Verrath auf Deiner Lippe sehen. —
Manch holdes Mädchen schon seh' ich mit Bärten gehen:
Sie müssen wohl nicht treu gewesen sein.“ “

Ach nicht doch! Sie müssen keinen Bart haben, die holden Mädchen, sie mögen uns treu sein oder nicht![1]) Fll.

---

1) In der verbesserten Auflage, Lpz. 1760, ist der getadelte Schluß geändert, wie das im folgenden Brief beanstandete Lied eines Mohren; vgl. Br. 158 von Nicolai. — A. d. H.

XVI. Den 19. April 1759.

Dreiunddreißigster Brief.

Ja wohl ist der Verfasser der Tändeleien, wenn diese sein erster Versuch sind, ein Genie, das sehr viel verspricht! Aber auch darin haben Sie Recht: Das Lied eines Mohren hätte ihm nicht entwischen sollen. Es ist nicht allein das schlechteste Stück in seiner Sammlung, es ist an und vor sich selbst schlecht. — Lied eines Mohren! Und der Mohr ist fast nirgends als in der Ueberschrift zu finden. Aendern Sie das einzige schwarze Mädchen und die Cederwälder, so kann es ein Kalmucke ebensowohl singen als ein Mohr.

Wie weit ist er hier unter seinem Muster geblieben! Denn wer sieht nicht sogleich, daß sein Mohrenliedchen eine Nachahmung des vortrefflichen Liedes eines Lappländers in den neuen Gedichten des Verfassers des Frühlings[1]) sein soll? In diesem scheinet überall die Scene durch, wo es gesungen wird, und überall Der, der es singt.

— — „In den zerstörten Haaren
Hängt mir schon Eis.
— —
So will ich bald an Grönlands weißen Küsten
Nach Zama schrein.
— —
Die lange Nacht kömmt schon" ꝛc.

Und wie ungekünstelt, wie wahr ist Alles, was der Lappländer spricht; dahingegen der Mohr mitunter Nonsense plaudert. Z. E.

„Ich will an ihre Brust mich legen,
Das kleinste Röcheln spähn und horchen, wie sie schlägt;
Dann soll mein Herz mit seinen stärkern Schlägen
Den Aufruhr bändigen,
Der sich in ihrem Busen regt."

---

1) Berlin 1758, S. 16. Herder hat dasselbe Lied unter dem Titel: Die Fahrt zur Geliebten in seinen „Volksliedern" II. 106 (Werke, V. S. 27 f. nach unserer Ausg.) übersetzt. Die Lapponia s. Gentis Regionisque Lapponum Descriptio accurata cum Figuris ist zu Frankfurt 1673 erschienen. Ihr Vf., der Straßburger Johann Scheffer (1621—1679), war Professor in Upsala — A. d. H.

Die stärkern Schläge seines Herzens sollen den Aufruhr bändigen, der sich in dem Busen seines Mädchens regt! — Zwar, vielleicht hat der Dichter mit diesem Zuge das verbrannte Gehirn des Mohren bemerken wollen. Und alsdenn habe ich nichts dagegen.

Aber wieder auf das Lied des Lappländers zu kommen. Es giebt ein wirklich lappländisches Lied, welches der Herr von Kleist bei dem seinigen vor Augen gehabt zu haben scheinet. Sie können es bei dem Scheffer in dem fünfundzwanzigsten Hauptstücke seiner Lapponia finden. Schade, daß ich das Buch nicht gleich bei der Hand habe! Sie sollten mit Vergnügen sehen, daß die Nachahmungen eines solchen Meisters Verbesserungen sind.

Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind. Es ist nicht lange, als ich in Ruhig's litthauischem Wörterbuche blätterte und am Ende der vorläufigen Betrachtungen [1]) über diese Sprache eine hierher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige litthauische Dainos oder Liederchen nämlich, wie sie die gemeinen Mädchen daselbst singen. Welch ein naiver Witz! Welche reizende Einfalt! Sie haben in dem litthauischen Wörterbuche nichts zu suchen; ich will Ihnen die zwei artigsten also nach Ruhig's Uebersetzung daraus abschreiben:

Erste Daina.

„Abschied einer heirathenden Tochter.

1.

„Ich habe aufgesagt meinem Mütterlein schon vor der Hälfte des Sommerleins.

2.

„Such, Mütterlein, Dir ein Spinnerlein, ein Spinnerlein und Weberin! [2])

3.

„Ich habe gnug gesponnen das weiße Flächslein, gnug gewürket feine Leinwandlein.

---

1) Betrachtung der Littauischen Sprache in ihrem Ursprunge, Wesen und Eigenschaften, von Philipp Ruhig, Pfarrer und Senior zu Walterkehmen. Königsberg 1745. S. 77 u. 75. Das Wörterbuch erschien 1747. Nach dem Silbenmaß des Originals ist bei Herder („Volkslieder", II. 104, — Werke, V. S. 43) die erste Daina („Brautlied") bearbeitet. — A. d. H.

2) Ebenso bei Ruhig, aber offenbar Druckfehler st. „Weberlein." — A. d. H.

4.

„Ich habe gnug zerschauert die weißen Tischlein; ich habe gnug gefeget die grünen Gehöftlein.

5.

„Ich habe gnug gehorcht meinem Mütterlein; ich muß nun auch horchen meinem Stiefmütterlein.

6.

„O Du Kränzlein von grünem Rautelein! Du wirst nicht lange grünen auf meinem Hauptelein.

7.

„Meine Haarflechten von grünem Seidelein, Ihr werdet nicht mehr funkeln im Sonnenschein.

8.

„Mein Haarlein, mein gelbes Haarlein, Du wirst nicht mehr herumflattern vom Wehen des Windes.

9.

„Ich werde besuchen mein Mütterlein, nicht mit einem Kranze, sondern gehaubet.

10.

„O mein feines Häubelein! Du wirst noch schallen, vom Winde geblasen.

11.

„Mein ausgenähtes und buntes Arbeitlein, Ihr werdet noch schimmern bei der heißen Sonnen.

12.

„Meine Haarflechtlein von grünem Seidelein, Ihr werdet an der Wand hangen und mir Thränen machen.

13.

„Ihr meine Ringelein, Ihr güldenen, Ihr werdet im Kasten liegen und rosten!"

Zweite Daina.

„Eine Tochter hatte ihren Geliebten begleitet.

1.

„Früh Morgens im Morgelein ging das Sonnlein auf, und unter den Glasfensterlein saß das Mütterlein.

2.

„Ich wollte Dich fragen, Töchterlein, wo bist Du herumgegangen? Und wo hat Dein Kränzelein das Nebelein befallen?

3.

„Früh, im frühen Morgelein, ging ich nach Wasserlein, und da hat mein Kränzelein das Nebelein befallen.

4.

„Das ist nicht wahr, Töchterlein, das sind keine wahren Wörtelein! Gewiß, Du hast Dein Knechtlein über Feld begleitet.

5.

„Ja, das ist wahr, Mütterlein, das sind wahre Wörtelein: Ich hab' mit meinem Knechtelein ein Wörtlein geredet."

Die häufigen Diminutiva und die vielen Selbstlauter, mit den Buchstaben l, r und t untermengt, sagt Ruhig, machen die Sprache in diesen Liedern ungemein lieblich. Der fromme Mann entschuldiget sich, daß er dergleichen Eitelkeiten anführe; bei mir hätte er sich entschuldigen mögen, daß er ihrer nicht mehrere angeführt.

Fll.

XVII. Den 26. April 1759.

Sechsunddreißigster Brief.

Bald werden wir einen von unsern besten alten Dichtern wieder unter uns aufleben sehen. Zwei hiesige Gelehrte arbeiten an einer neuen Ausgabe des Logau. — Es kann leicht sein, daß ich Ihnen hier einen ganz unbekannten Mann nenne. Dieser Zeitverwandte und Landsmann des großen Opitz ist, wie es scheinet, nie nach Verdienst geschätzt worden; und noch ein halbes Jahrhundert hin, so wäre es vielleicht ganz um ihn geschehen gewesen. Kaum daß unsere neuen Kunstrichter und Lehrer der Poesie seinen Namen noch anführen; weiter führen sie auch nichts von ihm an. Wie viel vortreffliche Beispiele aber hätten sie nicht aus ihm entlehnen können! Und würden sie es wohl unterlassen haben, wenn sie dergleichen bei ihm zu finden geglaubt hätten? Sie hatten ihn also nie gelesen; sie wußten nicht, was an ihm war; und es wird sie ohne Zweifel befremden, wenn sie nun bald einen von unsern größten Dichtern in ihm werden erkennen müssen.

Es ist nur zu bedauern, daß sich Logau blos auf eine, und noch dazu gleich auf die kleinste Dichtungsart eingeschränkt

hat! Denn er ist wenig mehr als Epigrammatist. Doch in Ansehung der Menge von Sinngedichten der erste unter allen, und einer von den ersten in Ansehung der Güte derselben. Er hat deren im Jahr 1654 einen Band von nur dreitausend drucken lassen und mehr als ein halbes Tausend zugegeben. Nun setzen Sie — und für diese Berechnung kann ich allenfalls stehen —, daß ein Neuntheil davon vortrefflich, ein Neuntheil gut und noch ein Neuntheil erträglich ist, und sagen Sie mir, ob er unter den guten Sinndichtern nicht wenigstens der Unerschöpfliche genennt zu werden verdienet?

Aber wie vortrefflich, werden Sie fragen, sind denn die Stücke aus dem guten Neuntheil? — Einige Exempel werden es zeigen. Ich will aber dem ehrlichen Logau nichts vergeben wissen, wenn ich allenfalls nicht die besten Exempel wählen sollte.

Logau lebte in der unglücklichen Zeit des dreißigjährigen Krieges. Was Wunder also, wenn ein großer Theil seiner Sinngedichte den Krieg und die schrecklichen Folgen desselben zum Inhalte hat? Hier schrieb der Dichter aus der Fülle seines Herzens, und es gelang ihm immer vortrefflich. Sehen Sie nur!

„Der verfochtene Krieg.

„Mars braucht keinen Advocaten,
Der ihm ausführt seine Thaten.
Keinem hat er was genommen,
Wo er nichts bei ihm bekommen;
Keinem hat er was gestohlen,
Denn er nahm es unverhohlen;
Keinen hat er je geschlagen,
Der sich ließ bei Zeiten jagen;
Was er von der Straße klaubet,
Ist gefunden, nicht geraubet;
Haus, Hof, Scheun' und Schopf geleeret,
Heißt ein Stücke Brod begehret;
Stadt, Land, Mensch und Vieh vernichten,
Heißt des Herren Dienst verrichten;
Huren, saufen, spielen, fluchen,
Heißt dem Muth Erfrischung suchen;
Endlich dann zum Teufel fahren,
Heißt — den Engeln Müh' ersparen."

„Des Krieges Raubsucht.

„Als Venus wollte Mars in ihre Liebe bringen,
Hat sie ihn blank und bloß am Besten können zwingen.
Denn wär' sie, wie sie pflegt, im theuern Schmuck geblieben,
Hätt' er sie dürfen mehr berauben, als belieben."

„Krieg und Hunger.

„Krieg und Hunger, Kriegs Genoß,
Sind zwei ungezogne Brüder,
Die durch ihres Fußes Stoß
Treten, was nur stehet, nieder.
Jener führet diesen an;
Wenn mit Morden, Rauben, Brennen
Jener schon genug gethan,
Lernt man diesen erst recht kennen;
Denn er ist so rasend kühn,
So ergrimmt und so vermessen,
Daß er, wenn sonst Alles hin,
Auch den Bruder pflegt zu fressen."

„Eine Heldenthat.

„O That, die nie die Welt, dieweil sie steht, gesehen!
O That, die, weil die Welt wird stehn, nie wird geschehen!
O That, die Welt in Erz und Cedern billig schreibt
Und, wie sie immer kann, dem Alter einverleibt!
O That, vor der hinfort die allerkühnsten Helden,
Was ihre Faust gethan, sich schämen zu vermelden!
Vor der Achilles starrt, vor der auch Hektor stutzt
Und Hercules nicht mehr auf seine Keule trutzt!
Hört! seht! und steigt empor! Macht alle Löcher weiter!
Dort ziehen Helden her, dort jagen dreißig Reiter,
Die greifen kühnlich an — ein wüstes Gärtnerhaus
Und schmeißen Ofen ein und schlagen Fenster aus."

„Vereinigung zwischen Jupiter und Mars.

„Es that mir jüngst ein Freund vom Helikon zu wissen,
Daß Jupiter mit Mars wollt' einen Frieden schließen.
Wenn Mars hinfort nicht mehr bei seinen Lebenstagen
Nach Himmel und nach dem, was himmlisch ist, will fragen:

Will Jupiter dahin sich bindlich dann erklären,
Dem Mars noch nebst der Welt die Hölle zu gewähren."

Verzeihen Sie, Dichter und Soldat, es immer dem unsoldatischen Dichter, wenn er etwa die schlimme Seite des Krieges und der Krieger allzu sehr übertrieben hätte! Seine Uebertreibungen sind ja so witzig! — Aber so witzig Logau ist, so zärtlich, so fein, so naiv, so galant kann er auch sein!

„Frage.
„Wie willst Du weiße Lilien zu rothen Rosen machen?
Küss' eine weiße Galathee: sie wird erröthend lachen."

„Ueber das Fieber einer fürstlichen Person.
„Unsre Fürstin lieget krank. Venus hat ihr dies bestellt,
Die, so lange Jene blaß, sich für schön nun wieder hält."

„Grabschrift eines lieben Ehegenossen.
„Leser, steh! Erbarme Dich dieses bittern Falles!
Außer Gott war in der Welt, was hier liegt, mir Alles."

„Ein junges Mädchen und ein alter Greis.
„Ein guter Morgen ward gebracht zu einer guten Nacht,
Die aber keine gute Nacht hat gutem Morgen bracht."

Und was kann Anakreontischer sein als folgende allerliebste Tändeleien?

„Von einer Biene.
„Phyllis schlief: ein Bienlein kam,
Saß auf ihren Mund und nahm
Honig, oder was es war,
Koridon, Dir zur Gefahr!
Denn sie kam von ihr auf Dich,
Gab Dir einen bittern Stich.
Ei wie recht! Du fauler Mann
Solltest thun, was sie gethan!"

„Von einer Fliege.
„Eine Fliege war so kühn,
Setzte sich vermessen hin

Auf des süßen Mündleins Roth;
Chloris schlug, und schlug sie todt.
Florus sprach: O wenn nur ich
Dürfte dies erkühnen mich!
Dieser Schlag, hielt' ich dafür,
Diente mehr als schad'te mir."

Noch sind ein großer Theil von Logau's Sinngedichten zwar weiter nichts als moralische Sprüche, aber mit einer meisterhaften Kürze und selten ohne eine sinnreiche Wendung ausgedrückt. Z. E.

„Der Tugend Lohn.

„Durch Ehr' und reichen Lohn kann Tapferkeit erwachen;
Doch Ehr' und reicher Lohn kann Tapferkeit nicht machen."

„Reichthum.

„Eines Ungerechten Erb', oder selbst ein solcher Mann,
Oder Beides auch zugleich ist, wer Reichthum sammeln kann."

„Ein unruhiges Gemüth.

„Ein Mühlstein und ein Menschenherz wird stets herumgetrieben;
Wo Beides nichts zu reiben hat, wird Beides selbst zerrieben."

„Verleumdung.

„Wenn man eine Wunde haut, sieht man eher Blut als Wunde:
Ungunst merkt man bald bei Hof, aber nicht, aus was für Grunde."

Ich werde Ihnen von der neuen Ausgabe dieses Dichters mehr sagen, sobald sie wird zu haben sein. [1]

L.

XIX. Den 10. Mai 1759.

Neununddreißigster Brief.

Ich muß Ihnen von einem Werke Nachricht geben, das bereits 1757 in Basel herausgekommen, hier aber wenig bekannt geworden ist. Der Titel heißt: Vier auserlesene Meisterstücke so vieler englischen Dichter, als: Prior's Salomon, Popens Messias, Young's Jüngster Tag, Glover's Leonidas. Welchem annoch beigefügt sind:

1) Vergl. Br. 43, unten S. 163 ff. — A. d. H.

Popens Versuch von dem Menschen, und desselben Hirtengedichte. Alles seiner Vortrefflichkeit wegen aus der Ursprache in deutschen hexametrischen Versen übersetzt.*)

Prior's Salomon ist von diesen Meisterstücken das einzige, welches hier zum ersten Male in unserer Sprache erscheinet; die übrigen alle haben wir schon längst verschiedentlich übersetzt lesen können. Zwar nur in Prosa; aber sind schweizerische Hexameter nicht auch Prosa?

Prior ist einer von den Lieblingsdichtern der großen Welt, in der er selbst keine geringe Rolle bei seinem Leben spielte, ob ihn gleich seine Geburt zu den niedrigsten Geschäften verdammt zu haben schien. Kein englischer Dichter übertrifft ihn an Reinigkeit der Sprache, an Wohlklang, an leichtem Witze, an naiver Zärtlichkeit. Unser Hagedorn hat ihn oft glücklich nachgeahmet, und ihn hätte ich wohl das Nußbraune Mädchen mögen nacherzählen hören.[1])

Aber eben dieser lustige, verliebte Prior ist auch der Verfasser eines sehr ernsthaften Werkes. Die edeln Bilder, die tiefsinnigen Anmerkungen über der Menschen Thun und Lassen und die vortrefflichen Lebensregeln, die man in den Sprüchen, in dem Prediger und in den übrigen Büchern antrifft, welche gemeiniglich dem Salomon zugeschrieben werden, hatten ihn gerührt, und er glaubte den Stoff zu einer weit bessern Gattung von Gedichten darin zu finden, als jemals die griechische, lateinische oder irgend eine neuere Sprache hervorgebracht hat. Er nahm sich daher vor, aus diesem unerschöpflichen Schatze, der, für alle Ordnung zu groß, in einer prächtigen Verwirrung über einander gehäuft liegt, diejenigen Anmerkungen und Sprüche zu sammeln und auszuführen, welche den großen Satz zu beweisen dienen, den sich der Prediger gleich anfangs zum Grunde legt: Es ist Alles ganz eitel!

---

*) Bei J. J. Schorndorf, in groß Octav.

1) Matthew Prior (1664—1721), eines Tischlers Sohn, war in seiner Jugend Kellner in dem Weinhaus seines Onkels. Von seinem Gönner, Graf Dorset, ward er an den Hof Wilhelm's III. gebracht und war 1692—1716 als Diplomat thätig. Hagedorn hat aus seinen Gedichten (Hamburg 1800) „Liebe und Gegenliebe" (II. 117), „Paulus Purganti und Agnese" (II. 143) und „Der Zorn eines Verliebten" (III. 103) nachgeahmt. „Das nußbraune Mädchen" ist ein altes Volkslied (Percy, Rel., II. 25 ff.), das Prior zu seiner Ballade „Heinrich und Emma" benutzt hat; eine deutsche Bearbeitung hat Herder („Volkslieder", II. 119, — Werke, V. S. 150) geliefert. Der hier kritisirte Uebersetzer des „Salomon" ist der Baseler Pfarrer Simon Grynäus. — A. d. H.

Und hieraus entstand sein Salomon, ein Gedicht, in welchem der Held desselben beständig das Wort führet. Die Materie sonderte sich von selbst in drei Theile ab, woraus der Dichter so viel Bücher machte. In dem ersten wird die Eitelkeit unserer Erkenntniß, in dem zweiten die Eitelkeit der Wollüste und in dem dritten die Eitelkeit der Macht und Größe gezeiget.

Mehr braucht es nicht, Ihnen dieses Gedicht wieder ins Gedächtniß zu bringen, welches Sie ohne Zweifel einmal werden gelesen haben, aber auch wohl schwerlich mehr als einmal. Prior ist hier nicht in seiner Sphäre. Sein Salomon ist nicht der spruchreiche Zweifler mehr, der uns so viel zu denken giebt; er ist zu einem geschwätzigen Homileten geworden, der uns überall Alles sagen will. Auch hat der Dichter nicht im Geringsten die orientalische Denkungsart anzunehmen gewußt; sein weiser Hebräer spricht wie ein sophistischer Grieche. —

Doch Sie werden nicht sowohl mein Urtheil über das Original als über die Uebersetzung zu wissen verlangen. Man muß, überhaupt zu reden, den Uebersetzungen, die uns aus der Schweiz kommen, das Lob lassen, daß sie treuer und richtiger sind als andere. Sie sind auch ungemein reich an guten, nachdrücklichen Wörtern, an körnichten Redensarten. Aber bei dem Allen sind sie unangenehm zu lesen, weil selten eine Periode ihre gehörige Rundung und die Deutlichkeit hat, die sie durch die natürliche Ordnung ihrer Glieder erhalten muß. Daß aber der Hexameter ihnen zur Vermeidung dieses Fehlers nichts hilft, mögen Sie aus folgender Probe sehen; es ist der Anfang des ganzen Gedichts.

„Kommt, Ihr Kinder der Menschen, in geziemender Andacht,
Hört, was der Prediger spricht, und glaubet Eurem Freunde,
Den die ernsthafte Muse mit den Gedanken begeistert,
Alles sei eitel, was wir thun, und was wir gedenken:
Daß wir in dieser Pilgrimschaft von siebenzig Jahren,
Ueber gefährliche Felsen und durch Thäler der Thränen
Stets getrieben, in der wilden Irre herumgehn,
Durch die Arbeit ermüdet und das Ende doch fürchtend;
Daß wir Alle von Mutterleibe an sonst von nichts wissen
Als von Thorheit, Leidenschaft, Arbeit, Unruh und Sorgen;
Daß uns erst bei dem herannahenden Tode die Wahrheit
Deutlich sein wird, von welcher ich nunmehr tiefsinnig singe:
Wir gehn nach falschen Freuden und leiden wirkliche Uebel,“

Ich will Den sehen, der diese Periode gehörig construiren und interpunctiren kann. Wo kömmt z. E. in der fünften[1]) Zeile das daß her? Wenn es mit dem Vorhergehenden binden sollte, hätte es in der vierten Zeile heißen müssen: daß Alles eitel sei, und alsdenn würden die übrigen daß natürlich auf einander folgen.

Was die Hexameter selbst anbelangt, so können leicht keine nachlässigern in der Welt sein. Es ist, als ob sich der Verfasser das ausdrückliche Gesetz gemacht hätte, den männlichen Abschnitt nicht ein einziges Mal zu beobachten. Er geht durch alle mögliche Veränderungen der Scansion, und nur in die einzige wohlklingende fällt er nie anders als von ohngefähr und mit einem Fehler. Ich will eine Stelle aus der Rede der Aegyptierin im zweiten Buche zum Exempel anführen. Ich wähle diese Stelle, um Sie zugleich an eine von den malerischsten Phantasien wieder zu erinnern, die ich jemals bei einem Dichter gelesen habe. Die schöne Sclavin weigert sich, die Liebe des Salomo anzunehmen, und sagt unter Andern:

„Diese Künste selbst werden Dir hier nicht gelingen;
Ich bin seit Langem eines Andern Liebe bestimmet.
Jenseit den grausamen Grenzen des Landes, das Dir gehorchet,
Schon in meinem Lande schwur ich einem Geliebten,
Der mir gleich ist, Treue zu, und er schwur mir ein Gleiches;
Und wir glaubten freudig, daß wir die Wahrheit geschworen.
Unsere beiderseitigen Worte fuhren gen Himmel;
Die geschäftigen Engel legten sie in die Wagschalen,
Fanden sie gültig, schlugen freudig die Flügel und schrieben,
Was wir feierlich gesprochen, in die ewige Rolle."

Der einzige zweite Vers hat den gefälligen Abschnitt, den Virgil unter neun Versen gewiß immer achtmal beobachtet; aber wie hat er ihn?

Ich bin | seit Lan | gem

Und dergleichen grobe Verstoßungen wider die Quantität sind in allen Zeilen.

Doch erlauben Sie mir, Ihnen auch durch eine Vergleichung zu zeigen, wie wässrig, matt, weitschweifig überhaupt die Sprache dieses Hexametristen ist. Ich will die vortreffliche prosaische Ueber-

---

1) Im Original steht irrig „vierten" und zwei Zeilen weiter „dritten". — A. d. H.

setzung, die uns Herr Ebert von dem Leonidas*) gegeben hat, dazu brauchen. Ich bleibe bei der ersten der besten Seite stehen, so wie das Buch auffallen will. — Es ist die Rede des Leonidas, nachdem Agis den Ausspruch des Delphischen Phöbus der Versammlung eröffnet hatte, daß die Perser siegen würden, wo nicht ein König, der vom Hercules abstamme, Lacedämon durch seinen Tod mit Trauern erfülle.

„Woher dieses Erstaunen auf jedem Gesichte, Ihr Männer von Sparta? Zeuget der Name des Todes diese Furcht und Verwunderung? O meine Freunde! Warum arbeiten wir durch die steilen Wege, welche zur Tugend leiten? Fruchtlos wäre die Arbeit, der entfernte Gipfel wäre von menschlichen Füßen nicht zu erreichen, wenn die Furcht des Todes unsere Reise unterbrechen könnte. Aber vergebens nimmt er seine finstersten Runzeln und Schrecken an, um die Festigkeit einer Seele zu erschüttern, welche weiß, daß ein Leben, dem die Tugend mangelt, Mühseligkeit und Elend ist; daß selbst die Tugend trauert, wenn ihr die Freiheit mangelt, und nach der Glückseligkeit vergebens herumsieht. Sprich also, o Sparta, und fordere mein Leben; mein Herz jauchzt Deinem Rufe entgegen und lächelt das rühmliche Schicksal an. Mit Ruhm zu leben, erlauben die Götter Vielen; aber mit gleichem Glanze zu sterben, das ist ein Glück, welches der Himmel von allen den besten Gütern des Geschicks auslieſt und mit sparender Hand nur Wenigen schenket."

Das war Prosa, und nun hören Sie Poesie!

„Warum sitzt denn nun das Schrecken auf jedem Gesichte,
O Ihr Männer von Sparta! Kann der Name des Todes
Solche Furcht und Wunder erwecken? O theuerste Freunde!
Warum dringt Ihr Euch mühsam durch die beschwerlichen Pfade,
Die zur Tugend führen? Umsonst wäre die Arbeit,
Und der entfernte Gipfel wäre für menschliche Füße
Allzu sehr erhaben, wenn die Furcht vor dem Tode
Uns den Durchgang versagte. Nein, er bedient sich vergeblich
Seines grimmigen Anblicks, seiner schwärzesten Schrecken,
Um ein Herz in Kleinmuth zu setzen, dem es bekannt ist,
Daß die Tugend weine, wenn die Freiheit dahin ist,
Als um eine Sache, die sie einzig beglücket.

---

*) Im ersten Stücke der Sammlung vermischter Schriften. — [Von den Verfassern der Bremischen „Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes". Lpz. 1748. Die angeführte Stelle steht S. 5 f. — A. d. H.]

Rede denn frei, o Sparta! sprich und fordre mein Leben!
Ja, mein frohes Herz giebt es willig, wenn Du es forderst,
Und wünscht einen herrlichen Tod. Mit Ruhm zu leben,
Haben die Götter Vielen gewähret; rühmlich zu sterben,
Ist ein edlerer Segen; aus der Fülle der Gnaden,
Die das Schicksal besitzet, hat ihn der Himmel gewählet;
Er ist sparsam damit und hat ihn nicht Vielen gegeben."

Man sollte darauf schwören, der Schweizer habe die Ebert'sche Uebersetzung vor sich gehabt und mit Fleiß alle nachdrückliche Wörter, alle kürzern und edlern Wendungen verändert, um ein Beispiel von dem Gegentheile dessen, was ich oben von den schweizerischen Uebersetzungen überhaupt gerühmt habe, zu geben. Welches spricht die Prosa und welches die Poesie? Warum sitzt denn nun das Schrecken? oder: Woher dieses Erstaunen? Sich durch beschwerliche Pfade mühsam dringen? oder: sich durcharbeiten?

Nein, wahrlich, nein, solche Hexameter meinet der Vorredner zu der Uebersetzung des Verlorenen Paradieses[1]) nicht, wenn er sagt, daß man jenes große Gedicht noch erst in der vollen Pracht des deutschen Hexameters übersetzen müsse, um es dem Grade der Vollkommenheit, den es in seiner ursprünglichen Sprache hat, so viel als möglich zu nähern. Denn von allen den Freiheiten, die man sich, wie er glaubt, in dieser Versart nehmen dürfte, vornehmlich in der Nachahmung fremder Mundarten, in anständigern Versetzungen der Wortfügung, in dem Gebrauche alter Machtwörter, in morgenländischen Metaphern und andern dergleichen Erhebungen der Sprache, von allen diesen Freiheiten, sage ich, hat unser Uebersetzer keine einzige gebraucht. Und doch führt er diese nämliche Stelle des gedachten Vorredners gleichsam zu seiner Vertheidigung an.

Wozu hat er sich nun also die Mühe genommen, Gedichte, welche bereits in Prosa recht gut übersetzt sind, noch einmal in Verse zu übersetzen, die weit schlechter als schlechte Prosa sind? Er fragt zwar auf dem Titelblatte:

Dic mihi, quid melius desidiosus agam?

Aber hat er die Antwort auf diese Frage niemals bei dem Horaz gelesen? Quiescas![2])

---

1) Bodmer. Die Uebersetzung in ungebundener Rede erschien zuerst Zürich 1732. Die erste Uebers. in Hexametern ist die von Zachariä, Altona 1760. — A. d. H.

2) „Quiescas!" antwortet Trebatius dem Horaz auf seine Frage: „Quid faciam praescribe." Sat., II. 1. 5. — A. d. H.

Und nun habe ich Ihnen noch von dem Seltsamsten an diesem Werke etwas zu sagen. Sein Verfasser muß sich in die Hexameter außerordentlich verliebt haben; denn er hat seine Zueignungsschrift sogar in englischen Hexametern abgefaßt. Wollen Sie nicht einige davon lesen?

Yes, the Man confin'd to books in the eyes of the worldling
Seems a creature unable of recreation and pleasure,
Through himself bereft of all the social blessings,
And unworthy of the providential kindness etc.

Sollte ein geborner Engländer nicht schon mehr als einmal gefragt haben: Was heißt das? Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu, in einer fremden Sprache, die man nicht vollkommen versteht, Verse zu machen. In einer todten mag es noch hingehen; denn eine todte versteht Niemand vollkommen mehr; aber in einer lebendigen. wo mich ein Jeder, dessen Muttersprache es ist, auslachen kann, — das ist mir zu unbegreiflich.

Daß unterdessen Herr Simon Grynäus (denn so heißt unser hexametrischer Uebersetzer, wie man aus der Unterschrift seiner Zueignung siehet) nur nicht etwa gar glaubt, daß er der Erste sei, welcher englische Hexameter gemacht hat! Er ist nur der Erste, welcher sie, sowie die deutschen, ohne alle Regeln, ja allen schon angenommenen Regeln zum Trotze gemacht hat.

Philipp Sidney, unter der Regierung der Königin Elisabeth, wagte es bereits in seinem Arcadien,[1]) Hexameter und Pentameter und Sapphische Oden in seiner Sprache zu machen. Und noch vor einige zwanzig Jahren hat ein Ungenannter einen neuen Versuch gethan, die alten Silbenmaße im Englischen einzuführen.*) Unter den prosodischen Regeln, die er dabei beobachtet hat, ist unter Andern auch die Position, und er macht alle Selbstlauter lang, auf welche zwei oder mehr Mitlauter folgen; wenige Fälle ausgenommen, z. E., wo sie auch im Lateinischen kurz sein können, wo der zweite Mitlauter ein y[2]) ist, wo

*) An Introduction of the ancient Greek and Latin Measures into British Poetry; attempted in the following Pieces, *viz.* a Translation of Virgil's first Eclogue; a Translation of Virgil's fourth Eclogue; Jacob and Rachel, a pastoral etc. London 1737. 8vo.

1) Philipp Sidney's (1554—1586) Schäferroman The countesse of Pembroke's Arcadia ist von Martin Opitz unter dem Namen „Valentin Theocritus von Hirschberg" 1629 verdeutscht. — A. d. H.

2) So im Original; wahrscheinlich Satzfehler für th. Vgl. den vierten und sechsten der citirten Verse. — A. d. H.

es nicht zwei verschiedene Mitlauter sind, sondern eben derselbe nur doppelt stehet ꝛc.

So viel ich als ein Deutscher von diesem neuen Versuche urtheilen kann, ist er vortrefflich gelungen. Ich habe keinen einzigen Vers darin wahrgenommen, der sich auf mehr als eine Weise scandiren ließe, und ich glaube, wir könnten stolz darauf sein, wenn wir viele so gute deutsche Hexameter hätten. Erlauben Sie mir zu versuchen, ob ich den Anfang der vierten Ekloge des Virgil's, die auch mit darin übersetzt ist, noch gut im Gedächtnisse habe:

Sicilian Muses to a Strain more noble ascend we!
Woods and low Tamarisks delight not every fancy.
Groves if we sing of, those Groves be worthy a Consul.
Now is the last Epoch of song Cumaean arrived:
A new and wondrous series of Things is arising.
Now is the bright Virgin, now Saturn's Scepter returning.
Now is a new Progeny sent down from lofty Olympus.
The Babe's Birth only, through whom, over Earth universal
This Iron age ending shall burnish into a golden,
Chaste Lucina favour! etc. E.

XX. Den 17. Mai 1759.

Vierzigster Brief.

Und wie kam es gleichwohl, fragen Sie, daß diese wiederholten Versuche, die alten griechischen Silbenmaße in die britische Poesie einzuführen, fruchtlos blieben und der prächtige Hexameter die zehnsilbigen reimlosen Jamben nicht verdringen konnte? Dürfen wir hoffen, setzen Sie hinzu, daß die ähnlichen Versuche unserer Deutschen von beßrer Wirkung sein werden?

Es ist schwer, eine Neuerung durch sie selbst beliebt zu machen, und das Publicum läßt sich in dergleichen Fällen lieber überschleichen, als überreden. Hätte Milton den Hexameter zu seinem Verlornen Paradiese gewählt, so würde er längst der Lieblingsvers der Nation geworden sein, wenn der Dichter auch nicht das Geringste zu seiner Anpreisung gesagt hätte. Die innern Schönheiten des Gedichts würden die ungewohnte Vers-

art so lange vertreten haben, bis sich das Ohr unmerklich an sie gewöhnt und in dem, was es anfangs nur duldete, endlich auch Wohlklang entdeckt hätte. Allein ein neues Metrum aus Gründen anpreisen wollen und von dem möglichen Gebrauche desselben Muster geben, die außer diesem neuen Metro selbst nichts Vorzügliches haben, das heißt zu plump zu Werke gehn.

Umsonst würden also auch bei uns bald ein Omeis, bald ein Gottsched die Möglichkeit eines deutschen Hexameters erkannt und nach ihren Kräften Beispiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getreten wären und der Sache nicht durch ihren kritischen Richterspruch, sondern durch ihren stillschweigenden Gebrauch den Ausschlag gegeben hätten. Der Verfasser des Messias und des Frühlings schienen sich das Wort gegeben zu haben, und sie traten fast zu gleicher Zeit mit Werken in dieser Versart hervor, auf deren noch immer wachsenden Beifall ich allein die Hoffnung gründe, daß sich der deutsche Hexameter erhalten werde. Setzen Sie aber einmal, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfasser des Nimrod's wäre jenen beiden Dichtern im Gebrauche desselben zuvorgekommen (wie er sich dessen auch in allem Ernste rühmet), würde er wohl einen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn seine Hexameter auch schon zehnmal richtiger und wohlklingender wären, als sie in der That nicht sind? [1])

Aber was vermuthen Sie bei dem Allen von dem Verfasser des Frühlings? Sollte man nicht glauben, er habe nach der Zeit seine neue Versart selbst gemißbilliget? Findet sich auch nur ein einziger Hexameter in seinen neuen Gedichten? Und sein Cissides und Paches, — ich würde darauf geschworen haben, daß dieser in Hexametern sein müßte.

Ich habe es wohl gedacht, daß ich nicht nöthig haben würde, Ihnen dieses letztere Werk*) bekannt zu machen. Ihre

---

*) Cissides und Paches, in drei Gesängen, von dem Verfasser des Frühlings, Berlin bei Voß 1759.

1) Magnus Daniel Omeis (1646—1708) aus Nürnberg, Professor in Altorf, Mitglied, zuletzt Vorstand des Pegnitzordens, gab 1704 eine Gründliche Anweisung zur deutschen accuraten Reim- und Dichtkunst, samt einer deutschen Mythologie heraus. Die ersten Gesänge des Messias erschienen 1748, Kleist's Frühling 1749, Nimrod, ein Heldengedicht in 24 Büchern, 1752. Der Verf. des letztern ist Christian Nicolaus Naumann (1719—1797) aus Bautzen, ein Jugendbekannter Lessing's; vergl. Nicolai's Anm. zu Mendelsjohn's Br. an L. vom 26. Decb. 1755. — A. d. H.

Neugierde ist mir zuvorgekommen. Ich kann nun weiter nichts, als in das Lob, welches Sie ihm ertheilen, mit einstimmen. Es ist wahr, man wird schwerlich ein anderes Gedicht nennen können, in welchem so viele große und schreckliche Scenen in einem so engen Raum zusammengepreßt wären. Es würde einem geschickten Maler etwas Leichtes sein, es ganz, so wie es ist, in eine Folge von Gemälden zu verwandeln. Der Dichter hat ihm Alles vorgezeichnet. Das Titelkupfer ist ein Beweis davon, wo sich Herr Meil mit ebenso vieler Kunst als Genauigkeit an die Worte zu halten gewußt hat:

„Zuletzt setzt er den Bogen auf die Brust
Dem Flehenden mit weggewandtem Blick."

Und zu welchen vortrefflichen Schilderungen könnte im zweiten Gesange die Löschung des Durstes und der Tod des Cissides, sowie im dritten der getreue Knecht unter dem Teppiche seines todten Herrn Stoff geben! — Doch derjenigen poetischen Gemälde, die dem Dichter kein Künstler mit Linien und Farben nachbilden wird, sind noch weit mehrere. Als:

„Wenn, vom Orkan gepeitscht, des Meeres Fluth,
Die mit den sinkenden Gewölken sich
Hoch in der finstern Luft zu mischen schien,
Gleich Berg und Felsen im Erdbeben fällt
Und wieder steigt und fällt, daß Alles heult
Und Alles Donner wird, und schnell Neptun
Den mächtigen Trident mit starkem Arm
Aus Wasserbergen hebt; wie dann der Sturm
Verstummt, die Flügel nicht mehr regt, und Meer
Und Himmel ruhig wird, daß Phöbus lacht,
Und jeder Strahl von ihm im Meere blitzt:
So" 2c.

Oder:

„Und vom Geschrei der Stürmenden erklang
Des Himmels Bühne weit, wie sie erklingt
Vom tausendstimmigen Sturmwinde, wie
Der Wald in Libyen ertönt, wenn Löw'
Und Tiger und manch wüthend Thier ins Netz
Der schrei'nden Jäger fällt und heult und brüllt."

Oder:

— „Sein Roß war stolz wie er;
Es schien die Erde zu verachten, kaum
Berührt' es sie mit leichten Füßen, schnob
Und wieherte zu der Trompete Klang
Und forderte zum Kampf heraus wie er."

Doch warum schreibe ich noch ab, was Sie vielleicht schon auswendig wissen? Kommen Sie, ich will Ihnen eine größere Freude machen! Ich besitze aus der gütigen Mittheilung eines Freundes zwei noch ungedruckte Stücke dieses Dichters, und diese will ich meinem Briefe beilegen. Das eine ist gleichsam der Pendant zu dem Grabliede auf der 24sten Seite seiner neuen Gedichte, und das andere ist eine Hymne. — Hier würde Ihre Begierde nach der Beilage meinen Brief doch endigen, wenn ich ihn auch nicht selbst geendigt hätte.

E.

„Geburtslied.

„Weh Dir, daß Du geboren bist!
Das große Narrenhaus, die Welt,
Erwartet Dich zu Deiner Qual.
Nicht Wissenschaft, nicht Tugend ist
Ein Bollwerk für der Bosheit Wuth,
Die Dich bestürmen wird. Verdienst
Beleidiget die Majestät
Der Dummheit und wird Dir gewiß
(Im Fall Du Dir's einmal erwirbst)
Ein kerkerwerth Verbrechen sein.
Der Schatten eines Fehlers wird
Bei hundert Deiner Tugenden
Der Lästrung gräulichstes Geschrei
Oft hinter Dir erwecken. Wenn
Voll edeln Zorns Du kühn die Stirn
Zum Lästrer kehrst, ist Alles Ruh.
Ein Zeigefinger, der schon sinkt,
Ein Nickkopf weist Dir kaum, was man
Begonnen. Schnell tönt hinter Dir
Des Unsinns Stimme wiederum. —
Wenn Du nicht wie ein Sturmwind sprichst,
Nicht säufst, wie da die Erde säuft,

Wo sich das Meer in Strudeln dreht;
Wenn kein Erdbeben Deinen Leib
Zu rütteln scheint, indem Du zürnst:
So mangelt's Dir an Heldenmuth.
Und tanzest Du den Phrynen nicht
Von Weitem einen Reverenz,
So mangelt's Dir an großer Welt.
Wenn Du nicht spielst und viel gewinnst,
Bis Der, mit dem Du spielst, erwacht;
Wenn Wollust unter Rosen nicht
Dich in die geilen Arme schlingt:
So fehlt Dir Witz! so fehlt Dir Witz! —
Nichts, nichts als Thorheit wirst Du sehn
Und Unglück. Ganze Länder fliehn,
Gejagt vom Feuermeer des Kriegs,
Vom bleichen Hunger und der Pest,
Des Kriegs Gesellen. Und die See
Ergießt sich wild; Verderben schwimmt
Auf ihren Wogen und der Tod.
Ein unterird'scher Donner brüllt,
Die Erd' eröffnet ihren Schlund,
Begräbt in Flammen Feld und Wald,
Und was im Feld und Walde wohnt. —
Und fast kein tugendhafter Mann
Ist ohne Milzsucht, lahmen Fuß
Und ohne Buckel oder Staar;
Ihn foltert Schwermuth, weil er lebt! —
Dies Alles wirst Du sehn und mehr.

„Allein Du wirst auch die Natur
Voll sanfter Schönheit sehn. Das Meer,
Der Morgenröthe Spiegel, wird
Mit rothem Lichte Dich erfreun
Und rauschen Dir Entzückung zu.
Und kühle Wälder werden Dich
Verbergen, wenn die Sonne brennt,
In Nacht. Der Birken hangend Haar
Wird Dich beschatten. Oft wirst Du
In blühnden Hecken eines Thals
Voll Ruh' einhergehn, athmen Luft
Und sehen einen Schmetterling
Auf jeder Blüth' in bunter Pracht

Und den Fasan im Klee, der Dir
Denselben Hals bald roth, bald braun,
Bald grün im Glanz der Sonne zeigt.
Auch Wiesen werden Dich erfreun,
Mit Regenbögen ausgeschmückt,
Und in der Fluth ein Labyrinth
Von Blumen und manch bunter Kranz,
Aus dessen Mitte Phöbus' Bild
Voll Strahlen blitzt, und über dem
In holden Düften Zephyr schwärmt.
Die Lerche, die in Augen nicht,
Doch immer in den Ohren ist,
Singt aus den Wolken Freud' herab
Dir in die Brust. Auch Tugend ist
Noch nicht verschwunden aus der Welt,
Und Friedrich lebt, der sie belohnt,
Und sie ist selbst ihr reicher Lohn.
Mitleiden, Großmuth, Dankbarkeit
Und Menschenlieb' und Edelmuth
Wirkt Freud', und Freude nur ist Glück.
Fühl Tugenden, so fühlst Du Glück! —
Und mancher Freund wird Dich durch Witz
Und Liebe (wie mein **[1]) mich)
Beseligen und sein Dein Trost,
Wenn Falschheit Dein Verderben sucht.
Laß Neid und niedre Raben schrein
Und trinke Du der Sonne Gluth
Gleich einem Adler! Hülle Dich
In Deine Tugend, wenn es stürmt! —
Doch öftrer lacht der Himmel Dir:
Das Leben ist mehr Lust als Schmerz.
Wohl Dir, daß Du geboren bist!"

„Hymne.

„Groß ist der Herr! die Himmel ohne Zahl
Sind seine Wohnungen,
Sein Wagen Sturm und donnernde Gewölk',
Und Blitze sein Gespann.

---

1) Lange. Gemeint ist der Laublinger Pastor, dessen Horaz-Uebersetzung Lessing's „Vademecum" veranlaßt hatte. — A. d. H.

„Die Morgenröth' ist nur ein Widerschein
Vom Saume seines Kleids,
Und gegen seinen Glanz ist Dämmerung
Der Sonne flammend Licht.

„Er sieht mit gnäd'gem Blick zur Erd' herab;
Sie grünet, blüht und lacht.
Er schilt: es fähret Feu'r von Felsen auf,
Und Meer und Himmel klagt!

„Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen Herrn,
Ihr Lichter seiner Burg,
Ihr Sonnenheere! Flammt zu seinem Ruhm!
Ihr Erden, singt sein Lob!

„Erhebet ihn, Ihr Meere! Braust sein Lob!
Ihr Flüsse, rauschet es!
Es neige sich der Cedern hohes Haupt
Und jeder Wald für ihn!

„Ihr Löwen, brüllt zu seiner Ehr' im Hain!
Singt ihm, Ihr Vögel, singt!
Seid sein Altar, Ihr Felsen, die er traf,
Eu'r Dampf sei Weihrauch ihm!

„Der Widerhall lob' ihn! Und die Natur
Sing' ihm ein froh Concert!
Und Du, der Erden Herr, o Mensch, zerfließ
In Harmonien ganz!

„Dich hat er mehr als Alles sonst beglückt.
Er gab Dir einen Geist,
Der durch den Bau des Ganzen dringt und kennt
Die Räder der Natur.

„Erheb ihn hoch zu Deiner Seligkeit!
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laster fliehn,
Wenn Du zu ihm Dich schwingst.

„Die Sonne steige nie aus rother Fluth
Und sinke nie darein,
Daß Du nicht Deine Stimm' vereinigst mit
Der Stimme der Natur!

„Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenschein und Sturm!
Wenn's schneit, wenn Frost aus Wasser Brücken baut,
Und wenn die Erde grünt.

„In Ueberschwemmungen, in Krieg und Pest
Trau ihm und sing ihm Lob!
Er sorgt für Dich; denn er erschuf zum Glück
Das menschliche Geschlecht.
„Und o, wie liebreich sorgt er auch für mich!
Statt Golds und Ruhms giebt er
Vermögen mir, die Wahrheit einzusehn,
Und Freund' und Saitenspiel.
„Erhalte mir, o Herr, was Du verleihst
Mehr brauch' ich nicht zum Glück.
Durch heil'gen Schau'r will ich, ohnmächtig sonst,
Dich preisen ewiglich!
„In finstern Wäldern will ich mich allein
Mit Dir beschäftigen
Und seufzen laut und nach dem Himmel sehn,
Der durch die Zweige blickt.
„Und irren aus Gestad' des Meers und Dich
In jeder Woge sehn
Und hören Dich im Sturm, bewundern in
Der Au Tapeten Dich.
„Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch
Zerrissne Wolken sehn
Und suchen Dich den Tag, bis mich die Nacht
In heil'ge Träume wiegt."

XXI. Den 24. Mai 1759.

Einundvierzigster Brief.

Der Verfasser der *Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre* ist Herr *Dusch*, eine der fruchtbarsten Federn unsrer Zeit. Und eben weil es Herr *Dusch* ist, haben die Verfasser der *Bibliothek der schönen Wissenschaften* von dem zweiten und dritten Theile derselben nichts zu sagen für gut befunden.[1]) Auf eine einzige Erinnerung

1) Der erste Theil ist von Mendelssohn, Bibl. d. sch. W., III. 1. 96—106 angezeigt; von dem zweiten heißt es das. III. 2. 398: „Die Einrichtung ist mit der Einrichtung in den vorigen Monaten beinahe gleich. Wir sagen also nichts weiter davon, um so viel mehr, da man in verschiedenen gelehrten Berichten einen

wider diesen Scribenten bekömmt man die Antworten immer zu halben Dutzenden zu lesen. Eine jede Kritik weiß er in eine Streitigkeit zu verwandeln, und wer streitet gern?

Aber nun soll ich wenigstens mit der Sprache gegen Sie heraus. — Sie setzen mich in Verlegenheit. — Was soll ich Ihnen sagen? Ich habe die Schilderungen nicht gelesen; hier und da darin zu blättern, das ist Alles, was mir meine Zeit erlaubt hat. Zwar die Schilderungen sind auch kein Buch, das man ganz, das man nach der Ordnung lesen müßte. Man mag in der Mitte, man mag am Ende, man mag anfangen, wo man will, man findet an einem Orte so viel Zusammenhang wie an dem andern. Und in dem ganzen Buche gerade so viel Zusammenhang als — im Kalender.

Nun wohl; also kann ich Ihnen doch die Anmerkungen mittheilen, die ich bei dem Durchblättern zu machen Gelegenheit gehabt habe. Wenn Sie damit zufrieden sein wollen. —

Zur Sache! Ich muß mich wundern, daß die Verfasser der Bibliothek wider die Eintheilung des Werks überhaupt nichts erinnert haben. Herr Dusch will die Natur schildern; seine Schilderungen sollen eine Art von Verbindung unter sich haben; die Verbindung nach den Jahrszeiten ist schon gebraucht; Herr Dusch ist ein großer Liebhaber des Neuen, des Selbsterfundenen: er wählt also die Verbindung nach den Monaten. Nach den Monaten! Ein kühner glücklicher Einfall! Aber kennt denn die Natur, möchte ich ihn fragen, diese Eintheilung in Monate? Ist ein Monat von dem andern ebenso unterschieden als eine Jahrszeit von der andern? Welche Bilder, welche Scenen kommen nur diesem und keinem andern Monate zu? Und wenn eben dieselben Bilder und Scenen mehr als einem Monate zukommen können, was für einen zureichenden Grund hat der Scribent, sie uns lieber in diesem als in einem andern zu zeigen?

Ich tadle hier eben das, was Pope bereits an den Eklogen des Spenser[1]) getadelt hat. Auch Spenser hatte einem

---

bekannten Schriftsteller für den Verfasser angegeben hat, und wir keinen Anlaß geben wollen, daß man die Offenherzigkeit, mit welcher wir redeten, als wir gar nicht wußten, mit wem wir zu thun hatten, jetzt für Parteilichkeit auslege." — A. d. H.

1) Edmund Spenser (1553—1598) veröffentlichte 1579 The Shepheard's Calendar conteyning twelve Aeglogues proportionable to the twelve monthes. — A. d. H.

jeden Monate eine besondere Ekloge gewidmet, und was sagt Pope dazu? „Diese ängstliche Eintheilung seiner Schäfergedichte in Monate hat ihn gezwungen, die nämliche Beschreibung entweder in drei Monaten nach einander mit veränderten Worten zu wiederholen oder, wenn sie das erste Mal schon erschöpft war, gänzlich wegzulassen; woher es denn kömmt, daß einige von seinen Eklogen (als zum Exempel die sechste, achte und zehnte) sich durch nichts als ihre Titel unterscheiden. Und wie kann es anders sein, da das Jahr von der Mannichfaltigkeit nicht ist, daß es, so wie eine jede Jahrszeit, also auch einen jeden Monat mit einer ihm eigenen Beschreibung versorgen könnte?"*) — Wenn Herr Dusch, wie man sagt, auch der Uebersetzer von Popens sämmtlichen Werken ist, so muß es uns so viel mehr befremden, daß er sich dieser Anmerkung seines Helden nicht erinnern wollen.**) Wenn er es gethan hätte, so würde es

---

*) Yet the scrupulous division of his Pastorals into Months, has obliged him either to repeat the same description, in other words, for three months together; or when it was exhausted before, entirely to omit it: whence it comes to pass that some of his Eclogues (as the sixth, eighth and tenth for example) have nothing but their Titles to distinguish them. The reason is evident, because the year has not that variety in it to furnish every month with a particular description, as it may every season.

**) Der Herausgeber dieser Briefe nimmt hier Gelegenheit, eine kleine Nachricht einzuschalten. Herr Dusch hat sich zum zweiten, dritten und vierten Male gegen unsere Kritik seiner Uebersetzung des Pope mit vieler Bitterkeit verantwortet. Zum zweiten Male in dem Altonaer Reichspostreuter, zum dritten Male in gewissen neuen Briefen an Freunde und Freundinnen und zum vierten Male in der Vorrede zu dem zweiten Bande seiner Uebersetzung selbst. Besonders haben wir uns über seinen Brief in dem Reichspostreuter nicht genug verwundern können. Nachdem er darin einige kleine Nachlässigkeiten, die er begangen hat, die wir aber niemals der Rügung würden werth geschätzt haben, selbst angezeigt, sagt er unter Andern: „Und nun möchte ich wohl meinen Prahler auffordern, mir in den beiden Stücken, der Vorrede nämlich und der Abhandlung von der Schäferpoesie, seinen Vorrath (von Fehlern) aufzuweisen." — Wir haben uns zwar nie eines Vorrathes von Fehlern eben in diesen beiden Stücken gerühmt, aber dem ohngeachtet kann ich ihm hier melden, daß seine Aufforderungen angenommen worden. Es soll sich ehstens zeigen, ob Fll. oder Herr Dusch der Prahler ist. In diesen Briefen zwar soll es nicht geschehen, weil wir den Platz zu etwas Besserm brauchen können. Dem Leser unterdessen doch einen kleinen Vorschmack zu geben, können wir nicht unangemerkt lassen, daß selbst in dieser kleinen Stelle, welche eben aus der Abhandlung über die Schäferpoesie des Pope angeführet worden, Herr Dusch mehr als einen Fehler begangen hat. Z. E. Wie ungeschickt übersetzt er The scrupulous division durch die gar zu richtige Eintheilung! Und to repeat the same description for three months together durch für drei Monate zusammen zu wiederholen. Wie links! Wie sinnlos! Hat Herr Dusch in seinem Wörterbuche nicht gefunden, daß together ebensowohl nach einander als zusammen heißen kann? (Einschaltung des Herausgebers D.)

in seinen Schilderungen vielleicht nicht von so vielen Gegenständen bis zum Ekel mutatis mutandis heißen: — Noch blüht die schöne Rose nicht! — Nun blüht die schöne Rose! — Nun hat die schöne Rose geblüht! —

Doch welche Bedenklichkeit kann Herr Dusch haben, sich selbst auszuschreiben, er, der Andere mit der allerunglaublichsten Freiheit ausschreibet? Ich wenigstens kann seine Schilderungen für nichts Anders als einen beständigen Cento aus Pope, Thomson, Hervey,[1] Young, Kleist, Haller und zwanzig Andern halten. Und glauben Sie ja nicht, daß er diese Männer nur da ausschreibt, wo er sie in den Noten anführt! Ich kenne leicht keinen Scribenten, der listiger anzuziehen weiß. Er bekennt mit der scheinbarsten Offenherzigkeit nicht selten ganz entfernte Nachahmungen, um die allerplumpsten Entwendungen damit zu maskiren. Ich kann ihn zehnmal aufschlagen, und ich werde siebenmal mehr eine alte Lectüre zu wiederholen als etwas Neues zu lesen glauben.

Aber ich will mich bei solchen allgemeinen Erinnerungen nicht länger aufhalten. — Ich komme auf die Theile selbst, von welchen Sie nähere Nachricht haben wollen. Von dem zweiten, welcher die Sommermonate enthält, will ich wenig oder gar nichts sagen. Ich lief ihn gleich bei seiner Neuheit durch und habe, was ich damals dabei gedachte, wieder vergessen. So viel weiß ich nur noch: ich hatte ihn uneingebunden vor mir liegen und sahe auf der letzten Seite der Vorrede, daß Herr Dusch einen Fehler des Gedächtnisses, den er in den ersten drei Monaten begangen hatte, verbesserte; er hatte nämlich an einem Orte Leda gesetzt, wo Semele stehen sollte. Indem ich noch seine Strenge gegen sich selbst und seine große Liebe zur Genauigkeit bewunderte, schlug ich einige Blätter um, und ein weit gröberer Fehler sprang mir auf einmal ins Auge. Lesen Sie doch! „Bewundert sie, die Natur," (sagt Herr Dusch auf der 280sten Seite) „in den Geschlechtern der Thiere, von dem Hunde bis zum Elephanten; in den gefiederten Schaaren von der Vogelfliege bis zum wüthenden Strauß; in den Insecten, die zu betrachten ein Merian die neue Welt besuchet" ꝛc. — Ein Merian? Es gehört eine Note dazu, und die wird uns

1) Der Geistliche James Hervey (1713—1758), dessen Meditations and contemplations Young's Nachtgedanken aus vielen Kreisen verdrängten, war ein jüngerer Zeitgenosse von Pope (1688—1744), Young (1681—1765) und Thomson (1700—1748). — A. d. H.

nähere Nachricht geben. „Merian," heißt die gelehrte Note, „ein bekannter Maler, reisete, blos aus der Begierde, die Schönheiten der Insecten zu betrachten, nach Surinam." — Schade, daß ich den bekannten Maler nicht kenne! Eine Maria Sibylla Merianin kenne ich wohl, die in einer ernsthaftern Absicht, als die bloße Schönheit der Insecten zu betrachten, nach Surinam reisete.[1]) — Kurz, hier steht Kadmus, wo Semele stehen sollte.

Ich komme also zum dritten Theile. Und dieser dritte Theil hat eine merkwürdige Vorrede. Herr Dusch hat die Erinnerungen, die in der Bibliothek der schönen Wissenschaften gegen seinen ersten Theil gemacht worden, gegründet gefunden und sich entschlossen, ihnen genugzuthun. — Wie schwer muß ihm diese Verleugnung seiner selbst geworden sein! Er dauert mich! — Es ist wahr, seine Schreibart ist nun nicht mehr so geschmückt, seine Prose stolpert nicht mehr so hexametrisch einher, und doch ist sein Buch darum um nichts besser geworden.

Noch immer ist die Tautologie seine liebste Figur. Ein pathetischer Nichts wird man selten auf den Kanzeln hören, als man bei ihm fast auf allen Seiten findet. Z. E.: „Wie widersprechend ist die Thorheit, welche sich einmal vorgesetzt hat, einen Irrthum zu behaupten. In was für Widersprüche versinkt sie nicht!"*) Wie schwatzhaft ist ein Dusch, welcher sich einmal vorgesetzt hat, viel zu schreiben. In was für Geschwätze versinkt er nicht! — Und so gut gerathen ihm seine Tautologien auch nicht einmal allezeit. Sie werden sehr oft zu Ungereimtheiten, die ganz etwas Anders sagen, als er hat sagen wollen. Z. E. die zärtliche Apostrophe an seine Doris aus dem November: „Uns Beide, o Doris, wird der Tod dahin führen, wo unsere Väter seit der Sündfluth schlafen. Wir werden nicht gegen dieses allgemeine Gesetz der Sterblichkeit murren, nicht zittern, unsern Tod zu sehen. Aber wollte der Himmel uns einen Wunsch gewähren, so sollte kein Auge den Verlust des andern be-

*) Seite 291.

1) Die in Frankfurt a/M. 1647 geborene Tochter des Baseler Kupferstechers Matthäus Merian des Aeltern heirathete 1665 den Maler J. Andr. Graff, trennte sich von demselben nach zwanzigjähriger Ehe und ging 1696 auf fünf Jahre nach Surinam, um die Insectenwelt zu studiren. Die Frucht dieser Reise ist ein mehrfach aufgelegtes Kupferwerk, das zuerst 1705 erschien. Sie starb zu Amsterdam 1717. Vgl. über ihre wissenschaftliche Bedeutung Carus, „Gesch. der Zoologie bis auf Joh. Müller und Charl. Darwin," S. 458. — A. d. H.

weinen! Eine Stunde sollte unser Leben schließen, zugleich sollte in einem Seufzer unser Athem entfliehen!"*) Nun ja doch, ja, wir merken es wohl, daß von dem lieben Paare Keines das Andere überleben will. Aber sagen dem ohngeachtet die Worte: so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen, nicht ganz etwas Anders? Ihnen zu Folge wünschet Herr Dusch, daß Keines von ihnen einäugig werden möge, nicht aber, daß Keines das Andere überleben möge. Denn nur alsdenn, wenn man das Unglück hat, einäugig zu werden, beweinet ein Auge den Verlust des andern. Und auch für dieses Unglück bewahre ihn der Himmel! Denn eine einäugige Doris und ein einäugiger Liebhaber sind freilich ein trauriger Anblick. Besonders wenn ein witziger Freund auch nicht einmal sagen könnte:

— Puer, lumen quod habes concede puellae!
Sic tu coecus Amor, sic erit illa Venus. [1])

In ähnliche Ungereimtheiten fällt Herr Dusch auch oft, wenn er Bilder und Umstände ohne alle Wahl häuft. Z. E.: „Der Landmann weiß der Kälte Arbeit entgegenzusetzen und wider Willen des Winters Schweiß aus seiner Stirne zu treiben. Unter seinen starken Hieben sinkt die tausendjährige Eiche, unter der Gewalt seiner abgehärteten Hände zerreißt der Pflug die starre Erdscholle, und unter seiner Sichel fallen die Aehren der Felder."**) Vortrefflich! Nun wissen wir doch, wenn der Landmann sein Korn hauet. Im Winter, um sich eine erwärmende Bewegung zu machen. — Zwar das hat nun Herr Dusch gewiß nicht sagen wollen, sondern seine Feder, die einmal aufgezogen war, hat es wider seinen Willen hingeschrieben. Denn so viel mag er wohl von der Natur verstehen, daß er ohngefähr weiß, in welchen Monat die Ernte fällt. — Mehr aber? — Was er mehr davon weiß, das mag er sicherlich nur halb wissen.

Wollen Sie einen Beweis? — Wie billig! — Herr Dusch

---

*) Seite 241.
**) Seite 66.
1) Der Anfang des Epigramms lautet:

Lumine Acon dextro, capta est Leonilla sinistro,
Et potis est forma vincere uterque Deos;
Blande puer etc.

Es rührt von Girolamo Amaltheo (1506—1574) her und wird von Lessing in den Anmerkungen über das Epigramm vollständig angeführt. E. Kleist hat es (Werke, Berlin 1761. I. 108) schlecht nachgeahmt. — A. d. H.

will im Anfange seines Octobers eine Beschreibung von der herbstlichen Nachtgleiche (Aequinoctium autumnale) geben und sagt: „Itzo wieget die Wage Tag und Nacht in gleichen Schalen, und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß."*) Die erste Hälfte dieser Beschreibung ist schön, denn sie ist nach einer Zeile des Virgil's gemacht, die Herr Dusch selbst anführt:

Libra die somnique pares ubi fecerit horas etc.

Allein was sagen Sie zu der andern Hälfte: und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß? Der Scribent muß träumen. Geschieht es denn nur bei der Nachtgleiche, daß die Sonne durch ihren Stand den Erdkreis in Licht und Finsterniß theilet? Ich denke, es geschiehet immer, die Sonne mag stehen, wo sie will. Denn immer ist die eine Hälfte der Erdkugel von ihr erleuchtet und die andere nicht, und sie theilet sie also immer in Licht und Finsterniß. Das ist unwidersprechlich. Aber nun will ich Ihnen auch zeigen, wie er zu diesem albernen Zusatze gekommen ist. Der gleich darauf folgende Vers bei dem Virgil, den Herr Dusch nicht anführt, heißt:

Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.**)

Und diese Zeile hat er offenbar durch sein: der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß übersetzen wollen. Wenn er sie aber doch erst hätte verstehen lernen! Orbis heißt hier gar nicht der Erdkreis, sondern so viel als orbita, die tägliche Laufbahn der Sonne um die Erde. Und wenn diese zur Hälfte in Licht und Finsterniß getheilet ist, wenn die Sonne ebenso lange über unserm Horizonte verweilet als unter demselben, alsdenn haben wir nothwendig Nachtgleiche. Virgil's Beschreibung ist also sehr richtig, da des Herrn Dusch's seine sehr abgeschmackt ist. Es entschuldiget ihn nicht, daß orbis sehr oft so viel heißt als mundus, mundi orbis; es heißt ebenso oft ein bloßer Kreis, und er hätte wissen sollen, welche Bedeutung sich hier schickt. Hier nimmt es der Römer ebenso, wie er es an einer andern Stelle nimmt, wo er sagt:***)

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat coelo, et *medium* sol igneus *orbem*
Hauserat.

---

*) Seite 112.
**) Georg. lib. I. v. 209.
***) Georg. lib. IV. v. 425.

Sie hatte die Hälfte ihrer Bahn erreicht, es war Mittag. Ich weiß zwar, daß auch Ruäus[1]) medium orbem durch medium mundum auslegt; allein ich weiß auch, daß die prosaische Paraphrasis dieses Jesuiten erbärmlich ist, und daß man den Virgil aus ihr sehr schlecht verstehen lernt. — Und so hätte ich Zweierlei auf einmal bewiesen, nämlich daß Herr Dusch das Lateinische, das er nachahmen wollen, nicht verstanden hat, und daß er höchst verwirrte Begriffe von einem Phänomeno in der Natur haben muß, das jeder Anfänger in der Astronomie zu erklären weiß.

Aber noch ein ander Beispiel, was für seltsame Vorstellungen sich Herr Dusch von Dingen aus dieser Wissenschaft und von dem, was durch ihre Grundsätze und Beobachtungen herauszubringen ist, machen muß! — An einem Orte seines Septembers sagt er: „Uebung entwickelt die verborgnen Kräfte der Seele wie die Arbeit die Kräfte des Körpers. Durch sie gestärkt, mißt Einer die Erde, verfolgt den Planeten auf seiner Bahn und mißt die Weite von einer Sonne zur andern" 2c.*) — Wer heißt es nun dem Herrn Dusch, auf die Rechnung der Astronomen in einem so pathetischen Tone so gräulich zu lügen? Und glaubt er denn, daß sie ihm diese Prahlerei danken werden? Nichts macht eine Wissenschaft bei dem Pöbel lächerlicher, als wenn ein Stümper Dinge von ihr rühmt, die sie nie zu leisten unternommen hat und auf keine Weise leisten kann. Ich weiß zwar, daß Hugenius und noch in unsern Zeiten Bradley wahrscheinliche ohngefähre Berechnungen von dem Abstande der Fixsterne von unserer Erde und folglich zugleich von der Sonne gegeben haben.[2]) Aber heißt denn das, die Weite von einer Sonne zur andern, das ist, von einem Fixsterne zu dem andern messen? Kann es unterdessen Herr Dusch, ei, so sage er

---

*) Seite 64.

1) Ruäus ist Charles de la Rue (1643—1725), der Virgil's Werke interpretatione et notis illustrata ad usum Delphini Paris 1675 herausgegeben hat. — A. d. H.

2) Hugenius ist der durch die Erfindung der Pendeluhren in weitesten Kreisen bekannte holländische Astronom Christian Huygens (1629—1695). — James Bradley (1692—1762) entdeckte bei dem Versuch, Fixsternparallaxen zu beobachten, die Aberration des Lichts und später die Nutation der Erdaxe. Von Berechnungen der Entfernung irgend eines Fixsterns ist bekanntlich weder bei dem Einen noch bei dem Andern die Rede, sondern nur von irrigen Schätzungen. Der Ruhm, die erste Fixsternweite gemessen zu haben, gehört erst Bessel. — A. d. H.

uns doch, wie weit ist es vom Alcor bis zum Kalbelesit?[1]) Oder um ihm, wenn er denkt, die Aufgabe zu erleichtern: wie weit ist es von einer der Plejaden zu der andern? Denn beinahe muß ich auf den Verdacht kommen, daß er hier nur die scheinbare Weite eines Fixsterns von dem andern meint und diese nicht besser zu messen verlangt, als der gemeine Mann den Schweif des Kometen mißt, nach Spannen. Meint er aber nur die Messung dieser scheinbaren Weite, so möchte ich wissen, was für eine Stärke des Geistes dazu gehöre.

Die Fortsetzung künftig.

XXII. Den 31. Mai 1759.

Fortsetzung des einundvierzigsten Briefes.

Man hatte in der Bibliothek dem Herrn Dusch unter Andern auch gerathen, seine Gemälde öftrer mit Fictionen zu unterbrechen. Und sehen Sie, auch diesen Rath hat der gutherzige Scribent angenommen! Er hat mehrere, er hat größere eingestreuet, und er versichert, es würde ihm angenehm sein, wenn sie gefallen könnten.

Lassen Sie mich Wunders halber eine ganz flüchtig durchgehen! Ich wähle den Traum dazu, der am Ende des Octobers stehet. Prägen Sie Sich es ja wohl ein, daß es ein Traum ist! — Herr Dusch also entschlief und träumte. „Ein unumgrenztes lachendes Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne mit blauen Gebirgen und Wäldern umgeben," war der Schauplatz, worauf er sich auf einmal im Traum befand. — Bemerken Sie doch sogleich dieses unumgrenzte Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne mit Bergen umgrenzt! — Hier also ist er; und wenn wird er aus diesem unumgrenzten Thale wieder herauskommen? Lassen Sie Sich die Zeit nicht lang werden! Sieben Zeilen weiter „verfolgt er bereits durch eine Kette von Hügeln den Fußsteig, der ihn endlich an die schönste Ebene bringt." — Willkommen!

1) Alcor, der sog. Reuter, ist ein Stern fünfter Größe neben dem mittlern im Schwanz des großen Bären. — Kalbelesit, eigentlich Kalb el Ased, d. h. Herz des Löwen, ist der arabische Name des Regulus; vgl. Ideler, „Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen." Berlin 1809. — A. d. H.

Aber was machte der Träumer erst in dem unumgrenzten Thale? Warum befand er sich nicht gleich in dieser Ebene? Hätte er den sauern Weg durch eine Kette von Hügeln nicht sich und dem Leser ersparen können? — Und was entdeckt er in der Ebene? Er entdeckt in der Ferne „ein majestätisches Gebäude, das in Erstaunen und Ehrfurcht setzte. Der Mond erhellte einige Seiten und Mauern, die sich mir im hellen Lichte entgegenkehrten, andere verbargen sich in tiefen Finsternissen. Unermeßliche Schatten fielen auf die unumgrenzte Fläche und malten mit schwarzen Finsternissen die Gestalt des Tempels in erstaunlicher Größe auf das Feld. Mein Blick übermaß die Länge der Schatten nicht, die auf der Fläche lagen, und die Zinnen des Gebäudes schienen an die Wolken zu ragen. Das ganze Gebäude ruhte auf korinthischen Säulen. Alle Theile desselben waren in der vollkommensten Symmetrie zusammengefügt, und ihre Verbindung war so genau und richtig, daß kein Auge entdecken konnte, wo der eine Theil aufhörte oder der andere anfing. Kein nöthiges Glied wurde hier vermißt, und keine Zierrath war überflüssig. Eine bewundernswürdige Einfalt herrschte in dem Ganzen, und die Majestät des kühnen und regelmäßigen Gebäudes setzte in Erstaunen.“ — Das nenn' ich eine Beschreibung! Ich führe sie deswegen ganz an, um Ihnen zu zeigen, welch ein vortrefflicher Baumeister Herr Dusch ist. Ein großes unermeßliches Gebäude, das durch seine Majestät in Erstaunen und Ehrfurcht setzt, dessen Zinnen an die Wolken ragen, das keine einzige überflüssige Zierrath hat, in dessen Ganzen eine bewundernswürdige Einfalt herrscht: nach welcher Ordnung würden Sie so ein Gebäude aufführen? Geben Sie wohl Acht und lernen Sie was! Herr Dusch führt es nach der korinthischen Ordnung auf: „Das ganze Gebäude ruhte auf korinthischen Säulen.“ Es ist um ein aufgeschnapptes Kunstwort eine schöne Sache! Und noch eine schönere um die edle Dreistigkeit, ein solches Kunstwort auf gut Glück zu brauchen! —

Aber, damit ich weiter komme! Ein Genius begegnet dem Träumer und sagt ihm, daß dieses große Gebäude der Tempel der Natur ist. Er erbietet sich ihm zum Führer, und nach verschiedenen vorläufigen Erinnerungen treten sie mit einander in einen ungeheuren Vorhof des Tempels, wo sie eine Menge von bejahrten Männern nachsinnend oder mit einander in Unterredung begriffen erblicken. Alle in der Kleidung der alten Nationen, deren Weltweise und Naturforscher es sind. Nun fängt

der Genius sein Collegium an: „Jener Schwarm in verschiedenen Trachten, deren Stirnen ein hohes Alter mit greisen Haaren bestreuet hat, sind die Weltweisen barbarischer Völker. Du siehst, sie gehen in kleinen Haufen zusammen und unterreden sich zum Theil ganz leise, zum Theil durch Räthsel. — Ihre Lehre war nicht würdig, auf die Nachwelt zu kommen. — Nur wenig ist davon mit Gewißheit für die Nachwelt übergeblieben." — Hier besinnt sich der wachende Herr Dusch, seinem Genius mit ein paar Citationen auszuhelfen. Er setzt in einer Note hinzu: „Man muß die Nachrichten von diesen (den Weltweisen der barbarischen Völker) aus verschiedenen Schriften, als Bournet's Archaeolog. Philos. in der Amsterdamer Ausgabe seiner Theorie der Erde, Reimmann's Einleitung in die Geschichte der Gelehrsamkeit und Andern zusammensuchen." Vortrefflich! Man muß sie aus Denen zusammensuchen, die sie zusammengesucht haben. Und wer ist Bournet? Wenn hat ein Bournet Archaeologias philosophicas geschrieben? Ein Burnet, weiß ich wohl; und was braucht Herr Dusch den ehrlichen Schotten in einen Franzosen zu verwandeln? [1])

„Ein bessrer Haufe," fährt der Genius fort, „ist der, den Du dort in griechischer Kleidung siehst." Und hierauf fängt der erleuchtete Genius an, in dem wahren Tone eines frühzeitigen Adjuncts der philosophischen Facultät so viel falsches, so viel nur halb wahres, so viel unverdautes Zeug von den verschiedenen griechischen Secten und einzeln Weltweisen daher zu plaudern, als man nur immer in dem elendesten Compendio einer Geschichte der Weltweisheit finden kann. Er hat ein Argument, mit welchem er sie Alle abfertiget. Er spricht sein lächerlich! und sogleich erblickt man anstatt eines ehrwürdigen Philosophen einen dummen Jungen. Z. E. wenn er vom Pythagoras spricht: „Eine dunkle geheimnißvolle Lehre, die

---

1) Lessing hat hier selbst einen Engländer in einen Schotten verwandelt; er verwechselt nämlich den Geologen Thomas Burnet aus Croft in Yorkshire (1635—1715) mit seinem berühmten Zeitgenossen Gilbert Burnet aus Edinburgh (1643—1715), dem Geschichtschreiber der englischen Reformation. Dusch hat sich mit seinen Schilderungen ohnehin so lächerlich gemacht, daß es nicht nöthig war, ihm einen offenbaren Druckfehler aufzumutzen. Daß er Burnet gekannt, zeigen seine Vermischten Werke, Jena 1754, S. 233. Der neben Burnet angeführte Jacob Friedrich Reimmann (1668—1743) publicirte 1708—1713 den Versuch einer Einleitung in die historiam literariam, sowohl insgemein als auch in die historiam literariam der Teutschen insonderheit, in drei Theilen. — A. d. H.

lächerlichste unter allen."*) Oder vom Aristoteles: „ebenso lächerlich und dunkel nahm Aristoteles Materie, Form und Privation zu seinen Grundquellen an."**) (Oder an einem andern Orte vom Epicur: „Ich gehe hier nur kurz die Gründe durch, die dieses lächerliche Lehrgebäude zu Boden werfen können.")***) — O mein Herr Genius, diese Ihre Beschuldigung des Lächerlichen ist sehr lächerlich! Sie sind ein lächerlicher Genius! mit aller Hochachtung von einem Geiste gesprochen. Und sagen Sie mir, was wollen Sie dem guten Herrn Dusch weis machen, wenn Sie unter Andern ausrufen: „O Vernunft, wie blind bist Du oftmals! Was die ältere Zeit schon längst nicht mehr glaubte, das sucht die neue wieder hervor, und die offenbarsten Irrthümer gewinnen noch einmal Beifall, und ein Spinoza, Cartes oder Gassendi kleiden den alten Irrthum des Chrysippus oder des Epicurus in eine neuere bessere Tracht." Was Sie mit dem Gassendus und Epicur wollen, das kann ich ohngefähr errathen.[1]) Aber der alte Irrthum des Chrysippus? Was ist das? Was hat Spinoza dem Chrysippus abgeborgt? Was Cartesius? Beide eben dasselbe, oder Jeder etwas Anders? Wenn Sie dem Herrn Dusch wieder im Traume erscheinen, haben Sie doch die Gütigkeit, Sich näher zu erklären!

Sie sehen, mein Herr, man kann sich schwerlich einer Turlupinade enthalten, wenn man sieht, daß Leute mit einer Gelehrsamkeit prahlen wollen, in der sie offenbare Fremdlinge sind. — Wie ich schon bemerkt habe, so hilft Herr Dusch seinem Genius manchmal in einer Note nach; aber seinen Noten möchte man wieder in andern Noten nachhelfen. Von dem Anaxagoras sagt er z. E., er lebte in der LXX. Olympias. Sagt man aber von einem Manne so, der in dieser Olympiade erst geboren worden? Wenigstens lebt der Philosoph in den ersten vier Jahren seiner Kindheit noch nicht.

Auch wird der Genius, wenn er nun von den neuern Weltweisen zu reden kömmt, nichts richtiger, so wie ihn Herr

*) Seite 179.
**) Seite 180.
***) Seite 274.
1) Petrus Gassendi (1592—1655) hat drei Schriften über Epikur's Leben und Lehre verfaßt. — Chrysippus ist der Stoiker aus Soli (280—207 v. Chr.) — A. d. H.

Dusch auch nichts genauer ergänzt. Der Genius sagt z. E. von dem großen Baco: „Er war es, der die Gesellschaften stiftete, die sich mit vereintem Fleiße um die Erkenntniß der Natur bemühten und die Wissenschaften ins Aufnehmen zu bringen suchten. Eine vortreffliche Stiftung, die seinem Andenken Ehre macht und groß genug ist, seinen Namen zu verewigen. England hatte die Ehre, diesen Weltweisen geboren zu haben und in seinem Schooß die erste Gesellschaft wahrer Philosophen zu hegen" rc.*) — Wo hat denn der gelehrte Genius gelesen, daß Baco die englische Societät der Wissenschaften gestiftet habe? Gestiftet, so sagt er zweimal. Denn wenn es gleich wahr ist, daß die ersten Stifter derselben den Anlaß dazu aus der Nova Atlantis des Baco genommen, so kann man deswegen doch nicht sagen, daß sie Baco gestiftet habe. — Noch einen gröbern Fehler aber macht Herr Dusch mit eben diesem Vater der gereinigtern Weltweisheit, wenn er in der Note sagt:**) „Von diesem Zeitpunkte der Geschichte der Philosophie sagt ein Dichter:

„Cartes zerreißt die Fesseln, die Mancher schon genagt,
Er zweifelt und sucht Gründe, er findet, und es tagt.
Der Weisheit Genius steigt aus des Moders Hügeln
Und schüttelt mit Gewalt den Schulstaub von den Flügeln.
Ein Baco, Lock' und Newton ersetzt, was noch gebricht,
Natur, Verstand und Sitten, und Alles wurde Licht."

Wohl zu merken, daß der Dichter, der diese sechs Zeilen gereimt hat, wenn ich mich nicht sehr irre, Herr Dusch selbst ist![1]) Wenigstens billiget er sie hier, und zugleich den albern Anachronismus, den sie enthalten. Cartesius hat also eher geschrieben als Baco? Und Baco hat nur ersetzt, was Jener noch gebrechen lassen! —

O, ich bin es müde, mehr solche Anmerkungen zu machen! Lassen Sie mich den Traum verfolgen. — Der Genius kömmt endlich mit dem Herrn Dusch in den Tempel selbst. Und nun machen Sie Sich fertig, in den seltsamsten Raritätenkasten zu gucken! „Zwei mächtige Flügel eröffneten den Eingang durch

---

*) Seite 188.
**) Seite 187.
1) Die Verse sind wirklich von Dusch. Sie gehören zu seinem Gedichte Vernunft; s. seine Verm. Werke, Jena 1754, S. 235. — Cartesius (1596—1650) war fast ein Menschenalter jünger als Baco (1561—1626). — A. d. H.

ein langes Gewölbe, das auf beiden Seiten auf marmornen Säulen ruhte. Zwischen diesen standen in ihren Fächern die Bildsäulen der größten Philosophen, die durch ihre Bemühungen die wichtigsten Wahrheiten aufgeheitert hatten. Einige in der Tracht der Chaldäer" rc. Ist das nicht lustig? Hier stehen die Bildsäulen der Philosophen, die draußen in dem Vorhofe lebendig herumliefen. Und auch sogar die Bildsäulen Derjenigen, deren Lehre nicht werth war, auf die Nachwelt gebracht zu werden, der Chaldäer. Zugleich welch ein kunstmäßiger Ausdruck: die Bildsäulen standen in ihren Fächern! Nischen heißen auf Deutsch Blenden, nicht Fächer. — Aber wir sind noch in dem Eingange des Tempels. Wer wird sich überall aufhalten? — Nun merken Sie auf! wir treten herein. „Ein erstaunliches Gewölbe voll majestätischer Einfalt!" — Tausend Lichter; eine himmelblaue Decke und an der Decke alle Augenblicke ein neuer Auftritt; itzt geht die Sonne daran auf und itzt unter; itzt scheinen die Sterne, itzt verlöschen sie; mitten im Tempel ein Altar; gegen die vier Ecken des Altares vier in Marmor gehauene Bilder, welche die vier Jahrszeiten vorstellen; an den Wänden schöne Gemälde von den vornehmsten Gegenständen, die der Mensch auf der Erde zu betrachten findet; eine korinthische Säule, welche eine schwarze marmorne Tafel hält, worauf die Gesetze der Natur, der Bewegung und der Schwere geschrieben stehen rc.: das sind die innern Decorationen, für welche Herr Dusch unmöglich einen großen Aufwand an Witz und Erfindung kann gemacht haben. —

Aber ist das schon die ganze Natur, die uns der Dichter hier im Kleinen vorstellen will? O nein! Er zieht daher auch weislich in seinem Kasten ein neues Fach. „Indem eröffneten zween mächtige Flügel eine weite Aussicht aus dem Tempel in ein unabsehbares Feld. „Merke auf," sagte mein Führer zu mir, „und betrachte!"" — Der natürliche Savoyard: Vous allés voir ce que vous allés voir! Hi ha! — Was giebt es denn nun zu betrachten? Da repräsentiren sich: „entblößte Hügel, die ihr Inneres aufdecken: Erdarten, Mineralien, Steine, Metalle" rc. Und abermals repräsentiret sich: „die schönste Gegend, ein ebenes Thal, mit unzähligen Kräutern und Blumen aus allen Himmelsgegenden geschmückt." Und abermals repräsentiret sich: „eine unzählbare Menge von Stauden." Und abermals repräsentiren sich: „theils Pflanzen, theils lebendige Geschöpfe." Und abermals repräsentiren sich — O verzweifelt! Ich wollte

meinen Herren noch das ganze Thierreich repräsentiren; aber Sie sehen, das Licht geht mir in dem Kasten aus. „Die Betrachtung des Thierreichs soll daher Ihnen selbst überlassen sein!“

Nicht ein Haar besser läßt Herr Dusch seinen Genius in allem Ernste abbrechen, weil „eine Priesterin, in weißen Atlas gekleidet, an den Altar tritt und neuen Weihrauch in die hellere Flamme gießt.“ — Der Guckkasten wird nun zu einem Marionettenspiele. — Es kömmt noch eine Gestalt dazu, „schön, aber menschlicher gebildet, mit einem denkenden Auge.“ Und noch eine dritte: „ein bejahrter Greis geht ihr zur Rechten, der in dieser Hand ein Sehrohr, in der andern das Bleimaß trägt.“ Und eine vierte: „zu ihrer Linken trägt ein blühender Genius ein vollgeschriebenes Buch.“ Diese Dreie warfen sich vor die Stufen des Altars auf ihr Antlitz, indem die Priesterin mit zum Himmel gefaltenen Händen niederkniete. — Hier endlich thut der Träumer seine erste Frage an den Genius; denn noch hat der Genius beständig allein gesprochen, und der Träumer hat, wie es sich in einem eteln Collegio für Beide schickt, vermuthlich unterdessen — geschlafen. „Wer sind Diese, die hier anbeten?“ — „Jene blühende Gestalt,“ sagt der Genius, „ist die Vernunft, die von der Erfahrung zur Rechten geführt wird. Ein Genius hält ihr beständig das Buch der Natur vor, und Beide führen sie zu dem Altare, wo die natürliche Religion dem Vater der Wesen opfert.“ Kaum hatte er ausgeredet, als ein Lobgesang von tausend verschiedenen Stimmen erklang.“ — Und siehe, dieser Lobgesang ist nach dem Englischen des Thomson. Denn Sie wissen wohl, daß wir im Traume nicht Neues erfinden, sondern uns nur mit oft ungeheuern Zusammensetzungen und Trennungen alter Ideen behelfen. Herr Dusch ist folglich aus Gründen der Psychologie zu entschuldigen, daß er keine neue Hymne singen läßt. —

Nachdem der Lobgesang zu Ende ist, erfolget eine Stille, und über diese Stille erwacht der Träumer! Sehr wohl! Ein ähnliches Erwachen haben wir an des Schmieds Hunde in der Fabel, der unter dem Getöse der Hämmer sehr ruhig schlief und nicht eher erwachte, als bis die Hämmer ruhten und ihn die erfolgte Stille zum Essen rief.[1])

Der Beschluß künftig.

1) In der Aesopischen Fabel Χαλκεὺς καὶ κυνάριον (Halm, 413). — A. d. H.

XXIV. Den 14. Junius 1759.

Beschluß des einundvierzigsten Briefes.

Und nun sagen Sie mir, kann man sich eine elendere Fiction gedenken als diesen Traum des Herrn Dusch? — Aber vielleicht argwohnen Sie, daß er nur in meinem Auszuge so elend geworden sei. — Wie könnten Sie zwar das argwohnen, und welchen Bewegungsgrund könnte ich haben, Ihnen etwas elender einzubilden, als es in der That ist?

Dem ohngeachtet sehen Sie hier noch eine andere Erdichtung dieses Dichters! Ich will mich die Mühe nicht dauern lassen, sie Ihnen in ihrem ganzen Umfange abzuschreiben. Und wenn diese nicht ebenso elend ist als der Traum, so will ich es Ihnen erlauben, mich dort für einen Verfälscher zu halten.

Herr Dusch will uns in seinem September*) die Lehre, daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich schädlich nannten, durch ein Beispiel einprägen. Lesen Sie!

„Der Sturmwind zerriß dem Alcest seine Hütte am Strande der See. In was für Verwünschungen und Klagen brach er wider den Himmel aus, der ihn gesandt hatte! „Welch ein elendes Leben," rief er zu den Felsen, „ist das meinige! Kaum kann ich mir mit den Arbeiten meiner Hände das Brod erwerben, das meine Nothdurft fordert! Unfruchtbar fließt mein Schweiß. Mit der Sonne stehe ich auf, und die Mitternacht bringt mir erst die Stunde des Schlafes. Aus der Tiefe des unsichern Meeres muß ich meine Nahrung ziehen, oft mit Gefahr des Lebens mit dem Ruder die ungetreuen Wellen schlagen und von den Ufern des Todes ein schlechtes Opfer für meinen Tisch holen. Und dennoch, o Himmel, sendest Du Stürme, die meine arme Hütte niederreißen? Soll ich denn, den Ungewittern und Regen, soll ich, allen Beleidigungen des ungütigen Himmels ausgesetzt, auch nicht in der Nacht die Ruhe haben, die alle Wesen wieder vergnügt? Der Vogel schläft unter dem grünen Dache der Blätter. Der Sturm wiegt ihn in den Schlaf, der meine Wohnung zu

*) Seite 93.

Boden reißt. Das Wild ruhet sicher in Höhlen und in warmen Gebüschen, und der Wurm findet im Schooße der Erde eine sichere Ruhestätte: nur ich bin allen Plagen ausgesetzt, und um mich zu quälen, gießt der Himmel alle Ungewitter aus.“

„Mit diesen Klagen und Thränen in den Augen, warf sich voll Unmuth und müde seines Lebens Alcest auf einen moosichten Felsen nieder. Die Nacht umschattete ihn; ein fester Schlaf nahm ihn in die Arme, und der völlig angebrochene Tag öffnete erst seine schweren Augenlider. Traurig stand er von seinem harten Lager auf und wandte seine Augen auf das Meer. Dann suchte er seine Hütte. Die Hütte lag in einem Haufen zusammen, und sein Kahn stand zerschlagen auf dem trocknen Sande. Jetzt brach ein neuer Strom von Thränen aus seinen Augen, und neue Klagen stürzten von seinen Lippen. Verzweifelnd stieg er die Klippe hinunter und wanderte zu seinem Nachen. Aber der Nachen war zertrümmert und seine Hütte darneben ein Steinhaufen. Von wüthender Verzweiflung getrieben, eilte er ans Meer, entschlossen, sein Leben zu endigen und in demjenigen Elemente den Tod zu suchen, das ihn des einzigen Mittels der Erhaltung beraubt hatte. „Nimm auch mein Leben,“ rief er, „nimm dieses elende Leben, Schicksal, das ich nicht mehr erhalten kann!“ Jetzo will er sich in die Wellen stürzen; aber indem er mit einem Blicke das Ufer übersah, fiel ihm ein Schiff ins Gesicht, das auf dem Sande auf die Seite gelehnt lag. Die Masten waren zerbrochen, die Segel zerrissen, und der Kiel stak in einer Sandbank. Jetzo vergaß er seinen Entschluß zu sterben, und Neubegierde und Hoffnung beflügelten seine Füße. Was für Schätze fand er auf diesem unglücklichen Schiffe, das eben der Sturm, der seinen Kahn und seine Hütte zerschlagen, an diesen Strand getrieben hatte! Wie vergaß er zu seufzen, und nennte das Ungewitter ein Mittel seines Glücks und den Himmel gütig und weise, der ihm den Sturm gesandt hatte! Tausendfach war ihm sein Verlust ersetzt, und eben der Sturm, den er verwünschte, bereicherte ihn.“

Welch ein abscheuliches Beispiel! Abscheulich in allen möglichen Betrachtungen. — Der Held ist ein elender Fischer, und doch spricht dieser elende Fischer natürlich wie der Poet Dusch. Er schlägt die ungetreuen Wellen, er holt von den Ufern des Todes ein schlechtes Opfer. Welch eine Sprache für einen elenden Fischer! Und was muß dieser Fischer sonst für ein Narr sein! Der Sturmwind hat seine Hütte zerrissen; er klagt, er

murret, er ist seines Lebens müde. Aber doch, denkt er, ehe ich mich ersäufe, kann ich ja wohl noch eine Nacht gut schlafen; er wirft sich auf einen moosichten Felsen nieder, und ein fester Schlaf nimmt ihn in die Arme. Gewiß, dieser feste Schlaf eines Unglücklichen in der Verzweiflung ist ein Meisterzug des Herrn Dusch! Cato schlief kurz zuvor, ehe er sich umbringen wollte, ebenso fest, aber nicht ebenso lange. Der Fischer ist ein doppelter Cato; der völlig angebrochene Tag öffnet erst seine schweren Augenlider! Anstatt aber daß er seinen Rausch der Verzweiflung sollte ausgeschlafen haben, wird er noch einmal so wüthend, als er gestern war. Bei ihm hieß es nicht: la nuit porte avis. Er ist fest entschlossen, sein Leben zu enden. — Und nun geben Sie Acht; der Fischer des Herrn Dusch ist nicht blos ein Narr, der es erst beschlafen muß, ob er sich ersäufen soll oder nicht, er ist das größte menschliche Ungeheuer, das je gewesen oder erdichtet worden! Er kömmt an den Strand und entdeckt ein verunglücktes Schiff; er entdeckt, daß vielleicht hundert Andere durch den Sturm hundertmal mehr verloren haben als er selbst. Was hätte diese Entdeckung bei ihm wirken müssen, wenn ihm Schöpfer Dusch nur einen Funken Menschheit gegeben hätte? Hätte sie seine Verzweiflung nicht noch höher treiben müssen? Welch ein Herz muß das sein, von dem es in einem solchen Falle heißen kann: „er vergaß seinen Entschluß zu sterben, und Neubegierde und Hoffnung beflügelten seine Füße." Herr Dusch fragt an einem andern Orte:*) „Um mich zu trösten, wenn meine Wunde blutet, soll ich einen Andern an der seinigen mit dem Tode ringen sehen? Es sind tausend Schmerzen noch heftiger als der meinige; ein so schrecklicher Gedanke, der in Verzweiflung stürzen muß, sollte mich ermuntern können?" -- Doch diese bessern Gesinnungen im November konnte Herr Dusch freilich im September noch nicht haben.

Aber lassen Sie mich dieses Beispiel noch auf einer andern Seite ansehen. Es ist wahr, es enthält gewissermaßen den allgemeinen trostreichen Satz: daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich schädlich nannten. Aber enthält es nicht auch zugleich einen andern, der nichts weniger als trostreich ist? Diesen nämlich, daß das Unglück Vieler oft das Glück eines Einzigen wird. Es ist wahr, wäre der Sturm, der die Hütte des Fischers niederriß, nicht gewesen, so hätte itzt auch kein

*) Seite 221.

reiches Schiff an den Strand können geworfen werden, durch dessen Plünderung der Fischer seinem Schaden so wohl beikam. Aber muß denn deswegen ein reiches Schiff scheitern, um einen Fischer den Verlust seiner elenden Hütte vergessen zu machen? Kann sich der Unzufriedene, der dieses Beispiel lieset, nicht ebensowohl an die Stelle Derjenigen setzen, die an dem verunglückten Schiffe Theil haben, als an die Stelle des Fischers? —

Und nun lassen Sie mich meinen Brief einmal schließen. Der Mann hat mich angesteckt, von dem die Rede ist. Auch Herr Dusch weiß niemals das Ende zu finden, er mag schreiben, wovon er will. Er fängt lieber zehnmal wieder von vorne an, als daß er da aufhören sollte, wo seine Gedanken aufhören. — Kann ich aber meinen Brief schließen, ohne vorher feierlich zu protestiren, daß ich darum nicht ganz und gar nichts von Herrn Duschen halte? Er könnte wirklich ein guter Schriftsteller geworden sein, wenn er sich in die ihm zukommende Sphäre hätte einschließen wollen.[1]) Und diese haben ihm die Verfasser der Bibliothek deutlich genug angewiesen. Herr Dusch hat nicht Witz und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu sein, und, ein Philosoph zu sein, nicht genug Scharfsinn und Gründlichkeit. Er hat aber von Beiden etwas und ohngefähr gleich so viel, als dazu gehört, ein erträgliches moralisches Lehrgedichte zu machen. Dieses mache er und lasse sich ja weder von seinen Freunden noch von seiner Eitelkeit verführen, Werke de longue haleine zu unternehmen, welche Anlage, Erdichtungen und Oekonomie erfordern!

Keine Stelle in den ganzen Schilderungen, die mir wenigstens in die Augen gefallen ist, hat mir mehr gefallen als die Ausschweifung über die Gewalt der Mode, im October.*) Ich habe so viel schlechte Brocken für Sie daraus abgeschrieben, daß Sie mich für neidisch halten könnten, wenn ich Ihnen nicht auch noch einige gute mittheilte. Wie gesagt, hier und da eine sittliche Betrachtung, ein Charakter, ein satirischer Zug gelingt dem Herrn Dusch; und das ist es auch Alles, was er zu der ihm angerathenen Dichtungsart nöthig hat.

„Siehe, Alles in der Stadt unterwirft sich dieser veränder=

*) Seite 159.

1) Als Dusch das später gethan hat, nennt Lessing im 6 Stück der „Hamburgischen Dramaturgie" ihn sogar einen Dichter, „der es mehr als irgend ein anderer versteht, tiefsinnigen Verstand mit Witz aufzuheitern und nachdenklichem Ernste die gefällige Miene des Scherzes zu geben." — A d. H.

lichen dummen Göttin. Was wir am Häufigsten sehen, dünkt uns am Anständigsten, und der Irrthum dienet uns statt der Wahrheit, wenn er gemein geworden ist.

„Frage den halbsehenden Visto, warum er sich so sehr in Bilder verliebt hat, die er doch durch die Brille betrachten müßte, wenn er wissen wollte, was sie vorstellen. Er wird Dir sagen, der Geschmack habe ihn verführt; aber vielleicht sagt er zugleich einem Vertrauten leise ins Ohr: es ist Mode, Geschmack zu haben. Denn er starrt mit einer gleichen Bewunderung ein elendes Geschmiere und das Meisterstücke eines van Dyk an. Was machte, daß sein Landgut in andere Hände fiel? Ach, grausamer Lorraine, fünf Deiner verblichenen Landschaften. —

„Dort tanzt der zarte Curio. Alles bewegt sich, Alles lächelt an ihm. Seht doch seinen Federhut, seinen vergoldeten Rock, seinen kostbaren Ring, seine weiße Hand und seine reiche Weste an! Mit ihm schwatzet die Schöne von Büchern, vom Schauplatze oder vom Grandison. Diesem mit sich selbst vergnügten Anbeter aller Schönen erlaubet sie, an ihrem werthen Nachttische zu sitzen. — Es ist leichter, ruft der Weichling, ein siegendes Heer anzuführen oder ein sinkendes Land zu erhalten, als der schönen Flavia Haare zu kräuseln, oder einen Tanz anzuführen, oder neue französische Moden nachzuahmen. —

„Mode erhält meistens die Stadt geschäftig. Ob es Zeit sei, zum Tanze oder zum Tempel zu gehen, Zeit, zu spielen oder zu beten, zu glauben oder sich zu kleiden, zu lachen oder zu trauern: Alles bestimmt die Mode, die über alle Geschäfte und Stunden des Tages gebietet. Noch in der letzten Stunde ihres Lebens bekannte Cephise die Herrschaft, die die Mode in ihrem Leben über ihr Herz gewonnen hatte. Mitten in ihrem Gebete, als ihre traurigen Freunde mit gefalteten Händen um ihr Bette standen, rief sie ihre Bediente zu sich: „In Atlas sollst Du mich kleiden, und dann soll meine Leiche sechs Tage lang zur Schau stehen; sechs Tage gebietet die Mode.“

„„Eine Räthin und keine Carosse, und keine Bediente? Kinder würden über mich lachen, wenn sie sähen, daß ich meine Füße zum Gehen brauchen könnte! Wir dürfen nicht so stark sein!“ sagte die junge Narcisse zu ihrem Gemahl. — „Aber wie?“ versetzte er, „bedenken Sie doch! Eine Carosse und Bediente! Ich müßte als ein Betrieger zu Grunde gehen.“ — „Und wollten Sie Sich noch bedenken, wenn es die Mode so will?““ — G.

XXV. Den 21. Junius 1759.

Dreiundvierzigster Brief.

Der alte Logau ist erschienen, und ich eile, Ihnen mein Versprechen zu halten.*) Er ist in aller der Sauberkeit und Pracht erschienen, die ein classischer Schriftsteller verdienet. Die Herausgeber sind die Herren Ramler und Lessing.**)

„Friedrich von Logau," sagen sie in ihrer Vorrede, „ist mit allem Rechte für einen von unsern besten Opitzischen Dichtern zu halten, und dennoch zweifeln wir sehr, ob er vielen von unsern Lesern weiter als dem Namen nach bekannt sein wird. Wir können uns dieses Zweifels wegen auf verschiedene Umstände berufen. Ein ganzes Jahrhundert und drüber haben sich die Liebhaber mit einer einzigen Auflage dieses Dichters beholfen; in wie Vieler Händen kann er also noch sein? Und wenn selbst Wernike Keinen kennen will, der es gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes Buch voll Sinngedichte zu schreiben; wenn er dem Urtheile seines Lehrers, des berühmten Morhof's, daß insbesondere die deutsche Sprache ihrer vielen Umschweife wegen zu dieser Gattung von Gedichten nicht bequem zu sein scheine, kein Beispiel entgegenzustellen weiß: so kann er unsern Logau, seinen besten, seinen einzigen Vorgänger, wohl schwerlich gekannt haben. Ist er aber schon damals in solcher Vergessenheit gewesen, wer hätte ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus gerissen? Ein Meister oder ein Kohn gewiß nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beispiele aus ihm anführen, aber so unglückliche Beispiele, daß sie unmöglich einem Leser können Lust gemacht haben, sich näher nach ihm zu erkundigen."

Sind Sie begierig, diesen Meister und diesen Kohn näher zu kennen? Meister gab 1726 ein elendes Büchelchen heraus unter dem Titel: Anweisung und Exempel mehren-

---

*) S. den 36sten Brief [oben S. 129].

**) Friedrich's von Logau Sinngedichte. Zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler und G. E. Lessing. Leipzig 1759. In der Weitmannischen Buchhandlung. Ein Alphabet, 12 Bogen.

theils lustiger und annehmlicher Epigrammatum, aus vielen Autoribus zusammengelesen. Und John schrieb einen Parnassum Silesiacum, sive Recensiones Poetarum Silesiacorum, quotquot vel in patria vel in alia etiam lingua Musis litarunt, wovon die erste Centurie 1728 herausgekommen. Beide gedenken zwar unsers Dichters, fertigen ihn aber ungemein kalt ab; und es ist wahr, die Beispiele, die sie aus ihm anführen, sind sehr deutliche Beweise von ihrem elenden Geschmacke. John führt zum Exempel folgendes an:

„Mistjunker.
„Ein zartes Mutterkind, das nie vom Haus entnommen,
Ist einem Ochsen gleich, der nie vom Stall gekommen."

Und gleichwohl sagt er: quae quidem Epigrammata leporibus suis et salibus non destituuntur.

„Wir könnten," fahren die Herren Herausgeber fort, „eine lange Reihe von Kunstrichtern, von Lehrern der Poesie, von Sammlern der gelehrten Geschichte anführen, die alle seiner entweder gar nicht oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein" ꝛc. —

In dieser Reihe würde ohne Zweifel auch Herr Professor Gottsched seinen Platz finden. Dieser Mann, der sich mit seiner Kenntniß unsrer alten Dichter so breit macht, nennt ihn in dem Register zu seiner Dichtkunst Salomon Logau; eine seltsame Vermischung seines wahren und angenommenen Namens. Er hat auch nie ein Muster aus ihm angeführt, welches er doch aus Opitzen, Flemmingen, Dachen, Tscherningen und Andern gethan hat. Desgleichen würde das Jöcher'sche allgemeine Gelehrtenlexikon hier eine Verbesserung erhalten können. Es sagt nämlich von unserm Logau: „Er hat den Ruhm und Beinamen des schlesischen Peirescius[1]) erhalten und Christ. Gryphii, seines vertrauten Freundes, Entwurf der Ritterorden wider dessen Willen drucken lassen." Allein dieses ist nicht von ihm, sondern von seinem Sohne, dem Freiherrn Balthasar Friedrich von Logau, zu verstehen.

Doch die Herausgeber haben solche Kleinigkeiten ihrer Mühe nicht werth geachtet. „Und wozu," sagen sie, „sollten uns diese Beweise dienen, daß Logau unbekannt gewesen ist? Ein jeder Leser, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieses auch ohne Beweis."

1) Nicolas-Claude Fabry, seigneur de Peiresc (1580—1637), ein Mäcenas, der mit allen bedeutenden Gelehrten Europa's correspondirte. — A. d. H.

— Sie bringen dem ohngeachtet im Vorbeigehen noch zwei Beweise an, die ihr Vorgeben außer allem Zweifel setzen. Der erste ist dieser: Logau war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er 1648 unter dem Namen des Verkleinernden aufgenommen ward; gleichwohl aber rechnet ihn der Sprossende[1]) in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft unter diejenigen Glieder nicht, die sich durch Schriften gezeigt haben. Der zweite Beweis ist von S. v. G. auferweckten Gedichten hergenommen. Schon nämlich im Jahr 1702 bekam ein Ungenannter den Einfall, einen Auszug aus den Sinngedichten unsers Logau zu machen, und wenn er berechtiget war, diesen Auszug auferweckte Gedichte zu nennen, so ist es ja wohl unleugbar, daß sie vorher schon begraben gewesen sind. „Unterdessen," sagen die Herausgeber, „ist dieser Ungenannte vielleicht Schuld, daß Logau noch tiefer in die Vergessenheit gerieth und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte." Es ist unglaublich, welche Freiheit er sich mit seinem Autor genommen hat; unter hundert Sinngedichten ist nicht eines unverstümmelt geblieben, und doch sieht man meistentheils auch nicht die geringste Ursache, warum er uns seine vermeinten Verbesserungen aufdringen wollen. Ich will einige Exempel davon anführen; denn ich weiß, Ihre Neugierde ist größer, als der Ekel sein kann, den sie Ihnen verursachen werden. Die vier Hirtinnen ist eines von den feinsten Sinngedichten des Logau; wenn man ihm einige gezwungene Ausdrücke nehmen könnte, so würde es ein kleines Meisterstück sein. Es lautet so:

> „Chloris, Doris, Iris, Ciris liebten einen Hirten Alle;
> Ihm zu weisen mit dem Werke, daß er Jeder wohlgefalle,
> Krönte Chloris ihn mit Blumen; Doris bracht' ihm Honigschnitte;
> Iris grüßet' ihn mit Lächeln; Ciris faßt' ihn in die Mitte,
> Küßte seinen Mundrubin. Ihm behagte nur das Küssen,
> Und er überließ der Ciris Krone, Honig und das Grüßen."

Aber welch ein plumpes, widerwärtiges Ding hat der Ungenannte daraus gemacht!

> „Chloris, Doris, Iris, Ciris liebten Einen in die Wette;
> Chloris krönte ihn mit Blumen, Doris gab ihm Honig ein,
> Iris grüßte ihn mit Lachen; Ciris wollt' die Klügste sein:
> Sie behielt den Schäfer Thyrsis; denn sie führte ihn aufs Bette."

---

1) Georg Neumark. Seine Beschreibung „Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum" erschien Nürnberg 1668. — A. d. H.

Solche Nichtswürdigkeiten kritisiren sich selbst. Ich darf die übrigen also blos nur unter einander setzen.

Logau.

„Ohne Noth wird Die bewacht,
Die auf Unzucht nie gedacht.
Nur vergebens wird bewacht,
Die auf Unzucht hat gedacht."

Der Ungenannte.

„Ohne Nutz wird Die bewacht,
Die auf Geilheit ist bedacht;
Denn der kleinste Buhlerstich
Ist für sie ein Dieterich."

Logau.

„Friß die Schafe selbst: (eine gute List!)
So erfährst Du nicht, daß der Wolf sie frißt."

Der Ungenannte.

„Die Schafe fressen selbst, ist der Tyrannen List.
Denn so vernimmt man nicht, daß sie der Wolf auffrißt."

Logau.

„Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen,
Doch Fuß hat Haupt hinweggetragen:
Man schlag' ihn, rath' ich, auf den Fuß,
Damit er liegen bleiben muß."

Der Ungenannte.

„Wenn man den Feind aufs Haupt geschlagen,
So hat der Fuß ihn weggetragen:
Man schlag' ihn lieber vor die Scheiben,
So muß er fein beliegen bleiben."

Und so sind die Verbesserungen des Ungenannten alle. Daß er dabei gleich die allervortrefflichsten Stücke seines Dichters ganz übersehen und gar nicht gerettet hat, ist ein Fehler, den man so einem Stümper kaum aufmutzen darf. Er hat seine Sammlung dafür mit Stücken von andern Verfassern bereichert, die, überhaupt davon zu reden, höchst elend sind; und selbst diejenigen, die er von Canitzen und Bessern eingerücket hat, sind kaum mittelmäßig.

Ein einziges habe ich darin entdeckt, welches so vortrefflich ist, daß ich es unmöglich länger darin kann vergraben sein lassen.[1]) Es hat einen H. M. zum Verfasser, und wer mag wohl dieser M. sein? Ein Menantes ist es gewiß nicht.

„Belise und Thyrsis.
„Belise starb und sprach im Scheiden:
„Nun, Thyrsis, nun verlass' ich Dich!
Ich stürbe willig und mit Freuden,
Liebt' Eine Dich so sehr als ich."
„„Ach," sprach er, „mag Dich das betrüben?
Belise, nur Dein Tod ist schwer!
Kannst Du mich selbst nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr.""

Welchem von unsern neuesten zärtlichen Dichtern würde dieses kleine Lied nicht Ehre machen? — O wahrhaftig, das schlechte Buch ist rar, in welches sich gar nichts Gutes, auch nicht von ohngefähr, eingeschlichen hätte! —

Doch wieder auf den Logau zu kommen. Von seinen Lebensumständen haben die Herren Herausgeber nur wenig entdecken können. Er war im Jahr 1604 geboren; er bekleidete die Stelle eines Kanzleiraths bei dem Herzoge zu Liegnitz und Brieg, Ludewig dem Vierten, und starb 1655. Sie erwähnen unter seinen Vorfahren des George von Logau auf Schlaupitz, eines der besten lateinischen Dichter in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Auch unter seinen Nachkommen hätten sie einen Dichter, und zwar einen deutschen Dichter finden können, nämlich den Herrn Heinrich Wilhelm von Logau und Altendorf, welcher 1737 ein Poetisches Vergnügen herausgab.[2]) Sie werden ihn auch ohne Zweifel gekannt, aber es nicht für anständig gehalten haben, neben einem so großen Ahnen poetischen Andenkens einen Enkel zu nennen, der weiter nichts als ein Reimer ist.

Logau hatte anfangs nur eine Sammlung von zweihundert Sinngedichten herausgegeben, die, wie er selbst sagt, wohl auf-

---

1) Das Liedchen, das zuerst in „Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesenen Gedichten", Leipzig 1697. II. 243, gedruckt ist, rührt von dem Berliner Hofpoeten Johann von Besser her (s. dessen Schriften, herausgegeben von Joh. Ulr. König. Lpz. 1732. II. 386). Lessing's Lob hat wohl veranlaßt, daß Ramler es in seine „Lieder der Deutschen" und den zweiten Theil der „Lyrischen Blumenlese" aufnahm. — A. d. H.

2) Gottsched nennt von Demselben unter dem Jahre 1737 ein Schauspiel Hildegardis („Nöth. Vorrath", I. 310). — A. d. H.

genommen worden.[1]) Die Herausgeber vermuthen nicht unwahrscheinlich, daß dieses im Jahr 1638 müsse geschehen sein. Sechzehn Jahr endlich darauf trat die vollständige Sammlung an's Licht, welche sie bei ihrer Ausgabe zum Grunde gelegt haben. — Und nun sehen Sie, Ihre Vermuthung ist eingetroffen. Sie haben sie nicht von Wort zu Wort abdrucken lassen; denn dreitausend fünfhundert und dreiundfunfzig Sinngedichte können unmöglich alle gut, alle aufbehalten zu werden würdig sein. Sie haben ihren Dichter auf sein Drittheil herabgesetzt, und hören Sie doch, was sie dabei anmerken! „Das ist unter allen Nationen," sagen sie, „immer ein sehr vortrefflicher Dichter, von dessen Gedichten ein Drittheil gut ist." — Der Ausspruch ist strenge, aber ich glaube doch, er ist wahr. Das ausgesuchte Drittheil haben sie alsdenn in zwölf Bücher vertheilet, die durch ein paar dazu bequeme Sinngedichte zum Anfange und zum Schlusse in ein scheinbares Ganze verbunden werden. Der Anfang des ersten z. E. ist folgender:

„Von meinem Buche.
„Daß mein Buch, sagt mir mein Muth,
Noch ganz böse, noch ganz gut.
Kommen drüber arge Fliegen,
Bleibt gewiß Gesundes liegen,
Und das Faule findet man;
Kommen aber Bienen dran,
Wird das Faule leicht vermieden
Und Gesundes abgeschieden."

Und der Schluß des zehnten:

„An den Leser.
„Leser, wie gefall' ich Dir? —
Leser, wie gefällst Du mir?"

Nach dem Inhalte oder dem Tone der Sinngedichte haben sie sich bei ihrer Abtheilung zwar nicht gerichtet; doch scheint es mir, als ob sie es bei dem einzigen sechsten Buche hätten thun wollen. In diesem nämlich hat fast jedes Stück eine gewisse Feinheit, Naivität, Zärtlichkeit, ja nicht selten Schalkhaftigkeit, und Logau erscheint da ganz als unser deutscher Catull, wenn er nicht oft noch etwas Besseres ist. Urtheilen Sie selbst!

---

1) Erstes Hundert Teutscher Reimen-Sprüche Salomon's von Golaw. In verlegung David Müller's Buchhendl: seel. Erben in Breßlaw. M.DC.XXXVIII. 57 Bl. 12., enthält 200 Sinngedichte. — A. d. H.

„Ursprung der Bienen.
„Jungfern, habt Ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?
Oder habt Ihr nicht erfahren,
Was der Venus widerfahren,
Da sie den Adonis liebte,
Der sie labt' und auch betrübte?
„Wann im Schatten kühler Myrten
Sie sich kamen zu bewirthen,
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückisch Bübeln,
Wollten ohne süßes Küssen
Nimmer keine Zeit vermissen,
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine große Menge,
Küßten immer in die Wette,
Eines war des Andern Klette.
Bis es Venus so verfügte,
Die dies Thun sehr wohl vergnügte,
Daß die Geister, die sie hauchten,
Immer blieben, nie verrauchten;
Daß die Küsse Flügel nahmen,
Hin und her mit Heeren kamen,
Füllten alles Leer der Lüfte,
Wiese, Thal, Berg, Wald, Feld, Klüfte,
Paarten sich zum Küssen immer,
Hielten ohne sich sich nimmer,
Saßen auf die Menschentöchter,
Machten manches Mundgelächter,
Wenn sie sie mit Küssen grüßten,
Wenn sie sie mit Grüßen küßten.
„Aber Neid hat scheel gesehen,
Und Verhängniß ließ geschehen,
Daß ein schäumend wilder Eber
Ward Adonis' Todtengräber.
„Venus, voller Zorn und Wüthen,
Hat gar schwerlich dies erlitten.
Als sie mehr nicht konnte schaffen,
Ging sie, ließ zusammenraffen
Aller dieser Küsse Schaaren,
Wo sie zu bekommen waren,

Machte draus die Honigleute,
Daß sie gäben süße Beute,
Daß sie aber auch darneben
Einen scharfen Stachel gäben,
So wie sie das Küssen büßen
Und mit Leid ersetzen müssen.
„Sag' ich dieses einem Tauben,
Wollt Ihr Jungfern dies nicht glauben,
Wünsch' ich Euch für solche Tücke,
Daß Euch Küssen nie erquicke!
Glaubt Ihr's aber, o so schauet,
Daß Ihr nicht dem Stachel trauet!"

Welch eine glückliche Fiction! Mit wie viel kleinen Bildern ausgezieret! In welch einer ungekünstelten, anständig tändelnden Sprache vorgetragen! Und auf welche ernsthafte Wahrheit angewandt! Hier sind noch einige aus diesem Buche:

„Rückkunft vom Freunde, Ankunft zur Freundin.

„Da, wo ich itzo war, da war mir herzlich wohl,
Wohl wird mir wieder sein, wohin ich kommen soll.
Gunst ohne Falsch war hier, dort ist Lieb' ohne List;
Hier ward ich sehr geehrt, dort werd' ich schön geküßt;
Beim Freunde war ich itzt, zur Freundin komm' ich nun;
Hier that der Tag mir Guts, dort wird die Nacht es thun."

„Auf die Pulchra.

„Dreierlei vergöttert Dich: Daß Du bist so wunderschön,
Und so wunderkeusch, und daß beide Ding' beisammen stehn."

„An einen Bräutigam.

„Wenn Du die Braut ins Bette rufst, so wehrt sie sich beim Bitten;
Nicht bitte! denn sie hat schon selbst viel vom Verzug erlitten."

Ich will Ihnen unterdessen nicht einbilden, daß alle beibehaltene Stücke von gleichem Werthe sind. Die Herren Herausgeber erkennen es selbst; „aber genug," sagen sie, „daß in dem unbeträchtlichsten noch stets etwas zu finden sein wird, warum es unsrer Wahl werth gewesen. Ist es nicht allezeit Witz, so ist es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetisches Bild, ein starker Ausdruck, eine naive Wendung und dergleichen." — Und das muß man ihnen zugestehen! Der gute und große Sinn be-

sonders macht eine Menge von Logau's Sinngedichten zu so vielen güldenen Sprüchen, die von allen Menschen ins Gedächtniß gefaßt zu werden verdienen.

„Einfältiges Gebet.
„Die Einfalt im Gebet ist großer Witz vor Gott;
Genug, wer ihm vertraut und nennet blos die Noth."

„Freundschaft.
„Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt, für Früchte Blumen handeln."

Kurz, es ist nichts weniger als eine Uebertreibung, wenn die Herausgeber sagen: „Es ist unwidersprechlich, daß wir in unserm Logau allein einen Martial, einen Catull und Dionysius Cato besitzen."

XXVI. Den 29. Junius 1759.

Vierundvierzigster Brief.

Es war der bloße Logau, von welchem ich mich mit Ihnen in meinem vorigen Briefe unterhielt, und ich habe davon noch nichts erwähnt, wie sehr sich auch außer der guten Wahl die Herren Herausgeber um ihn und zugleich um alle Liebhaber der deutschen Sprache verdient gemacht haben.

Sie sind nämlich mit ihrem Dichter wie mit einem wirklichen alten classischen Schriftsteller umgegangen und haben sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die kritischen Erythräi[1]) desselben zu werden. Ihren Anmerkungen über seine Sprache haben sie die Gestalt eines Wörterbuchs gegeben, und sie merken mit Grunde an, „daß ähnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unserer Sprache sein würden."

„Die Sprache des Logau," sagen sie, „ist, überhaupt zu reden, die Sprache des Opitz und der besten seiner Zeitverwandten und Landesleute. Und wenn Tscherningen hierin die erste

1) Der Venetianische Jurist Nicolaus Erythräus, aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, gab 1539 den Virgil mit Scholien und einem Inder heraus und machte auch Indices zu andern Dichtern, die nicht gedruckt sind. — A. d. H.

Stelle nach Opitzen gebühret, so gebühret die erste Stelle nach Tscherningen unserm Logau. Das Sinngedicht konnte ihm die beste Gelegenheit geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutsche Sprache zu allen Gattungen von Materie unter der Bearbeitung eines Kopfes erhält, der sich selbst in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine Worte sind überall der Sache angemessen: nachdrücklich und körnicht, wenn er lehrt; pathetisch und vollklingend, wenn er straft; sanft, einschmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe spricht; komisch und naiv, wenn er spottet; possierlich und launisch, wenn er blos Lachen zu erregen sucht."

Von der Sprachenmengerei, die zu seinen Zeiten schon stark eingerissen war, zeigen sie, daß er völlig frei gewesen ist. Was er mit einem deutschen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateinischen oder französischen aus, und er hat verschiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunstwörter nicht unglücklich übersetzt. Z. E. Accentus durch Beilaut, Inventarium durch Fundregister, Profil durch Durchschnitt, und zwar nicht nur von Gebäuden, sondern auch von einem Gesichte, welches der Maler blos von der Seite genommen hat; Anatocismus durch Wiederzins ꝛc. Doch war er hierin kein übertriebener Purist, sondern er spottet vielmehr über die zu weit gehenden Neuerungen des Zesen, der damals zu gottschedisiren anfing.

Es unterscheidet sich aber seine Sprache von derjenigen, welcher sich itzt unsere besten Schriftsteller bedienen, vornehmlich in zwei Stücken, in gewissen Wörtern und Fügungen nämlich, die wir, es sei nun mit Recht oder mit Unrecht, haben veralten lassen, und in verschiedenen Eigenthümlichkeiten, die er aus der besondern Mundart seiner Provinz beibehalten hat. Von jenen sagen die Herren Herausgeber: „Wir haben alle sorgfältig gesammelt, so viele derselben bei unserm Dichter vorkommen, und haben dabei nicht allein auf den Leser, der sie verstehen muß, sondern auch auf diejenigen von unsern Rednern und Dichtern gesehen, welche Ansehen genug hätten, die besten derselben wieder einzuführen. Wir brauchen ihnen nicht zu sagen, daß sie der Sprache dadurch einen weit größern Dienst thun würden, als durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiß ist, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf so bald geben möchte. Noch weniger brauchen wir sie zu erinnern, wie ein veraltetes Wort auch dem ekelsten Leser durch das, was Horaz callidam juncturam nennt, annehmlich zu machen ist." — Und über die Provincialsprache ihres

Dichters erklären sie sich folgendermaßen: „Die schlesische Mundart ist deswegen einer kritischen Aufmerksamkeit vor allen andern Mundarten würdig, weil wir in ihr die ersten guten Dichter bekommen haben. Die Vortheile, welche diese Männer an eigenen Wörtern, Verbindungsarten und Wendungen darin gefunden haben, verdienen, wo nicht für allgemeine Vortheile der Sprache angenommen, doch wenigstens gekannt und geprüft zu werden."

Auf diese beiden Stücke haben sie also in ihrem Wörterbuche ihr vornehmstes Augenmerk gerichtet, von welchem ich Ihnen unmöglich anders einen nähern Begriff machen kann, als wenn ich einige Artikel daraus entlehne und Sie von diesen auf die übrigen schließen lasse. Verschiedene allgemeine Anmerkungen, die in dem Wörterbuche selbst keine fügliche Stelle finden können, machen den Anfang. Z. E. Logau braucht sehr häufig das Beiwort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort. Er sagt:

„Seither ist unser Frei in Dienstbarkeit verkehret.
— — — Ein solches Klug,
Dafür ein keuscher Sinn Entsetz und Grauen trug.
— — — — —
Bei welchem freies Wahr, der Freundschaft Seele, wohnt,"

für Freiheit, Klugheit, Wahrheit. Die Vortheile, welche dieser Gebrauch besonders einem Dichter verschaffen kann, sind so groß, daß eine bescheidene Nachahmung wohl schwerlich zu mißbilligen wäre. Ich sage aber mit Fleiß: eine bescheidene Nachahmung; denn ich fürchte mich schon im Voraus vor den kleinen Affen, die dergleichen substantive Neutra mit einer Verschwendung brauchen dürften, daß wir die wahren Substantiva davon ganz und gar nicht zu haben scheinen könnten. Was ich aber unserer Nachahmung oder vielmehr unserer uneingeschränktesten Aufnahme für noch weit würdiger halte, ist folgender Gebrauch der Endsilbe lei. Logau setzt nämlich diese Endsilbe, die wir itzt nur bei den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu fast allen Arten von Fürwörtern und erlangt dadurch (wie man es nun nennen will) ein Nebenwort oder ein unabänderliches Beiwort von besonderm Nachdrucke. Z. E.

„Zu etwas Großem noch wird Sordalus wohl werden;
Denn seinerlei Geburt ist nicht gemein auf Erden."

Wie kurz und bequem ist dieses seinerlei, und wie weitschweifig müssen wir itzt dafür sagen: eine Geburt, wie seine war ꝛc. Und so wie er seinerlei sagt, sagt er und andere Alte auch dieserlei, meinerlei, deinerlei ꝛc.

Doch ich eile zu einigen Artikeln aus dem Wörterbuche selbst.

„Bieder, rechtschaffen, nützlich, tapfer. Wir lassen dieses alte, der deutschen Redlichkeit so angemessene Wort muthwillig untergehen. Frisch führt den Passionsgesang: O Mensch, bewein Dein' Sünde groß ꝛc. an, worin es noch vorkomme. Wir wollen nachfolgendes Sinngedicht unsers Logau's in dieser Absicht anführen (III. 37):

„Wer gar zu bieder ist, bleibt zwar ein redlich Mann,
Bleibt aber, wo er ist, kömmt selten höher an.

„Biedermann ist zum Theil noch üblich. Bei ihm aber findet man noch andere dergleichen nachdrückliche Composita, als: Biederweib, Biederherz, Biederwesen, Biedersinnen. Und welch ein vortreffliches Wort ist nicht das, welches in dem alten Lobliede auf den wendischen König Anthyrus vorkömmt:

„Sein Sinn war abgericht auf Biederlob und Ehre!

Biederlob ist hier das Lob, welches man als ein Biedermann von einem Biedermanne erhält.

„Brunst, Sinng. 2164.

— — „Denn wilder Thiere Zunft
Hegt nur zu mancher Zeit der süßen Liebe Brunst.

Und dieses ist auch das wahre eigentliche Wort, den Trieb gewisser wilden Thiere zur Vermischung anzuzeigen, derjenigen nämlich, welche dabei brüllen oder brummen. Unwissenheit und Nachlässigkeit haben dieses Wort in Brunst verwandelt, welches von brennen gemacht ist, und haben dadurch Anlaß gegeben, mit diesem letztern schönen und edeln Worte einen unzüchtigen und ekeln Begriff zu verbinden. Noch ist es Zeit, diese nachtheilige Vermischung wieder abzuschaffen. Brunst heißt fervor, ardor, und bedeutet so wenig etwas Uebels, daß es die üble Bedeutung nicht anders als durch ein Beiwort erhalten kann. So sagt z. E. unser Logau: arge Brunst, geile Brunst ꝛc. Brünstig aber, entbrünsten und andere dergleichen abglei-

tete Wörter brauchen Opitz, Morhof ꝛc. in der besten Bedeutung von der Welt. Frisch in seinem Wörterbuche schreibt zwar: „Brunst sagt man nicht wohl von Wölfen, Luchsen und dergleichen, wie einige Jäger thun, sondern besser Brunst." — Allein man lasse sich nicht irre machen; denn Frisch hat hier offenbar Unrecht; weil die Jäger von Wölfen und Luchsen weder Brunst noch Brunst sagen, sondern beide rollen oder ranzen lassen. S. Döbel's erfahrnen Jäger.

„Demmen. Dieses Zeitwort braucht Logau dem ersten Ansehen nach in zwei ganz verschiedenen Bedeutungen. Einmal heißt es ihm so viel als verdunkeln, demmericht machen. Sinng. 1667.

„Gottes Wort leucht helle,
Gottes Wort lauft schnelle:
Wer denn will es demmen?
Wer denn will es hemmen?

Ein andermal bedeutet es schlemmen, prassen. Anhang 228.

„In vollem Sause leben, nur schlemmen, demmen, zehren ꝛc.

Frisch hat die erstere Bedeutung gar nicht, und aus der zweiten macht er ein besonderes Wort, das er vor sich und nicht unter Demmerung anführet. Es sind aber beide Bedeutungen so verwandt, daß auch mit der zweiten eigentlich der Begriff in der Demmerung zu verbinden ist. Der Spate in seinem Sprachschatze sagt sehr wohl: „Demmen proprie est, noctes conviviis vigilatas ducere, in tenebris perpotare. Statim autem ad quamcunque intemperantiam et helluationem transferri coepit."

„Flitte, die. Sinng. 644.

„Des Nero Meistern nahm die Flitte
Sein Leben hin, wie sein Geblüte ꝛc.

Flitte bedeutet ein Instrument, womit die Ader gelassen wird. Einige wollen, daß es aus dem griechischen Phlebotomum zusammengezogen sein soll. Uns däucht es das Urwort von Flitze zu sein, welches einen Pfeil bedeutet, und wovon das Wort Flitzbogen noch in vielen Provinzen im Gebrauche ist. Uebrigens ist dieses weder die Lanzette, noch der Schnäpper; sondern es ist das alte deutsche Laßeisen, ehe es durch Anbringung einer Schnellfeder verbessert und dadurch zu dem sogenannten Schnäpper gemacht wurde. S. Heister's Chirurgie, S. 380.

„Hinsichern, sich. (XIII. 11.)

„Wenn ein redlich frommer Christ hin sich sichert in das Grab.

Ein Wort, welches Logau ohne Zweifel gemacht hat, und welches an diesem Orte ungemein nachdrücklich ist, indem es so viel sagen will, als: der Christ, der itzt in der Welt nirgends sicher ist, begiebt sich in sein Grab hin, um daselbst gewiß sicher zu sein. Einige Neuere haben dergleichen Wörter ohne Unterschied getadelt, andere haben dergleichen bis zum Ekel gemacht. Dichter von gutem Geschmacke halten das Mittel und gebrauchen solche Ausdrücke desto seltener, je glänzender sie sind. Ein Poet muß sehr arm sein, der seine Sprache nur durch ein einziges Mittel aufzustützen weiß.

„Noch, noch, sagt unser Dichter (I. 1; II. 12.) für weder, noch. Die Fälle sind unzählig, wo das Silbenmaß dem gewöhnlichen weder durchaus zuwider ist; und warum sollten wir es nicht auch noch heute in jenes bequemere noch verändern dürfen? Wenigstens klingt es nicht übel (II. 18.):

„Noch frech wagen,
Noch weich zagen“ ꝛc.

Aber ich will aufhören, abzuschreiben. Ich weiß gewiß, daß Sie den nun erst auferweckten Logau selbst vor die Hand nehmen und studiren werden, sobald Ihnen Ihre Umstände einen anhaltenden Fleiß wieder erlauben.

Dritter Theil.

IV. Den 26. Julius 1759.

Achtundvierzigster Brief.

Sie sollen befriediget werden! — Die großen Lobsprüche, welche der Nordische Aufseher in so manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereizet. Ich habe ihn gelesen, ob ich mir es gleich sonst fast zum Gesetze gemacht habe, unsere wöchentliche Moralisten ungelesen zu lassen.

Kopenhagen hat bereits an dem Fremden (einem Werke des sel. Hrn. Prof. Schlegel's) eine dergleichen Schrift von sehr vorzüglichem Werthe aufzuweisen.[1]) Und nun kann es leicht kommen, daß der Nordische Aufseher ein allgemeines Vorurtheil für die deutschen Werke des Witzes, welche in Dänemark erscheinen, veranlassen hilft. Und würde dieses Vorurtheil auch so ganz ohne Grund sein? — Wenn unsere besten Köpfe, ihr Glück nur einigermaßen zu machen, sich expatriiren müssen; wenn —

O, ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange; ich möchte sonst Alles darüber vergessen; Sie möchten anstatt eines Urtheils über eine schöne Schrift Satire über unsere Nation und

1) Joh. Elias Schlegel, gest. 1749 als außerordentlicher Professor an der 1747 erneuerten Ritterakademie in Soröe, hatte 1745 und 1746 in Kopenhagen die Wochenschrift Der Fremde herausgegeben, die im 5. Theil seiner Werke wieder abgedruckt ist. — A. d. H.

Spott über die elende Denkungsart unserer Großen zu lesen bekommen. Und was würde es helfen? [1]) —

Der Nordische Aufseher hat mit dem fünften Jenner des Jahres 1758 angefangen und hat sich in der Fortsetzung weder an einen gewissen Tag noch an eine gewisse Länge der einzeln Stücke gebunden. Diese Freiheit hätten sich billig alle seine Vorgänger erlauben sollen. Sie würden dadurch nicht nur für ihre Blätter einen gewissen gefallenden Anschein der Ungezwungenheit, sondern auch viel wesentlichere Vortheile erhalten haben. Sie würden ihre Materien nicht so oft haben bald ausdehnen, bald zusammenziehen, bald trennen dürfen; sie hätten sich gewisser Umstände der Zeit zu gelegentlichen Betrachtungen besser bedienen können; sie hätten bald hitziger, bald bequemlicher arbeiten können ꝛc.

Das ganze 1758ste Jahr bestehet aus sechzig Stücken, die einen ansehnlichen Band in klein Quart ausmachen. Der Herr Hofprediger Cramer hat sich auf dem Titel als Herausgeber genennt.*) Wie viel Antheil er aber sonst daran habe; ob er der einzige oder der vornehmste Verfasser sei; wer seine Mitarbeiter sind: davon sucht der Leser vergebens einige nähere Nachricht.[2]) Er muß versuchen, wie viel er davon aus dem Stil und der Art zu denken errathen kann.

Doch die wahren Verfasser itzt aus den Gedanken zu lassen, so giebt der Nordische Aufseher vor, daß er ein Sohn des Nestor Ironside[3]) sei, der ehemals das Amt eines Aufsehers der Sitten von Großbritannien übernahm und mit allgemeinem Beifalle verwaltete. Er heiße Arthur Ironside; seine Mutter

---

*) Der Nordische Aufseher, herausgegeben von Johann Andreas Cramer. Erster Band. Sechzig Stück. Kopenhagen und Leipzig bei Ackermann. 3 Alphab. 12 Bogen.

1) Eine ähnliche Stelle schon im Neuesten aus dem Reiche des Witzes, Monat Mai 1751 (Werke, VIII. S. 50). — A. d. H.

2) Nach dem Inhaltsverzeichniß im dritten Bande ist St. 17, 25, 26, 28, 42, 43, 44, 49 von Klopstock, St. 45 von Meta Klopstock, der Stoff zu St. 51 von Basedow, drei Briefe in St. 14 und 37 von J. F. Barisien, alles Andere, also fast fünf Sechstheile von Cramer selbst. Vgl. Br. 102—112 (unten S. 287 ff.). — A. d. H.

3) Nestor Ironside ist die Charaktermaske, unter welcher Richard Steele (1675—1729) vom März bis Octbr. 1713 seinen Guardian, den Nachfolger des berühmten Spectator, herausgab. Es scheint also, daß Cramer den Titel Aufseher für seine Nachahmung der weitverbreiteten englischen Wochenschriften einem ähnlichen Mißverständniß verdanke, wie Hagedorn seinen „Muntern Seifensieder". Steele wenigstens hat sich unter seinem Guardian nicht einen Aufseher, sondern einen Vormund gedacht. — A. d. H.

sei die Wittwe eines deutschen Negocianten gewesen, die seinen Vater noch in seinem funfzigsten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht habe; und vielleicht habe dieser nur deswegen von ihm geschwiegen, um sich nicht dieser späten Liebe wegen dem muthwilligen Witze der Spötter auszusetzen. Ein besondres Schicksal habe ihn genöthiget, sein Vaterland zu verlassen, und er betrachte nun Dänemark als sein zweites Vaterland, welchem er ohnedem von seinen väterlichen Vorfahren her ebenso nahe als jenem angehöre, indem diese ursprünglich aus einem nordischen Geschlechte abstammten, welches mit dem Könige Knut nach England gekommen sei und durch seine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen desselben beigetragen habe. — Hierauf beschreibt er mit den eignen Worten seines Vaters die Pflichten eines moralischen Aufsehers und sagt: „Da ich schon in einem Alter bin, wo ich die Einsamkeit eines unbekannten und ruhigen Privatlebens nicht verlassen und in Geschäften gebraucht zu werden suchen kann, ohne mich dem Verdachte auszusetzen, daß ich mehr von einem meinen Jahren unanständigen Ehrgeize als von einer uneigennützigen Begierde, meine Kräfte dem allgemeinen Besten aufzuopfern, getrieben würde: so habe ich mich entschlossen, für mein zweites Vaterland zu thun, was mein Vater für England gethan hat."

Auf zwei Punkte verspricht er dabei seinen Fleiß besonders zu wenden, auf die Erziehung der Jugend nämlich und auf die Leitung Derjenigen, welche sich mit Lesung guter Schriften und mit den Wissenschaften abgeben, ohne eigentlich ein Geschäfte aus ihrer Erlernung zu machen. Und er hat auch in der That in Absicht auf Beides in diesem ersten Bande bereits schon Vieles geleistet. — Seine feinsten Anmerkungen über die beste Art der Erziehung hat er in die Geschichte seiner eignen Erziehung gebracht,*) welche mehr als ein Stück einnimmt, in welcher aber vielleicht nicht alle Leser die ekeln Umschweife billigen möchten, mit welchen ihm sein Vater die ersten Gründe der Moral und geoffenbarten Religion beigebracht hat. Er erzählt z. E.:**) Als ihn sein Vater mit den Lehren von der Nothwendigkeit und dem Dasein eines Erlösers der Menschen und einer Genugthuung für sie bekannt machen wollen, so habe er auch hier der Regel, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwerern fort-

*) Stück 46, 47, 48.
**) Stück 50.

zugehen, zu folgen gesucht und sei einzig darauf bedacht gewesen, ihn Jesum erst blos als einen frommen und ganz heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund lieben zu lehren. Allein ich fürchte sehr, daß strenge Verehrer der Religion mit der gewaltsamen Ausdehnung dieser Regel nicht zufrieden sein werden. Oder sie werden vielmehr nicht einmal zugeben, daß diese Regel hier beobachtet worden. Denn wenn diese Regel sagt, daß man in der Unterweisung von dem Leichten auf das Schwerere fortgehen müsse, so ist dieses Leichtere nicht für eine Verstümmlung, für eine Entkräftung der schweren Wahrheit, für eine solche Herabsetzung derselben anzusehen, daß sie das, was sie eigentlich sein sollte, gar nicht mehr bleibt. Und darauf muß Nestor Ironside nicht gedacht haben, wenn er es nur ein Jahr lang dabei hat können bewenden lassen, den göttlichen Erlöser seinem Sohne blos als einen Mann vorzustellen, den Gott „zur Belohnung seiner unschuldigen Jugend in seinem dreißigsten Jahre mit einer so großen Weisheit, als noch niemals einem Menschen gegeben worden, ausgerüstet, zum Lehrer aller Menschen verordnet und zugleich mit der Kraft begabt habe, solche herrliche und außerordentliche Thaten zu thun, als sonst Niemand außer ihm verrichten können.“ — Heißt das, den geheimnißvollen Begriff eines ewigen Erlösers erleichtern? Es heißt, ihn aufheben; es heißt, einen ganz andern an dessen Statt setzen; es heißt mit einem Worte, sein Kind so lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre fassen kann. Und wenn kann es die fassen? In welchem Alter werden wir geschickter, dieses Geheimniß einzusehen, als wir es in unsrer Kindheit sind? Und da es einmal ein Geheimniß ist, ist es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzuflößen, als die Zeit der sich sträubenden Vernunft damit zu erwarten? — Diese Anmerkung im Vorbeigehen!

Was der Nordische Aufseher zum Besten der unstudirten Liebhaber guter Schriften gethan hat, beläuft sich ohngefähr auf sechs oder sieben neuere Autores, aus welchen er nach einer kurzen Beurtheilung besonders merkwürdige und lehrreiche Stellen beibringt. So preiset er z. E. in dem vierten und siebenten Stücke die Werke des Kanzlers Daguesseau an, und zwar mit diesem Zusatze: „Ich kann nicht schließen, ohne zur Ehre dieser Werke und zur Ehre fremder Sprachen zu wünschen, daß sie mit allen andern vortrefflichen Arbeiten des menschlichen Verstandes einem jeden Uebersetzer unbekannt bleiben mögen, der nur mit der

Hand und nicht mit dem Kopfe, der, mit einem Worte Alles zu sagen, nicht wie Ramler und Ebert unter den Deutschen, und nicht wie Lodde unter uns übersetzt." — In dem dreizehnten Stücke redet er von Young's Nachtgedanken und Centaur. Was meinen Sie aber, ist es nicht ein Wenig übertrieben, wenn er von diesem Dichter sagt: „Er ist ein Genie, das nicht allein weit über einen Milton erhoben ist, sondern auch unter den Menschen am Nächsten an den Geist David's und der Propheten grenzet ꝛc. Nach der Offenbarung," setzt er hinzu, „kenne ich fast kein Buch, welches ich mehr liebte, kein Buch, welches die Kräfte meiner Seele auf eine edlere Art beschäftigte, als seine Nachtgedanken." — Die übrigen Schriftsteller, mit welchen er seine Leser unterhält, sind: des Bischofs Buttler's*) Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion; Heinrich Beaumont's**) moralische Schriften; des Hrn. Basedow***) praktische Philosophie für alle Stände; des Marquis von Mirabeau†) Freund des Menschen, und ein sehr wohlgerathenes Gedicht eines dänischen Dichters, des Hrn. Tullin.††)

Dieses letzte Gedicht führet den Titel: Ein Maitag. Es ist, sagt der Aufseher, zwar nur durch eine von den gewöhnlichen Gelegenheiten veranlaßt worden, die von unsern meisten Dichtern besungen zu werden pflegen; es hat aber doch so viel wahre poetische Schönheiten, daß es eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienet. Erfindung, Anlage, Einrichtung und Ausführung verrathen einen von der Natur begünstigten Geist, der noch mehr erwarten läßt. — Dieses Urtheil ist keine Schmeichelei; denn die Strophen, welche er im Originale und in einer Uebersetzung daraus anführt, sind so vortrefflich, daß ich nicht weiß, ob wir Deutsche jemals ein solches Hochzeitgedicht gehabt haben. Schließen Sie einmal von dieser einzigen Stelle auf das Uebrige:

„Unerschaffener Schöpfer, gnädig, weise, dessen Liebe unumschränkt ist, der Du für jeden Sinn, damit man Dich erkennen möge, ein Paradies erschaffen hast, Du bist Alles und Alles in Dir; überall sieht man Deinen Fußtapfen — —

„Du machst den Sommer, den Winter, den Herbst zu Predigern Deiner Macht und Ehre. Aber der Frühling — was soll

*) Stück 9 und 22.
**) Stück 21.
***) Stück 24, 29.
†) Stück 34, 36, 38, 40
††) Stück 52.

dieser sein? O Erschaffer, er ist ganz Ruhm. Er redet zu dem tauben ungläubigen Haufen mit tausend Zungen — —

„Er ist unter allen am Meisten Dir gleich; er erschaffet, er bildet, er belebt, er erhält, er nähret, er giebt Kraft und Stärke; er ist — er ist beinahe Du selbst. Wie wenig wissen von dieser Freude Die, welche in dem Dunste und Staube verschlossner Mauern, wenn die ganze Natur ruft: Komm! unter schweren Gedanken furchtsam lauren.“ rc.

G.

V. Den 2. August 1759.

Neunundvierzigster Brief.

Sie billigen die Anmerkung, die ich über die Methode des Nestor Ironside, seinen Sohn den Erlöser kennen zu lehren, gemacht habe, und wundern Sich, wie der Aufseher eine so heterodoxe Lehrart zur Nachahmung habe anpreisen können. Aber wissen Sie denn nicht, daß itzt ein guter Christ ganz etwas Anders zu sein anfängt, als er noch vor dreißig, funfzig Jahren war? Die Orthodoxie ist ein Gespötte worden; man begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus dem Christenthume gezogen hat, und weichet allem Verdachte der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen weiß. Behaupten Sie z. E., daß man ohne Religion kein rechtschaffner Mann sein könne, und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden lassen, wie Sie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, Sich gar nicht darüber auszulassen, alle sie betreffende Streitigkeiten mit einer frommen Bescheidenheit abzulehnen, o, so sind Sie vollends ein Christ, ein Gottesgelehrter, so völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöse Welt nur immer verlangen wird.

Auch der Nordische Aufseher hat ein ganzes Stück*) dazu angewandt, sich diese Miene der neumodischen Rechtgläubigkeit zu geben. Er behauptet mit einem entscheidenden Tone, daß Rechtschaffenheit ohne Religion widersprechende Begriffe sind, und beweiset es durch — — durch weiter nichts als seinen

*) Stück 11.

entscheidenden Ton. Er sagt zwar mehr als einmal denn; aber sehen Sie selbst, wie bündig sein denn ist. „Denn," sagt er, „ein Mann, welcher sich mit Frömmigkeit brüstet, ohne ehrlich und gerecht gegen uns zu handeln, verdienet mit dem Namen eines Heuchlers an seiner Stirne gezeichnet zu werden; und ein Mensch, welcher sich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernachlässige, ob er sich gleich von demjenigen befreiet achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit begreift, ist — — ein Lügner, muß ich sagen, wenn ich nicht strenge, sondern nur gerecht urtheilen will; weil er selbst gestehet, kein rechtschaffner Mann gegen Gott zu sein. Ist alle Rechtschaffenheit eine getreue und sorgfältige Uebereinstimmung seiner Thaten mit seinen Verhältnissen gegen Andere, und wird eine solche Uebereinstimmung für nothwendig und schön erklärt, so kann sie nicht weniger nothwendig und rühmlich gegen Gott sein, oder man müßte leugnen, daß der Mensch gegen das Wesen der Wesen in wichtigen Verhältnissen stünde." — — Was kann deutlicher in die Augen leuchten, als daß das Wort Religion in dem Satze ganz etwas Anders bedeutet, als er es in dem Beweise bedeuten läßt. In dem Satze heißt ein Mann ohne Religion ein Mann, der sich von der geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, der kein Christ ist; in dem Beweise aber: ein Mann, der von gar keiner Religion wissen will. Dort: ein Mann, der bei den Verhältnissen, die ihm die Vernunft zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe zeiget, stehen bleibt; hier: ein Mann, der durchaus gar keine solche Verhältnisse annehmen will. Diese Verwirrung ist unwidersprechlich, und man muß sehr blödsinnig sein, wenn man sich kann bereden lassen, daß das, was von dem Einen dieser Personen wahr sei, auch von dem Andern gelten müsse. Und können Sie glauben, daß der Aufseher diesen Fechterstreich noch weiter treibet? Aus folgender Schilderung, die er von einem Manne ohne Religion macht, ist es klar. „Polidor, höre ich zuweilen sagen, ist zu bedauern, daß er kein Christ ist. Er denkt über die Religion bis zur Ausschweifung frei; sein Witz wird unerschöpflich, wenn er anfängt, ihre Vertheidiger lächerlich zu machen: aber er ist ein ehrlicher Mann; er handelt rechtschaffen; man wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen können" ꝛc. — Aber mit Erlaubniß! Diesem Polidor fehlt es nicht blos an Religion: er ist ein Narr, dem es an gesunder Vernunft fehlt; und von diesem will ich es selbst gern glauben, daß alle seine Tugenden Tugenden des Temperaments sind. Denn

muß er deswegen, weil er sich von einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, muß er deswegen darüber spotten? Muß er ihre Vertheidiger deswegen lächerlich machen? — Welche Gradation: ein Mann, der von keiner geoffenbarten Religion überzeugt ist; ein Mann, der gar keine Religion zugiebt; ein Mann, der über alle Religion spottet! Und ist es billig, alle diese Leute in eine Classe zu werfen?

Das war also, gelinde zu urtheilen, eine Sophisterei! Und nun betrachten Sie seinen zweiten Grund, wo er das Wort Rechtschaffenheit in einem engern Verstande nimmt und es seinen Gegnern noch näher zu legen glaubt. „Allein," sagt er, „wenn wir unter der Rechtschaffenheit auch nur die Pflichten der gesellschaftlichen Billigkeit und Gerechtigkeit verstehen wollten, so könnte doch vernünftiger Weise nicht vermuthet werden, daß ein Mann ohne Religion ein rechtschaffner Mann sein würde. Eigennutz, Zorn, Eifersucht, Wollust, Rache und Stolz sind Leidenschaften, deren Anfälle jeder Mensch empfindet, und wer weiß nicht, wie gewaltig diese Leidenschaften sind? Entsagt nun ein Mensch der Religion; entsagt er künftigen Belohnungen; entsagt er dem Wohlgefallen der Gottheit an seinen Handlungen, und ist seine Seele gegen die Schrecken ihrer Gerechtigkeit verhärtet: was für eine Versicherung haben wir, daß er den strengen Gesetzen der Rechtschaffenheit gehorchen werde, wenn aufgebrachte mächtige Leidenschaften die Beleidigung derselben zu ihrer Befriedigung verlangen?" — Abermals die nämliche Sophisterei! Denn ist man denn schon ein Christ (diesen versteht der Aufseher unter dem Manne von Religion), wenn man künftige Belohnungen, einen Wohlgefallen der Gottheit an unsern Handlungen und eine ewige Gerechtigkeit glaubet? Ich meine, es gehöret noch mehr dazu. Und wer jenes leugnet, leugnet der blos die geoffenbarte Religion? Aber dieses bei Seite gesetzt; sehen Sie nur, wie listig er die ganze Streitfrage zu verändern weiß. Er giebt es stillschweigend zu, daß ein Mann ohne Religion Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, haben könne, und fragt nur, was für eine Versicherung haben wir, daß er auch, wenn ihn heftige Leidenschaften bestürmen, wirklich so handeln werde, wo er nicht auch das und das glaubt? In dieser Frage aber liegt weiter nichts als dieses: daß die geoffenbarte Religion die Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre. Und das ist wahr! Allein kömmt es denn bei unsern Handlungen blos auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Inten-

sion derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, ebenso viel ausrichten als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigsten Theil von jenem Nachdenken geschenkt habe? Und wenn auch ein Mensch Alles glaubet, was ihm die Offenbarung zu glauben befiehlt, kann man nicht noch immer fragen, was für eine Versicherung haben wir, daß ihn dennoch die Leidenschaften nicht verhindern werden, rechtschaffen zu handeln? Der Aufseher hat diese Frage vorausgesehen; denn er fährt fort: „Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat und entschlossen ist, die Verbindlichkeiten zu erfüllen" rc. Und entschlossen ist! Gut! Diese Entschlossenheit kann aber auch die bloßen Gründe der Vernunft, rechtschaffen zu handeln, begleiten.

Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion unsere Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre, so sehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Absichten, als den rechtschaffnen Mann zu bilden. Sie setzt ihn voraus, und ihr Hauptzweck ist, den rechtschaffnen Mann zu höhern Einsichten zu erheben. Es ist wahr, diese höhern Einsichten können neue Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, werden und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die andern Bewegungsgründe allezeit ohne Wirkung bleiben müssen? daß es keine Redlichkeit giebt als diese mit höhern Einsichten verbundene Redlichkeit?

Vermuthen Sie übrigens ja nicht, daß der Nordische Aufseher diese Behauptung, „wer kein Christ sei, könne auch kein ehrlicher Mann sein," mit unsern Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unsere Gottesgelehrten haben diese unbillige Strenge nie geäußert. Selbst das, was sie von den Tugenden der Heiden sagen, kömmt ihr noch lange nicht bei. Sie leugnen nicht, daß dieser ihre Tugenden Tugenden sind; sie sagen blos, daß ihnen die Eigenschaft fehle, welche sie allein Gott vorzüglich angenehm machen könne. Und will der Aufseher dieses auch nur sagen; will er blos sagen, daß alle Rechtschaffenheit, deren ein natürlicher Mensch fähig ist, ohne Glauben vor Gott nichts gelte: warum sagt er es nicht mit deutlichen Worten, und warum enthält er sich des Worts Glaube, auf welches Alles dabei ankömmt, so sorgfältig?

Es sind überhaupt alle seine theologischen Stücke von ganz sonderbarem Schlage. Von einem einzigen lassen Sie mich nur

noch ein paar Worte sagen. Von demjenigen*) nämlich, in welchem der Verfasser bestimmen will, „welche von allen Arten über das erste Wesen zu denken die beste sei.“ Er nimmt deren drei an. „Die erste,“ sagt er, „ist eine kalte, metaphysische Art, die Gott beinahe nur als ein Object einer Wissenschaft ansieht und ebenso unbewegt über ihn philosophiret, als wenn sie die Begriffe der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von ihren besondern Unvollkommenheiten ist diese, daß sie in den Ketten irgend einer Methode einhergehet, welche ihr so lieb ist, daß sie jede freiere Erfindung einer über Gottes Größe entzückten Seele fast ohne Untersuchung verwirft rc. Und weil wir durch diese Art, von Gott zu denken, beinahe unfähig werden, uns zu der höhern, von der ich zuletzt reden werde, zu erheben, so müssen wir auf unsrer Hut sein, uns nicht daran zu gewöhnen. — Die zweite Art,“ fährt er fort, „will ich die mittlere oder, um noch kürzer sein zu können, Betrachtungen nennen. Die Betrachtungen verbinden eine freiere Ordnung mit gewissen ruhigen Empfindungen, und nur selten erheben sie sich zu einer Bewunderung Gottes rc. — Die dritte endlich ist, wenn die ganze Seele von Dem, den sie denkt (und wen denkt sie?) so erfüllt ist, daß alle ihre übrige Kräfte von der Anstrengung ihres Denkens in eine solche Bewegung gebracht sind, daß sie zugleich und zu einem Endzweck wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes sich verlieren; wenn wir uns nicht enthalten können, unser Nachdenken durch irgend eine kurze Ausrufung der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wofern wir drauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und schwache Worte dazu haben würde; wenn wir endlich mit der allertiefsten Unterwerfung eine Liebe verbinden, die mit völliger Zuversicht glaubt, daß wir Gott lieben können, und daß wir ihn lieben dürfen.“

Und diese letzte Art über Gott zu denken, wie Sie leicht errathen können, ist es, welche der Verfasser allen andern vorziehet. Aber was hat er uns damit Neues gesagt? — Doch wirklich ist etwas Neues darin. Dieses nämlich, daß er das denken nennt, was andere ehrliche Leute empfinden heißen. Seine dritte Art über Gott zu denken ist ein Stand der Empfindung, mit welchem nichts als undeutliche Vorstellungen verbunden sind, die den Namen des Denkens nicht verdienen. Denn

*) Stück 25.

überlegen Sie nur, was bei einem solchen Stande in unserer Seele vorgeht, so werden Sie finden, daß diese Art über Gott zu denken nothwendig die schlechteste Art zu denken sein muß. Als diese ist sie von gar keinem Werthe, als das aber, was sie wirklich ist, von einem desto größern. Bei der kalten Speculation gehet die Seele von einem deutlichen Begriffe zu dem andern fort; alle Empfindung, die damit verbunden ist, ist die Empfindung ihrer Mühe, ihrer Anstrengung, eine Empfindung, die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm ist, weil sie die Wirksamkeit ihrer Kräfte dabei fühlet. Die Speculation ist also das Mittel gar nicht, aus dem Gegenstande selbst Vergnügen zu schöpfen. Will ich dieses, so müssen alle deutliche Begriffe, die ich mir durch die Speculation von den verschiedenen Theilen meines Gegenstandes gemacht habe, in eine gewisse Entfernung zurückweichen, in welcher sie deutlich zu sein aufhören und ich mich blos ihre gemeinschaftliche Beziehung auf das Ganze zu fassen bestrebe. Je mehr diese Theile alsdenn sind, je genauer sie harmoniren, je vollkommner der Gegenstand ist, desto größer wird auch mein Vergnügen darüber sein, und der vollkommenste Gegenstand wird nothwendig auch das größte Vergnügen in mir wirken. Und das ist der Fall, wenn ich meine Gedanken von Gott in Empfindungen übergehen lasse.

Ich errege dem Verfasser keinen Wortstreit. Denn es ist kein Wortstreit mehr, wenn man zeigen kann, daß der Mißbrauch der Wörter auf wirkliche Irrthümer leitet. So sieht er es z. E. als einen großen Vorzug seiner dritten Art über Gott zu denken an, „daß, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und schwache Worte dazu haben würde.“ Und dieses kömmt doch blos daher, weil wir alsdenn nicht deutlich denken. Die Sprache kann Alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß sie aber alle Nüancen der Empfindung sollte ausdrücken können, das ist ebenso unmöglich, als es unnöthig sein würde.

Doch dieser Irrthum ist bei ihm nur der Uebergang zu einem größern. Hören Sie, was er weiter sagt: „Wofern man im Stande wäre, aus der Reihe und, daß ich so sage, aus dem Gedränge dieser schnell fortgesetzten Gedanken, dieser Gedanken von so genauen Bestimmungen, einige mit Kaltsinn herauszunehmen und sie in kurze Sätze zu bringen: was für neue Wahrheiten von Gott würden oft darunter sein!“ — Keine einzige neue Wahrheit! Die Wahrheit läßt sich nicht so in dem Taumel unsrer Empfindungen haschen! Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß

Er[1]) sich bloßgegeben, so etwas auch nur *vermuthen* zu können. Er steht an der wahren Quelle, aus welcher alle fanatische und enthusiastische Begriffe von Gott geflossen sind. Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten setzt sich der Schwärmer hin, überläßt sich ganz seinen Empfindungen, nimmt die Lebhaftigkeit derselben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, sie in Worte zu kleiden, und wird — ein *Böhme*, ein *Porbage*![2]) —

Jene *erste* kalte methaphysische Art über Gott zu denken, von welcher der Verfasser so verächtlich urtheilet, daß er unter Andern auch sagt: „Unterdeß wird sich ein wahrer Philosoph, ich meine einen, den sein Kopf und nicht blos die Methode dazu gemacht hat, bisweilen darauf einlassen, um sich durch die Neuheit zu verfahren aufzumuntern;" jene Art, sage ich, muß gleichsam der Probirstein der *dritten*, ich meine aller unsrer Empfindungen von Gott sein. Sie allein kann uns versichern, ob wir wahre, anständige Empfindungen von Gott haben; und der hitzige Kopf, der sich nur bisweilen darauf einläßt, um sich durch die Neuheit zu verfahren aufzumuntern — von dem wollte ich wohl wetten, daß er nicht selten eben am Allerunwürdigsten von Gott denkt, wenn er am Erhabensten von ihm zu denken glaubt.

G.

VI. Den 9. August 1759.

Funfzigster Brief.

„So bekannt gewisse Wahrheiten der Sittenlehre sind," sagt der *Nordische Aufseher* an einem Orte, „so oft sie wiederholt und in so veränderten Arten des Vortrags sie auch ausgebreitet worden sind: so wenig dürfen sich doch Lehrer der Tugend und der wahren Glückseligkeit des Menschen von der Furcht, daß die Welt ihrer endlich überdrüssig und müde werden möchte, zurückhalten lassen, ihr Andenken, so oft sie können, zu erneuern. Wenn sie

1) „Er" ist von Lessing unterstrichen, um anzudeuten, daß er den Verfasser des Artikels, *Klopstock*, wohl erkannt habe; vgl. Br. 111 (unten S. 322 ff.). — A. d. H.

2) Der Londoner Wunderdoctor *John Porbage*, geb. im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, gest. 1698, war ein Gesinnungsgenosse des bekannten Görlitzer Schusters *Jacob Böhme* (1575—1624), der von seinen Schriften selbst bezeugt hat: er wisse nicht, was er schreibe, Gottes Geist dictire es ihm. — A. d. H.

dieses unterließen und sich hüten wollten, nichts zu sagen, was nicht original und neu zu sein scheinen könnte, so würden sie dadurch eine unanständige Eitelkeit verrathen. Man würde sie nicht ohne Grund beschuldigen dürfen, daß sie bei den Arbeiten ihres Geistes mehr die Bewunderung als den Nutzen ihrer Leser zum Augenmerke hätten und, indem sie sich Mühe gäben, die Neubegierde derselben zu beschäftigen, nur dem Stolze ihres Verstandes zu schmeicheln suchten. Ich hoffe, daß ich wider diesen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller auf meiner Hut sein werde."*) —

Ja, das Lob muß man ihm lassen! Er ist wider diesen Fehler sehr auf seiner Hut gewesen. Nur thut er Unrecht, daß er ihn einen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller nennt. Das Gegentheil desselben ist wenigstens ein ebenso gemeiner Fehler. Und noch dazu mit diesem Unterschiede, daß jenes meistentheils der Fehler guter und dieses der Fehler schlechter Scribenten ist. Der gute Scribent will entweder ein vollständiges System der Moral liefern, und alsdenn würde er freilich sehr thöricht handeln, wenn er sich nur auf diejenigen Wahrheiten einschränken wollte, welche original und neu scheinen könnten. Oder er hat eine freiere Absicht und will sich blos über diejenigen einzeln Wahrheiten auslassen, die ihm besonders wichtig dünken, und über die er am Meisten nachgedacht zu haben glaubet. In diesem Falle hütet er sich sorgfältig, bekannte Wahrheiten und gemeinnützige Wahrheiten für einerlei zu halten. Er weiß, daß viel bekannte Wahrheiten nichts weniger als gemeinnützig, und viel gemeinnützige oder doch solche, die es werden können, nichts weniger als bekannt sind. Wenn er nun auf diese letzten, wie billig, sein vornehmstes Augenmerk richtet, so kann es nicht fehlen, er wird sehr oft original und neu nicht blos scheinen, sondern wirklich sein. Der schlechte Scribent hingegen, der das Bekannteste für das Nützlichste hält, hofft vergebens, sich einzig durch seine gute Absicht lesenswürdig zu machen. Ist er nun vollends gar so schlecht, daß auch nicht einmal seine Einkleidungen der abgedroschensten Wahrheiten original und neu sind, was hat er denn noch, meine Neubegierde im Geringsten zu reizen?

Um diese Einkleidungen, an welchen die moralischen Wochenblätter der Engländer so unerschöpflich sind, scheinet sich der Nor-

*) Zu Anfange des 20. Stücks.

dische Aufseher wenig bekümmert zu haben. Er moralisiret gradezu, und wenn er nicht noch dann und wann von erdichteten Personen Briefe an sich schreiben ließe, so würden seine Blätter ohne alle Abwechselung sein. Ich wüßte Ihnen nicht mehr als deren zwei zu nennen, von welchen es sich noch endlich sagen ließe, daß seine Erfindungskraft einige Unkosten dabei gehabt habe. Das eine*) ist eine Allegorie von dem Vorzuge der schönen Wissenschaften vor den schönen Künsten. Aber was ist auch die beste Allegorie? Und diese ist noch lange keine von den besten. Das zweite**) ist eine satirische Nachricht von einer Art neuer Amazonen, und diese ist in der That mit vielem Geiste geschrieben. Sie haben das Sinnreichste in dem ganzen Nordischen Aufseher gelesen, wenn Sie dieses Stück gelesen haben. Erlauben Sie mir also das Vergnügen, Ihnen die wesentlichsten Stellen daraus abzuschreiben.

„Die Gesellschaft der neuen Amazonen ist, so viel ich noch in Erfahrung bringen können, nicht zahlreich; unterdeß ist sie doch sehr furchtbar, und zwar ihrer geheimen Unternehmungen wegen, die nach sichern Nachrichten auf nichts Geringers als auf die Errichtung eines Universaldespotismus abzielen. — Sie sollen aber ihre gewaltthätigen Absichten weniger durch offenbare Feindseligkeiten als durch die Künste einer sehr feinen Politik auszuführen suchen. Weil sie sich vorgesetzt haben, sowohl über die itzige als über die künftige Männerwelt eine despotische Gewalt auszuüben, denn die Gewalt über die Herzen haben die Damen schon lange behauptet, so sollen ihre Anstalten besonders wider unsre jungen Herren gerichtet sein. Sie haben bemerkt, daß ein höherer Verstand allezeit über einen schwächern herrsche. In dieser Ueberzeugung suchen sie es bei ihnen so weit zu bringen, daß sie die Ausbildung ihres Geistes unterlassen, ihre Seele mit Kleinigkeiten beschäftigen und dadurch zu den eigentlichen männlichen Geschäften und Angelegenheiten unfähig werden mögen. Sie selbst stellen sich an, als wenn man weder Vernunft noch Witz nöthig hätte, ihnen zu gefallen; als wenn man ihnen mit ernsthaften und nützlichen Unterredungen überlästig würde; als wenn sie sich wirklich mit leeren Complimenten, Artigkeiten und lächerlichen Einfällen befriedigen ließen; als wenn sie vor dem bloßen Namen eines Buches erschräken und durch nichts als

*) Stück 43.
**) Stück 54.

Spielwerke glücklich wären. Allein das ist lauter Politik und List, und so scharfsichtige Augen als die meinigen lassen sich von dieser Verstellung nicht hintergehen. Ich bedaure nur unsre jungen Herren, welche die Netze gar nicht zu sehen scheinen, die ihnen auf eine so feine Art gelegt werden. Um sie nach und nach ganz unmännlich zu machen, gewöhnen sie dieselben zum Geschmacke am Putze, zur Veränderung der Moden und zu einer ganz frauenzimmerlichen Eitelkeit und Weichlichkeit. Und man muß erstaunen, wenn man sieht, wie sehr ihnen alle diese feindseligen Anschläge auf den Umsturz der itzigen Einrichtung der Welt zu gelingen anfangen. Denn man betrachte nur viele von unsern jungen Herren! Sie kleiden sich nicht etwa ordentlich und anständig; sie putzen sich und sind länger vor ihrem Nachttische als die meisten Damen; sie sind so stolz auf einen gutfrisirten, wohlgepuderten Kopf; sie sind so weichlich; sie können so wenig Witterung und Kälte vertragen; sie haben sogar auch schon ihre Vapeurs und Humeurs, und wenn die Natur nur ihr Gesicht verändern wollte, so könnte man einige ganz füglich in Schnürleibern gehen lassen. Wissenschaft und Geschmack zu haben, darauf machen viele gar keinen Anspruch; in guten Büchern zu lesen, würde eine Galeerenarbeit für sie sein; und wenn sie nicht noch zuweilen mit wirklichen Männern zu thun hätten, so würden sie gar nichts mehr wissen. So weit haben es schon unsere Amazonen gebracht. Wie weit dieses noch in der Folge gehen könne, und ob nicht unsere Jünglinge mit der Zeit, wenn sie nicht bald auf ihre Vertheidigung denken, Knötchen machen und ihren Strickbeutel mit in Gesellschaft werden bringen müssen, das will ich der Ueberlegung und Beurtheilung aller nachdenkenden Leser überlassen.

„Man darf eben nicht glauben, daß die Amazonen ihre Unternehmungen blos auf unsere jüngere Welt einschränken. Einigen von ihnen, die verheirathet sind, soll es schon gelungen sein, den Despotismus, auf den ihre Anschläge abzielen, in ihren Häusern einzuführen. Denn ich habe in Erfahrung gebracht, daß sich Männer bequemt haben, die Verwaltung der Küche und andere wirthschaftliche Verrichtungen über sich zu nehmen, die man sonst nur unter die Geschäfte des Frauenzimmers gerechnet hat. Der demüthige Mann hält es für seine Schuldigkeit und Ehre, den Einkauf dessen, was in der Küche nöthig ist, und die Anordnung der Mahlzeiten nach dem Geschmacke seiner hochgebietenden Amazone zu besorgen, und mit einigen soll es auch

so weit schon gekommen sein, daß sie bei der Zubereitung der Speisen gegenwärtig sind und einen Pudding oder Roastbeef so gut zu machen wissen als die ausgelernteste Köchin. Man darf, um davon versichert zu werden, nur ein Wenig in der Welt Achtung geben. Denn einige Männer haben an ihren neuen Geschäften so viel Geschmack gewonnen, daß sie ihre Gelehrsamkeit auch in Gesellschaften hören lassen &c.

„Weil die Amazonen vorhersehen, daß sie, um ihr Project eines Universaldespotismus auszuführen, nicht allein Verschlagenheit und List, sondern auch die Stärke, die Kühnheit, die Dreistigkeit und Unerschrockenheit der Männer nöthig haben möchten, so haben sie auch schon deswegen die nöthigen Maßregeln genommen. Eben hieraus soll die so weit getriebene Entblößung einiger Frauenzimmer entspringen, denen andre blos aus Unwissenheit, und um modisch zu sein, nachfolgen. Man glaubt gemeiniglich, daß es geschehe, Reizungen zu zeigen, die billig verborgen bleiben sollten. Allein man irrt sich sehr, und ich habe die wahre Ursache entdeckt. Es geschiehet blos, um sich an die Kälte zu gewöhnen, weil sie nicht wissen, ob sie nicht mit der Zeit genöthigt sein möchten, Wintercampagnen zu thun.

„Eben daher kömmt es, daß einige nicht mehr erröthen, andere den jungen Herren und Männern so dreist ins Gesicht sehen, andere in der Komödie über die Zweideutigkeiten, bei deren Anhörung man sonst, wenn man auch lächelte, das Gesicht doch hinter den Fächer zu verbergen pflegte, so laut und dreist lachen als die kühnste und unverschämteste Mannsperson. Eben daher kömmt es auch, daß viele in den Betheuerungen so geschickt sind, die sich sonst die Kriegsmänner vorbehielten, und noch andere bis in die späteste Mitternacht wachen, um der gefährlichen Abendluft gewohnt zu werden."

Ich will nicht untersuchen, ob dieser Einfall dem Nordischen Aufseher ganz eigen ist; genug, er ist schön und nicht übel, obgleich ein Wenig zu schwatzhaft, ausgeführt. Viel Worte machen, einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen, labyrinthische Perioden flechten, bei welchen man dreimal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann, das ist überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dieser Wochenschrift, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheinet. Sein Stil ist der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata herprediget, damit die Zuhörer, ehe sie ans

Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben und ihn deutlich hören können, ohne ihn im Geringsten zu verstehen. — Ich kenne nur einen einzigen geistlichen Redner itzt in unserer Sprache, der noch tollere Perioden macht. Vielleicht unterhalte ich Sie einmal von ihm.[1]) —

Itzt aber lassen Sie mich Ihnen noch den Beweis vorlegen, wie unbeschreiblich schwatzhaft der Nordische Aufseher oft ist. Es wird mir Mühe kosten, die Stelle, die ich in dieser Absicht anführen muß, abzuschreiben; aber ein Fehler, wenn er zu einer ungewöhnlichen Größe getrieben worden, ist doch ein merkwürdiges Ding; ich will mich die Mühe also immer nicht verdrießen lassen. Der Aufseher will in dem zweiten Stücke von der Fähigkeit, die Glückseligkeit Andrer zu empfinden, reden und fängt an: „Derjenige, dessen Geist in den kleinen Bezirken seiner persönlichen und häuslichen Vortheile eingeschränkt bleibt und unfähig zur Empfindung andrer Glückseligkeiten ist, die nicht aus dem Vergnügen der Sinne, aus der Befriedigung eigennütziger Leidenschaften oder aus dem Glücke seiner Familie entspringen, kömmt mir wie ein Mensch vor, der ein kurzes und blödes Gesicht hat." — Das Gleichniß ist gut, aber nun hören Sie, wie schülerhaft er es ausdehnt! — „Der Kurzsichtige kennt die Natur weder in ihrer Größe, noch in ihrer vollen Schönheit und Pracht; er sieht dieselbe so zu sagen nur im Kleinen und nicht einmal deutlich! Was entbehrt er nicht, und wie wenig faßt sein Auge von den unzählbaren und bis ins Unendliche veränderten Wundern der Schöpfung! Wie unzählbare, mannichfaltige Aussichten, die ein stärkeres Auge mit einem fröhlichen Erstaunen betrachtet, sind für ihn, als wären sie gar nicht in der Natur, und wer kann die herrlichen und entzückenden Auftritte alle zählen, die vor ihm ungesehen und unbewundert vorübergehen? Die Sonne hat für ihn weniger Licht und der Himmel weniger Gestirne, und wie viel Schönheiten verlieret er nicht auf der Erde? Wenn andre Augen, die in die Weite reichen, in der Entfernung tausend große und herrliche Gegenstände auf einmal und ohne Verwirrung übersehen und mit einem Blicke in dieser

---

1) Wer mit diesem geistlichen Redner gemeint ist, wage ich nicht zu entscheiden. Daß nicht auf Cramer selbst gezielt wird, um indirect seine Autorschaft der meisten Aufseherstücke zu beweisen, wie man leicht vermuthen könnte, geht aus Br. 105 (unten S. 300) hervor, wo Lessing ausdrücklich sagt, er habe Cramer's Predigten nie gelesen. Danzel, der an Cramer denkt, hat dieses Bedenken nicht entkräftet (I. 400). — A. d. H.

Weite Anhöhen und fruchtbare Thäler und in jener Entfernung blühende Wiesen und einen weitgestreckten Wald entdecken, so erblickt er kaum die Blumen, die unter seinen Füßen aufwachsen, und selbst von diesen bleiben ihm mannichfaltige Reizungen verborgen, die ein schärferes Auge in ihrem künstlichen Gewebe wahrnimmt. Alles ist vor ihm wie mit einem Nebel überzogen; ganze Gebürge verlieren sich in seinen Augen in Hügel, stolze Paläste bei einem gewissen Abstande von ihm in Dorfhütten und vielleicht ganze Landschaften in einen grünen, mit einigen Gebüschen durchwachsenen Grasplatz. Dem besten Auge hingegen ist ein jeder Theil der Materie bevölkert, und ihm wimmelt vielleicht ein jedes Laub von Einwohnern, wenn dem Kurzsichtigen die Natur fast eine Wüste, einsam und leer von Bewegung und Leben, zu sein scheinet! Wie unvollkommen müssen nicht seine Vorstellungen von der Größe, Ordnung und Vollkommenheit der Natur, von ihrer angenehmen Mannichfaltigkeit und Kunst bei ihrer so erhabenen Einfalt und Gleichförmigkeit und von ihrer bis zur Unbegreiflichkeit bewundernswürdigen Harmonie in allen ihren unzählbaren Abwechslungen sein, und wie unglücklich ist er nicht, wenn er nicht mehr errathen als sehen und seinem schwachen Gesichte nicht mit seinem Verstande zu Hülfe kommen kann! Er muß mit seinen Freuden zu geizen wissen, wenn er mit ihrem kleinen Vorrathe auskommen will, da Derjenige, welcher gute Augen gut zu gebrauchen weiß, im Genusse fast verschwenderisch sein mag, indem er sich nur umsehen darf, um im Ueberflusse neue Reizungen, neue Schönheiten und Belustigungen zu entdecken." —

Noch nicht aus? — Ja, nun ist es einmal aus, das ewige Gleichniß! Der Aufseher fährt fort: „Ebenso ist es mit Denjenigen beschaffen" rc. und Gott sei Dank, wir sehen wieder Land! Was sagen Sie dazu? Giebt es bei allen guten und schlechten Scribenten wohl ein ähnliches Exempel, wo man über das Gleichniß die Sache selbst so lange und so weit aus dem Gesichte verlieret?

G.

VII. Den 16. August 1759.

Einundfunfzigster Brief.

In das Feld der schönen Wissenschaften und der Kritik ist der Nordische Aufseher nur selten übergegangen.

Von den drei eingerückten Oden, die ohne Zweifel den Herrn Cramer selbst zum Verfasser haben (die eine auf die Geburt,*) die andere auf das Leiden des Erlösers**) und die dritte auf den Geburtstag des Königs***)), von diesen verlangen Sie mein Urtheil nicht, das weiß ich schon. Herr Cramer ist der vortrefflichste Versificateur, dafür erkennen wir ihn Beide. Daß aber sein poetisches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig ist, das haben wir oft Beide bedauert. Wer eine oder zwei von seinen sogenannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle gelesen. In allen findet sich viel poetische Sprache und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen; aber auch allen mangelt der schöne versteckte Plan, der auch die kleinste Ode des Pindar's und Horaz zu einem so sonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer ist, wenn ich so reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage blos in die Augen leuchtet.

Es kommen aber noch zwei andere Gedichte vor, die meine Aufmerksamkeit ungleich mehr an sich gezogen haben. Das Klopstockische Siegel ist auf beiden, und das läßt sich so leicht nirgends verkennen.[1] Von dem einen zwar, welches ein geistliches Lied†) auf die Auferstehung des Erlösers ist, weiß ich auch nicht viel Sonderliches zu sagen. Es ist — wie des Herrn Klopstock's Lieder alle sind, so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet. Aber das zweite ist desto merkwürdiger. Es sind Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes oder vielmehr des Dichters ausgedrückte Empfindungen über dieses große Object. Sie scheinen sich von selbst in sym-

*) Stück 59.
**) Stück 15.
***) Stück 18.
†) Stück 16.

1) Und doch irrt Lessing in Betreff des ersten. Denn das Lied auf die Auferstehung des Erlösers ist von Cramer, wie das im dritten Bande des Nordischen Aufsehers enthaltene Inhaltsverzeichniß angiebt. Es steht übrigens auch in dessen Gedichten [Leipzig 1782. II. S. 33. Nr. 100]. — A. d. H.

metrische Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang sind, ob sie schon kein bestimmtes Silbenmaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichern Begriff davon zu machen.[1])

„Als Du mit dem Tode gerungen,
Mit dem Tode!
Heftiger gebetet hattest,
Als Dein Schweiß und Dein Blut
Auf die Erde geronnen war,
In der ernsten Stunde
Thatest Du jene große Wahrheit kund,
Die Wahrheit sein wird,
So lange die Hülle der ewigen Seele
Staub ist!
Du standest und sprachst
Zu den Schlafenden:
Willig ist Eure Seele,
Allein das Fleisch ist schwach!
„Dieser Endlichkeit Loos,
Diese Schwere der Erde
Fühlt auch meine Seele,
Wenn sie zu Gott, zu Gott!
Zu dem Unendlichen!
Sich erheben will!
„Anbetend, Vater, sink' ich in Staub und fleh'!
Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen!
Mit Feuer taufe meine Seele,
Daß sie zu Dir sich, zu Dir erhebe!
„Allgegenwärtig, Vater, umgiebst Du mich! — —
Steh hier, Betrachtung, still und forsche
Diesem Gedanken der Wonne nach!"

Und dieses vorbereitende Gebet ist der Anfang des Gedichts selbst. Ein würdiger Anfang! Aber wenn ich Ihnen sagen sollte, was ich denn nun aus dem Folgenden von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher nicht gewußt; welche von meinen dahin gehörigen Begriffen der Dichter mir mehr aufgeklärt; in welcher Ueberzeugung er mich mehr bestärket: so weiß ich freilich nichts darauf zu antworten. Eigentlich ist das auch des Dichters Werk nicht. Genug, daß mich eine schöne,

1) Stück 44. — A. d. H.

prächtige Tirade über die andere angenehm unterhalten hat; genug, daß ich mir während dem Lesen seine Begeisterung mit ihm zu theilen geschienen habe: muß uns denn Alles etwas zu denken geben?

„Ich hebe mein Aug auf und sehe,
Und siehe, der Herr ist überall!
Erde, aus deren Staube
Der erste der Menschen geschaffen ward,
Auf der ich mein erstes Leben lebe!
In der ich verwesen,
Aus der ich auferstehen werde!
Gott, Gott würdigt auch Dich,
Dir gegenwärtig zu sein!
„Mit heiligem Schauer
Brech' ich die Blum' ab!
Gott machte sie!
Gott ist, wo die Blum' ist!
„Mit heiligem Schauer
Fühl' ich das Wehn,
Hier ist das Rauschen der Lüfte!
Es hieß sie wehen und rauschen
Der Ewige!
Wo sie wehen und rauschen,
Ist der Ewige!
„Freu Dich Deines Todes, o Leib!
Wo Du verwesen wirst,
Wird der Ewige sein!
„Freu Dich Deines Todes, o Leib!
In den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung
Werden Deine Trümmern verwehn!
Auch dort, Verwester, Verstäubter,
Wird er sein, der Ewige!
„Die Höhen werden sich bücken!
Die Tiefen sich bücken!
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staube
Unsterbliche schafft!
„Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tödtenden Halleluja!
Halleluja dem Schaffenden!"

In diesem stürmischen Feuer ist das ganze Stück geschrieben. — Aber was sagen Sie zu der Versart, wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich ist es weiter nichts als eine künstliche Prosa, in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöset, deren jeden man als einen einzeln Vers eines besondern Silbenmaßes betrachten kann. Sollte es wohl nicht rathsam sein, zur musikalischen Composition bestimmte Gedichte in diesem prosaischen Silbenmaße abzufassen? Sie wissen ja, wie wenig es dem Musikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählet und alle Schwierigkeiten desselben sorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft ist es ihm sogar hinderlich, und er muß, um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerstören, die dem Dichter so unsägliche Mühe gemacht hat. Da also der prosodische[1]) Wohlklang entweder von dem musikalischen verschlungen wird oder wohl gar durch die Collision leidet und Wohlklang zu sein aufhöret, wäre es nicht besser, daß der Dichter überhaupt für den Musikus in gar keinem Silbenmaße schriebe und eine Arbeit gänzlich unterließe, die ihm dieser doch niemals danket? — Ja, ich wollte noch weiter gehen und diese freie Versart sogar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerspiele in Prosa zu schreiben, und es sind viel Leser sehr unzufrieden damit gewesen, daß man auch diese Gattung der eigentlichen Poesie dadurch entreißen zu wollen scheinet. Diese würden sich vielleicht mit einem solchen Quasi-Metro befriedigen lassen, besonders wenn man ihnen sagte, daß z. E. die Verse des Plautus nicht viel gebundener wären. Der Scribent selbst behielte dabei in der That alle Freiheit, die ihm in der Prose zu Statten kömmt, und würde blos Anlaß finden, seine Perioden desto symmetrischer und wohlklingender zu machen. Wie viel Vortheile auch der Schauspieler daraus ziehen könnte, will ich itzt gar nicht erwähnen; wenn sich nämlich der Dichter bei der Abtheilung dieser freien Zeilen nach den Regeln der Declamation richtete und jede Zeile so lang oder kurz machte, als Jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Athem zusammen aussprechen müßte ꝛc.

Das einzige Stück des Nordischen Aufsehers, welches in die Kritik einschlägt, ist das sechsundzwanzigste und handelt von den Mitteln, durch die man den poetischen Stil über

1) In allen Ausgaben steht „der prosaische Wohlklang“, was natürlich keinen Sinn giebt. — A. d. H.

den prosaischen erheben könne und müsse. Es ist sehr wohl geschrieben und enthält vortreffliche Anmerkungen. — Gleich anfangs merket der Verfasser an, daß keine Nation weder in der Prose noch in der Poesie vortrefflich geworden ist, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte. Er beweiset dieses mit dem Exempel der Griechen, Römer, Italiener und Engländer. Von den Franzosen aber sagt er: „Die Franzosen, welche die Prose der Gesellschaften, und was derselben nahe kömmt, mit der meisten Feinheit und vielleicht am Besten in Europa schreiben, haben ihre poetische Sprache unter allen am Wenigsten von der prosaischen unterschieden. Einige von ihren Genies haben selbst über diese Fesseln geklagt, die sich die Nation von ihren Grammaticis und von ihren Petitsmaiters hat anlegen lassen. Unterdeß würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, daß ihre Poesie gar nicht von ihrer Prose unterschieden wäre. Sie ist dieses bisweilen sehr, und wenn sie es nicht ist, so haben wir wenigstens das Vergnügen, da, wo wir bei ihnen den poetischen Ausdruck vermissen, schöne Prose zu finden: ein Vergnügen, das uns Diejenigen unter den Deutschen selten machen, welche an die wesentliche Verschiedenheit der poetischen und der prosaischen Sprache so wenig zu denken scheinen." — Er kömmt hierauf auf die Mittel selbst, wodurch diese Verschiedenheit erhalten wird. Das erste ist die sorgfältige Wahl der Wörter. Der Dichter muß überall die edelsten und nachdrücklichsten Wörter wählen. Unter die letztern zählet er auch diejenigen, die mit Geschmack zusammengesetzt sind. „Es ist," sagt er, „der Natur unserer Sprache gemäß, sie zu brauchen. Wir sagen sogar im gemeinen Leben: Ein gottesvergessner Mensch. Warum sollten wir also den Griechen hierin nicht nachahmen, da uns unsere Vorfahren schon lange die Erlaubniß dazu gegeben haben?" — Das zweite Mittel bestehet in der veränderten Ordnung der Wörter, und die Regel der zu verändernden Wortfügung ist diese: Wir müssen die Gegenstände, die in einer Vorstellung am Meisten rühren, zuerst zeigen. — „Aber nicht allein die Wahl guter Wörter," fährt der Verfasser fort, „und die geänderte Verbindung derselben unterscheiden den poetischen Perioden von dem prosaischen. Es sind noch verschiedene von denen anscheinenden Kleinigkeiten zu beobachten, durch welche Virgil vorzüglich geworden ist, was er ist. Ich nehme an, daß die Wörter des Perioden und die Ordnung derselben der Handlung, die der Periode

ausdrücken soll, gemäß sind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht genug. Hier ist eine Redensart, wo nur ein Wort sein sollte. Und nichts tödtet die Handlung mehr, als gewisse Begriffe in Redensarten ausdehnen. Es kann auch bisweilen das Gegentheil sein. Hier sollte eine glückliche Redensart stehen. Der Gedanke erfordert diese Ausbildung. Dort sind die Partikeln langweilig, welche die Glieder des Perioden fast unmerklich verbinden sollten. Sie sind's unter Andern, wenn sie zu viel Silben haben. Ein dem ungeachtet könnte die schönste Stelle verderben. Sie sind's ferner, wenn sie da gesetzt werden, wo sie, ohne daß die Deutlichkeit oder der Nachdruck darunter litte, wegbleiben konnten. Das doch, mit dem man wünscht, gehört vornehmlich hierher. In einer andern Stelle stand die Interjection nicht, wo sie stehen sollte. Das ach fing den Perioden an, und es hätte glücklicher vor den Wörtern gestanden, welche die Leidenschaften am Meisten ausdrücken. Ein andermal hat der Verfasser nicht gewußt, von welcher Kürze und von welcher Stärke das Participium gewesen sein würde. Darauf hat er es wieder gesetzt, wo es nicht hingehörte."

Schließen Sie aus dieser Stelle, wie viel feine Anmerkungen und Regeln der Verfasser[1]) in einen kleinen Raum zu concentriren gewußt hat. Ich möchte gern allen unsern Dichtern empfehlen, dieses Stück mehr als einmal zu lesen, es mit allem Fleiße zu studiren. Es würde Jeder alsdenn wohl von selbst finden, wenn und wie diese oder jene allgemeine Regel des Verfassers eine Ausnahme leiden könne und müsse. Die sorgfältige Wahl der edelsten Wörter z. E. leidet alsdenn einen großen Abfall, wenn der Dichter nicht in seiner eignen Person spricht. In dem Drama besonders, wo jede Person, so wie ihre eigene Denkungsart, also auch ihre eigne Art zu sprechen haben muß. Die edelsten Worte sind eben deswegen, weil sie die edelsten sind, fast niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geschwindigkeit und besonders im Affecte zuerst beifallen. Sie verrathen die vorhergegangene Ueberlegung, verwandeln die Helden in Declamatores und stören dadurch die Illusion. Es ist daher sogar ein großes Kunststück eines tragischen Dichters, wenn er besonders die erhabensten Gedanken in die gemeinsten Worte kleidet und im Affecte nicht das edelste, sondern das nachdrücklichste Wort, wenn es auch schon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit sich führen

1) Der Verfasser ist Klopstock. — A. d. H.

sollte, ergreifen läßt. Von diesem Kunststücke werden aber freilich Diejenigen nichts wissen wollen, die nur an einem correcten Racine Geschmack finden und so unglücklich sind, keinen Shakespeare zu kennen. E.

VIII. Den 23. August 1759.

Zweiundfunfzigster Brief.

Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, wenn Sie behaupten, daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Literatur noch am Schlechtesten aussehe. Angebauet zwar ist es genug, aber wie? — Auch mit Ihrer Ursache, warum wir so wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geschichtschreiber aufzuweisen haben, mag es vielleicht seine Richtigkeit haben. Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte und unsere Gelehrte selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammlen, kurz, gar nicht arbeiten, und Diese wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe und Diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen.

Unterdessen ist es im Ganzen recht gut, daß Jene sich gar nicht damit abgeben und Diese sich in ihrem wohlgemeinten Fleiße nicht stören lassen. Denn so haben Jene am Ende doch nichts verdorben, und Diese haben wenigstens nützliche Magazine angelegt und für unsere künftige Livios und Tacitos Kalk gelöscht und Steine gebrochen.

Doch nein, — lassen Sie uns nicht ungerecht sein; — verschiedene von Diesen haben weit mehr gethan. Es ist eine Kleinigkeit, was einem Bünau, einem Mascau[1]) zu vollkommenen Geschichtschreibern fehlen würde, wenn sie sich nicht in zu dunkele Zeiten gewagt hätten. Wem kann hier, wo die Quellen oft gar fehlen, oft so verderbt und unrein sind, daß man sich aus ihnen zu schöpfen scheuen muß; hier, wo man erst hundert Widersprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich

1) Heinrich Graf von Bünau (1697—1762) schrieb in vier Quartbänden eine „Deutsche Kaiser- und Reichshistorie", Leipz. 1728—1743, die nur bis zum Jahre 918 reicht. — Johann Jacob Mascov (1698—1765) führte seine „Geschichte der Teutschen bis zum Anfang der fränkischen Monarchie", Leipz. 1726, glücklich bis zum Abgang der Merovingischen Könige fort, Leipz. 1737. — A. d. H.

nur des kahlen, trockenen Factums vergewissern kann; hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meinungen und Erzählungen von dieser oder jener Begebenheit als die Begebenheit selbst vortragen zu können hoffen darf: wem kann hier auch die größte Kunst zu erzählen, zu schildern, zu beurtheilen wohl viel helfen? Er müßte sich denn kein Gewissen machen, uns seine Vermuthungen für Wahrheiten zu verkaufen und die Lücken der Zeugnisse aus seiner Erfindung zu ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O, weg mit diesem poetischen Geschichtschreiber! Ich mag ihn nicht lesen; Sie mögen ihn auch nicht lesen, als einen Geschichtschreiber wenigstens nicht, und wenn ihn sein Vortrag noch so lesenswürdig machte!

Ueberhaupt aber glaube ich, daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur Demjenigen zukömmt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibet. Denn nur Der kann selbst als Zeuge auftreten und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein solcher geschätzt zu werden, wenn alle Andere, die sich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren von ihresgleichen gewiß verdrungen sind. Ich bedaure daher oft den mühsamen Fleiß dieser Letztern, besonders Derjenigen von ihnen, die sich vermöge ihres Amtes einer so undankbaren Arbeit unterziehen und Gebauers bleiben müssen, wenn sie Thuani[1]) werden könnten. Die süße Ueberzeugung von dem gegenwärtigen Nutzen, den sie stiften, muß sie allein wegen der kurzen Dauer ihres Ruhmes schadlos halten. Und kann ein ehrlicher Mann mit dieser Schadloshaltung auch nicht zufrieden sein? —

Genug dieser allgemeinen Betrachtungen! Ich komme auf das neue Werk selbst, welches sie eigentlich veranlasset hat. Seinen Verfasser habe ich bereits genennet. Es ist der verdiente Gelehrte, den Sie schon aus seiner Geschichte des Kaiser Richard's kennen müssen.[2]) Jetzt hat er uns eine Portugiesische Geschichte geliefert.*)

---

*) George Christian Gebauer's Portugiesische Geschichte von den ältesten Zeiten dieses Volks bis auf die itzigen Zeiten, mit genealogischen Tabellen und vielen Anmerkungen versehen, in denen die Belege und allerhand Untersuchungen der historischen Wahrheiten anzutreffen sind. Leipzig in der Fritschischen Handlung, 1759. In Quart, an drei Alphabet.

1) Jacques Auguste de Thou (1553—1617) schrieb in 138 Büchern die Geschichte seiner Zeit vom Tode Franz' I. bis zum Ende der Regierung Heinrich's IV. — A. d. H.

2) George Christian Gebauer (1690—1773), Prof. der Rechte zu

Sie würden mich auslachen, wenn ich meinen Brief mit einem umständlichen Auszuge derselben anfüllen wollte. Was könnten Sie Neues daraus lernen? Und ist Ihr Gedächtniß nicht so glücklich, daß es auch nicht einmal darf aufgefrischet werden? Kaum verlohnet es sich der Mühe, Ihnen von dem Werke überhaupt nur so viel zu sagen, daß es aus den akademischen Vorlesungen des Verfassers über seinen Grundriß zu einer umständlichen Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staaten entstanden und in zwei Theile abgesondert ist, deren fünf Abtheilungen folgende Aufschriften haben. I. Abth. Von den ältesten Nachrichten vor Einrichtung des Königreichs. II. Abth. Vom Anfange des Reichs bis zum Ausgange des ächten königlichen Stammes. III. Abth. Von dem Ausgange des ächten Stammes bis auf die Vereinigung mit Spanien. IV. Abth. Von der Vereinigung mit Spanien bis auf die Erhebung des Hauses Braganza. V. Abth. Von den Königen aus dem Hause Braganza bis itzo.

Aber das würde Ihnen vielleicht nicht unangenehm sein, wenn ich Sie mit dieser oder jener einzeln Begebenheit, auf die unser Verfasser einen vorzüglichen Fleiß gewendet hat, unterhielte? Es wäre der nächste Weg, Sie zugleich selbst von seinem Vortrage und von der sorgfältigen Art, in seinen Untersuchungen zu Werke zu gehen, urtheilen zu lassen. — Und kenne ich nicht auch Ihren Geschmack? Kühne Unternehmungen, sonderbare Unglücksfälle, die einen großen Mann treffen &c. —

O, ich müßte mich sehr irren, oder Sie haben Sich, als Sie nun auf die portugiesische Historie kamen, bei der Geschichte des unglücklichen Königs Sebastian am Längsten, am Liebsten verweilet. — Der junge Sebastian, wie Sie Sich erinnern werden, brannte vor Begierde, sich mit den Ungläubigen in Afrika zu versuchen. Er ließ sich nicht lange bitten, dem vertriebenen Könige von Marocco, Muley Mahomet, in eigener Person beizuspringen. Er ging mit einem ansehnlichen Heere, so sehr es ihm auch seine Freunde, so sehr es ihm auch der eben am Himmel drohende Komete zu widerrathen schienen, am Johannistage 1578 unter Segel, setzte das Heer bei Arzilla ans Land und ging auf l'Arache los. Auf diesem Wege kam es in der Ebene von

Göttingen, hatte Lpz. 1741 „Leben und denkwürdige Thaten Herrn Richard's, erwählten Römischen Kaisers, Grafens von Cornwall und Poitou" herausgegeben. Sein oben erwähnter Grundriß war zuerst Lpz. 1733 erschienen. — A. d. H.

Alcassarquivir mit dem feindlichen Heere des Muley Molucco zur Schlacht. Sebastian und seine Portugiesen erlitten die schrecklichste Niederlage, und er selbst — blieb. So ging wenigstens die gemeine Rede.

Aber wie, wenn er da nicht geblieben wäre? Wie, wenn ein weit empfindlicher Schicksal auf ihn gewartet hätte? — Sie erinnern Sich doch noch auch, daß nach und nach vier Pseudo-Sebastiane aufstunden, als Spanien bereits das Königreich Portugal an sich gerissen hatte? Die ersten drei waren offenbare Betrieger und erhielten ihren verdienten Lohn. „Der vierte hingegen," sagt unser Scribent, „wußte sein Thun so scheinbar zu machen, daß es wohl zweifelhaft bleiben wird, ob er nicht der wahre Sebastian gewesen. —

„Er kam," fähret Herr Gebauer fort,*) „zu Venedig Anno 1598 zum Vorscheine, und nachdem er daselbst nicht allein bei dem gemeinen Volke, sondern auch bei etlichen vornehmen Personen Glauben fand, zumal da einige Portugiesen, die den König Sebastian wohl gekannt hatten, vor gewiß versicherten, daß er in dem Gesichte, in der Größe, in der Rede demselben vollkommen gleiche, ward ihm dergestalt unter die Arme gegriffen, daß er sich seinem Stande gemäß aufzuführen anfing und kein Bedenken hatte, sich vor Den öffentlich auszugeben, den er vorstellte. Darüber bewegte sich der spanische Gesandte zu Venedig, Dominicus Mendoza, und brachte es bei dem Rathe zu Venedig dahin, daß er in Haft genommen und über seine Umstände, und wer er sei, befragt wurde. Da erzählte er umständlich, wie er in dem unglücklichen Treffen bei Alcassar in Afrika nicht sei erschlagen worden, sondern, obwohl hart verwundet, der Gefangenschaft wunderbarer Weise entgangen sei. In Algarbien, wohin er auf einem leichten Schifflein mit Christoval von Tavora übergesetzt, hätte er sich heilen lassen, und weil er des Anblicks der Menschen nach einem so großen Unglücke sich gescheuet und geschämet, habe er sich vorgenommen, Abessinien und andere weit entlegene Reiche und Lande zu besuchen. Auf dieser seiner Fahrt sei er nach Persien gekommen, habe mancherlei Schlachten beigewohnet und viele Wunden empfangen; endlich sei er des Herumziehens müde worden und habe sich mit einem frommen Alten in Georgien in ein einsames Kloster begeben und daselbst ein Eläusnerleben geführet, bis ihm endlich gefallen, seine Unter-

*) Seite 19 des zweiten Theils.

thanen wieder zu sehen. Auf dieser Rückreise habe er erst in Sicilien gelandet und von da Marcum Tullium Catizo von Cosenza nach Portugal abgefertiget, und als Der nicht wiederkommen, habe er sich selbst auf den Weg gemacht, der Meinung, sich zuvörderst zu Rom dem Papste zu den Füßen zu werfen. Daran habe ihn die Bosheit seiner eigenen Leute verhindert, die ihn unterwegens beraubt, so daß er sich nach Venedig begeben müssen, wo man ihn bald vor Denjenigen erkannt, der er wirklich sei. Das war nun geschwinde gesagt, aber es fehlte der Beweis, den man aber doch nach der Strenge von ihm nicht fodern konnte. Er sagte mit großer Freimüthigkeit, daß er zu dem Rathe zu Venedig sich des Besten versehe, der sich wohl erinnern würde, was er vor Briefe bei dem letzten Türkenkriege an sie geschrieben, und wie geneigt er sich wegen der Hülfe gegen sie erboten habe. Wer ihn, den König, je gesehen habe, müßte ihn kennen. Zu dessen Bestärkung ward befunden, daß er, gleich dem Könige, in dem Gesichte sowohl, als an seinem ganzen Leibe an der linken Seite etwas kürzer war als an der rechten; an seiner rechten Augenbraune war eine Narbe zu sehen von einer Wunde, wie bei König Sebastian, der solche in seiner Kindheit bekommen hatte; eine große Warze an der Fußzehe und andere Maale, die man bei dem Könige wahrgenommen hatte, fanden sich bei diesem Sebastian auch. Er ward drei ganzer Jahre lang in der Haft behalten, und immittelst bewegten die geflüchteten Portugiesen Himmel und Erde, daß ihr König ihnen möchte freigegeben werden. Selbst König Heinrich IV. in Frankreich ließ durch seinen Gesandten, den Herrn Du Fresne, den Rath zu Venedig bitten, sie möchten in der Sache sprechen und die Portugiesen nicht im Irrthume lassen. Das Erkenntniß bestund nun darin, daß dieser Mann binnen acht Tagen das Venetianische Gebiete räumen sollte, bei ewiger Galeerenstrafe. Nun überlegten die Portugiesen fleißig, was vor einen Weg ihr König erwählen sollte, um sicher in sein Königreich zu gelangen, ob er durch Graubündten und die Schweiz oder durch das Florentinische seinen Weg nehmen sollte. Zu seinem großen Unglücke erwählte er den letztern. Er hatte kaum als ein Dominicaner-Mönch das Florentinische Gebiete betreten, als er daselbst erwischt und von dem Großherzoge Ferdinand I. an die Spanier nach Neapel ausgeliefert wurde. Da gingen die Untersuchungen von Neuem an, zu großer Verwunderung Derer, die ihn des Betruges überführen wollten. Als ihn der spanische

Unterkönig, Don Ferdinand Ruiz von Castro, Graf von Lemos, vor sich kommen ließ, trat er ihm mit großer Zuversicht unter die Augen, und weil er sahe, daß der Graf unbedeckt war, sprach er zu ihm: „Decket Euch, Graf von Lemos!“ Als Dieser erwiderte, wer ihm die Macht gegeben habe, ihn mit solcher Kühnheit anzureden, soll er versetzt haben, diese Macht sei mit ihm geboren; wie er sich denn selbst so anstellen dürfe, als wenn er ihn nicht kenne? er müsse sich doch erinnern, daß sein Vetter, der König Philipp, ihn zweimal an ihn abgesandt habe, und daß der Degen, den er an seiner Seite habe, ihm damals von ihm sei geschenkt worden. Andere sagen, er habe ihn nur erinnert, daß er damals den Grafen mit einem Degen, seine Gemahlin aber mit einem Juwel beschenkt habe. Weil dies nun an sich seine Richtigkeit gehabt, habe der Graf ein ganz Bund seiner Degen und die Juwelen seiner Gemahlin in das Zimmer bringen lassen, da unser Sebastian nicht allein die rechten Stücke gleich erkannt und unter den andern herausgenommen, sondern auch an dem Juwel ihm gewiesen, wie man dasselbe an einem gewissen Orte eröffnen und den darunter verborgenen Namen Sebastian entdecken könne, welches Kunststück bisher dem Grafen und seiner Gemahlin verborgen gewesen. Der Ausgang war, daß man den Sebastian als einen Betrieger auf einen Esel setzte, ihn in Neapel schimpflich herumführte, sodann aber auf die Galeeren bringen ließ. Als er sich der spanischen Küste näherte, ward Alles in Portugal rege, so daß man ihn nach St. Lucar auf das Schloß setzen mußte, um seiner Person mehr versichert zu sein, an welchem Orte er geblieben und gestorben, ohne daß die Art seines Todes jemals recht bekannt worden.“

Dieses ist die Geschichte! Dabei aber läßt es unser Verfasser nicht bewenden, sondern stellet eine umständliche Untersuchung darüber an, welche ein Meisterstück in ihrer Art ist. „Es kömmt hierbei,“ sagt er, „auf zwei Fragen an: ob der Tod des König Sebastian's dergestalt in der Gewißheit beruhe, daß man keine Ursache habe, daran weiter zu zweifeln, und wenn diese erste Frage sollte nicht können bejahet werden, ob jedoch der vierte Sebastian unter Diejenigen billig gezählt werde, welche unter einem falschen Namen in der Welt eine große Rolle spielen wollen, oder ob auch dies im Zweifel beruhe.“

Kann man das Erste mit Zuverlässigkeit erweisen, ist Sebastian bei Alcassar gewiß geblieben, so ist das Zweite zugleich entschieden. Aber leider kann man jenes nicht, und aus

allen Zeugnissen erhellet weiter nichts, als daß man den König eine Wunde in den Kopf bekommen und von seinem Pferde herabsinken sehen. Die Leiche, die man für die königliche den Tag nach der Schlacht aufgehoben, ist viel zu zerfetzt und verunstaltet gewesen, als daß sie hätte kennbar sein können. Und haben sie gleich verschiedene von des Königs Leuten, besonders ein Sebastianus Resendius, in Gegenwart des Muley Hamet wirklich dafür erkannt, so läßt sich doch mit unserm Gebauer sehr wohl darauf antworten: „Es war wohl nichts natürlicher als dieser Beifall. Wer hätte in des barbarischen Königs Gegenwart mit dem Resendio darüber wollen einen Streit anfangen, da nachdenkliche Leute leicht begreifen konnten, daß es dem Könige, wenn er sollte der Gefahr entflohen oder auch unter den übrigen geringern Gefangenen annoch verborgen sein, allemal zuträglicher sei, daß man auf mohrischer Seite seinen Tod glaube, als daß ihm nachgesetzt oder sonst weiter nachgespüret werde." — Es ist auch nicht zu leugnen, daß sogleich ein Ruf entstanden, der von der Wahlstatt aufgehobene Körper sei nicht der wahre Körper des Sebastian's, sondern der Körper eines Schweizers. Die Märchen übrigens, welche, nach dem Ferreras[1]) und Thuanus, die Vermuthung, als ob der König aus der Schlacht entkommen sei, fälschlich veranlaßt haben sollen, sind ohne alle Wahrscheinlichkeit.

Die Fortsetzung künftig.

IX. Den 30. August 1759.

Beschluß des zweiundfunfzigsten Briefes.

Und folglich läßt sich aus diesem Punkte der anmaßliche Sebastian nicht verdammen. Aber wenn man ihn selbst näher betrachtet, findet sich auch da keine Spur des Betruges? Keine, und hundert außerordentliche Umstände sind alle für ihn. — Er ist in den Händen der Dieci oder der Zehnherren zu Venedig. Sie kennen diesen strengen peinlichen Gerichtshof, dieses erschreckliche Fehmgerichte, dessen erste Regel es ist: correre alla pena, prima di esaminar la colpa. Dieses Gerichte läßt ihn drei ganze

1) Juan de Ferreras (1652—1735) veröffentlichte zu Madrid 1700—1727 seine Historia de España, die bis zu Philipp's II. Tode reicht. Sein Werk war in deutscher Uebersetzung, bis 1618 fortgesetzt, 1754 zu Halle erschienen. — A. d. H.

Jahre sitzen, kann in drei ganzen Jahren nichts auf ihn bringen, obgleich die Spanier während der Zeit es nicht werden haben ermangeln lassen, ihm Alles an die Hand zu geben, wodurch sich, hinter die Bosheit eines so listigen Feindes kommen zu können, nur einigermaßen hoffen ließ. Und da man es ihm endlich so nahe legt, daß es seinen Urtheilsspruch nicht länger verweigern kann, was erkennet es? Eigentlich nichts; es will aber den Unglücklichen los sein und befiehlt ihm, binnen acht Tagen das Venetianische Gebiete zu räumen. Binnen acht Tagen! „Das sieht,“ sagt unser Historicus, „eher einem Verfahren ähnlich, mit dem man verunglückten Staatsdienern oder unangenehmen Gesandten begegnet, als der Weise, nach welcher man mit schuldig erkannten Missethätern verfähret, die man durch die Gerichtsfolge an die Grenze bringen und von da in die weite Welt laufen läßt.“ — Es war den Venetianern hernach auch gar nicht gleichgültig, daß der Großherzog von Florenz ihren Verwiesenen anhielt und an die Spanier auslieferte; denn der Cardinal von Ossat[1]) schreibt in einem seiner Briefe ausdrücklich, daß sie es für eine starke Beleidigung aufgenommen haben. — Nun ist er in Neapel. Aber auch da muß man ihn nicht haben überführen können; denn warum wäre man sonst glimpflicher mit ihm umgegangen als mit den drei vorhergehenden Betriegern, die man alle eines schimpflichen Todes sterben ließ?

Ich würde Sie ermüden, wenn ich unserm Verfasser durch alle kleine Umstände dieser Untersuchung folgen wollte, so interessant sie auch bei ihm selbst ist. Es ist wahr, er hätte sie ungleich interessanter machen können, wenn er nur ein klein Wenig besser zu schreiben wüßte und nicht überall den docirenden Professor so sehr hören ließe. Aber sind wir nicht darüber schon einig geworden, daß wir unsern Gelehrten überhaupt daraus keinen Vorwurf machen wollen? Genug, daß er sich überall als den belesensten, als den sorgfältigsten und unparteiischsten Mann zeiget.

„Als den unparteiischsten? Was könnte einen Deutschen auch wohl bewegen, in einer portugiesischen Geschichte parteiisch zu sein?“ — Das könnten Sie mir nun wohl einwerfen! Aber doch glaube ich, daß sich ein Mann, der parteiisch sein kann, auch in gleichgültigen Dingen verräth. Er ist immer geneigt, sich geradezu zu erklären, und urtheilet da allezeit selbst, wo er blos seine Leser

---

1) Arnold Ossat, geb. 1536, Bischof zu Rennes 1589, Cardinal 1593, Bischof zu Bayeux 1600, starb 1604. — A. d. H.

sollte urtheilen lassen. — Auch gebe ich das noch nicht zu, daß in der portugiesischen Geschichte gar nichts vorkomme, wobei ein Deutscher aus diesem oder jenem Vorurtheile, sollte es auch nur die Liebe zu seinem Volke sein, zur Parteilichkeit gereizet werden könnte.

Z. E. Wenn er von des Königs Johannes des Zweiten eifrigen Bemühungen zur Aufnahme der Schiffahrt redet, gedenket er des bekannten Martin Beheim's, der ihm sehr ersprießliche Dienste dabei geleistet habe. Nun wissen Sie, was verschiedene patriotische Gelehrte von diesem Nürenbergischen Geschlechter [1]) behaupten wollen; daß nämlich er der erste wahre Entdecker der neuen Welt zu nennen sei. Sie stützen sich dabei vornehmlich auf die Zeugnisse des Ricciolus und Benzonus. [2]) Jener giebt zu verstehen, daß Beheim den Columbus vielleicht auf die Spur geholfen habe, und Dieser sagt mit ausdrücklichen Worten, *) daß Magellanus die in der Folge nach ihm genannte Meerenge aus einer Seekarte des Beheim's habe

*) „Hujus Freti observatio Magellano tribuenda est; nam reliquarum navium praefecti fretum esse negabant et sinum duntaxat esse censebant. Magellanus tamen fretum istic esse norat, quia, ut fertur, in charta marina adnotatum viderat, descripta ab insigui quodam Nauclero, cui nomen *Martinus Bohemus*, quam Lusitaniae Rex in suo Museo adservabat.“ *Benzonus de India occidentali. Tom. IV. Americae Theodori de Bry.* [S. 66.]

1) Ein Geschlechter s. v. a. Patricier einer oberdeutschen Reichsstadt. Die Fabel, daß Martin Beheim die neue Welt entdeckt, gegen welche 1761 der Göttinger Universitätssecretär Cobald Toze und 1778 Christoph Gottlieb von Murr in besondern Schriften aufgetreten sind, war vornehmlich von Nürnberger Gelehrten gepflegt worden. Der erste Verbreiter derselben war der Polyhistor Joh. Christoph Wagenseil (1633—1705) in seinen Sacra parentalia B. Georgio Frid. Behaimo dicata, Altorf 1682, und ausführlicher in seiner Synopsis historiae universalis (Pera librorum juvenilium, P. III.), Nürnberg 1695. Ihm folgten der Nürnberger Theologe und Geograph, Bibliothekar Joh. Wülfer (1651—1724) mit seiner Disquisitio de majoribus Oceani insulis, Nürnberg 1691, dann Joh. Friedr. Stüven mit seiner Dissertatio historico-critica de vero novi orbis inventore, Frkft. a. M. 1714, und endlich der Nürnberger Mathematiker Johann Gabriel Doppelmayr (1671—1750) mit seiner „Historischen Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern“, Nürnberg 1730, s. v. Martin Beheim. Neuerdings hat Ghillany in zwei Schriften, „Der Erdglobus des Martin Beheim vom Jahre 1492 und der des Johann Schöner vom Jahre 1520“, Nürnberg 1842, und „Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Beheim nach den ältesten vorhandenen Urkunden bearbeitet“, Nürnberg 1853, alles Material zusammengestellt. — A. d. H.

2) Giambattista Riccioli (1598—1671), Jesuit, Anti-Copernicaner, als Chronolog berühmt, gab seine Geographia et Hydrographia reformata zu Bologna 1661 heraus. — Der Mailänder Girolamo Benzoni hatte seine Istoria del mondo nuovo zuerst Venedig 1565 veröffentlicht. Sie ward ins Lateinische übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Urbain Chauveton und in dieser Form von Theodor de Bry (1528—1598) in sein großes Sammelwerk über die Geschichte der neuen Welt aufgenommen. Es ist Lessing entgangen, daß die

kennen lernen. Ist es also einem Deutschen wohl zu verdenken, daß er hier einem Stüven und Doppelmayr beitritt und mit dem Verfasser der Progrès des Allemands etc.[1]) Triumph ruft, daß seine Landesleute nicht allein die Druckerei und das Pulver, sondern auch die neue Welt entdeckt haben? Aber hören Sie, was dem ohngeachtet unser Historicus hiervon sagt:*) „Ob übrigens Martin Beheim die neue Welt entdeckt habe, ja gar das Fretum Magellanicum gekannt, wie jenes Joh. Bapt. Ricciolus,**) dieses aber Hieron. Benzonus bejahet, dünket mich eine sehr ungewisse Sache zu sein. Wenn Hartmann Schedel[2]) in seiner lateinischen Chronik schreibet, daß er und Jacobus Canus (der Congo entdecket hat) über die Aequinoctiallinie hinaus und so weit gefahren, daß ihr Schatten, wenn sie gegen Osten zu gesehen, ihnen zur rechten Hand gefallen, mag daraus noch nicht geschlossen werden, daß sie bis nach Amerika gekommen. Das erfährt Jedermann, der nur über die Linie hinaus ist. Die alten Urkunden, welche Wülfer, Wagenseil, Stüven und Doppelmayr angezogen, sprechen davon nichts, und die größte Schwierigkeit finde ich in der Anno 1492 von Beheim verfertigten Weltkugel, in welchem Jahre Columbus schon auf der Fahrt gewesen. Der Herr Doppelmayr hat diese Erdkugel in Kupfer vorgestellet, und je länger ich sie betrachte, je weniger finde ich, daß er den obbemeldeten großen Erfindern Christophoro Columbo

---

Bemerkung über die Magellanstraße gar nicht von Benzoni, sondern von seinem Uebersetzer herrührt, der sie vielleicht von Guillaume Postel (1510—1581) entlehnt hat. Dieser spricht schon 1561 in seiner Cosmographica disciplina von dem „Fretum Martini Bohemi, a Magaglianesio Lusitano alias nuncupatum". — A. d. H.

*) Erster Band, S. 124, in der Anmerkung.

**) Herr Gebauer hätte nicht sagen sollen, daß es Ricciolus bejahe. Er läßt es sehr ungewiß. Die Stelle ist diese: „Christophorus Columbus — cum prius in Madera Insula, ubi conficiendis ac delineandis chartis Geographicis vacabat, *sive* suopte ingenio, ut erat vir Astronomiae, Cosmographiae et Physices gnarus, *sive* indicio habito a *Martino Bohemo* aut, ut Hispani dictitant, ab Alphonso Sanchez de Helva nauclero, qui forte inciderit in Insulam postea Dominicam dictam, cogitasset de navigatione in Indiam occidentalem" etc. *Geographiae et Hydrographiae Reform. Lib. III. cap.* 22. *p.* 93.

1) Progrès des Allemands dans les sciences, les belles-lettres et les arts, particulièrement dans la poésie et l'éloquence. Amsterd. 1752. Der Verf. ist Jacob Friedr. von Bielfeld, † 1770. — A. d. H.

2) Hartmann Schedel, Nürnberger Arzt, gab seine Chronik 1493 heraus. Die betreffende Stelle steht S. 290. — A. d. H.

und Ferdinando Magellano ihren bisher gehabten Ruhm zweifelhaft machen können." — — Und an einem andern Orte*) fügt er noch dieses hinzu: „Columbus hat also die neue Welt, Vesputius aber das eigentliche Amerika entdeckt oder doch in der alten Welt zuerst recht bekannt gemacht. Wir Deutsche, die wir sonst recht große Erfinder sind, haben hier keinen Theil, nachdem Martin Beheim's Verdienste hier nicht zulangen wollen, und müssen diese Ehre den Genuesern und Florentinern überlassen, es wäre denn, daß wir dieses vor unsere Ehre rechnen wollten, daß dieser vierte Theil der Welt dennoch einen deutschen Namen führet. Amerigo oder Americus ist nichts anders als der gute deutsche Name Emrich, und Amerika folglich so viel als Emrichsland."

Nach dieser unstreitigen Probe einer rühmlichen Unparteilichkeit erlauben Sie mir, Ihnen auch noch eine Probe zu geben, wie weit unser Verfasser auch in Kleinigkeiten seine sorgfältige Untersuchung treibet. Ich wähle aber eine Stelle dazu, wo er dem ohngeachtet nicht auf den rechten Grund gekommen ist. Sie enthält die Geschichte eines bon-mot!

Herr Gebauer erzählt in dem Texte von dem Vater des itzt regierenden Königs von Portugal, Johann dem Fünften, daß er gegen seinen Adel vielmals gesagt: „König Johann der Vierte liebte Euch, Don Pedro fürchtete sich für Euch; allein ich, der ich Herr bin de jure et heredad, fürchte mich nicht für Euch und werde Euch nicht lieben, als insoferne Euch Eure Aufführung meiner königlichen Achtbarkeit würdig machet." — In einer Note aber fügt er Folgendes hinzu: „Da ich neulicher Zeit die Mémoires pour servir à l'Histoire de Madame de Maintenon, die voller sonderlichen Nachrichten sind, wieder durchlaufe, bemerke ich eine Stelle, der ich hiebei gedenken muß. Es wird T. III. c. 4. von der Widerrufung des berühmten Edicts von Nantes gehandelt und gemeldet, daß der Erzbischof zu Paris, de Harley, der Bischof zu Meaux, Bossuet, und des Königs Beichtvater, der P. de la Chaise, König Ludwig XIV. in Frankreich, nachdem er angefangen fromm zu werden, die Ausrottung des Ungeheuers, das sechs seiner Vorfahren niederzulegen nicht vermocht hätten, dergestalt angepriesen, daß er sich endlich beredet habe, das wahre Mittel seine Sünden zu tilgen sei, wenn er sein ganzes Reich katholisch mache. Das sei so weit gegangen,

*) Erster Band, S. 139.

daß er gegen den Mr. de Ruvigni eines Tages sich herausgelassen habe, er wolle zufrieden sein, daß eine seiner Hände die andere abhaue, wenn die Ketzerei dadurch könne ausgerottet werden. Dieser Mr. de Ruvigni ist der berühmte Marquis von Ruvigni, Heinrich, der bei der hernach entstandenen Verfolgung mit einigen wenigen Personen erlanget, daß er mit seinem Hause das Königreich hat verlassen und sich nach England begeben dürfen. Histoire de l'Edit de Nantes, par Benoit, T. III. P. II. p. 898. Er hat sich hernach in dem irländischen und spanischen Successionskriege unter dem Namen des Grafen von Galloway hervorgethan, zu welcher Würde ihn König William III. erhoben. Eben dieser Herr soll dem König Ludwig XIV. die Vorstellung gethan haben, daß König Heinrich IV. oberwähntes Edict gegeben, Ludwig XIII. solches erhalten, er selber es bestätiget habe, und dennoch dasselbe alle Tage durch die Erklärungen des königlichen Raths gebrochen werde, worauf der König soll geantwortet haben: „Mon grand Père vous aimoit, mon Père vous craignoit; pour moi, je ne vous crains ni ne vous aime.“ Mein Großvater liebte Euch, mein Vater fürchtete Euch, aber ich, ich fürchte Euch nicht und liebe Euch nicht. Wobei unten die geschriebenen Mémoires des Bischofs von Agen angezogen werden und der lateinische Vers beigefüget wird:

Vos dilexit avus, metuit pater, at ego neutrum.

Es wäre doch was Sonderliches, wenn zween so große Könige einerlei Einfall gehabt hätten. Die Ehre der ersten Erfindung hätte König Ludwig; denn er soll das noch vor der Aufhebung des Edicts von Nantes gesprochen haben, zu welcher Zeit König Johannes von Portugal noch nicht geboren war. Daß aber dieser das sollte gewußt haben, was König Ludwig in Frankreich so lange Zeit vorher dem Marquis von Ruvigni soll gleichsam in das Ohr gesprochen haben, und solches sollte auf seine Umstände angewandt haben, ist schlechterdings unglaublich. Und bei reiferer Ueberlegung wird man bald merken, daß das bon-mot sich besser auf König Johann und seine Großen als auf König Ludwig und seine Hugenotten schicke. Es braucht also dies einen bessern Beweis, als noch vorhanden, zumal da bekannt, daß den französischen Scribenten nicht ungewöhnlich ist, bei einem artigen Einfall über die historische Wahrheit wegzuschreiten. Wenigstens hat König Ludwig XIV. den lateinischen

Vers nicht gebraucht, viel weniger gemacht, da er kein Wort Latein gekonnt, wie die Beweisthümer davon in eben diesen Mémoires de Maintenon anzutreffen sind." rc.

Ich bin im Stande, einen Theil von den Schwierigkeiten zu lösen, die sich unser Historicus hier macht, und die er sich gewiß nicht würde gemacht haben, wenn er gewußt hätte, daß Johann V. und Ludwig XIV. ihren sinnreichen Einfall Beide aus einer Quelle haben schöpfen können. Lesen Sie nämlich, was ich von Heinrich dem Vierten zufälliger Weise gefunden habe: „Quelques-uns se plaignoient, que le Roy ne tiendroit point ce qu'il avoit promis aux Huguenots, sçavoir, ne feroit publier les Edicts faits en leur faveur, là où le Roy Henry le troisième son prédécesseur leur avoit toujours tenu parole; il leur respondit: *c'est aultre chose; le Roy Henry vous craignoit et ne vous aimoit pas, mais moi je vous aime et ne vous crains pas.*" Diese Stelle stehet unter den Apophthegmes de Henry le Grand, so wie sie Zincgref dem zweiten Theile seiner denkwürdigen Reden beigefügt und übersetzt hat.[1]) Was erhellet aber unwidersprechlicher daraus, als daß Ludwig XIV. zu dieser wirklich königlichen Rede seines Großvaters aufs Höchste nur den elenden Schwanz erfunden hat. Heinrich der Vierte sagte: Mein Vorfahr fürchtete Euch und liebte Euch nicht, ich aber liebe Euch und fürchte Euch nicht; und Ludwig XIV. fühlte sich groß genug — Keines von Beiden zu thun, und fromm genug — die sein Großvater geliebt hatte, zu hassen. Ein großer Verstand, ein in der Familie vom Vater auf den Sohn geerbtes Sprüchelchen so zu erweitern! Dazu hat er es auch noch verfälscht. Denn das ist zwar wahr, daß sein Vater Ludwig XIII. einfältig genug war, sich sowohl für Alles als für nichts zu fürchten; gleichwohl aber waren unter seiner Regierung die Hugenotten nichts weniger als gefährlich, und sie spielten die große Rolle bei Weitem nicht mehr, die sie unter dem dritten Heinrich gespielet hatten, von welchem sein Nachfolger mit Recht sagen konnte, daß er sie fürchten müssen. — Und was hindert, daß auch Johann V. diese Rede des großen Heinrich's nicht sollte gelesen haben?

G.

---

1) Julius Wilhelm Zincgref, „Teutscher Nation Denckwürdiger Reden, Apophthegmata genandt, Ander Theil", Lpz. 1693, S. 93. — A. d. H.

X. Den 7. September 1759.

Dreiundfunfzigster Brief.

Ich lief das sehr ansehnliche Verzeichniß der Schriften durch, die Herr Gebauer alle bei seinem Werke gebraucht oder angezogen hat, und vermißte von ohngefähr eine Kleinigkeit, von welcher ich gleichwohl gewünscht hätte, daß sie ihm bekannt geworden wäre. —

Sie wissen, welche Unruhen in Portugal auf die Nachricht von dem Tode des Sebastian's folgten. Der Cardinal Heinrich war zu alt, war zu blödsinnig und regierte zu kurze Zeit, als daß er das Königreich bei seinem Tode nicht in der äußersten Verwirrung hätte lassen sollen. Unter Denen, welche Ansprüche auf den erledigten Thron machten, war Don Antonio einer der Vornehmsten und, wie Sie Sich erinnern werden, der Einzige, welcher sich der Usurpation des Königs von Spanien auf eine thätliche Weise widersetzte. Diesen Herrn hat unser Historicus nun zwar nicht unter die Zahl der wirklichen Könige von Portugal gerechnet, wie es wohl die französischen und englischen Geschichtschreiber zu thun pflegen; er scheinet aber doch Alles sorgfältig genug gesammelt zu haben, um uns auch diesen durchlauchtigen Unglücklichen so kennen zu lehren, als er von der unparteiischen Nachwelt gekannt zu werden verdienet. —

Nun hat des Don Antonio Leben unter Andern auch die Frau Gillot de Saintonge beschrieben, und diese kleine Lebensbeschreibung ist es, von welcher ich mich wundere, daß sie dem Herrn Gebauer entwischen können. Der Amsterdamer Nachdruck, den ich davon vor mir habe, ist 1696 ans Licht getreten, und das Pariser Original kann, vermuthe ich, nicht viel älter sein. — Ich kenne diese Verfasserin sonst aus einigen mittelmäßigen Gedichten [1]) und würde eine historische Geburt von ihr schwerlich eines Anblicks gewürdiget haben, wenn sie sich nicht gleich auf dem Titel derselben einer besondern Quelle und eines Währmannes rühmte, der alle Achtung verdienet. Sie versichert nämlich, sich der Memoires des Gomez Vasconcellos de

---

1) Louise Geneviève Gillot, Madame de Saintonge (1650 — 1718), Tochter der Mad. Gomez, hatte zu Dijon 1714 „Poésies“ herausgegeben. — A. d. H.

Figueiredo bedienet zu haben.*) Von diesem Manne ist es bekannt, daß er und sein Bruder die allergetreusten Anhänger des Don Antonio gewesen sind. Den Letztern erkennet Herr Gebauer selbst dafür. Nur möchte er vielleicht fragen: „Aber wie kommen diese Memoires in die Hände der von Saintonge? Sie wäre nicht die erste Nouvellenschreiberin, die sich dergleichen geheimer Nachrichten fälschlich gerühmt hätte.“ Ich selbst würde der bloßen Versicherung einer schreibsüchtigen Französin hierin wenig trauen; aber überlegen Sie diesen Umstand: eben der Gomez Vasconcellos de Figueiredo, auf welchen sich die Frau von Saintonge beruft, war ihr Großvater. Warum soll man einer Enkelin nicht glauben, wenn sie gewisse Handschriften von ihrem Großvater geerbt zu haben vorgiebt? Und wenn das, was sie daraus mittheilet, an und vor sich selbst nicht unglaublich ist, noch mit andern unverdächtigen Zeugnissen streitet, was kann ein Historicus wider sie einwenden?

Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Briefe Verschiedenes daraus ausziehen zu dürfen, was diese und jene Stelle bei unserm Gebauer berichtigen oder in ein größers Licht setzen kann.

Vorher aber ein Wort von der Parteilichkeit der Fr. von Saintonge. Die eheliche Geburt des Don Antonio ist bei ihr außer Zweifel. Ihr zu Folge hatte sein Vater, der Herzog Ludewig von Beja es ausdrücklich in seinem Testamente bekannt, daß die Mutter des Antonio ihm wirklich, obgleich heimlich angetraut gewesen sei.**) Gleichwohl sagt sie an einem andern Orte, daß sich Antonio selbst bis zu seiner Zurückkunft aus Africa blos für einen natürlichen Sohn des Herzog Ludewig's gehalten habe.***) Wenn dieses seine Richtigkeit hat, so kann jenes nicht wahr sein. Herzog Ludewig starb 1555, und die Zurückkunft des Antonio fällt in das Jahr 1568. Sollte Antonio ganzer dreizehn Jahr von dem Testamente seines Vaters nichts erfahren haben? Kurz, dieser Umstand ist falsch. Ludewig setzte den Antonio zwar zu seinem völligen Erben ein, aber diese Einsetzung beweiset für seine eheliche Geburt so viel als nichts. Wäre in dem Testamente ihrer gedacht gewesen,

---

*) Histoire de Dom Antoine, Roy de Portugal, tirée des Mémoires de Dom Gomez Vasconcellos de Figueiredo, par Mad. de *Saintonge*. In Duodez.

**) S. 18.

***) S. 26.

so würde man keinen weitern Beweis gefordert haben, den die Freunde des Antonio doch hernach umständlich führen mußten. — Was meine Geschichtschreiberin von dem Tode des Cardinal Heinrich's sagt, beweiset ihre unbedachtsame Parteilichkeit noch mehr. Der Cardinal starb in seinem 68sten Jahre, und sie sagt selbst: „il étoit vieux et usé, c'en devoit être assez pour faire juger qu'il n'iroit pas loin.“ Warum läßt sie es also nicht dabei? Warum läßt sie uns außer dem Alter und der Krankheit noch eine andere Ursache seines Todes argwohnen? Doch was argwohnen? Sie sagt mit trockenen Worten: „Quelques Historiens disent que Philippes trouva le secret de l'empêcher de languir.“*) Philippus erbarmte sich des kranken Heinrich's und ließ ihn aus der Welt schaffen. Wenn sie doch nur einen von den Geschichtschreibern genennt hätte, die dieses sagen! Herr Gebauer wenigstens führt keinen an, dem diese grausame Beschuldigung eingekommen wäre; und ich sorge, die Fr. von Saintonge wird die unselige Urheberin derselben bleiben.

So etwas macht ihr nun zwar keine Ehre; doch muß sie auch darum nicht lauter Unwahrheiten geschrieben haben. Das, worin man ihr am Sichersten trauen kann, sind ohne Zweifel die Nachrichten, die sie uns von dem Bruder ihres Großvaters giebt, und die Herr Gebauer bei folgender Stelle sehr wohl würde haben brauchen können. „In den Azorischen Inseln, sonderlich auf Terceira, hatte sich ein Ruf ausgebreitet, König Sebastian sei nicht erschlagen, sondern entkommen und werde sich bald seinen treuen Unterthanen wieder zeigen. Als hierauf Antonius des König Heinrich's Tod und seine Erhebung Denen auf Terceira wissen ließ, waren sie dessen wohl zufrieden, und ob sie gleich durch ihre Abgeordnete des Antonii Niederlage bei Alcantara und Flucht erfuhren, blieben sie doch in der Treue gegen ihren angebornen König beständig, zumal da Cyprian von Figueiredo, ein standhafter Diener von dem unglückseligen Antonio, sie bei diesen Gedanken erhielt und Petrus Valdes mit seinen Spaniern in einer Landung unglücklich war.“**) — Herr Gebauer ist hier wider seine Gewohnheit sehr concis und führt auch, welches er sehr selten zu thun pflegt, ganz und gar keinen Währmann an. Er würde aber ohne Zweifel die Fr. von Saintonge hier an-

*) S. 31, 32.
**) S. 4, 5 des zweiten Bandes.

geführt haben, wenn er sie gekannt hätte. Wenigstens würde er ihr in dem Vornamen des Figueiredo gefolgt sein, welches eben der obgedachte Bruder ihres Großvaters war. Denn diese Kleinigkeit hat sie aller Wahrscheinlichkeit nach richtiger wissen müssen als alle andere Scribenten. Sie nennet ihn Scipio Vasconcellos de Figueiredo und nicht Cyprian. Er war, sagt sie,*) Gouverneur auf Terceira und hatte sich für den Antonio erkläret, ohne im Geringsten auf die Vorschläge, die ihm der König von Spanien durch den Prinzen von Eboli, Ruy Gomez, thun ließ, hören zu wollen. Philipp II. brauchte also gegen ihn Ernst und bemächtigte sich vors Erste aller Güter, die er in Portugal hatte. Die Expedition aber, die er hierauf dem Petrus Valdes wider ihn auftrug, war nicht die einzige, welche Figueiredo durch seinen standhaften Muth fruchtlos machte. Valdes oder, wie ihn die Frau von Saintonge ohne Zweifel nicht so richtig nennet, Balde war ein von sich selbst so eingenommener Mann, daß er glaubte, der Sieg könne ihm gar nicht fehlen. Er konnte sich nicht einbilden, daß man einen Augenblick gegen ihn bestehen könne, und behauptete doch, als es zur That kam, die Ehre seiner Nation sehr schlecht. Er ward gänzlich geschlagen und kam, mit Schande und Verwirrung überhäuft, nach Portugal zurück. Philippus ließ ihn noch dazu in Verhaft nehmen, weil er ihm zur Last legte, daß er sich ohne seinen Befehl ins Treffen eingelassen habe, und Valdes bedurfte der kräftigsten Vorsprache aller seiner Freunde, um der ihm drohenden Gefahr zu entkommen. — Das Jahr darauf wurde ein zweiter Versuch auf Terceira unternommen, welcher noch unglücklicher ablief. Herr Gebauer scheinet von diesem gar nichts zu wissen; die Frau von Saintonge aber erzählet Folgendes davon: Der Gouverneur (Figueiredo) habe so wenig Soldaten übrig gehabt, daß ein minder unerschrockener Mann als er eher an eine vortheilhafte Capitulation als an die Vertheidigung würde gedacht haben. Seinen Muth aber habe nichts erschüttern können, und er sei auf eine List gefallen, die von sehr guter Wirkung gewesen. Er habe nämlich eine große Anzahl Ochsen aus dem Gebirge kommen und sie an dem Tage der Schlacht mit brennenden Lunten auf ihren Hörnern mitten unter dem kleinen Haufen seiner Truppen forttreiben lassen. Die Spanier, die einen sehr schwachen Feind vor sich zu

*) S. 60 und 3.

finden geglaubt hätten, wären durch den Schein betrogen worden; sie hätten mit einer überlegenen Macht zu thun zu haben vermeinet und daher mit so weniger Ordnung gestritten, daß auch eine gemeine Tapferkeit zureichend gewesen sein würde, sie zu überwinden. Das Metzeln sei erschrecklich gewesen; von allen spanischen Soldaten wären nur zwei entkommen, die sich in ein paar hohle Weiden verkrochen gehabt. Diese zwei hätten loosen müssen, und der, den das glückliche Loos getroffen, habe die Nachricht von dieser schrecklichen Niederlage nach Portugal überbringen müssen.*)

So glücklich nun aber Figueiredo in Terceira war, so hielt es doch Antonio für noch vortheilhafter, wenn er einen so tapfern Mann beständig um sich haben könnte. Er ließ ihn folglich nach Frankreich überkommen und vertraute Terceira dem Emanuel von Sylva an. Die Frau von Saintonge beklagt sich, daß verschiedene Geschichtschreiber aus dieser Veränderung geschlossen hätten, Antonio müsse mit dem Scipio nicht zufrieden gewesen sein, und führet dagegen eine Stelle aus einem Briefe des Antonio an den Papst Gregorius XIII. an, worin er seiner Treue und Tapferkeit völlige Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Nach den Erzählungen des Herrn Gebauer's muß man glauben, daß sich Antonio, nachdem er sein Portugal verlassen müssen, beständig in Frankreich aufgehalten habe. Der Fr. von Saintonge zu Folge aber hat er sich weit öfter und länger in England aufgehalten. Seine erste Reise dahin that er sogleich nach seiner glücklichen Entkommung aus dem Reiche von Calais aus, wohin ihn das Enkhäusische Schiff gebracht hatte. Sie fällt in das Jahr 1581, und ich finde, daß Camden in seinem Leben der Königin Elisabeth, wie auch aus ihm Rapin, ihrer unter diesem Jahre gedenken. Zu seiner zweiten Reise nach England brachten ihn die Nachstellungen, welchen er von Seiten des Königs von Spanien während den Unruhen der Ligue in Frankreich ausgesetzt war. Sie muß in dem Jahre 1585 geschehen sein, und die Frau von Saintonge erzählet uns einen merkwürdigen Umstand davon, den sie aus den eigenhändigen Memoires des Don Antonio gezogen zu haben versichert. „Die Königin Elisabeth," sagt sie, „lud ihn auf das Inständigste ein, zu ihr nach England zu kommen. Er that es

*) S. 75, 76.

also und ward auf eine sehr galante Weise daselbst empfangen. Die Königin hatte eine große Anzahl von den Edelleuten ihres Hofes sich in Schäfer verkleiden lassen und schickte sie ihm bis auf die Höhe von Salisbury entgegen, mit dem Vermelden, daß er sich von der großen Schäferin des Landes allen möglichen Beistand zu versprechen habe. In allen Städten, wo er durch mußte, hielt man ihm den prächtigsten Einzug, so daß man ihn eher für einen Sieger als für einen seiner Länder beraubten König hätte ansehen sollen." — Dieser sein zweiter Aufenthalt in England dauerte bis in das Jahr 1590. Die Angelegenheiten von Frankreich hatten durch den Tod Heinrich's III. eine andere Gestalt gewonnen, und Don Antonio glaubte sich nunmehr von Heinrich dem Vierten einen nachdrücklichen Beistand versprechen zu dürfen. Heinrich war damals zu Dieppe, und Don Antonio kam zu ihm herüber. Allein der König dünkte sich selbst auf seinem Throne noch nicht so befestiget genug, daß er sich mit fremden Händeln abgeben könnte. Don Antonio kehrte also zwar unverrichteter Sache, aber doch mit vielen Versprechungen auf eine bequemere Zukunft wieder nach England, wo er bis ins Jahr 1594 blieb, da ihm Heinrich IV. durch seinen Gesandten, den Herrn Beauvais la Nocle, versichern ließ, daß er, wenn er nach Frankreich kommen wollte, nunmehr sehr willkommen sein werde. Er ging also nach Calais über und von da zu dem Könige nach Chartres. Heinrich bezeigte sich ungemein willig, ihm zu dienen, ließ ihm auch durch den Marschall de Matignon sagen, daß, wenn er bei seiner (Heinrich's) Krönung mit gegenwärtig sein wollte, man ihm nicht allein den Vortritt dabei lassen, sondern ihn auch mit Allem, was er zu dieser Ceremonie brauchen würde, versehen wollte. Don Antonio ließ sich aber mit seinem kurzen Athem entschuldigen, der ihm keinen Augenblick Ruhe gönne, und ging nach Paris, wohin ihm auch der König bald drauf folgte. Hier lag Antonio dem König sehr an, ihm mit einer Summe von 20000 Thalern beizuspringen; weil aber Heinrich sein baares Geld gegenwärtig selbst brauchte, so erlaubte er ihm, auf seinen Namen Geld zu borgen, und versprach, es das folgende Jahr wiederzugeben. Clermont d'Amboise war bereits ernennt, die Truppen zu commandiren, die der König dem Antonio geben wolle. Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen, und der unglückliche Antonio starb. — Alles dieses erzählet die Frau von Saintonge, und es kann zu einer guten Ergän-

15*

zung des Herrn Gebauer's dienen, bei dem man, wie gesagt, auch nicht die geringste Spur findet, daß sich Antonio in England aufgehalten habe. — Was meinen Sie aber, ob es wohl Heinrichen IV. jemals ein wahrer Ernst gewesen ist, dem Antonio zu helfen, oder ob auch er eitel genung war, ihn blos deswegen aus England kommen zu lassen, um seine Krönung durch die Gegenwart einer solchen Person glänzender zu machen? —

Das Besonderste, was ich sonst bei der Frau von Saintonge finde, sind verschiedene Anekdoten, die Nachkommen des Don Antonio betreffend. Vornehmlich erzählt sie ein Liebesabenteuer, welches Don Ludewig, des Antonio Enkel, in Italien gehabt, sehr weitläuftig. Die Dame aber, mit welcher er es gehabt, weil er sie endlich geheirathet, kann keine andere sein als die Prinzessin von Monteleone, mit der er sich, zu Folge der Histoire Généalogique de la Maison Royale de France, verbunden hat; wobei es mich aber wundert, daß sie die Frau von Saintonge schlechtweg une Dame Italienne nennet und von ihrem Stande sehr kleine Begriffe erwecket. Damals muß sich Don Ludewig auch dem spanischen Gehorsame noch nicht unterworfen gehabt haben; denn der Vicekönig von Neapel war sehr erfreut, seiner habhaft zu werden. Er muß seine Ansprüche erst spät, mit seinem Vater, dem Don Emanuel, aufgegeben haben, von welchem Letztern die Frau von Saintonge auch meldet, daß er ein Kapuziner gewesen, ehe er diesen schimpflichen Schritt gethan habe. G.

Vierter Theil.

III. Den 18. October 1759.

Dreiundsechzigster Brief.

Freuen Sie Sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern.

Hier haben Sie vors Erste sein Trauerspiel Lady Johanna Gray! Ein Trauerspiel, das er in allem Ernste für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführet worden, in der Schweiz nämlich, und wie man sagt, mit großem Beifalle.[1]) Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht besser als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können. „Die Tragödie," sagt er, „ist dem edeln Endzweck gewidmet, das Große, Schöne und Heroische der Tugend auf die rührendste Art vorzustellen, — sie in Handlungen nach dem Leben zu malen und den Menschen Bewunderung und Liebe für sie abzunöthigen." Von dieser Voraussetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und auf die Handlung seines Stücks machen. Die meisten von jenen sind moralisch gut; was bekümmert sich ein Dichter wie Herr Wieland darum, ob sie poetisch böse sind? Die Jo=

1) Donnerstag, den 20. Juli 1758 in Winterthur von der Ackermann'schen Gesellschaft. Wenn in Wieland's Briefen, Zürich 1815, I. 206, das Jahr 1756 angegeben wird, so ist das offenbar Druckfehler für 1758; nur in diesem Jahr fiel der 20. Juli auf einen Donnerstag. — A. d. H.

hanna Gray ist ein liebes frommes Mädchen, die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter, der Herzog von Suffolk ein lieber frommer Vater, der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl; sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was. Sie sind Alle in einer Form gegossen, in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann, der sich so lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige; sie verhüllen sich aber alle vor seinen Augen in finstere Wolken, aus welchen er sie nicht im Geringsten zu exorcisiren sucht, aus Furcht, sie möchten uns, wenn wir sie näher und in ihrer Wirksamkeit kennen lernten, ein Wenig liebenswürdig vorkommen. So hat er es mit seinem Herzoge von Northumberland und mit seinem Bischof Gardiner gehalten. Abscheulich sind sie genug; aber Schade, daß man sie nur lästern hört, ohne sie handeln zu sehen. — Lassen Sie es gut sein; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen sein, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken; er wird sich mit dem Homer weit von den übertriebenen Moralisten entfernen, die sich einbilden,*) *μήτε τι*

---

*) Plutarch. — [Ueber diese Plutarchische Stelle und die vollkommen tugendhaften Charaktere handelt Mendelssohn in Br. 66 u. 145. Sie steht De audiendis poetis c. 7 (Moralia II. p. 25 C.) und lautet vollständig: *Διὸ καὶ κακίας καὶ ἀρετῆς σημεῖα μεμιγμένα ταῖς πράξεσιν ἡ μὴ παντάπασι τῆς ἀληθείας ὀλιγωροῦσα μίμησις συνεκφέρει, ὥσπερ ἡ Ὁμήρου πολλὰ πάνυ τοῖς Στωϊκοῖς χαίρειν φράζουσα, μήτε τι φαῦλον ἀρετῇ προσεῖναι, μήτε κακίᾳ χρηστὸν ἀξιοῦσιν, ἀλλὰ πάντως μὲν ἐν πᾶσιν ἁμαρτωλὸν εἶναι τὸν ἀμαθῆ, περὶ πάντα δ' αὖ κατορθοῦν τὸν ἀστεῖον. Ταῦτα γὰρ ἐν ταῖς σχολαῖς ἀκούομεν. Ἐν δὲ τοῖς πράγμασι καὶ τῷ βίῳ τῶν πολλῶν κατ' Εὐριπίδην·*

> *Οὐκ ἂν γένοιτο χωρὶς ἐσθλὰ καὶ κακά,*
> *ἀλλ' ἐστί τις σύγκρασις.*

Der Euripideische Vers, den Plutarch wiederholt citirt, gehört zu einem von Stobaeus (Floril. *περὶ πολιτείας* ΜΓ, 20) aufbewahrten Fragment des

φαυλον ἀρετῃ προςειναι, μητε κακιᾳ χρηστον; er wird finden, daß *ἐν τοις πραγμασι και τῳ βιῳ των πολλων* der Ausspruch seines[1]) Euripides wahr sei:

> *Οὐκ ἀν γενοιτο χωρις ἐσθλα και κακα,*
> *Ἀλλ' ἐστι τις συγκρασις.*

Und alsdenn, wenn er diese innere Mischung des Guten und Bösen in dem Menschen wird erkannt, wird studiret haben, alsdenn geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerspiele er uns liefern wird! Bis itzt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauerspiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgestellt, aber nicht auf die rührendeste Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Kritik über den Plan seiner Johanna Gray einlassen. Ich finde, daß die Verfasser der Bibliothek es bereits gethan haben,*) und es so gethan haben, daß die Kritik selbst damit zufrieden sein muß. Ich unterschreibe ihren Tadel, noch lieber aber ihr Lob, das sie dem Stücke in Ansehung des Silbenmaßes, des Stils, des Vortrags ertheilet haben. Alles, was mir also Ihnen davon zu sagen übrig geblieben, bestehet in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeist des Herrn Wieland's in ihr Licht setzen sollen.

Die Geschichte der Johanna Gray ist Ihnen bekannt. Eduard VI. starb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgerufen. Sie besaß den Thron neun Tage und ward gefänglich in den Tower gesetzt, wo sie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Diesen ganzen Zeitraum von sieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer seines Trauerspiels einzuschränken gewußt. Eduard stirbt: erster Aufzug. Johanna wird Königin: zweiter Aufzug. Johanna wird abgesetzt und gefangen genommen: dritter Aufzug. Johanna ist ge-

---

Aeolus. Lessing hat das Ganze schwerlich gekannt, sondern sich nur durch Plutarch zu der Annahme verleiten lassen, als wäre in demselben von der innern Mischung des Guten und Bösen in dem Menschen die Rede. — A. d. H.]

*) Bibliothek der schönen Wissenschaften, Vierten Bandes Zweites Stück, S. 785 [— 802, unterz. S., also von Mendelssohn].

1) Seines Euripides sagt Lessing, weil Wieland in der Vorrede zur „Johanna Gray" erzählt, er habe sich die Simplicität des Euripides zum Muster vorgestellt. — A. d. H.

fangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieses rollt bei dem Herrn Wieland so geschwind hinter einander weg, daß der Leser nicht mehr als ein einziges Mal, zwischen dem vierten und fünften Aufzuge nämlich, Zeit zu schlafen bekömmt.

Doch lassen Sie mich nicht wie ein Gottschedianer kritisiren! Der Dichter ist Herr über die Geschichte, und er kann die Begebenheiten so nahe zusammenrücken, als er will. Ich sage: er ist Herr über die Geschichte! Wir wollen sehen, ob Herr Wieland diese Herrschaft in mehrern und wesentlichern Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verstand Griechisch und konnte den Plato in der Grundsprache lesen. Das sagt die Geschichte, und Herr Wieland sagt es der Geschichte nach, ob er gleich von dieser Eigenschaft seiner Heldin in dem Stücke nicht den geringsten Vortheil ziehet.

— — „Nimmer werden uns
Bei Platon's göttlichen Gesprächen
Die holden Stunden zu Minuten werden!"

läßt er das Mädchen ausrufen, und der Leser macht sich in allem Ernste Hoffnung, sie eine Stelle aus dem Phädon exponiren zu hören. Aber seine Hoffnung schlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrsamkeit nur prahlen wollen. Sie ist ohnedem eine Erzpedantin, der manchmal weiter nichts fehlt, als daß sie noch Hauptstück und Seite citire! Man höre nur:

— „Was gut, was schön, was edel ist,
Was erst den Menschen, denn den König bildet,
Des ersten Edward's väterlicher Sinn
Zu seinem Volk und Richard's Löwenmuth,
Der kluge Geist des Salomon's der Briten,
Das ganze Chor der Schwestertugenden,
Die einst sich Alfred's Brust zum Tempel weihten,
Befruchteten sein Herz. Wie David's Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit, und er ward erhört!
Umsonst erbot ihm mit Sirenenlippen
Die Wollust ihre schnöden Süßigkeiten.
Wie Hercules verschmäht' er sie und wählte
Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!"

Welch eine gelehrte Parentation auf ihren Mitschüler! Von Allen ist etwas darin: vaterländische Historie, Bibel und Mythologie!

Die Geschichte sagt ausdrücklich, daß Johanna vornehmlich durch das ungestüme Zusetzen ihres Gemahls, des Guilford Dudley, sei bewogen worden, die Krone anzunehmen. Auch der Dichter adoptirt diesen häßlichen Umstand, der uns von dem Guilford eine sehr nichtswürdige Seite zeiget. Wenn Guilford seine Gemahlin bittet, den Thron zu besteigen, was bittet er anders, als ihn nachzuheben? Diese schimpfliche Eigennützigkeit reimet sich zu dem edeln Charakter, den Herr Wieland dem Guilford sonst gegeben hat, im Geringsten nicht.

Ferner sagt die Geschichte, daß der Herzog von Northumberland als der feigste Bösewicht gestorben sei und noch auf dem Blutgerüste seinen Glauben verleugnet habe. Herr Wieland will dieses nicht umsonst gelesen haben; er bringt es an, ohne zu überlegen, daß der Antheil, welchen der Zuschauer an dem Schicksale seiner Johanna nimmt, unendlich dadurch geschwächt werde. Denn nunmehr, wie die Verfasser der Bibliothek mit Recht sagen, ist Johanna mehr eine betrogene als eine verfolgte Unschuld, die sich mehr über die Ihrigen als über ihre Feinde zu beklagen hat.

Und so könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umstand anführen, den Herr Wieland ganz roh aus der Geschichte genommen hat, und der, so wahr er immer ist, dem Interesse seines Stücks schnurstracks zuwiderläuft. Heißt das als ein Genie arbeiten? Ich meinte, nur der Verfasser der Parisischen Bluthochzeit[1]) stehe in dem schülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragische Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfte, als was mit den Einheiten nicht bestehen wolle, übrigens aber genau bei den Charakteren, wie sie die Geschichte von seinen Helden entwirft, bleiben müsse.

Aber wozu alle diese Anmerkungen? Das Trauerspiel des Herrn Wieland's muß dem ohngeachtet ein vortreffliches Stück sein, und davon überzeugt mich ein ganz besonderer Umstand. Dieser nämlich: ich finde, daß die deutsche Johanna Gray

---

1) Die Parisische Bluthochzeit König Heinrich's von Navarra, Trauerspiel von Gottsched (Schaubühne, VI. Nr. 32). — A. d. H.

in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden ist und da einen englischen Dichter gereizt hat, sie zu plündern, sie recht augenscheinlich zu plündern. Die englischen Highwaymen aber berauben, wie bekannt, nur lauter reiche Beutel und machen sie auch selten ganz leer. Folglich! —

Sollte nicht Milton auch einen Deutschen geplündert haben?[1]) Gottsched triumphirte über diese vermeintliche Entdeckung gewaltig! Aber es war eine Calumnie, und Gottsched hatte zu zeitig triumphirt. Hier will ich ihm also mit einem bessern, gegründetern Beispiele an die Hand gehen, wie gern sich die englische Biene auf unsern blumenreichen deutschen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdeß mein englischer Plagiarius nicht sein; denn er hat sich darauf verstanden, was gut ist. Z. E. die vortreffliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter sagt:

— — — „Doch wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrich's Schwesterkinder
Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? — — Was müßte meine Mutter sein,
Eh mir der Thron gebührte?"

und ihre Mutter antwortet:

— — — „Deine Mutter!
Und stolzer auf den Titel Deiner Mutter
Als auf den Ruhm, die glänzende Monarchin
Der ganzen Welt zu sein!"

Diese vortreffliche Stelle, sage ich, die so hervorsticht, daß alle

---

1) Zwei sogar, den Jesuiten Jacob Masenius und den bekannten Friedrich Taubmann, wie J. Lawder in seinem Essay on Milton's use and imitation of the moderns in his Paradise lost, London 1750, nachzuweisen versucht hat, wo im Ganzen 18 von Milton angeblich geplünderte Dichter aufgeführt werden. Gottsched ließ sich natürlich nicht die Gelegenheit entgehen, sechs Monatshefte seines „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" (Zweiter Jahrgg. 1752) mit Auszügen aus demselben zu füllen und dieselben mit der Behauptung einzuleiten, „man habe in der großen Zahl der gelehrten Diebe und Räuber vielleicht noch keinen so groben, keinen so allgemeinen Dieb gefunden als Milton; er werde jetzt in seiner ihm eigenen natürlichen Kleinigkeit dargestellt, alles gestohlenen fremden Putzes gänzlich beraubet und wie die Aelster in der Fabel, nach ausgerupften Federn der schönsten Vögel, Jedermann zum Gelächter dargestellet." Gegen Lawder trat schon in demselben Jahr Douglas, „Milton vindicated", auf, gegen Gottsched Fr. Nicolai mit seiner „Untersuchung, ob Milton sein verlornes Paradies aus neuern lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe." Halle 1753. — A. d. H.

Recensenten des Wielandischen Stücks sie ausgezogen haben, hat sich der Engländer sein[1]) eigen gemacht. Er übersetzt sie so:

Ev'n you my gracious Mother, what must you be
Ere I can be a Queen?

Duchess of Suffolk.

That, and that only,
Thy Mother; fonder of that tender Name,
Than all the proud Additions Pow'r can give.

Der Beschluß künftig.

IV. Den 25. October 1759.

Beschluß des dreiundsechzigsten Briefes.

Nicht schlimm übersetzt! Gewiß, man sieht, der Engländer muß ein Mann sein, der etwas ebenso Schönes auch wohl aus seinem eigenen Kopfe hätte sagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herrn Wielanden in der Wahl der edelsten und stärksten Ausdrücke fast erreicht hat.

Wieland.

— — — — — — „Ach, Kerkerbande
Und Schwert und Flammen sind den Heiligen
Gedräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grausamkeit
Der Priester schont des schwächeren Geschlechts,
Der Kinder nicht! Der Säugling selber wird
Des Speers geweihtes Eisen färben!" —

Der Engländer.

— — — — — — Persecution,
That Fiend of *Rome* and Hell, prepares her Tortures;
See where she comes in *Mary's* priestly Train!

---

1) Die Originalausgaben lesen „sein eigen". Mir scheint Lachmann's Correctur „sein eigen" vorzuziehen. — A. d. H.

Still wo't[1]) thou doubt, till thou behold her stalk,
Red with the Blood of Martyrs, and wide wasting
O'er *Englands* Bosom? All the mourning Year
Our Towns shall glow with unextinguish'd Fires;
Our Youth on Racks shall stretch their crackling Bones,
Our Babes shall sprawl on consecrated spears etc.

Wieland.

„Heil Dir, Prinzessin, Heil Dir, Enkelin
Von alten Königen, Du schönste Blume
Von York's und Lancaster's vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter deren Schutze
Die göttliche Religion der Christen
Ihr leuchtend Angesicht, von ihren Flecken
Gereinigt, siegreich über alle Länder
Erheben soll, durch deren klugen Scepter
Gesetz und Freiheit, Fleiß und Ueberfluß
Und Wonne diese segensvolle Insel
Zur Königin der Erde krönen sollen.
Mein Knie beugt sich zuerst Dir ehrfurchtsvoll,
Den Bund der unverletzten Treu' zu weihen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!"

Der Engländer.

Hail, sacred Princess! sprung from ancient Kings,
Our *England*'s dearest Hope, undoubted Offspring
Of *York* and *Lancaster's* united Line;
By whose bright Zeal, by whose victorious Faith
Guarded and fenc'd around, our pure Religion,
That Lamp of Truth which shines upon our Altars,
Shall lift its golden Head and flourish long;
Beneath whose awful Rule, and righteous sceptre,
The plenteous Year shall roll in long Succession;
Law shall prevail and ancient Right take place,
Fair Liberty shall lift her chearful Head,

---

1) Von Lachmann unnöthigerweise in wilt verändert. Rowe bedient sich gerade in der Jane Gray wiederholt der Form wo't für das jetzt gebräuchliche wilt (altengl. wolt), wie er auch wo' not statt will not (won't) schreibt. — A. d. H.

Fearless of Tyranny and proud Oppression;
No sad Complaining in our streets shall cry,
But Justice shall be exercis'd in Mercy.
Hail, royal *Jane* etc.

Wieland.

„Verwünscht sei mein fataler Rath! Verwünscht
Die Zunge, die zu Deinem Untergang
So wortreich war! — Ach, meine Tochter,
Mir bricht mein Herz."

Der Engländer.

Curs'd be my fatal Counsels, curs'd my Tongue
That pleaded for thy Ruin, and persuaded
Thy guiltless Feet to tread the Paths of Greatness!
My Child! — I have undone thee!

Genug! Leben Sie wohl und lernen Sie hieraus, wie bekannt wir deutschen Dichter unter den Engländern sind.

G.

Vierundsechzigster Brief.

So? Vermuthen Sie, daß hinter meinem Engländer, der den Herrn Wieland soll ausgeschrieben haben, eine kleine Bosheit stecke? Sie meinen doch wohl nicht, daß ich, ein zweiter Lawder, die englischen Verse selbst gemacht habe? Allzu viel Ehre für mich! Nein, nein, mein Engländer existiret und heißt — Nicholas Rowe.[1] Was kann Herr Wieland dafür, daß Nicholas Rowe schon vor vierzig und mehr Jahren gestorben ist?

Aber Scherz bei Seite! Es sei fern von mir, dem Herrn Wieland ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bei seinem Stücke einen der größten englischen Dichter vor Augen gehabt hat! Mich befremdet weiter nichts dabei als das todte Still-

1) Nicholas Rowe (1673—1718), Herausgeber Shakespeare's, Verfasser verschiedener moralisirender Tragödien, hatte 1715 seine „Tragedy of the lady Jane Gray" drucken lassen. — A. d. H.

schweigen, welches er wegen dieser seiner Nachahmung beobachtet. Und wenn er dem Rowe nur noch blos einzelne Stellen zu danken hätte! Allein so hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken, und ich kann ohne die geringste Uebertreibung behaupten, daß fast keine einzige Situation sein eigen ist. — Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der englischen Johanna Gray mit Wenigem vorzuzeichnen.

Edward lebt noch, und Johanna Gray ist mit ihrem Guilford noch nicht vermählet. Von diesem Punkte gehet Rowe aus. Die Herzoge von Northumberland und Suffolk nebst einem gewissen Johann Gates eröffnen die Scene. Wir erfahren, daß der König in den letzten Zügen lieget, und daß der Herzog von Northumberland bereits seine Maßregeln genommen hat, die Nachfolge der päpstischen Maria zu verhindern. Die Gegenwart der Johanna ist dazu unumgänglich nöthig, und der Herzog von Suffolk gehet ab, ihre Ankunft bei Hofe zu beschleunigen, so wie kurz zuvor Gates abgehet, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitschaft zu halten. Northumberland verräth in einer Monologue weitaussehende Anschläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß Johanna noch vor Edward's Absterben mit seinem Sohne, dem Guilford, vermählt werde. Der Graf von Pembroke kömmt dazu, ein junger hitziger Mann, den Northumberland durch Schmeicheleien zu gewinnen sucht. Pembroke stutzt darüber um so vielmehr, da er der erklärte Nebenbuhler seines Sohnes ist. Doch der alte Herzog versichert ihm, daß diese Sache zu klein sei, als daß sie seiner Achtung gegen ihn das Geringste benehmen könnte, sie möge auch einen Ausgang haben, was für einen sie wolle. Er geht ab und sagt, daß er des Pembroke's im geheimen Rathe erwarte. Pembroke bleibt allein und spottet des alten Bischofs Gardiner, der nicht aufhöre, ihm den Northumberland als einen falschen Mann abzumalen, ohne Zweifel aus bloßem Hasse gegen die neue Religion, welcher der Herzog zugethan sei. Er hält den Vater für ebenso aufrichtig und edelgesinnt als den Sohn, mit dem er ihrer Rivalität ungeachtet eine vertraute Freundschaft unterhält. Guilford kömmt, und ihre Freundschaft ist ihr Gespräch. Guilford zittert, daß diese einen so gefährlichen Feind an ihrer beiderseitigen, auf eben denselben Gegenstand abzielenden Liebe haben müsse! Pembroke kann den Gedanken nicht ertragen, daß

Johanna ihm den Guilford vielleicht vorziehen möchte. Er wird in den geheimen Rath gerufen und bedingt sich von seinem Freunde nur noch dieses, daß sie in ihrer gemeinschaftlichen Bewerbung offenherzig und ohne die geringste Hinterlist zu Werke gehen wollen. Guilford bleibt zurück und empfängt die Johanna, die nunmehr bei Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Gespräch, in welchem sich ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes die Liebe der Johanna gegen den Guilford zeiget. — Aus diesem Aufzuge hat Herr Wieland nichts entlehnen können, indem er mit der Geschichte so weit nicht zurückgegangen ist. Die Person des Pembroke's aber hat er aus seinem Stücke ganz und gar auszuschließen für gut befunden, als eine Person ohne Zweifel, die in der Geschichte eine ganz andere Rolle spielet. Den Grafen Wilhelm Herbert von Pembroke kann Rowe schwerlich darunter verstehen; er muß vielmehr den Sohn dieses Grafen meinen, welcher nachher mit der jüngern Schwester der Johanna vermählt ward.

Den zweiten Aufzug eröffnen abermals Northumberland und Suffolk. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolk und Guilford kommen dazu. Guilford ist in der äußersten Entzückung über sein nahes Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des sterbenden Königs weine. Indem tritt sie herein und verkündiget den Tod desselben. — Die letzte Rede des Königs ist bei dem Herrn Wieland folgende:

„O Gott, — — — — — —
— — — — — — nimm mich zu Dir,
Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls
Zu Dir und zu den Geistern, die Dich lieben
Und Deinen Willen thun! — O, meine Seele
Lechzt lange schon, Dein Angesicht zu schauen!
Du, Vater, weißest es, wie gut mir's wäre,
Bei Dir zu sein! Und doch um Derer willen,
Die zu Dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das große Werk vollbracht ist,
Dein Reich in Englands Grenzen fest zu gründen.
Doch nicht mein Will', o Vater, sondern Deiner
Gescheh'!" 2c. —

In dieser Stelle hat Herr Wieland dem Rowe nichts zu

danken, sie ist ganz sein! Rowe glaubte ohne Zweifel, daß ein sterbender König sich nicht wie eine sterbende alte Frau ausdrücken müsse, und legt ihm pathetischere Worte in den Mund:

— — — — — — Merciful, great Defender!
Preserve thy holy Altars undefil'd.
Protect this Land from bloody Men and Idols,
Save my poor People from the Yoke of *Rome*
And take thy painful servant to thy Mercy!

Northumberland und Suffolk beschließen, den Tod des Königs geheim zu halten, trösten die Johanna und lassen sie mit ihrem Guilford allein, der ihr den gefaßten Entschluß wegen ihrer schleunigen Verbindung beibringen soll. Guilford thut es auf die zärtlichste und selbst ihrer Traurigkeit schmeichelhafteste Art. Eine sonderbare Scene! Johanna tritt ab, und auf einmal wird Guilford von seinem Freunde überrascht. Pembroke sieht ihn verwirrt und will die Ursache seiner Verwirrung wissen. Guilford sucht ihn allmählich darauf vorzubereiten; endlich muß er mit dem Geheimnisse heraus, daß ihm sein gutes Glück bei ihrer Geliebten den Vorzug verschafft habe. Pembroke geräth in Wuth, beschuldiget ihn eines verrätherischen Verfahrens, daß er wider ihre Abrede auf eine unedle Art seine Hoffnung untergraben habe, und geht in völliger Raserei ab.

Die Scene war bisher bei Hofe gewesen, und nunmehr, mit dem Anfange des dritten Aufzuges, verlegt sie der Dichter in den Tower. Gardiner, der daselbst in einem weiten Verhafte gehalten wird, unterredet sich mit dem Pembroke. Der Bischof hat erfahren, daß die Vermählung zwischen der Johanna und dem Guilford wirklich vor sich gegangen, und zieht den Pembroke dadurch völlig auf seine und der Maria Seite. Sie treten ab, und Guilford führet seine Johanna herein, weil der geheime Rath sich in dem Tower versammeln will. Er bereitet sie auf die große Nachricht vor, die sie nun bald erfahren soll. Kurz darauf erscheint ihre Mutter, ihr Vater, der Herzog von Northumberland nebst anderen Herren des geheimen Raths, und der edle Streit nimmt seinen Anfang, mit welchem Herr Wieland seinen ganzen zweiten Aufzug anfüllet. Hier ist es, wo er dem Engländer das Meiste abgeborgt hat.

Die erste Scene des vierten Aufzuges haben wiederum Pembroke und Gardiner. Sie versprechen sich Beide, daß

das Unternehmen des Northumberland einen blutigen Ausgang haben werde. Indem erscheint die Wache und führet den Bischof auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembroke soll abgeführet werden, aber Guilford kömmt dazu, schickt die Wache ab und sagt, daß er selbst für diesen Gefangenen stehen wolle. Er war gekommen, seinen Freund zu retten, giebt ihm seinen Degen wieder und dringt in ihn, daß er sich augenblicklich in Sicherheit begeben soll. Der ergrimmte Pembroke ist über dieses Verfahren betroffen und will der Großmuth seines Freundes lange nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, bis ihm dieser den Befehl seines eignen Vaters zu seiner plötzlichen Hinrichtung zeiget, welchen er auf keine andere Weise als durch die anscheinende Gefangennehmung zu vereiteln gewußt habe. Nun kömmt Pembroke auf einmal wieder zu sich, und es erfolgt die rührendste Aussöhnung, bei der man sich unmöglich der Thränen enthalten kann. Kaum aber ist Pembroke fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es ist der Phädon des Plato) hereintritt. Die Katastrophe ist ausgebrochen, und sie beruhiget sich mit Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele. Diese Scene ist es, welche sich Herr Wieland hätte zu Nutze machen müssen, wenn seine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrsamkeit geschwatzt haben sollte. Guilford erfährt von ihr, daß sie der geheime Rath verlassen und sich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kömmt dazu; sie jammert, Guilford tobet, und Johanna bleibt ruhig. Indem erscheinen der Graf Sussex und Gardiner mit der Wache und nehmen alle Drei im Namen der Königin Maria gefangen.

In dem fünften Aufzuge erblicken wir den geschäftigen Bischof, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nöthigen Befehle ertheilet. Zu ihm kömmt Pembroke. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundschaft hat ihn nicht müßig gelassen; er hat bei der Königin für die Gefangenen Gnade ausgewirkt und giebt dem Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das ist im Geringsten nicht nach des Bischofs Sinne; er eilet also zur Maria, ihr diese unzeitige Gnade auszureden, und Pembroke begiebt sich zu seinem Guilford. Itzt wird die hinterste Scene aufgezogen, und man sieht die Johanna auf ihren Knieen liegen und beten. Guilford tritt zu ihr herein. Sie unterhalten sich mit Todesbetrachtungen, als Pembroke kömmt und ihnen seine fröhliche Botschaft bringet. Nur einen Augen-

blick glänzet ihnen dieser Strahl von Hoffnung. Gardiner erscheinet und bekräftiget zwar die Gnade der Königin, aber blos unter der Bedingung, daß sie Beide zur römischen Kirche zurückkehren sollen. Diese Bedingung wird abgeschlagen; sogleich wird Guilford zum Tode geführet; die Scene eröffnet sich noch weiter; man erblickt das Blutgerüste; Johanna besteiget es als eine wahre Heldin; Gardiner triumphiret; Pembroke verwünscht den Geist der Verfolgung — und das Stück schließt.

Nunmehr sagen Sie mir, was Herr Wieland mit diesem großen Plane anders gemacht hat, als daß er einen prächtigen Tempel eingerissen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Episode des Pembroke's herausgerissen und die letzten drei Aufzüge in fünfe ausgedehnet, durch welche Ausdehnung, besonders des fünften Aufzuges in seine beiden letzten, die Handlung ungemein schläfrig geworden ist. Herr Wieland läßt den Guilford an einem Orte[1]) zur Johanna sagen:

„Und selbst — o Scheusal! — Deine Räthe selbst,
Die kaum mit aufgehabnen Händen schwuren,
Dir, dem Gesetz und unserm heil'gen Glauben
Getreu zu bleiben, alle sind Verräther,
Verdammte Heuchler! — Pembroke, ach! mein Freund,
Mein Pembroke selbst, vom Gardiner betrogen,
Fiel zu Marien ab."

Man weiß gar nicht, was das für ein Pembroke hier ist, und wie Guilford auf einmal eines Freundes namentlich gedenket, der in dem Stücke ganz und gar nicht vorkömmt. Aber nun werden Sie dieses Räthsel auflösen können. Es ist eben der Pembroke des Rowe, dem er in seinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Possen thut, sich gleichsam wider seinen Willen einmal einzuschleichen. G.

---

1) Act 3, Sc. 6. Genannt wird Pembroke übrigens auch Sc. 2 als eins der Haupter des Adels, die Johanna's Scepter ehren. — A. d. H.

V. Den 2. November 1759.

Fünfundsechzigster Brief.

Den Einfall des Herrn Professor Gottsched's, seinen Kern der deutschen Sprachkunst den sämmtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und außer Deutschland zuzuschreiben, muß man ihn nicht für einen recht unverschämten Kniff eines gelehrten Charlatans halten? Denn was ist diese Zuschrift anders als ein Bettelbrief, seine Grammatik zu einer classischen Grammatik deswegen machen zu helfen, weil sie in vier Jahren dreimal gedruckt worden und der Herr Autor darüber ein Compliment aus Wien und aus Chur im Graubündtnerlande erhalten hat? Wenn der Name des Verlegers unter dieser Zuschrift stünde, so würde ich weiter nichts daran auszusetzen haben, als daß dieser vergessen, den Herren Rectoren und Conrectoren in jedes Dutzend Exemplare, die ihre Schüler verbrauchen würden, das dreizehnte gratis obenein zu versprechen. Aber daß sich Gottsched selbst durch seine blinde Eitelkeit zu diesem Schritte verleiten lassen, das muß ihn nothwendig in den Augen aller Rechtschaffenen nicht blos lächerlich, es muß ihn verächtlich machen. Denn wenn es auch schon unwidersprechlich wäre, daß seine Sprachkunst vor allen andern in den Schulen eingeführt zu werden verdiente, hätte ein großer Mann, wie er sein will — denn alle große Männer sind bescheiden —, einen dergleichen Vorzug nicht vielmehr in der Stille abwarten, als ihn zu erschleichen suchen sollen? —

Aber die berühmten Lehrer der Schulen, wie haben die sich dabei verhalten? Sehr leidend; doch scheinet es eben nicht, daß sie so leicht zu bestechen gewesen sind. Und in der That wäre es für den Herrn Professor selbst sehr zu wünschen, daß sie sämmtlich ganz und gar nicht auf seine Zuschrift reflectiret hätten. Denn ich sorge, ich sorge, man fängt auch schon auf kleinen Schulen an, den berühmten Gottsched — auszulachen. Wenn nun der Lehrer das Büchelchen, über welches er zu lesen gebeten worden, auf allen Seiten verbessern und widerlegen muß, was für eine Achtung können die Schüler für den Professor mit auf die Universität bringen?

Und daß jenes zum Theil wirklich geschehen, beweisen unter

16*

Andern die Anmerkungen, welche Herr Heinz, Rector zu Lüneburg, über die Gottschedische Sprachlehre vor Kurzem ans Licht gestellt hat.*) „Da das Werk," hebt er seine Vorrede an, „welches diese Anmerkungen veranlaßt hat, den Schulen gewidmet und zugeschrieben war, so hat, däucht mir, der berühmte Verfasser, wenn er uns anders so viel zutrauet, schon längst eine Kritik darüber vermuthen müssen; und da unter so vielen Schullehrern sich doch meines Wissens keiner dazu entschlossen hat, so dürfte ich mir wohl ohne Eitelkeit den Vorzug anmaßen, daß ich die Aufmerksamkeit desselben auf die Schulen unter allen mit der größten Achtung erwidert habe." — In diesem schleichenden Tone eines trocknen naiven Mannes fährt Herr Heinz fort und gestehet endlich, daß freilich seine ganze Beurtheilung so ausgefallen, daß ihm der Herr Verfasser schwerlich Dank dafür wissen könne. „Ich verlange," sagt er, „auch nichts Unmögliches, berufe mich aber schlechterdings darauf, daß sie nicht anders gerathen können, und daß sie gerecht sei."

Ich möchte meinen Brief am Allerungernsten mit grammatikalischen Streitigkeiten anfüllen, und Sie wollen überhaupt nicht sowohl diese Streitigkeiten selbst als vielmehr blos das Resultat derselben wissen. Hören Sie also, wie Herr Heinz seine ganze Kritik schließt.**) „Wollen wir," sagt er, „noch kürzlich zusammenrechnen, ehe ich meinen Scribenten verlasse, so ist, däucht mir, durch die bisherige Prüfung Folgendes wohl ganz ausgemacht: daß beide Sprachlehren des Herrn Prof. wohl schwerlich mit Einsicht und reifer Gelehrsamkeit geschriebene Werke heißen können; daß sie ohne Kritik beinahe unbrauchbar sind wegen der gar zu vielen Fehler, welche doch theils durch die ausnehmende Zuversicht, womit Herr G. seine Meinungen vorträgt, theils durch den ihm gewöhnlichen Dunst von Worten, theils durch das Gepränge einer eiteln und magern Philosophie vor unwissenden und treuherzigen Lesern ziemlich versteckt werden. Ein Gelehrter wird nirgends etwas finden, das die gewöhnliche Erkenntniß der deutschen Sprache überstiege, und woraus ein grammatikalischer Geist oder ein Naturell, das zur Philologie geboren oder erzogen wäre, hervorleuchtete. An dessen Statt offenbaret sich durch das ganze Werk eine enthusiastische Liebe und eigensinnige Parteilichkeit des

*) Johann Michael Heinzens Anmerkungen über des Herrn Professor Gottsched's deutsche Sprachlehre, nebst einem Anhange einer neuen Prosodie. Göttingen und Leipzig in Kübler's Verlage, 1759.

**) Seite 205.

B. für die deutsche Sprache oder vielmehr für seine Meinungen und Vorurtheile von derselben, nebst einem allzu großen Vertrauen auf seine Einsicht, welche oft in unbedächtige Urtheile und schnöde Verachtung gegen angesehene Schriftsteller oder gar gegen unschuldige Städte und Provinzen ausbrechen. Wenn andere Sprachlehrer mit ihm einerlei Frage abhandeln, so wiegt er immer am Leichtesten, und der Mangel des Scharfsinnes, der Ueberlegung und einer genugsamen Uebung in diesem Felde ist allen seinen Urtheilen anzusehen. Die große Grammatik hat vor der andern sonst nichts voraus als die Weitläuftigkeit, mit welcher die Sachen nicht gründlicher, vollständiger, gelehrter, sondern gedehnter, langweiliger und in einem gewissen schlechten Verstande philosophischer gesagt sind. Zur Probe kann das Capitel von Nebenwörtern dienen, aber auch jedes andere Stück. Sie macht durchgängig viel Aufhebens von Kleinigkeiten und thut, als ob vor ihr nicht nur keine deutsche, sondern überall noch keine Sprachlehre geschrieben wäre, und als ob sie alle grammatikalische Begriffe und Eintheilungen zuerst aus dem tiefen Brunnen, worin die Wahrheit verborgen liegt, herausholete, welches in der That weder Gelehrsamkeit noch Bescheidenheit beweiset. Freilich hätte man denken sollen, daß Hr. G. viel weiter sehen würde als alle seine Vorgänger, da er sich nicht weniger als vierundzwanzig Jahr zur Ausarbeitung seiner Grammatik genommen, wie das Privilegium und die Vorrede bezeugen. Aber der Leser wird angemerkt haben, daß ich unsern B. oft aus Bödikern[1]) und Frischen verbessern können; hingegen zur Verbesserung dieser Männer aus Gottscheden wüßte ich auch nicht eine Stelle anzugeben. Ist das aber recht, seiner Vorgänger Verdienste zu unterdrücken und ihre Bücher der Jugend aus den Händen zu spielen, wenn man es ihnen nicht einmal gleich thut? Wenn uns Deutschen nicht so gar leicht Genüge geschähe, so würde der Herr Prof. mit seiner lange erwarteten neuen Sprachlehre schwerlich eine andere Aufnahme erfahren haben als ehemals ein gewisser Poet in Frankreich mit seinem Heldengedichte. Weil aber Herr G. Alles mit der Erwartung seiner Grammatik angefüllt hatte, so wurden unsere alten wohlverdienten Sprachlehrer wenig ge-

---

1) Joh. Bödiker (1641—1695), Rector des Cöln. Gymnasiums in Berlin. Seine „Grundsätze der deutschen Sprache im Reden und Schreiben", zuerst Cöln a. d. Spree 1690, gab nach seinem Tode der bekannte Lexikograph Frisch vermehrt heraus. — A. d. H.

lesen, sondern die Meisten sparten ihren Appetit nach grammatikalischer Erkenntniß auf das große Mahl, so er ihnen bereitete, und das ist wohl die Ursache des großen Beifalles, womit die neue Sprachlehre aufgenommen worden. Was mag er aber in so lieber langer Zeit daran gebauet und ausgefeilet haben, da doch noch itzo, nach so vielen gelehrten Erinnerungen so vieler Gönner und Freunde, wie in der andern Vorrede stehet, und nun nach so viel wiederholten Auflagen, gleichwohl noch so viel, ich mag wohl sagen, kindische Fehler darin sind? — Herr Gottsched," schließet er endlich, „hätte daher viel besser gethan, wenn er doch ein Sprachlehrer werden wollte, daß er die Bödikerischen und Frischischen Grundsätze blos in bequemere Ordnung gebracht hätte. Ich will damit nicht sagen, daß er's hätte thun sollen; denn meiner Meinung nach mußte er gar keine Sprachlehre schreiben, weil die grammatische Muse nach so vielen feindseligen Angriffen, welche er in dem Baylischen Wörterbuche und sonst überall auf sie selbst und auf ihre größten Günstlinge gethan hatte, ihm von jeher nicht anders als gehässig sein konnte."

Was sagen Sie hierzu, vorausgesetzt, daß Herr Heinz ein ehrlicher Mann ist, der im Geringsten nichts übertreibt? (Wenn Sie es nicht voraussetzen wollen, so glauben Sie es so lange auf mein Wort, bis Sie Lust bekommen, Sich selbst davon zu überzeugen.) Wird es Ihnen noch wahrscheinlich sein, daß Einer, ob er schon ein magrer Philosoph und ein schlechter Dichter ist, dennoch wohl eine gute Sprachkunst schreiben könne? Oder gestehen Sie es nun bald, daß ein seichter Kopf nirgends erträglich ist?

Und Herr Professor Gottsched muß es selbst gefühlt haben. daß ihm dieser Gegner ein Wenig zu sehr überlegen sei! Sie glauben nicht, wie seltsam er sich in seinem Neuesten*) gegen ihn geberdet! Ohne sich auch nur auf einen einzigen Tadel einzulassen, eifert und sprudelt er da etwas her, woraus kein Mensch klug werden kann, und begegnet dem Rector mit einem so groben Professorstolze, als verhielte sich der Rector zum Professor wie der Schüler zum Rector, da doch das Verhältniß in diesem Falle grade umgekehrt ist. „Hier steht abermal," ruft er mit vollem Maule aus, „hier steht abermal ein Grammatiker auf, der an Herrn Prof. Gottsched's Sprachkunst zum Ritter werden will

*) Im seinem Heumonde dieses Jahres, S. 516.

Herr Rector Heinz zu Lüneburg ist von einem innern Berufe genagt worden, sich durch einen Angriff eines berühmten Mannes auch berühmt zu machen. Und was war leichter als dies? Man kann ja bald etliche Bogen über ein Buch zusammenschreiben, dessen gute Aufnahme in Deutschland ihm ein Dorn im Auge war. Besondre Ursachen zur Feindschaft gegen denselben hatte er nicht, das gesteht er selbst. Die Pflichten der Mitglieder einer Gesellschaft, dergleichen die deutsche zu Göttingen ist, werden's ihm vermuthlich auch nicht auferlegt haben, einen seiner ältern Gesellschafter so stürmend anzugreifen. Um desto mehr wundern wir uns, daß er dennoch kein Bedenken getragen, einen solchen Anfall auf einen Mann zu thun, der ihm nicht den geringsten Anlaß dazu gegeben." — Wenn werden die schlechten Scribenten einmal aufhören zu glauben, daß nothwendig persönliche Feindschaft zum Grunde liegen müsse, wenn sie einer von ihren betrogenen Lesern vor den Richtstuhl der Kritik fordert? — „Doch wie?" fährt das Neueste fort; „hat nicht Herr Prof. G. seine kleine Sprachlehre den sämmtlichen berühmten Schullehrern in Deutschland zugeschrieben? Es ist wahr, und der Augenschein zeigt es, daß solches mit viel Höflichkeit, mit vielen Lobsprüchen und in dem besten Vertrauen zu ihnen geschehen ist. War nun das etwa ein zureichender Grund, Denjenigen so grämisch anzuschnarchen, der ihm zugleich mit Andern eine solche Ehre erwiesen? Welcher Wohlgesittete kann das begreifen?" — Derjenige Wohlgesittete, würde ich hierauf antworten, bei dem die Höflichkeit nicht Alles in Allem ist, der die Wahrheit für keine Schmeicheleien verleugnet und überzeugt ist, daß die nachdrückliche Warnung vor einem schlechten Buche ein Dienst ist, den man dem gemeinen Wesen leistet, und der daher einem ehrlichen Manne weit besser anstehet als die knechtische Geschicklichkeit, Lob für Lob einzuhandeln. Zudem weiß ich auch gar nicht, was das Neueste mit dem grämischen Anschnarchen will, zwei altfränkische Wörter, die schwerlich aus einer andern als des Herrn Professors eigener Feder können geflossen sein. Man kann nicht mit kälterm Blute kritisiren, als es Herr Heinz thut, und die Stelle, die Sie oben gelesen haben, ist die stärkste in seinem ganzen Buche. Was finden Sie darin Grämisches und Angeschnarchtes? Grämisch anschnarchen kann Niemand als Herr Gottsched selbst, und zwar fällt er in diesen Ton gemeiniglich alsdenn, wenn er satirisch sein will. Z. E. Was ist geschnarchter als folgende Stelle? „Doch Herr Heinz besorget, es werde bei seinem Still-

schweigen die Gottschedische Grammatik ein classisches Ansehen gewinnen, da er's zumal nicht ohne Galle bemerket, daß bisher alle seine Herrn Collegen stille dazu geschwiegen; weswegen er glaubet, es sei besser, daß Einer, als daß Keiner das Maul aufthue und diesem großen Unheile steure und wehre. Allein mit seiner gütigen Erlaubniß fragen wir hier, ob er denn wohl glaube, daß ein Buch darum gleich zu Boden geschlagen sei, weil er, Herr Heinz von Lüneburg, sich demselben widersetzet. Wir glauben es gewißlich noch nicht! Die Gottschedische Sprachkunst hat schon mehr solche grimmige Anfälle überstanden und steht doch noch. Sie wird gewiß den seinigen auch überstehn." — Welche Schreibart! Und wie witzig ist das? Herr Heinz von Lüneburg, auf welches einige Zeilen darauf der Secundaner Kunz folgt!

Noch eine recht lustige Stelle aus dem Heumonde des Hrn. Prof. kann ich mich nicht enthalten, Ihnen abzuschreiben. Indem er Herrn Heinzen aushunzt, kommen ihm auch die Verfasser der Göttingischen gelehrten Zeitung in den Weg, die sich dann und wann unterstehen, ihm eine kleine Wahrheit zu sagen, ohne zu bedenken, daß der Herr Professor ein altes Mitglied ihrer deutschen Gesellschaft ist. Er meint, er habe zu dieser Frechheit nun lange genug stille geschwiegen, und wenn sie ihn weiter „böse machten", so werde er einmal aufwachen und ihnen durch den Zuruf:

Tecum habita et noris, quam sit tibi curta supellex [1])

ihre Schwäche bekannt machen. — „Wir wissen auch nicht," fährt hierauf der Heumond fort, „was ihn bisher zu solcher Geduld und Gelassenheit bewogen, zumal da die Göttingischen Zeitungen für ein Werk von einer ganzen Societät der Wissenschaften gelten sollen, unter deren Aufsicht und mit vermuthlicher Genehmhaltung sie herauskommen. Gewiß, in solchen Zeitungen verdammt zu werden, ist kein solcher Spaß, als wenn Einen ein jeder unbekannter und ungenannter Kritikaster heruntermacht. Wer also auf seinen guten Namen hält, der ist in seinem Gewissen verbunden, von einem so unbefugten und gewaltsamen Richter sich auf einen höhern zu berufen und den Ungrund seiner Urtheile zu zeigen. Nichts als die Verbindung mit der Göttingischen deutschen Gesellschaft kann ihn unsers Erachtens bisher abgehalten haben,

1) Persius, IV. 52. — A. d. H.

hier so lange stille zu sitzen. Allein wer weiß, wie lange es dauert, so schicket er ihr sein Diplom (nach Hrn. Rath König's in Haag Beispiele) zurück und setzet sich wieder in die natürliche Freiheit, seine Ehre zu retten. Bis dahin kann er ihnen mit dem Achill in der Iphigenia zurufen:

„Dankt es dem Bande blos, das meinen Zorn noch hemmet,
Sonst hätt' er schon mein Herz gewaltsam überschwemmet!"

— Welch eine Drohung! Die arme deutsche Gesellschaft, wenn ihr dieses Unglück begegnen sollte! Ich glaube, sie würde darüber zu einer wendischen. Denn wie kann eine deutsche Gesellschaft ohne Gottscheden bestehen? [1]) D.

VIII. Den 23. November 1759.

Siebenzigster Brief.

Hier ist etwas von einem Verfasser, der ziemlich lange ausgeruhet hat! — Es sind die Fabeln des Herrn Lessing's.*)

Er meldet uns in der Vorrede, daß er vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf seine Schriften geworfen, nachdem er ihrer lange genug vergessen gehabt, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Anfangs habe er sie ganz verwerfen wollen, endlich aber habe er sie in Betrachtung so vieler freund-

---

*) Berlin bei C. F. Voß in 8°.

1) Gegen Heinzens Buch schrieb Georg Christoph Kunze, Rector der Schule zu Nörenberg und Mitglied der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig, eine Beleuchtung. In dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit (1760. S. 478) wird diese allen Denen empfohlen, die über Herrn Heinzens Schrift eine Freude gehabt oder sie öffentlich, ohne sie gelesen zu haben, gebilliget oder gelobet. „Sonderlich werden gewisse Neulinge zu Berlin ihre Abfertigung darin finden, die sie ohne Beschämung nicht werden lesen können." Nicolai erzählt im 172. Br. (X. S. 323 f.), Lessing habe in noch zwei oder drei Briefen weitläufig erörtert, warum Heinze in der Hauptsache Recht habe, und gezeigt, daß Gottsched die deutsche Sprache blos nach Art der lateinischen behandelt habe und sich von seinen Vorgängern durch nichts als durch unverzeihliche Fehler unterscheide. Auf das Ersuchen eines Gelehrten, dem man Ehrfurcht schuldig zu sein glaubte, seien diese Briefe zurückgenommen und hernach verworfen worden. Lessing habe es auch bei einer abermaligen Ausforderung Gottsched's nicht der Mühe werth gehalten, sie noch einmal zu schreiben. — A. d. H.

schaftlichen Leser, die er nicht gern dem Vorwurfe aussetzen wollen, ihren Beifall an etwas ganz Unwürdiges verschwendet zu haben, zu verbessern beschlossen.

Den Anfang dieser Verbesserung hat er mit seinen Fabeln gemacht. „Ich hatte mich," sagt er, „bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilet als bei der Fabel. Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich alle, und die besten von ihnen mehr als einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die grade auf die Wahrheit führende Bahn des Aesopus von den Neuern, für die blumenreichern Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzählen, so sehr verlassen werde. Ich hatte eine Menge Versuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht." 2c.

Und kurz, hieraus ist das gegenwärtige kleine Werk seiner Fabeln entstanden, welches man als den ersten Band der gänzlichen Umarbeitung seiner Schriften anzusehen hat. Ich muß die Ordnung, die er darin beobachtet, umkehren und Ihnen vorher von seinen beigefügten Abhandlungen über diese Dichtungsart etwas sagen, ehe ich die Fabeln selbst Ihrem Urtheile unterwerfen kann.

Es sind diese Abhandlungen fünfe. Die erste, welche die weitläufigste und dabei die wichtigste ist, untersuchet das Wesen der Fabel. Nachdem die Eintheilung der Fabeln in einfache und zusammengesetzte (das ist in solche, die bei der allgemeinen Wahrheit, welche sie einprägen sollen, stehen bleiben, und in solche, die ihre allgemeine Wahrheit auf einen wirklich geschehenen oder doch als wirklich geschehen angenommenen Fall weiter anwenden) vorausgeschickt worden, gehet der Verfasser die Erklärungen durch, welche De la Motte, Richer, Breitinger und Batteux[1]) von der Fabel gegeben haben. Bei der Erklärung des Ersten, die allen folgenden Erklärungen zum Muster gedienet hat, ist er vornehmlich gegen das Wort Allegorie und behauptet, daß die Fabel überhaupt nicht in der Erzählung einer allegorischen Handlung bestehe, sondern daß die

---

1) Antoine Houdar de la Motte (1672—1731), Fables nouvelles. Paris 1719. — David Henri Richer (1685—1748), Fables. Paris 1729. — Johann Jacob Breitinger (1701—1776), Critische Dichtkunst. Zürich 1740. — Charles Batteux (1713—1780), Principes de littérature ou Cours des belles lettres Paris 1746, deutsch von Ramler, Lpz. 1758. — A. d. H.

Handlung nur in der zusammengesetzten Fabel allegorisch werde, und zwar allegorisch nicht mit dem darin enthaltenen allgemeinen Satze, sondern mit dem wirklichen Falle, der dazu Gelegenheit gegeben hat. An der Erklärung des Richer setzet er vornehmlich dieses aus, daß sie ein bloßes allegorisches Bild zu einer Fabel für hinreichend hält. „Ein Bild,“ sagt er, „heißt überhaupt jede sinnliche Vorstellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig ist, sondern allein die, in der es sich in einem und eben demselben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich zwar also wohl eine moralische Wahrheit erkennen, aber es ist darum noch keine Fabel. Der mitten im Wasser dürstende Tantalus ist ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeiget, man könne auch bei dem größten Ueberflusse darben. Aber ist dieses Bild deswegen eine Fabel? — Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema würde eine Fabel sein, wenn sie nicht eine Mannichfaltigkeit von Bildern, und zwar zu einem Zwecke übereinstimmenden Bildern, wenn sie, mit einem Worte, nicht das nothwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.“ — Mit diesem Worte verbindet er aber einen viel weitern Sinn, als man gemeiniglich damit zu verbinden pfleget, und verstehet darunter jede Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen. Denn daß die Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, daß sie nämlich eine Unternehmung sein müsse, die mit Wahl und Absicht geschieht, bei der Fabel nicht stattfinde, zeiget er umständlich, indem die allerwenigsten Aesopischen Fabeln in diesem Verstande Handlung haben. Batteux, wie der Verfasser sehr wahrscheinlich zeiget, hat seine Erklärung nur von einem einzigen, in seiner Art zwar sehr vollkommenen, deswegen aber doch zu keinem allgemeinen Muster tauglichen Exempel abstrahiret und überhaupt die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epopöe und des Drama viel zu sehr verwirrt. „Die Handlung der beiden letztern,“ sagt er, „muß außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreichet“ 2c. Der Grund hiervon liegt in den Leidenschaften, welche jene erregen sollen, und auf deren Erregung diese ganz und gar keinen Anspruch macht. — Diese und verschiedene andere Anmerkungen

nimmt der Verfasser nunmehr zusammen und sagt: „In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzeln Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführet, daß ich nicht blos einige Aehnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darin erkenne." — Und das ist das Wesen der Fabel? Noch nicht völlig. Noch fehlet ein wichtiger Punkt, von welchem die Kunstrichter blos ein dunkles Gefühl gehabt zu haben scheinen, dieser nämlich: der einzelne Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellet werden. Begnügen wir uns an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beispiel, eine Parabel.

Der Beschluß künftig.

IX. Den 29. November 1759.

Beschluß des siebenzigsten Briefes.

Nachdem der Verfasser diesen wichtigen Unterschied an einigen Beispielen gezeigt, läßt er sich auf die psychologische Ursache ein, warum sich das Exempel der praktischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit begnüge, an welcher sich die Exempel anderer Wissenschaften begnügen. Er findet diese Ursache darin, weil das Mögliche, als eine Art des Allgemeinen, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß verhindere, welche Lebhaftigkeit gleichwohl unentbehrlich ist, wenn die anschauende Erkenntniß zur lebendigen Erkenntniß, als worauf die Moral bei ihren Wahrheiten vornehmlich sieht, erhöhet werden soll. Er zeiget hierauf, daß schon Aristoteles diese Kraft des Wirklichen gekannt, aber eine falsche Anwendung davon gemacht habe, weil er sie aus einer unrechten Quelle hergeleitet. Aristoteles lehret nämlich, die historischen Exempel hätten deswegen eine größere Kraft zu überzeugen als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sei. Unser Verfasser aber sagt: „Hierin, glaube ich, hat sich Aristoteles geirret. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrscheinlich-

keit überzeugt werden. Ich glaube blos deswegen, daß ein Ding geschehen, und daß es so und so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist, und höchst unwahrscheinlich sein würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit sich eben sowohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erstern für eine größere Kraft auf meine Ueberzeugung haben als die Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr. Da das historische Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist; da Aristoteles selbst sagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sei, der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen und Alles, was er für wahr ausgiebt, auch wahrscheinlich zu machen: so sollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Ansehung der Ueberzeugungskraft der Vorzug vor den historischen Exempeln gebühre." — Und nunmehr trägt der Verfasser seine völlige Erklärung der Fabel vor und sagt: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine Fabel."

Die zweite Abhandlung betrifft den Gebrauch der Thiere in der Fabel. „Der größte Theil der Fabeln," sagt der Verfasser, „hat Thiere und wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Thiere darin zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des ersten Erfinders beibehält, weil er wenigstens schnakisch ist — quod risum movet? Oder was ist es?" Batteux hat sich auf diese Fragen nicht eingelassen, sondern listig genug den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung der Fabel sogleich mit angeflickt. Breitinger hingegen behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache davon sei, und glaubt daher die Fabel überhaupt nicht besser als durch ein lehrreiches Wunderbare erklären zu können. Allein unser Verfasser zeiget, daß die Einführung der Thiere in

der Fabel nicht wunderbar ist, indem es darin vorausgesetzt und angenommen werde, daß die Thiere und andere niedrige Geschöpfe Sprache und Vernunft besitzen. Seine Meinung gehet also dahin, daß die allgemein bekannte Bestandheit ihrer Charaktere diese Voraussetzung veranlasset und so allgemein beliebt gemacht habe. „Je tiefer wir," setzt er hinzu, „auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltener kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche und am Allerseltensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt. Denn daß es deswegen geschehen sollte, weil es stufenweise immer unwahrscheinlicher werde, daß diese geringern Werke der Natur und Kunst empfinden, denken und sprechen könnten, will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe ist nicht um ein Haar schlechter oder unwahrscheinlicher als die beste Fabel z. E. von einem Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so unendlich weit jene von ihm abstehen."

In der dritten Abhandlung sucht der Verfasser eine richtigere Eintheilung der Fabeln festzusetzen. Die alte Eintheilung des Aphthonius ist offenbar mangelhaft.[1]) Schon Wolff hat blos die Benennungen davon beibehalten, den damit zu verknüpfenden Sinn aber dahin bestimmt, daß man den Subjecten der Fabel entweder solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche Prädicate, die ihnen zukommen, oder solche, die ihnen nicht zukommen, beilege. In dem ersten Falle hießen es vernünftige Fabeln, in dem andern sittliche Fabeln; und vermischte Fabeln hießen sie alsdenn, wenn sie etwas sowohl von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel hätten. Allein auch diese verbesserte Eintheilung will unserm Verfasser darum nicht gefallen, weil das nicht zukommen einen übeln Verstand machen und man wohl gar daraus schließen könnte, daß der Dich-

---

1) Aphthonius, Rhetor aus Antiochia, Verf. von 40 Fabeln, lebte um 300 n. Chr. Das erste Capitel seiner *προγυμνάσματα* enthält seine Fabeleintheilung: „*Τοῦ δὲ μύθου τὸ μέν ἐστι λογικόν· τὸ δὲ, ἠθικόν· τὸ δὲ, μικτόν. καὶ λογικὸν μὲν, ἐν ᾧ τι ποιῶν ἄνθρωπος πέπλασται. ἠθικὸν δὲ τὸ τῶν ἀλόγων ἦθος ἀπομιμούμενον. μικτὸν δὲ τὸ ἐξ ἀμφοτέρων, ἀλόγου καὶ λογικοῦ.*" Die Wolffische findet sich in dessen Philosophia practica universalis, Pars post. §. 303. — A. d. H.

ter eben nicht gehalten sei, auf die Natur der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet. Diese Klippe also zu vermeiden, glaubt er, man werde am Sichersten die Verschiedenheit der Fabeln auf die verschiedene Möglichkeit der einzeln Fälle, welche sie enthalten, gründen können. Diese Möglichkeit aber ist entweder eine unbedingte oder eine bedingte Möglichkeit, und um die alten Benennungen gleichfalls beizubehalten, so nennt er diejenige Fabeln vernünftige Fabeln, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist, diejenigen hingegen, wo er es nur unter gewissen Voraussetzungen ist, nennt er sittliche Fabeln. Die vernünftigen sind keiner fernern Abtheilung fähig, wohl aber die sittlichen. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabeln oder die Prädicate dieser Subjecte. Fabeln, worin die Subjecte vorausgesetzt werden, nennet er mythische Fabeln, und Fabeln, worin erhöhtere Eigenschaften wirklicher Subjecte angenommen werden, nennet er hyperphysische Fabeln. Die ferner daraus entstehende vermischte Gattungen nennet er die vernünftig-mythischen, die vernünftig-hyperphysischen und die hyperphysisch-mythischen Fabeln. — Welche Wörter! werden Sie ausrufen. Welche unnütze scholastische Grübelei! Und fast sollte ich Ihnen Recht geben. Da doch aber einmal die Frage von der Eintheilung der Fabel war, so war es ihm auch nicht so ganz zu verdenken, daß er die Subtilität in dieser Kleinigkeit so weit trieb, als sie sich treiben läßt. — Was er auf die Fragen antwortet, wie weit in den hyperphysischen Fabeln die Natur der Thiere zu erhöhen sei, und ob sich die Aesopische Fabel zu der Länge eines epischen Gedichts ausdehnen lasse, ist wichtiger; ich übergehe es aber, weil es ohne seine Versuche, die er in Absicht der letztern Frage gewagt hat, nicht wohl zu verstehen ist. Wenn Sie es einmal selbst lesen sollten, so werden Sie leicht finden, daß seine Versuche seine Speculation nicht erschöpfen.

In der vierten Abhandlung redet er von dem Vortrage der Fabeln. Er charakterisirt den Vortrag des Aesopus und Phädrus und scheinet mit dem Vortrage des La Fontaine am Wenigsten zufrieden zu sein. La Fontaine bekannte aufrichtig, daß er die zierliche Präcision und die außerordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, nicht habe erreichen können, und daß alle die Lustigkeit, mit welcher er seine Fabeln aufzustützen gesucht, weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für jene wesentlichere Schönheiten sein solle.

„Welch Bekenntniß!“ ruft unser Verfasser aus. „In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntniß mehr Ehre, als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es von dem französischen Publico aufgenommen! Es glaubte, La Fontaine wolle ein bloßes Compliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher als das, wofür sie geleistet war. Kaum konnte es auch anders sein; denn die Schadloshaltung hatte allzu viel Reizendes für Franzosen, bei welchen nichts über die Lustigkeit gehet. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu bleiben,*) meinte sogar, La Fontaine habe sich aus bloßer Albernheit (par bêtise) dem Phädrus nachgesetzt; und De la Motte schrie über diesen Einfall: mot plaisant, mais solide!“ — Er gehet hierauf die Zierrathen durch, deren die Fabel nach dem Batteux fähig sein soll, und zeiget, daß sie schnurstracks mit dem Wesen der Fabel streiten. Sogar Phädrus kömmt ihm nicht ungetadelt davon, und er ist kühn genug zu behaupten, daß Phädrus, so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entferne, einen plumpen Fehler begehe. Er giebt verschiedene Beweise hiervon und drohet, seine Beschuldigung vielleicht gar durch eine eigene Ausgabe des Phädrus zu rechtfertigen. — Ich besorge sehr, unser Verfasser wird mit dieser Abhandlung am Wenigsten durchkommen, und er wird von Glück zu sagen haben, wenn man ihm keine schlimmere Absicht giebt als die Absicht, seine eigene Art zu erzählen so viel als möglich zu beschönigen.

Die fünfte Abhandlung ist die kürzeste und redet von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen. Es ist hier nicht die Frage von dem moralischen Nutzen, sondern von einem Nutzen, welchen der Verfasser den heuristischen nennet. Er glaubt nämlich, daß die Erfindung der Fabeln eine von den besten Uebungen sei, durch die ein junges Genie gebildet werden könne. Da aber die wahre Art, wie eine Fabel erfunden wird, vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, so räth er, vors Erste die Fabeln mehr finden als erfinden zu lassen; „und die allmählichen Stufen von diesem Finden zum Erfinden,“ sagt er, „die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweiten Buchs habe zeigen wollen.“ Es sind aber diese Versuche nichts anders als Umschmelzungen alter Fabeln, deren Geschichte er bald eher abbricht, bald weiter fortführet,

*) Fontenelle.

bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt. Aus einigen Beispielen werden Sie Sich einen deutlichern Begriff davon machen können. Z. E. die bekannte Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geschmückt hatte, führt er einen Schritt weiter und macht folgende neue Fabel daraus.

Die sechste des zweiten Buchs.

„Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbichten Pfaue und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt zu sein glaubte, unter diese glänzende Vögel der Juno. Sie ward erkannt, und schnell fielen die Pfaue mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betriegerischen Putz auszureißen. „Lasset nach!“ schrie sie endlich; „Ihr habt nun alle das Eurige wieder.“ — Doch die Pfaue, welche einige von den eignen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: „Schweig, armselige Närrin, auch diese können nicht Dein sein!“ und hackten weiter.“ —

Diese Fabel kann für neu gelten, ob sie gleich aus alten Stücken zum Theil zusammengesetzt ist; denn es liegt eine neue Moral darin. „So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da; und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen habe.“ — Oder die Fabel von den Fröschen, die sich einen König erbeten hatten:

Die dreizehnte des zweiten Buchs.

„Zeus hatte nunmehr den Fröschen einen andern König gegeben; anstatt eines friedlichen Klotzes eine gefräßige Wasserschlange. „Willst Du unser König sein,“ schrieen die Frösche, „warum verschlingst Du uns?“ — „Darum,“ antwortete die Schlange, „weil Ihr um mich gebeten habt.“ — „Ich habe nicht um Dich gebeten!“ rief einer von den Fröschen, den sie schon mit den Augen verschlang. — „Nicht?“ sagte die Wasserschlange. „Desto schlimmer. So muß ich Dich verschlingen, weil Du nicht um mich gebeten hast.““

Diese Fabel fängt da an, wo die alte aufhöret, und erhält dadurch gleichsam eine Art von historischer Wahrscheinlichkeit. — Und aus diesen Proben werden Sie zugleich von dem Tone und der Schreibart unsers Fabulisten urtheilen können. Jedes von den drei Büchern enthält dreißig Fabeln, und wenn ich Ihnen nunmehr noch einige aus dem ersten und zweiten Buche vorlege,

so wird es hoffentlich Alles sein, was Sie diesesmal von mir erwarten. Die erste, welche ich anführen will, scheinet er mit Rücksicht auf sich selbst und die einfältige Art seines Vortrages gemacht zu haben.

„Der Besitzer des Bogens.

„Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein werth hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: „Ein Wenig zu plump bist Du doch! Alle Deine Zierde ist die Glätte. Schade! Doch dem ist abzuhelfen," fiel ihm ein. „Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen." Er ging hin; und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd? Der Mann war voller Freuden. „Du verdienest diese Zierrathen, mein lieber Bogen!" Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht."

„Die Schwalbe.

„Glaubet mir, Freunde, die große Welt ist nicht für den Weisen, ist nicht für den Dichter! Man kennet da ihren wahren Werth nicht, und ach! sie sind oft schwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauschen. — In den ersten Zeiten war die Schwalbe ein ebenso tonreicher, melodischer Vogel als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einsamen Büschen zu wohnen und da von Niemand als dem fleißigen Landmanne und der unschuldigen Schäferin gehöret und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demüthigere Freundin und zog in die Stadt. Was geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so verlernte sie es nach und nach und lernte dafür — bauen."

„Der Geist des Salomo.

„Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last und Hitze, sein Feld mit eigner Hand zu pflügen und mit eigner Hand den reinen Samen in den lockern Schooß der willigen Erde zu streuen. Auf einmal stand unter dem breiten Schatten einer Linde eine göttliche Erscheinung vor ihm da! Der Greis stutzte. „Ich bin Salomo," sagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. „Was machst Du hier, Alter?" „Wenn Du Salomo bist," versetzte der Alte, „wie

kannst Du fragen? Du schicktest mich in meiner Jugend zu der Ameise; ich sahe ihren Wandel und lernte von ihr fleißig sein und sammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch." — „Du hast Deine Lection nur halb gelernet," versetzte der Geist. „Geh noch einmal hin zur Ameise und lerne nun auch von ihr in dem Winter Deiner Jahre ruhen und des Gesammelten genießen!"" G.

X. Den 6. December 1759.

Einundsiebenzigster Brief.

Ein Gelehrter, den Sie, so viel ich weiß, in Frankfurt an der Oder suchen müssen,[1]) fing bereits im vorigen Jahre an, eine Sammlung ungedruckter Briefe gelehrter Männer herauszugeben. In dem ersten Buche derselben nahmen sich besonders verschiedene Briefe von Des Vignoles und Theoph. Sig. Bayern aus, indem sie an nützlichen Sachen ungleich reicher waren als die übrigen. In dem zweiten Buche versprach der Herausgeber den gelehrten Briefwechsel des Stephanus Vinandus Pighius zu liefern.[2]) Es scheinet aber, daß ihn ein sehr glücklicher Umstand dieses Versprechen aufzuschieben verleitet hat. Sein Unternehmen selbst hat nämlich so viel Beifall gefunden, daß ihm nicht nur verschiedene Gelehrte ihre literarischen Schätze von dieser Art mitgetheilet haben, sondern daß ihm auch durch Vermittelung des Herrn von Münchhausen[3]) der ganze Vorrath ungedruckter Briefe in der königlichen Bibliothek zu Hannover zu beliebigem Gebrauche angetragen worden. Durch diesen Beitrag also ist er in den Stand gesetzt worden, uns noch vorher mit andern lesenswürdigern Briefen zu unterhalten, als ihm die Briefe des Pighius mögen geschienen haben.

---

1) Johann Ludwig Uhl (1713—1790), ord. Prof. der Rechte zu Frankfurt a. d. O. Vgl. Br. 282 von Abbt (XVIII. S. 103). — A. d. H.

2) Alphonse des Vignoles (1649—1744), bekannt durch seine Chronologie de l'histoire sainte et des histoires étrangères qui la concernent, Berl. 1738. — Der Königsberger Bayer (1694—1738), Prof. in Petersburg, war der erste Sinologe seiner Zeit. — Pighius, ein berühmter niederländischer Philolog (1520—1604). — A. d. H.

3) Gerlach Adolf von Münchhausen (1688—1770), der Stifter der Göttinger Universität. — A. d. H.

Die ersten vier Bücher, auf welche die Sammlung nunmehro angewachsen ist, und welche den ersten Band derselben ausmachen, enthalten hundertundneunzig Briefe.*) Bynkershoek, Beverland, Gisbert Cuper, d'Orville, J. A. Fabricius, Grävius, Gram, Schannat, J. P. von Ludewig, Gesner rc. sind die berühmten Namen ihrer Verfasser.[1])

Sogar von Leibnizen finden sich in dem vierten Buche ein Dutzend Briefe, und Sie können leicht glauben, daß ich diese zu lesen am Begierigsten gewesen bin. Die ersten zwei derselben sind an P. J. Spenern geschrieben und enthalten wenig mehr als einige jetzt veraltete Neuigkeiten. Die folgenden sechse aber an den berühmten Huetius[2]) sind desto interessanter und enthalten Gedanken eines Philosophen, die noch immer unterrichten können. Die zwei ersten sind von dem Jahre 1673 und zu Paris geschrieben, aus welchen Datis, wenn Sie Sich der Lebensgeschichte unsers Weltweisen erinnern, Sie ohngefähr den Inhalt errathen können. Huetius hatte damals die Besorgung der Ausgabe der classischen Schriftsteller, welche vornehmlich zum Gebrauche des Dauphins eingerichtet sein sollten, und er glaubte, daß er sich bei dieser Arbeit auch unsers Leibniz versichern müßte. Ob Dieser nun gleich damals sich mit ganz andern Dingen beschäftigte und besonders an seiner Rechenmaschine arbeitete, so ließ er sich doch bewegen; denn ihm war in dem ganzen Bezirke der Wissenschaften nichts zu klein, so wie ihm nichts zu groß war. Nur bat er sich aus, daß man ihm einen Autor geben möchte, bei

---

*) Sylloge nova Epistolarum varii argumenti. Volumen I. libros III priores continens. Norimbergae, impensis Hered. Felseckeri, 1760. 2 Alph. 4 Bogen.

1) Cornelius van Bynkershoek aus Middelburg (1693—1745) gehört zu den berühmten niederländischen Romanisten; Adrian Beverland, sein Landsmann (gest. um 1714), ist berüchtigt durch sein Peccatum originale und das unsaubere Buch De stolatae virginitatis jure; Gisbert Cuper (1644—1716) und Jacob Philipp d'Orville (1696—1751) sind bekannte niederländische Philologen; Joh. Albert Fabricius (1668—1736) ist der berühmte Verfasser der Bibliotheca graeca, latina und mediae et infimae latinitatis; Joh. Georg Grävius (1632—1703) der Verf. des Thesaurus antiquitatum Romanarum; Joh. Gram (1685—1748) war ein dänischer Philolog und Historiker; Joh. Friedrich Schannat aus Luxemburg (1683—1739), Jurist und Historiker; Joh. Peter v. Ludewig (1668—1743), Prof. der Jurisprudenz in Halle, machte sich um das deutsche Staatsrecht besonders verdient; Conrad Gesner (1516—1565) endlich ist der große Polyhistor. — A. d. H.

2) Pierre Daniel Huet (1630—1721), der gelehrte Bischof von Avranches, war 1670 Präceptor des Dauphins geworden, für den er 1679 seine Demonstratio evangelica schrieb. — Leibniz hielt sich 1672—1676 in Paris auf. — A. d. H.

welchem sich Philosophie, und eine gesunde Philosophie anbringen ließe. Man schlug ihm in dieser Absicht den ältern Plinius, den Mela, die Schriftsteller vom Ackerbaue, den Apulejus, den Capella und den Boethius vor. „Mich zum Plinius zu entschließen," schreibt er, „verstehe ich zu wenig von der Arzneigelahrheit, und von den Schriftstellern des Ackerbaues schreckt mich meine geringe Kenntniß der Oekonomie ab." Er wählte also den Marcianus Capella, und das Urtheil, das er von diesem Schriftsteller fällt, ist sehr vortheilhaft und sollte hinlänglich genug sein, dem Capella mehr Leser zu verschaffen, als er itziger Zeit wohl haben mag: Marcianum Capellam, usus ingentis auctorem, gratum varietate, scientias non libantem tantum, sed intrantem, solum ex superstitibus scriptorem cujusdam artium liberalium encyclopaediae. Er fing auch schon wirklich an darau zu arbeiten und wollte die Anmerkungen des Grotius, die dieser in seinem funfzehnten Jahre gemacht hat, seiner Ausgabe ganz einverleiben. Allein welch Schicksal war es, das uns derselben beraubte? Jaucourt[1]) sagt in seiner Lebensbeschreibung unsers Weltweisen, daß ihm Alles, was er dazu aufgeschrieben, boshaft entwendet worden, und daß er in der Folge keine müßigen Augenblicke finden können, es wiederherzustellen. Leibniz muß diesen Verlust noch in Paris erlitten haben; denn in den Briefen, die er 1679 aus Hannover an den Huetius schreibet, wird des Capella gar nicht mehr gedacht, als einer ohne Zweifel schon längst aufgegebenen und abgethanen Sache. Jaucourt kann übrigens aus diesem Briefe darin verbessert werden, daß Leibniz den Capella selbst aus eigenem Antriebe gewählet, und daß es eben nicht der Einsicht des Huetius zuzuschreiben, daß er sich nur mit diesem und keinem andern Autor abgeben wollen. Denn Leibniz kannte sich wirklich besser, als ihn Huetius kannte; welches unter Andern auch daraus zu ersehen, daß ihm Dieser mit aller Gewalt auch den Vitruvius aufdringen wollte, mit dem er sich aber abzugeben rund abschlug, weil er nicht hoffen könne, etwas Außerordentliches dabei zu leisten. — Uebrigens muß es ein Wenig verdrießen, daß Leibniz bei dieser Gelegenheit nicht allein allzu klein von sich selbst (denn ein bescheidner Mann kann sich selbst so viel vergeben, als er will), sondern auch allzu klein von seiner

1) Der Chevalier Louis Jaucourt (1701–1779) hatte 1760 eine Vie de Leibnitz herausgegeben. — A. d. H.

Nation spricht: Id enim fateor, tametsi neque ingenium, neque doctrinam mihi arrogem, diligentiae tamen laudem aliquando apud aequos censores consecutum. Et quid aliud expectes a Germano, *cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est?* Nun wundere man sich noch, wie es komme, daß die Franzosen einen deutschen Gelehrten so gering schätzen, wenn die besten deutschen Köpfe ihre Landesleute unter ihnen so erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht absprechen könne! Denn das bilde man sich ja nicht ein, daß diese aus Complimenten zusammengesetzte Nation auch das für Complimente halte, was gewissermaßen zur Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann.

Die drei folgenden Briefe hat Leibniz bei Gelegenheit des Huet'schen Werkes Von der Wahrheit der christlichen Religion geschrieben, und sie enthalten sehr vortreffliche Gedanken über den Gebrauch der Philologie und Kritik. „Die Kritik," sagt er, „die sich mit Prüfung der alten Handschriften, Münzen und Inscriptionen beschäftiget, ist eine sehr nöthige Kunst und zur Festsetzung der Wahrheit unsrer Religion ganz unentbehrlich. Denn das glaube ich gewiß, gehet die Kritik verloren, so ist es auch mit den Schriften unsers Glaubens geschehen, und es ist nichts Gründliches mehr übrig, woraus man einem Chineser oder Mahometaner unsere Religion demonstriren könne. Denn gesetzt, man könnte die fabelhaften Historien von Theodorico Veronensi, wie sie bei uns die Ammen unter dem Namen Dietrich's von Bern den Kindern erzählen, von den Erzählungen des Cassiodorus, eines zeitverwandten Schriftstellers, der bei diesem Könige Kanzler war, nicht unterscheiden; gesetzt, es käme die Zeit, da man mit den Türken zweifelte, ob nicht Alexander der Große des Königs Salomon oberster Feldherr gewesen sei; gesetzt, es wären uns anstatt des Livius und Tacitus weiter nichts als einige von den zierlichen, aber im Grunde abgeschmackten geheimen Nachrichten von den Liebeshändeln großer Männer, wie sie itzt geschrieben werden, übrig; gesetzt, es kämen die fabelhaften Zeiten wieder, dergleichen bei den Griechen vor dem Herodotus waren: würde nicht alle Gewißheit von geschehenen Dingen wegfallen? Wir würden nicht einmal zeigen können, daß die Bücher der heiligen Schrift nicht untergeschoben wären, noch viel weniger, daß sie göttlichen Ursprungs wären. Unter allen Hindernissen, welche die Ausbreitung der christlichen Religion in den Morgenländern findet, ist dieses meiner Meinung

nach auch das vornehmste, daß das dasige Volk, weil es von der allgemeinen Geschichte ganz und gar nichts weiß, die historischen Beweise, auf welche sich die christliche Religion stützet, nicht begreifen kann." — Er giebt hierauf eine sehr sinnreiche, aber aus dem Vorhergehenden sehr natürlich fließende Ursache an, warum zu Anfange des vorigen Jahrhunderts die Kritik so stark getrieben und in den neuern Zeiten hingegen so sehr vernachlässiget worden. „Die Kritik," sagt er, „wenn ich die Wahrheit gestehen soll, ward damals durch die theologischen Streitigkeiten genähret. Denn es ist kein Uebel in der Welt, das nicht etwas Gutes veranlassen sollte. Indem man nämlich von dem Sinne der Schrift, von der Uebereinstimmung der Alten, von ächten und untergeschobenen Büchern häufig streiten mußte und nur Derjenige von den Kirchenscribenten aller Jahrhunderte richtig urtheilen konnte, der sich in den übrigen Werken des Alterthums gehörig umgesehen hatte, so durchsuchte man aufs Genaueste alle Bibliotheken. Der König von England Jacobus selbst und andere von den vornehmsten Gliedern der Kirche und des Staats gaben sich mit dergleichen Streitigkeiten, vielleicht ein Wenig nur allzu sehr ab. Als aber diese Streitigkeiten in Kriege ausbrachen und nach so viel vergossenem Blute die Klügern wohl sahen, daß mit alle dem Geschrei nichts ausgerichtet werde, so bekamen nach wiederhergestelltem Frieden sehr Viele vor diesem Theile der Gelehrsamkeit einen Ekel. Und nun fing sich ein neuer Periodus mit den Wissenschaften an, indem in Italien Galiläus, in England Baco, Harväus und Gilbertus, in Frankreich Cartesius und Gassendus und in Deutschland der Einzige, den ich diesen Männern entgegenzusetzen wüßte, Joachim Junge, durch verschiedene treffliche Erfindungen oder Gedanken den Menschen Hoffnung machten, die Natur vermittelst der mathematischen Wissenschaften näher kennen zu lernen. — Ich will jetzt nicht untersuchen, worin es, wie ich glaube, heut zu Tage versehen wird, und woher es kömmt, daß die Schüler so großer Männer, ob sie gleich mit so vielen Hülfsmitteln versehen sind, dennoch nichts Besonderes leisten; denn es ist hier nicht der Ort dazu. Ich will nur dieses Einzige anmerken, daß seit dieser Zeit das Studium der Alterthümer und die gründliche Gelehrsamkeit hin und wieder in Verachtung gekommen, so daß sich wohl gar Einige in ihren Schriften irgend einen Autor zu citiren sorgfältig enthalten, theils damit sie Alles aus ihrem Kopfe genommen zu haben scheinen mögen, theils weil es ihrer Faulheit so bequemer ist; da gleichwohl die Anführung der

Zeugen, wenn es auf geschehene Dinge ankömmt, von der unumgänglichsten Nothwendigkeit ist und nur durch sie gründliche Untersuchungen sich von einem seichten Geschwätze unterscheiden. Damit also dieses Uebel nicht weiter um sich fresse, kann man die Welt nicht ernstlich genug erinnern, wie viel der Religion an der Erhaltung der gründlichen Gelehrsamkeit gelegen sei." —

Und was meinen Sie, wenn diese Erinnerung schon zu Leibniz' Zeiten, da noch Gudii und Spanheime, Vossii und Heinsii lebten,[1] so nöthig war, wie viel nöthiger wird sie jetzt sein, jetzt, da wir noch kaum hier und da Schatten von diesen Männern haben und besonders unsere Gottesgelehrte, die sich die Erhaltung dieser gründlichen Gelehrsamkeit am Meisten sollten angelegen sein lassen, gleich das Allerwenigste davon verstehen? Doch anstatt diese verkleinernde Parallele weiter auszuführen, erlauben Sie mir lieber, Ihnen noch den Schluß des Leibnizischen Briefes vorzulegen.

„Ich kann überhaupt mit Denjenigen gar nicht zufrieden sein, die alle Hochachtung gegen das Alterthum ablegen und von dem Plato und Aristoteles nicht anders als von ein paar elenden Sophisten reden. Hätten sie diese vortrefflichen Männer aufmerksam gelesen, so würden sie ganz anders von ihnen urtheilen. Denn die metaphysische und moralische Lehre des Plato, welche die Wenigsten aus ihrer Quelle schöpfen, ist wahr und heilig, und das, was er von den Ideen und ewigen Wahrheiten sagt, verdienet Bewunderung. Die Logik, Rhetorik und Politik des Aristoteles hingegen können im gemeinen Leben von sehr großem Nutzen sein, wenn sie sich in einem guten Kopfe, der die Welt und ihre Händel kennet, finden. Sogar kann man ihm nicht genug dafür danken, daß er in seiner Physik den wahren Begriff des Stetigen gegen die scheinbaren Irrthümer der Platoniker gerettet hat. Und wer endlich den Archimedes und Apollonius verstehet, der wird die Erfindungen der allergrößten Neuern sparsamer bewundern."

Gewiß, die Kritik, auf dieser Seite betrachtet, und das Studium der Alten, bis zu dieser Bekanntschaft getrieben, ist keine

---

1) Marquard Gude aus Rendsburg (1635—1689) als Epigraphiker, Ezechiel Spanheim aus Genf (1629—1710) als Numismatiker bekannt; Isaac Vossius aus Leyden (1618—1689), Sohn des Polyhistors Gerhard Johannes Vossius; Nicolaus Heinsius aus Leyden (1620—1681), Sohn des berühmten Daniel Heinsius. — A. d. H.

Pedanterei, sondern vielmehr das Mittel, wodurch Leibniz Der geworden ist, der er war, und der einzige Weg, durch welchen sich ein fleißiger und denkender Mann ihm nähern kann. — Aber welchen lustigen Contrast machet mit dieser wahren Schätzung der Kritik und alten Schriftsteller die Denkungsart dieses und jenes grundgelehrten Wortforschers, von welchem sich in eben dieser Sammlung Briefe finden. Z. C. Gisbert Cuper's. Dieser Mann war ohnstreitig einer von den größten Antiquariis, der aber die Antiquitäten einzig und allein um der Antiquitäten willen studirte. Er hält sich stark darüber auf: saeculis superioribus plerosque eruditorum magis stilo operam dedisse quam ritibus, moribus, aliisque praeclaris rebus, quae veterum libris continentur, illustrandis. Und damit Sie ja nicht etwa denken, daß er unter diesen praeclaris rebus vielleicht auch die philosophischen Meinungen der Alten verstehe, so lesen Sie folgende Stelle aus einem andern seiner Briefe: Recte facis, quod edere constitueris Jamblichi Protrepticon, nam illius nec Graeca valent nec Latina. Ego olim illud percucurri, sed eidem inhaerere non poteram, quia me magis oblectabant antiqui ritus, veteris aevi reliquiae et historia; nec capiebar admodum tricis philosophicis etc.

Unterdessen ist doch in den Briefen dieses Cuper's, deren uns eine ansehnliche Folge an den van Almeloveen[1]) und an J. A. Fabricius mitgetheilet wird, viel Nützliches und nicht selten auch Angenehmes. So macht er unter Andern die Anmerkung, daß die Wahrheit bei den Alten zwar als eine allegorische Person eingeführet und von Einigen die Tochter des Jupiter's, von Andern die Tochter des Saturnus oder der Zeit, von Andern die Säugamme des Apollo genennt werde, daß sie aber doch als keine Göttin von ihnen verehret worden, daß sie weder Tempel noch Altäre gehabt habe. Vossius, sagt er, in seinem Werke De Idololatria habe zwar angemerkt, daß Anaxagoras zwei Altäre, den einen dem Verstande und den andern der Wahrheit gesetzt habe. Allein Vossius habe sich hier geirret, weil diese Altäre nicht Anaxagoras gesetzt habe, sondern sie dem Anaxagoras gesetzt worden, welcher durch die Aufschriften derselben Νου und Ἀληθειας selbst bezeichnet worden, indem, wie anderweitig bekannt sei, Anaxagoras

1) Theodor Janssen van Almeloveen, holländischer Mediciner Theolog und Philolog (1657—1712). — A. d. H.

wirklich den Beinamen Νοῦς geführet habe. (Wenn Sie Kühn's Ausgabe des Aelianus nachsehen wollen, so werden Sie finden, daß Cuper den Vossius hier nur zur Hälfte verbessert hat. Denn Kühn zeigt deutlich, daß Aelian nicht von zwei Altären, sondern nur von einem einzigen rede, welcher nach Einigen die Aufschrift Νοῦ und nach Andern die Aufschrift Ἀληθείας geführt habe.) Die Betrachtung endlich, die Cuper über diese von den Heiden unterlassene göttliche Verehrung der Wahrheit anstellet, macht seiner Frömmigkeit mehr Ehre als seiner Scharfsinnigkeit: Quodsi jam admiscere vellem hisce profanis rebus sanctae nostrae religionis christianae mysteria; an non inde concludere possemus, Deum veritatem genuinam suis, et primo quidem Judaeis, inde Christianis, et praecipue veris, solis revelasse; gentiles eam male quaesivisse in indagatione rerum naturalium, et ita Deum voluisse, ut nec summam hanc virtutem uti aliquod Numen colerent etc. Ich würde auf eine natürlichere Ursache gefallen sein. Wenn die Alten die Wahrheit als keine Göttin verehret haben, so kam es ohne Zweifel daher, weil der abstracte Begriff der Wahrheit nur in den Köpfen ihrer Weltweisen existirte und ihre Weltweisen die Leute nicht waren, die gern vergötterten und die Menge der Altäre vermehrten.

Wollen Sie, daß ich Sie noch ein andermal mit verschiedenen artigen Kleinigkeiten und literarischen Anekdoten aus dieser Sammlung von Briefen unterhalten soll, so erwarte ich nur einen Wink.

G.

Fünfter Theil.

I. Den 3. Januar 1760.

Siebenundsiebenzigster Brief.

Ecce iterum Crispinus![1])

Ich werde abermals das Vergnügen haben, Sie mit einem Werke zu unterhalten, das durch die Feder des berühmten Herrn Dusch geflossen ist.

— — — Et est mihi saepe vocandus
Ad partes. — — —

Und wie oft werde ich dieses abermals, abermals brauchen müssen! Herr Dusch hat geschrieben, schreibt und wird schreiben, so lange er noch aus Hamburg Kiele bekommen kann:[2]) Schooßhunde und Gedichte, Liebestempel und Verleumdungen, bald nordische und bald allgemeine Magazine, bald satirische, bald hämische Schriften, bald verliebte, bald freimüthige, bald moralische Briefe, bald Schilderungen, bald Uebersetzungen, und Uebersetzungen bald aus dem Englischen, bald aus dem Lateinischen.[3])

— — Monstrum nulla virtute redemptum!

---

1) Juvenalis Sat., IV. 1 sq. — A. d. H.

2) Welch einen lebhaften Handel Hamburg im vorigen Jahrhundert mit Schreibfedern getrieben, daran hat neuerdings Heller's niedliche Novelle: „Posenschrapers Thilde" erinnert. — A. d. H.

3) Johann Jacob Dusch, geb. 12. Febr. 1725 zu Celle, in Göttingen 1750 zum Dichter gekrönt, ging, nachdem er mehrere Jahre Hauslehrer gewesen, 1756 nach Altona und wurde auf Bernstorf's Empfehlung Professor der schönen Wissenschaften am dortigen Gymnasium; 1766 ward er Director desselben und starb am 18. Decbr. 1787. Von seinen poetischen Werken, zu deren Herausgabe Friedrich V.

O der Polygraph! Bei ihm ist alle Kritik umsonst. Ja, man sollte sich fast ein Gewissen machen, ihn zu kritisiren; denn die kleinste Kritik, die man sich gegen ihn entfahren läßt, giebt ihm Anlaß und Stoff zu einem Buche. Und so macht sich ja der Kritikus seiner Sünden theilhaft? — Zwar von diesen seinen Streitbüchern sage ich Ihnen diesesmal nichts. Sie sind noch schlechter als seine Uebersetzungen, und das Beste muß ich Ihnen doch zuerst bekannt machen.

Eine Duschische Uebersetzung also abermals! Und der Abwechselung wegen nicht sowohl aus dem Englischen als aus dem Lateinischen! Eine Zwitterübersetzung aus beiden, wenn man sie recht benennen soll. — Lesen Sie den Titel davon am Rande!*) — „Aber wo steht denn da etwas von Herrn Duschen? Sie wer-

---

ihm 1000 Thlr. geschenkt hat, sind nur der erste und dritte Band erschienen, so daß sie nur ein höchst unvollkommenes Bild von der Unermüdlichkeit seiner Feder geben. Was Lessing spottend aufzählt, ist Folgendes: Der Schooßhund, ein komisches Gedicht in 9 Büchern, Altona 1756. Vermischte Werke in verschiedenen Arten der Dichtkunst, Jena 1754. Drei Gedichte, Altona 1756. Der Tempel der Liebe, ein Gedicht in 12 Büchern, Hamburg 1758. Nordische Beiträge zum Wachsthum der Naturgeschichte, Haushaltungskunst rc., Bd. 1. St. 1—3; Bd. 2. St. 1, Altona 1756. Magazin fur den Verstand, den Geschmack und das Herz (von J. F. Camerer), Altona 1758. Vermischte kritische und satyrische Schriften nebst einigen Oden auf gegenwärtige Zeiten, Altona 1578. Briefe an Freunde und Freundinnen über verschiedene kritische, freundschaftliche und andere vermischte Materien, Altona 1759. Freymüthige Briefe über die neuesten Werke aus den Wissenschaften in und außer Deutschland, Hamburg und Leipzig 1760 (in der Vorrede zum Anhang des 3. und 4. Theils der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" Dusch oder einem geschwornen Vertheidiger desselben zugeschrieben; in der Recension des ersten Stücks, Hamb. Corr. 1760 Nr. 3, als eine Monatsschrift bezeichnet, welche an die Stelle von B. J. Zink's mit dem 16. Jahrgang beschlossenen „Freien Urtheilen und Nachrichten zur Aufnahme der Wissenschaften und der Historie" (1744—1759) getreten sei; im 3. Briefe des 1. Stücks sollen Nicolai's Bibliothek und die Literaturbriefe angegriffen sein; mir sonst unbekannt). Moralische Briefe zur Bildung des Herzens, Leipzig 1759. Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre durch alle Monate des Jahrs, Hamburg und Leipzig 1757—1760 (vgl. oben Br. 41, S. 143 ff.). Uebersetzungen von Middleton's römischer Geschichte, Altona 1757—1759, und Pope's sämmtlichen Werken, Altona 1758—1763 (vgl. oben Br. 2, S. 37 nebst Anm. 1). Dazu kommen noch gelehrte Artikel im „Hamburger Correspondenten" und im „Altonaer Reichspostreuter", dessen kritischen Theil er 1764—1772 selbst redigirt hat. Auf diese und auf einige Abschnitte seiner Briefe beziehen sich die Verleumdungen und die hämischen Schriften. — A. d. H.

*) Virgilii Maronis Georgicorum libri IV. Mit kritischen und ökonomischen Erklärungen Hrn. D. Johann Martin's, Lehrers der Botanik zu Cambridge, und anderer der berühmtesten Ausleger. Nebst einer deutschen Uebersetzung und Anmerkungen. Zum Gebrauch der Schulen, um die Jugend zu einer frühen Erlernung der Haushaltungskunst zu ermuntern. Hamburg und Leipzig bei Grund's Wittwe und Holle. 1759 in groß Octav. 2 Alph. 6 Bogen.

den Sich irren." — Nicht doch, ich irre mich nicht. Das Buch ist ja so dicke und scheinet mit einer so liebenswürdigen Geschwindigkeit translatiret zu sein! Wer kann aber dickere Bücher geschwinder translatiren als Herr Dusch?

Doch wenn Ihnen allenfalls dieser Beweis, weil er in Deutschland geführet wird, nicht bündig genug scheinet, — hier ist ein anderer! „Der Jugend besser fortzuhelfen," sagt Herr Dusch in der Vorrede, „und in eben der Absicht, worin Herr Martin[1]) seinem lateinischen Texte eine engländische Uebersetzung beigesetzet hat, habe ich eine eigene deutsche Uebersetzung unternommen." — Aus dieser eigenen deutschen Uebersetzung nun führe ich meinen andern, bündigern Beweis.

Er lautet so. — Sie erinnern Sich doch, daß ich in einem meiner vorigen Briefe*) eine Stelle aus den Schilderungen des Herrn Dusch getadelt habe, welche eine Beschreibung der herbstlichen Nachtgleiche sein sollte? „Itzo wieget die Wage Tag und Nacht in gleichen Schalen, und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß." Sie erinnern Sich doch, daß diese Beschreibung nach zwei Zeilen des Virgil's sollte gemacht sein, die Herr Dusch nicht verstanden hatte?

> Libra die somnique pares ubi fecerit horas,
> Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.

Nun sind diese Zeilen aus dem ersten Buche Georgicorum, und ich weiß selbst nicht, aus welcher heimlichen Ahndung ich nach der Uebersetzung derselben zu allererst sahe. Und was meinen Sie, daß ich da fand? Ich fand: „Wenn die Wage die Tage und die Stunden des Schlafs gleich gemacht und den Erdkreis in Licht und Finsterniß getheilet hat." O Herr Dusch! rief ich aus. Willkommen, Herr Dusch! — Urtheilen Sie selbst, ob es wohl wahrscheinlich ist, daß zwei verschiedene Scribenten eben denselben lächerlichen Fehler sollten gemacht haben. Gewiß nicht! Der Verfasser der Schilderungen und unser Uebersetzer müssen eins sein, und müssen eins sein in Herrn Duschen!

Aber wenn es Herr Dusch wäre, werden Sie vielleicht einwenden, warum sollte Herr Dusch eben denselben Fehler mit Vorsatze noch einmal wiederholt haben? — Ich antworte: Weil

---

*) S. den einundvierzigsten Brief im zweiten Theil [oben S. 149].

1) Richtiger John Martyn, aus London (1699—1768). Er hat sich durch eine Reihe von botanischen Schriften bekannt gemacht, durch welche er dem Linnéischen System in England Bahn zu brechen versuchte. — A. d. H.

er ihn für keinen Fehler hielt, weil er ohne Zweifel, als er ihn zum andern Male beging, meine Kritik noch nicht gelesen hatte. Und als er sie endlich zu lesen bekam, war der Bogen Nr in seiner Uebersetzung leider schon abgedruckt. Einen Carton aber machen zu lassen, das würde ihn zu sehr verrathen haben, und er wollte mit diesem kleinen Triumphe seinen Kunstrichter durchaus nicht beglücken. Gnug, daß er sich meine Erinnerung da stillschweigend zu Nutze machte, wo es noch möglich war. In der Parallelstelle nämlich, die ich damals anführte:

> Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
> Ardebat coelo et *medium* sol igneus *orbem*
> Hauserat,

hat er das medium orbem richtig übersetzt, ob es gleich auch hier Ruäus falsch verstehet, indem er medium orbem hauserat durch siccaverat medium orbem giebt, aus welchem siccaverat es unwidersprechlich erhellet, daß er unter orbem den Erdkreis verstanden hat. Ich will zwar nicht verhehlen, daß den Herrn Dusch hier sein Martin eben sowohl kann zurechte gewiesen haben als ich. Denn Martin merket bei dieser Stelle sehr wohl an, daß von der Zeit des Nachmittags die Rede sei, weil Virgil sage, die Sonne habe die Mitte oder die Hälfte ihres Laufes vollendet. Aber doch will ich noch wetten, daß Herr Dusch bei der Uebersetzung seinen Martin würde vergessen haben, wenn er nicht auf einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte. — Sie sollen gleich meiner Meinung sein. —

Denn was giebt mir Herr Dusch, wenn ich ihm in eben denselben Worten: „Wenn die Wage die Tage und die Stunden des Schlafes gleich gemachet und den Erdkreis in Licht und Finsterniß getheilet hat" noch einen recht häßlichen, abscheulichen Fehler zeige? — Im Lateinischen heißt die erste Zeile:

> Libra die somnique pares ubi fecerit horas etc.

Man findet sie aber auch so:

> Libra dies somnique pares etc.

Und was ist hier dies und dort die? Beides, wie Sie wissen, ist der alte Genitivus für diei. Aber wußte das Herr Dusch? Hat er nicht offenbar dies für den Accusativus in der mehreren Zahl genommen, da er übersetzt: „wenn die Wage die Tage und die Stunden des Schlafes gleich macht?" Die Wage macht die Tage gleich? Welcher Unsinn! Wenn ist denn bei Herrn Duschen in

einem Herbste ein Tag dem andern gleich? Was kann der Mann doch gedacht haben? Virgil sagt: Wenn die Wage die Stunden des Tages und des Schlafes gleichgemacht &c. Ist denn das nicht ganz etwas Anders? — Dieser Fehler des Herrn Dusch ist also unwidersprechlich. Und ich setze dazu: unverzeihlich; denn wenn er sich der Anmerkung seines Martin noch erinnert hätte, wenn er sich Zeit genommen hätte, sie wieder nachzulesen, so hätte er ihn unmöglich begehen können. „Bei den alten Römern," sagt Martin, „endigte sich der Genitiv der fünften Declination in es; also war Dies eben das, was wir itzt Diei schreiben. Oft wurde es Die geschrieben, welches an dieser Stelle alle Herausgeber annehmen. Ich aber habe auf Glauben des Aulus Gellius[1]) Dies dafür gesetzt; er sagt nämlich, Diejenigen, die Virgil's eigenes Manuscript gesehen, hätten versichert, daß es Dies geschrieben wäre. Q. Ennius in sexto decimo annali *dies* scripsit pro *diei* in hoc versu:

Postremae longinqua dies confecerit aetas.

Ciceronem quoque affirmat Caesellius in oratione, quam pro P. Sestio fecit, *dies* scripsisse pro *diei*, quod ego impensa opera conquisitis veteribus libris plusculis ita, ut Caesellius ait, scriptum inveni. Verba sunt haec Marci Tullii: *Equites vero daturos illius dies poenas.* Quo circa factum hercle est, ut facile iis credam, qui scripserunt, idiographum librum Virgilii se inspexisse, in quo ita scriptum est:

Libra dies *somnique pares ubi fecerit horas,*

id est: *Libra diei somnique.*" — Denken Sie doch nur! Diese lange Anmerkung schreibt Herr Dusch auf dem Bogen E von Wort zu Wort hin, und auf dem Bogen Rr hat er sie schon wieder vergessen. Was soll man von ihm sagen? Ist es nicht offenbar, daß er ohne zu denken schreibt? daß er weder bei der Anmerkung, noch bei der Uebersetzung muß gedacht haben? — Und nun wieder auf mein Voriges zu kommen: So gut er hier seinen Martin vergessen hatte, ebenso gut hätte er ihn ja auch bei dem hauserat medium orbem vergessen können, wenn er nicht, bei meinem Ausdrucke zu bleiben, von einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte.

Als Herr D. unsere Briefe herauszugeben anfing, sagte er davon: „Ich theile sie dem Publico mit, weil ich glaube, daß sie

1) Noct. Att., IX. 14. — A. d. H.

Manchem, sowohl von dem schreibenden als lesenden Theile der sogenannten Gelehrten, nützlich sein können."*) — Sie glauben nicht, wie sehr des Herrn Dusch's anderes Ich oder sein kritischer Freund sich über diese gute Meinung unseres ehrlichen O. formalisiret hat.[1]) Und hier ist doch gleich ein Exempel an seinem eigenen Freunde, daß unsere Briefe wirklich einem sogenannten Gelehrten von dem schreibenden Theile nützlich gewesen sind und noch nützlicher hätten sein können, wenn es sein Autorstolz nicht verhindert hätte!

Unterdessen muß bei Fehlern von dieser Art noch etwas mehr als die bloße Nachlässigkeit des Herrn Dusch Schuld haben. Dieser Schilderer der Natur, dieser phantasiereiche Dichter muß sich von dem Weltgebäude nicht die geringste Vorstellung, nicht das allerkleinste Bild, weder nach den alten, noch nach den neuern Hypothesen zu machen wissen. Hier ist ein neues recht lustiges Exempel: Virgil redet (lib. I. v. 242—43) von den beiden Polen und sagt:

Hic vertex semper nobis sublimis, at illum
Sub pedibus Styx atra videt Manesque profundi.

Der eine Pol, sagt er, ist uns sublimis, der andere ist uns sub pedibus, und diesen, der uns sub pedibus ist, den sehen Styx atra Manesque profundi. Was kann deutlicher sein? Und doch war es Herrn Duschen nicht deutlich genug; denn er übersetzt: „Ein Pol ist uns allezeit erhaben, den andern aber sehen der Styx und die Manes unter ihren Füßen." — Die Manes, unter ihren Füßen? Warum nicht gar unter ihrem Kopfe. Denn Herr Dusch wird wohl einmal gehört haben, daß die Antipoden auf den Köpfen gehen. Und unter den Köpfen läßt sich immer noch eher etwas sehen als unter den Füßen. — Der Uebersetzer hat sich ohne Zweifel abermals durch die Interpretation des Ruäus verführen lassen, welcher den Vers:

Sub pedibus Styx atra videt Manesque profundi

in seiner Prose so versetzt und erläutert: sed illum Styx nigra et umbrae infernae vident sub pedibus. Nur daß man es dem

*) S. die Einleitung zu dem ersten Theile dieser Briefe [oben S. 35].

1) In dem 38. Brief der „Briefe an Freunde und Freundinnen", der von dem Herausgeber der ganzen Sammlung an den Uebersetzer der Werke Popens gerichtet ist, besonders S. 214. Um das sehr durchsichtige Incognito festzuhalten, hatte Dusch die Vorrede dieses Buchs von Rostock datirt und sich so gestellt, als ob ein dortiger Freund den Hauptantheil an der Publication habe. — A. d. H.

Ruäus nicht so unwidersprechlich beweisen kann, daß er sub pedibus auf die Manes gezogen hat, als dem Herrn Dusch!

Wie finden Sie diese Proben? Was glauben Sie auf die ganze Uebersetzung daraus schließen zu können? „Daß sie elend ist!" — Uebereilen Sie Sich nicht! Herr Dusch hat es für eine Bosheit erkläret, aus zwei oder drei Fehlern das Ganze zu verdammen. — Nach dem die Fehler sind, mein Herr Dusch! — Aber diese Ausflucht soll ihm inskünftige nicht mehr zu Statten kommen. Und Sie müssen es Sich gefallen lassen, darunter zu leiden. — Werfen Sie allenfalls den Brief hier weg, wenn Sie Sich Ihrer Schuljahre nicht gern erinnern wollen.

„Ich habe mich genauer an meinen Text gebunden," sagt Herr Dusch, „um jungen Leuten die Mühe zu erleichtern, als ich ohne diese Absicht würde gethan haben." — Gut! Aber mußte sich diese Sclaverei gegen den Text auch so weit erstrecken, daß die Worte der deutschen Uebersetzung dem Schüler kaum so viel helfen, als ob er sie nach und nach aus dem Wörterbuche zusammengestoppelt und so hingeschrieben hätte? Daß er nunmehr für:

— — — tenuisque Lageos
Tentatura pedes olim, vincturaque linguam[1])

weiter nichts zu lesen bekömmt als: den leichten Lageos, der einst Deine Füße versuchen und Deine Zunge binden wird? Mußte sie gar so weit gehen, daß Herr Dusch im Deutschen lieber zu einem ganz andern Verstande Anlaß geben, als von der wörtlichen Bedeutung abgehen wollte? Z. E.

Cui tu lacte favos et miti dilue Baccho[2])

übersetzt Herr Dusch: Du aber opfere ihr mit Milch und reifem Weine vermischten Honigseim. Miti Baccho, mit reifem Weine? Es ist wahr, mitis hat die Bedeutung reif, als wo Virgil sagt:

Heu male tum *mites* defendit pampinus *uvas*.[3])

Wenn wir aber im Deutschen reif zu Weine setzen, so bedeutet Wein uvas, nicht aber vinum. Gleichwohl will Virgil nicht sagen, daß man der Ceres Honigseim mit Milch und reifen Trauben, sondern mit Milch und lieblichem Weine vermischt opfern solle. — Mit dem nämlichen Worte reif begehet

1) Lib. II. v. 93. — A. d. H. 2) Lib I. v. 344. — A. d. H. 3) Lib. I. v. 448. — A. d. H.

Herr Dusch kurz zuvor einen ähnlichen Fehler, der aber noch weit lächerlicher ausfällt. Virgil sagt:

— — — — — annua magnae
Sacra refer Cereri, laetis operatus in herbis:
Extremae sub casum hiemis, jam vere sereno.
Tunc agni pingues, et tunc *mollissima vina.*[1])

Und Herr D. übersetzt: Feiere der großen Ceres ihr jährliches Fest und bringe ihr auf den grünenden Rasen ihr Opfer, wenn der Winter zu Ende gehet und der Frühling schon heiter wird. Denn sind die Lämmer fett, denn ist der Wein am Reifsten. — Wenn ist der Wein am Reifsten? Das ist: wenn giebt es die reifsten Trauben? Wenn der Winter zu Ende geht? Wenn der Frühling nun heiter wird? O, mein Herr Dusch, wie leben Sie in der Zeit! — Es kann wohl sein, daß mollis hier und da auch so viel als reif heißt, ob ich mich gleich auf keine Stelle zu besinnen wüßte. Aber es heißt doch nicht immer reif, und wenn es auch immer reif hieße, so hätten Sie es doch hier nicht durch reif geben sollen. — Die Fortsetzung folgt.

II. Den 10. Januar 1760.

Beschluß des siebenundsiebenzigsten Briefes.

Bald vergesse ich es, an wen ich schreibe. Ich wende mich wieder zu Ihnen. Eine wörtliche Uebersetzung von dieser Art muß nothwendig auch da, wo sie richtig ist, unendlichen Zweideutigkeiten unterworfen sein und hat, wenn noch so wenig an ihr zu tadeln ist, doch weiter keinen Nutzen, als daß der junge Mensch, dem Herr Dusch die Mühe zu erleichtern sucht, sein Wörterbuch seltener nachschlagen darf.

Aber wehe Dir, junger Mensch, „dem Herr Dusch die Mühe zu erleichtern sucht," wenn Du darum Dein Wörterbuch seltener nachschlägst! Höre im Vertrauen: Herr Dusch selbst hat es zu wenig nachgeschlagen. Er hat Dich keiner Mühe überhoben, weil er sich selbst die Mühe nicht geben wollen, das, was er nicht wußte, Dir zum Besten zu lernen! Nimm Dein Wörterbuch und schlage nach, was heißt Myrtus? Du findest: ein Myrtenbaum.

1) Lib. I. v. 338. — A. d. H.

Und Herr Dusch glaubt, es heiße ein Lorbeerbaum. Denn er übersetzt

— — cingens materna tempora myrto *)

durch: Daß er die Schläfe mit dem mütterlichen Lorbeer umgürte. Nimm Dein Wörterbuch und schlage nach, was heißt caper? Du findest: ein Ziegenbock. Und Herr Dusch sagt, es heiße eine Ziege. Denn er übersetzt

Non aliam ob culpam Baccho caper omnibus aris
Caeditur**)

durch: Nur dieses Verbrechens wegen wird dem Bacchus auf allen Altären eine Ziege geschlachtet. Willst Du unterdessen Deinen guten Freund hier entschuldigen, so sage: Ei, die Ziege ist hier ein Bock! Und das ist wahr! — Nimm nochmals Dein Wörterbuch und schlage nach, was heißt pernox? Du findest: übernächtig. Und Herr Dusch sagt, es heiße hartnäckig. Denn wenn Virgil von dem Ochsen sagt, der in dem blutigen Kampfe mit seinen Nebenbuhlern den Kürzern gezogen:

Victus abit longeque ignotis exulat oris,
Multa gemens ignominiam plagasque superbi
Victoris, tum quos amisit inultus amores,
Et stabula aspectans regnis excessit avitis.
Ergo omni cura vires exercet et inter
Dura jacet *pernox* instrato saxa cubili,[1])

so übersetzt Herr Dusch: Der Ueberwundene gehet davon und scheidet weit weg in eine entfernte unbekannte Gegend und beseufzet kläglich seine Schmach, die Wunde, die er von dem stolzen Sieger empfing, und die Geliebten, die er ungerächet verlor, schauet den Stall an und scheidet aus dem Reiche seiner Väter. Dann giebt er sich alle Mühe, seine Kräfte zu üben, und liegt hartnäckig auf harten Steinen, ohne Streue. — Pernox, hartnäckig! Siehest Du, Herr Dusch wußte nur von einem einzigen Adjectivo in x, und das war pertinax!

Rede ich nicht schon wiederum mit Jemand Andern? — Als wenn ich es nicht wüßte, daß Sie ohnedem nicht so weit lesen würden. — Wenn ich daher dennoch einen neuen Bogen anlege,

*) Lib. I. v. 28. **) Lib. II. v. 380. 1) Lib. III. v. 225. — A. d. H.

so geschieht es nicht, Sie zu unterhalten, es geschieht, Herrn Duschen zu belehren.

Hier sind noch einige Stellen, mein Herr Dusch, die ich unter dem Durchblättern Ihrer Uebersetzung mit der Bleifeder angestrichen habe. Wir wollen sie näher betrachten.

Virgil sagt, Lib. I. v. 111, daß auch derjenige Landmann seinem Acker einen großen Dienst erzeige,

> — qui, ne gravidis procumbat culmus aristis,
> Luxuriem segetum tenera depascit in herba,
> Cum primum sulcos aequant sata.

Dieses übersetzen Sie: Der die geile Saat, sobald sie mit der Furche eine gleiche Höhe erreichet, von seinem Viehe, wenn sie noch im zarten Kraute stehet, abfressen läßt ꝛc. — Mit der Furche eine gleiche Höhe erreichet, ist sehr schlecht gesagt. Die Furchen sind die tiefen Einschnitte, die der Pflug gezogen hat, und sind also auf dem gepflügten Felde gegen die Striche Erde, welche der Pflug aufwirft, das Niedrigste. Wie kann also die Saat zur Höhe dieses niedrigsten Theiles des Ackers wachsen? Die Furchen stehen hier für den Acker überhaupt, und aequare heißt hier eben machen. Der Dichter will also sagen: Wenn die Saat die Furchen eben macht, sie gleichsam mit einem ausgespannten grünen Teppiche überziehet, unter welchem die unebene Fläche des Ackers versteckt liegt. Daß aequare aber eben machen heiße, hätten Sie aus dem 178. Verse eben desselben Buchs lernen können:

> Area cum primis ingenti aequanda cylindro.

Es hilft Ihnen nichts, wenn Sie zu Ihrer Entschuldigung auch schon das ventos aequante sagitta aus der Aeneis anführen wollten. Ein Uebersetzer muß sehen, was einen Sinn macht.

Lib. I. 113.

Virgil fährt fort: Auch Der erzeige seinem Acker eine ersprießliche Wohlthat,

> — — — quique paludis
> Collectum humorem bibula deducit arena;
> Praesertim incertis si mensibus amnis abundans
> Exit et obducto late tenet omnia limo,
> Unde cavae tepido sudant humore lacunae.

Der Dichter will sagen: Wenn nach starken Regengüssen oder nach ausgetretenen Flüssen auf den Vertiefungen des Ackers

Wasser stehen bleibt und Pfützen macht, so soll der Landmann diese Pfützen bibula deducere arena, das ist, wie ich es verstehe, mit Sande, als welcher die Eigenschaft hat, daß er das Wasser leicht in sich schluckt, austrocknen. Bibula arena ist mir also das Mittel, wodurch er das Wasser wegschaffen soll. Sie hingegen verstehen den Ort darunter, von welchem er es wegschaffen soll, und übersetzen: der von dem schwammichten Lande das gesammelte Wasser eines Sumpfes ableitet. Sie machen dem Landmanne eine unendliche Mühe! Das Wasser durch Canäle von dem Acker abzuleiten, ist nichts Geringes, und oft wird es für ihn schlechterdings unmöglich sein. Aber die Pfützen mit Sand austrocknen, das kann ihm sehr leicht sein. Ich weiß wohl, Sie haben diesen Fehler mit den gemeinen Auslegern gemein. Denn auch Ruäus erklärt die gegenwärtige Stelle durch: qui derivat ex terra bibula aquam illic collectam instar paludis. Aber entschuldigen blinde Führer?

Lib. I. v. 133.

Virgil will die Ursache angeben, warum Jupiter die freiwillige Fruchtbarkeit des goldnen Weltalters aufgehoben habe, und sagt, es sei geschehen,

Ut varias usus meditando excuderet artes
Paulatim et sulcis frumenti quaereret herbam.

So wie in der ersten Zeile meditando das Mittel und den Weg anzeigt, wie die verschiedenen Künste hervorgebracht werden sollten, so zeigt es auch sulcis in der zweiten an. Die Menschen sollten durch Ackern sich Getreide verschaffen lernen. Sie übersetzen daher ganz links: Damit Erfahrung und Nachsinnen nach und nach verschiedene Künste mit Mühe erfinden und in den Furchen das Kraut des Getreides suchen möchte. Hier ist Alles nur halb recht!

Lib. I. v. 308.

— — tum figere damas
Stuppea torquentem Balearis verbera fundae,
Cum nix alta jacet, glaciem cum flumina trudunt.

Der Dichter redet von den Beschäftigungen im Winter und rechnet darunter auch, Gemsen mit der balearischen Schleuder zu erlegen. Sie aber, mein Herr, machen aus der balearischen Schleuder einen balearischen Schleuderer und sagen dadurch eine Absurdität; denn ich glaube eben nicht, daß auf den balearischen

Inseln tiefer Schnee liegt und die Flüsse Eisschollen treiben. Dann ist es Zeit für den balearischen Schleuderer, Gemsen zu erlegen, wenn ein tiefer Schnee liegt ꝛc.

Lib. I. v. 478.

— — pecudesque locutae,
Infandum!

übersetzen Sie: Und Thiere redeten ein entsetzliches Zeichen. Sie nehmen also Infandum hier für das Adjectivum und glauben, es werde als ein Substantivum gebraucht. So aber habe ich es nie gefunden. Es ist hier das Adverbium oder die Interjection, wie Sie es nennen wollen. Eben wie in der Aeneis:

Navibus, infandum, amissis unius ob iram
Prodimur.

Doch Sie werden sagen: Es fehlet meiner Uebersetzung weiter nichts als die Interpunction nach redeten. Ich will Ihnen glauben.

Sie sehen, ich bin noch immer in dem ersten Buche. Und mehr als das erste Buch habe ich von Ihrer Uebersetzung auch nicht gelesen, und auch dieses nur obenhin gelesen. Alles Andere aus den übrigen Büchern ist mir blos bei dem Aufschlagen in die Augen gefallen.

Ich fand z. E. Jährlich muß man drei- bis viermal den Boden pflügen und mit der umgekehrten Hacke die Klöße beständig zerschlagen und dem ganzen Weingarten die Last der Blätter leichter machen. Was kann man unter diesen letztern Worten anders verstehen, als daß der Dichter die abgefallenen Blätter aus dem Weingarten wegzuschaffen oder sie unterzuhacken befiehlet? Und doch will Virgil ganz etwas Anders sagen; denn

— — omne levandum
Fronde nemus*)

ist von dem sogenannten Blatten zu verstehen, da man die obersten Blätter abreißt, um der Sonne mehr Kraft zu geben. Nemus ist hier eben das, was der Dichter in der 416. Zeile arbusta nennet. Und Ihre zweideutige Uebersetzung würde nur alsdenn zu entschuldigen sein, wenn anstatt nemus vinea stünde.

*) Lib. II. v. 400.

Ferner fand ich in eben demselben Buche: Und den Hyläus, der dem Lapithära mit einem schweren Becher drohet. Lapithära? Was ist das für ein Ding? Ich würde es unmöglich haben errathen können, wenn ich nicht den Text zu Hülfe genommen hätte.

— — Hylaeum Lapithis cratere minantem.*)

Ein ganzes Volk so zu einer einzelnen Person zu verstümmeln!

Desgleichen: Auf büschichten Feldern, wo Grus liegt. Grus? Was heißt Grus? Ich muß wirklich den Text wieder zu Hülfe nehmen:

et dumosis calculus arvis.**)

Ah, Sie haben Gries wollen schreiben! Es ist doch vortrefflich, daß Sie Virgil manchmal besser verstehet als ich! Daß dumosis noch etwas mehr als büschicht heiße, will ich so hingehen lassen.

Auch las ich von ohngefähr die ersten funfzig Zeilen des dritten Buchs. Und wie Mancherlei war mir da anstößig! Ich will Ihnen nicht aufmutzen, wie kindisch Sie diese Zeilen:

— Tentanda via est, qua me quoque possim
Tollere humo, victorque virum volitare per ora,***)

übersetzt haben: Auch ich muß es versuchen, mich auf einer neuen Bahn von der Erde zu erheben und als ein Sieger durch den Mund der Welt zu fliegen. Volitare per ora virum: durch den Mund der Welt fliegen. Ich will nicht erwähnen, daß es einen ganz schielenden Verstand macht, wenn Sie

Primus Idumaeas referam tibi, Mantua, palmas †)

übersetzen: Ich will der Erste sein, der Dir, Mantua, die idumäischen Palmen bringt. Was für idumäische? Denn so heißt mich der vorgesetzte Artikel die fragen? Es ist kein bloßes poetisches Beiwort mehr, sobald dieser vorgesetzt wird. — Es möchte Alles gut sein, wenn Sie nur nicht aus dem feinen Hofmanne, der Virgil war, einen plumpen Prahler machten. Wie haben Sie immer und ewig die Zeilen:

Cuncta mihi, Alpheum linquens lucosque Molorchi
Cursibus et crudo decernet Graecia cestu ††)

*) Lib. II. v. 457.
**) Lib. II. v. 180.
***) Lib. III. v. 8, 9.
†) Lib. III. v. 12.
††) Lib. III. v. 19, 20.

übersetzen können: Das ganze Griechenland wird mir zu Ehren im Wettlaufe streiten. Das vorhergehende illi, nämlich dem Cäsar,

Centum quadrijugos agitabo ad flumina currus

zeiget deutlich, daß mihi hier blos als ein Füllwort stehet, sowie in unzähligen Stellen, als:

Depresso incipiat jam tum *mihi* taurus aratro
Ingemere etc.

oder:

— ab nimium ne sit *mihi* fertilis illa.

Wenn ein Uebersetzer bei dergleichen Gelegenheiten das mihi also ja ausdrücken will, so muß es gleichfalls durch das bloße deutsche Füllwort mir geschehen: „Das ganze Griechenland soll mir im Wettlaufe streiten". Oder hätten Sie ihm durchaus eine bestimmte Bedeutung geben wollen, so hätten Sie anstatt mir zu Ehren, auf mein Geheiß sagen müssen. Denn nur dieses kann höchstens der Zusammenhang leiden. Ruäus selbst erkläret diese Stelle richtiger, als es sonst seine Gewohnheit ist, durch: meo jussu certabit cursu etc. — Doch itzt erst werde ich gewahr, daß Ihr Martin selbst dem Dr. Trapp zu Folge dieses mihi durch in meum honorem giebt. Er irret sich ganz gewiß, und Sie, der Sie an mehrern Stellen von ihm abgehen, hätten ihm hier am Wenigsten folgen sollen. Ebenso wenig hätten Sie Sich bei dem 58ten Verse durch seine angeführte Stelle aus dem Columella sollen verführen lassen. Der Dichter will lehren, wie eine gute Zuchtkuh gestaltet sein müsse, und setzt endlich hinzu:

— — quaeque ardua tota.*)

Sie übersetzen dieses: imgleichen, wenn sie hoch ist. Arduus heißt nicht, was vergleichungsweise hoch ist, sondern was sich hoch trägt. So sagt der Dichter anderswo:

Hinc bellator equus campo sese arduus infert.

Desgleichen sagt er von einer überfahrenen Schlange:

Parte ferox ardensque oculis et sibila colla
Arduus attollens etc.

Und noch von einem andern Pferde:

— Frontemque ostentans arduus albam,

*) Lib. III. v. 58.

Kurz, der Dichter redet von einer Kuh, die den Hals hoch trägt, und nicht von einer, die ihrer ganzen Gestalt nach hoch ist. Eben dasselbe Merkmal verlangt er auch an einer Zuchtstute, wo er sich weniger zweifelhaft ausdrückt:

— — Illi ardua cervix etc.

Und nun sollte ich Ihnen auch etwas aus dem vierten Buche anführen. Doch dieses will ich nicht eher thun, als bis Sie mir Trotz bieten werden, Ihnen in dem vierten Buche einen Fehler zu zeigen. Ich weiß, mit diesem Trotzbieten sind Sie sehr geschwind.[1])

Auch sollte ich von Ihren Anmerkungen noch etwas sagen. Wo Sie gute Leute ausgeschrieben haben, da sind sie so ziemlich gut. Wo Sie aber etwas aus Ihren eigenen Kräften versuchen wollen, da glauben Sie gar nicht, wie klein Sie erscheinen! Ich nehme die Anmerkung 20), Seite 625, zum Beweise, wo die Worte nec gratia terrae nulla est, quam inaratae terrae ein sauberes Pröbchen einer ganz vortrefflichen Latinität sind.

Und warum prahlen Sie mit der Richtigkeit Ihres Textes? Er ist höchst fehlerhaft und ohne eine bessere Ausgabe nicht wohl zu brauchen. So stehet injusta für injussa, sperantia für spirantia etc. — Doch das sind Alles Kleinigkeiten! Sie haben uns wieder ein dickes Buch geliefert, und dafür müssen wir Ihnen freilich verbunden sein. —

Gnug mit dem Herrn Dusch gesprochen! Was unsere galanten Briefsteller die Courtoisie nennen, das ist nunmehr wieder an Sie gerichtet. Ich bin ꝛc. A.

VI. Den 7. Februar 1760.

Einundachtzigster Brief.

Der Verfasser der scherzhaften Lieder,[2]) deren größter Theil Ihnen wegen seiner naiven Wendungen und feinen Sprache

---

1) Vgl. den Vorbericht zum zweiten Theil (oben S. 107 f.) und die Lessing'sche Anmerkung zu Nr. 41 (oben S. 145). — A. d. H.

2) Christian Felix Weiße aus Annaberg (1726—1804). Seine scherzhaften Lieder erschienen ohne seinen Namen 1758 und schon im folgenden Jahre in verbesserter Auflage. — A. d. H.

so viel Vergnügen gemacht hat, und von welchen bereits eine zweite verbesserte Auflage erschienen ist, hat sich aufs Neue in einer andern und höheren Sphäre gezeigt. In der tragischen.*) Und mit Ehren.

„Was?" — wird ohne Zweifel auch hier¹) der kritische Freund des Herrn Dusch auffahren, — „was? ein Witzling, der den Geist der Anakreontischen Gedichte besitzet, sollte auch den Geist der Tragödie besitzen? Der Eine erschüttert das Herz, Schrecken und Thränen stehen ihm zu Gebote; der Andere erregt ein kurzes Vergnügen über einen unerwarteten Einfall, und wenn er uns ermuntert hat, und wenn wir lachen, so hat er alle Ehre, die er hoffen kann. — Man sollte glauben," fährt dieser tiefsinnige Kunstrichter fort, „daß diese beiden sehr verschiedenen Eigenschaften sich nicht wohl mit einander vertragen könnten. Ich wenigstens" **) —

Ja, er wenigstens! — Er, der Freund des Herrn Dusch! — Er wird es solchergestalt gleich a priori wissen, daß die Trauerspiele unsers scherzhaften Liederdichters nichts taugen. — Wollen Sie es bei dieser philosophischen Nativitätstellung bewenden lassen? Oder wünschten Sie lieber, mit Ihren eigenen Augen zu sehen und nach Ihren eigenen Empfindungen zu schließen? — Ich weiß schon, was Sie thun werden, und dieser Brief mag Sie darauf vorbereiten.

In dem Vorberichte klaget Herr Weise²) — denn warum sollte ich Bedenken tragen, Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen gefallen hat, und den Sie nun bald hochschätzen werden? — über den Mangel an deutschen Trauerspielen. Daß es den Deutschen am tragischen Genie fehlen sollte, kann er sich nicht überreden. „Aber ein unglückliches Schicksal," sagt er, „hat bisher über die deutsche Schaubühne gewaltet. Einige dieser Lieblinge der Musen sind in der Morgenröthe ihres Witzes verblühet und haben uns durch ihre ersten Früchte gezeiget, was für eine angenehme

---

*) Beitrag zum deutschen Theater. Leipzig bei Dyk 1759.

**) S. Dusch's Vermischte Schriften, S. 46.

1) Wie in der citirten Stelle gegen Lessing selbst. Dort handelt es sich nämlich um eine Recension der „Miß Sara Sampson", und der Satz fängt eigentlich an: „Schlegel besaß den Geist des Theaters; aber Herr Lessing? den Witz oder den Geist der Anakreontischen Gedichte. Der Eine" ꝛc. — A. d. H.

2) Der Name schwankt in der Schreibung noch 1772 zwischen Weise und Weiße. In der „Dramaturgie" schreibt Lessing, der doch persönlich mit ihm befreundet war, ihn bei der bekannten Besprechung des zweiten Trauerspiels, Richard III., wiederholt Weiß. — A. d. H.

Hoffnung wir mit ihnen verloren haben." — Dieses muß Sie an die Herren von Cronegk und von Brawe erinnern, von welchen Beiden ohne Zweifel der Letztere das größere tragische Genie war.[1] Er hat noch ein Trauerspiel in Versen völlig ausgearbeitet hinterlassen, und Freunde, die es gelesen haben, versichern mich, daß er darin mehr geleistet, als er selbst durch seinen Freigeist zu versprechen geschienen. — „Andere," fähret Herr W. fort, „lassen, wir wissen nicht aus was für unglücklichen Ursachen, die Jahre des Genies vorbei fliehen; sie schmeicheln uns mit Hoffnung und lassen sie unerfüllet, bis sie die Geschäfte des Lebens überhäufen, oder sie sich in andere Sorgen vertheilen." — Ich kann nicht sagen, wer diese Andere sind. Sind es aber wirklich tragische Genies, so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles, was auch der beste Kopf in dieser Gattung unter dem dreißigsten Jahre leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Theile gewiß ist! Und wenn kann man dieses sein? Wenn man die Natur, wenn man die Alten gnugsam studiret hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Gnug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele bis in die achtzigsten Jahre. Und wie gut ist es einem Tragikus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heißen und es so selten sind! „Noch Andern," heißt es weiter, „fehlt es an Aufmunterung; sie haben niemals eine gute Schauspielergesellschaft gesehen und kennen die dramatische Dichtkunst blos aus den Aristoteles und Hedelin."[2] —

Das ist ohne Zweifel ein Hauptpunkt! Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben keine Zu-

1) Johann Friedrich von Cronegk aus Anspach (geb. 1731) und Joachim Wilhelm von Brawe aus Weißenfels (geb. 1738) hatten sich Beide 1757 um den von Nicolai ausgesetzten Preis für die beste Tragödie beworben. Im Anhang zu Band I und II der Bibliothek der schönen Wissenschaften sind ihre Stücke, der Codrus Cronegk's und der Freigeist Brawe's, abgedruckt. Cronegk war schon gestorben (1. Januar 1758), als ihm der Preis zuerkannt war, Brawe folgte am 7. April desselben Jahres. Sein Trauerspiel in Versen, Brutus, hat Lessing mit dem Freigeist Berlin 1767 herausgegeben. — A. d. H.

2) François Hedelin, Abbé d'Aubignac (1604—1676), schrieb verschiedene schlechte Bücher über die Regeln des Dramas und war noch unglücklicher in seinen praktischen Versuchen als Tragödiendichter. — A. d. H.

hörer. — Hören Sie, was ein neuer französischer Schriftsteller*) von diesem Punkte der Aufmunterung sagt: „Eigentlich zu reden," sagt er, „giebt es ganz und gar keine öffentlichen Schauspiele mehr. Was sind unsere Versammlungen in dem Schauplatze, auch an den allerzahlreichsten Tagen, gegen die Versammlungen des Volks zu Athen und zu Rom? Die alten Bühnen konnten an die achtzigtausend Bürger einnehmen. Die Bühne des Scaurus war mit dreihundertundsechzig Säulen und mit dreitausend Statuen gezieret. Wie viel Gewalt aber eine große Menge von Zuschauern habe, das kann man überhaupt aus dem Eindrucke, den die Menschen auf einander machen, und aus der Mittheilung der Leidenschaften abnehmen, die man bei Rebellionen wahrnimmt. Ja Der, dessen Empfindungen durch die große Anzahl Derjenigen, welche daran Theil nehmen, nicht höher steigen, muß irgend ein heimliches Laster haben; es findet sich in seinem Charakter etwas Einsiedlerisches, das mir nicht gefällt. Kann nun ein großer Zulauf von Menschen die Rührung der Zuschauer so sehr vermehren, welchen Einfluß muß er nicht auf die Verfasser und auf die Schauspieler haben? Welcher Unterschied zwischen heut oder morgen einmal ein paar Stunden einige hundert Personen an einem finstern Orte zu unterhalten, und die Aufmerksamkeit eines ganzen Volkes an seinen feierlichsten Tagen zu beschäftigen, im Besitz seiner prächtigsten Gebäude zu sein und diese Gebäude mit einer unzählbaren Menge umringt und erfüllt zu sehen, deren Vergnügen oder Langeweile von unsern Talenten abhangen soll?" — So redet ein Franzose! Und welcher Sprung von dem Franzosen auf den Deutschen! Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne, da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen großen Hauptstadt, da in den Hauptstädten des Deutschen die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten, da der Deutsche sehr zufrieden sein muß, wenn ihm ein paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen.

Doch lassen Sie uns recht aufrichtig sein! Daß es mit dem deutschen Drama noch so gar elend aussiehet, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Großen, die es an ihrem Schutze,

---

*) Diderot, in den Unterredungen über seinen „Natürlichen Sohn".

an ihrer Unterstützung mangeln lassen. Die Großen geben sich nicht gern mit Dingen ab, bei welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was können ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente: ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäschermädchen war ꝛc. Was können die Großen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im Geringsten ähnlich wäre und sie auffrischen könnte, diese ihre Repräsentarii auf der Bühne in einen bessern und geachtetern Stand zu setzen? —

Ich verliere mich in diesen allgemeinen Betrachtungen, die uns noch so bald keine Aenderung hoffen lassen. — Das erste Trauerspiel des Hrn. Weise heißt: Eduard der Dritte.

Eduard der Zweite war gezwungen worden, sich von der Regierung loszusagen und es geschehen zu lassen, daß sie auf seinen Sohn, Eduard den Dritten, übergetragen wurde, während dessen Minderjährigkeit seine Mutter Isabella mit ihrem Lieblinge Mortimer freie Hand zu haben hofften und sie eine Zeit lang auch wirklich hatten. Der abgesetzte König ward aus einem Gefängnisse ins andere geschleppt, und ich habe folgenden Umstand bei dem Rapin[1]) nie ohne die größte Rührung lesen können. „Als ihn die Ritter Maltraves und Gournay, die ihm als Wächter oder vielmehr als Peiniger zugegeben waren, in sein letztes Gefängniß, in das Schloß zu Barkley, brachten, nahmen sie tausend unanständige Dinge mit ihm vor, sogar daß sie ihm auf freiem Felde mit kaltem Wasser, welches aus einem schlammichten Graben genommen worden, den Bart putzen ließen. So viel Beständigkeit er auch bis dahin bezeuget hatte, so konnte er sich doch bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, sein Unglück zu beweinen und zu erkennen zu geben, wie sehr er davon gerührt sei. Unter den Klagen und Vorwürfen, die er Denjenigen machte, welche ihm mit so vieler Grausamkeit begegneten, sagte er, daß sie, sie möchten auch machen, was sie wollten, ihm doch nicht den Gebrauch des heißen Wassers nehmen sollten, um sich den Bart putzen zu lassen. Und indem ließ er zwei Ströme von heißen Thränen aus seinen Augen die Wangen herabfließen."

---

1) Paul de Rapin-Thoiras (1661—1725), in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich ausgewandert, zunächst nach England, dann nach Holland, starb zu Wesel, wo er seit 1707 gewohnt hatte. Seine Histoire d'Angleterre erschien in 13 Quartbänden im Haag 1727—1736. — A. d. H.

Der arme Mann! — Und es war ein König! — Aber was fällt Ihnen sonst bei dieser Antwort ein? Wenn sie ein Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Haufe der Kunstrichter sagen: sie ist unnatürlich; der Schmerz ist so witzig nicht? Und doch war der Schmerz hier so witzig, wenn Derjenige anders witzig ist, der das sagt, was ihm die Umstände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine witzige Situation zu setzen, und er kann gewiß sein, daß alle der Witz, den ihnen diese Situation giebt, nicht nur untadelhaft, sondern höchst pathetisch sein wird. Diderot, den ich Ihnen oben angeführt habe, erläutert den nämlichen Satz durch das Exempel einer geringern Person: „Eine Bäuerin," erzählt er, „schickte ihren Mann zu ihren Eltern, die in einem benachbarten Dorfe wohnten. Und da ward dieser Unglückliche von einem seiner Schwäger erschlagen. Des Tages darauf ging ich in das Haus, wo sich der Fall zugetragen hatte. Ich erblickte ein Bild und hörte eine Rede, die ich noch nicht vergessen habe. Der Todte lag auf einem Bette. Die nackten Beine hingen aus dem Bette heraus. Seine Frau lag mit zerstreuten Haaren auf der Erde. Sie hielt die Füße ihres Mannes und sagte unter Vergießung von Thränen und mit einer Action, die allen Anwesenden Thränen auspreßte: „Ach, als ich Dich hieher schickte, hätte ich wohl geglaubt, daß diese Füße Dich zum Tode trügen?"" Auch das war Witz, und noch dazu Witz einer Bäuerin; aber die Umstände machten ihn unvermeidlich. Und folglich auch muß man die Entschuldigung der witzigen Ausdrücke des Schmerzes und der Betrübniß nicht darin suchen, daß die Person, welche sie sagt, eine vornehme, wohlerzogene, verständige und auch sonst witzige Person sei — denn die Leidenschaften machen alle Menschen wieder gleich — sondern darin, daß wahrscheinlicher Weise ein jeder Mensch ohne Unterschied in den nämlichen Umständen das Nämliche sagen würde. Den Gedanken der Bäuerin hätte eine Königin haben können und haben müssen, so wie das, was dort der König sagt, auch ein Bauer hätte sagen können und ohne Zweifel würde gesagt haben.

Aber ich komme von unserm Eduard ab. Sie wissen sein grausames Ende. Er wollte vor Betrübniß und Kummer nicht bald genug sterben. Seine Wächter erhielten also Befehl, Hand anzulegen. Sie überfielen ihn und steckten ihm eine Röhre von Horn in den Leib, durch welche sie ein glühendes Eisen stießen,

das ihm das Eingeweide verbrennen mußte. Er starb unter den entsetzlichsten Schmerzen, und sein Sohn ward überredet, daß er eines natürlichen Todes gestorben sei.

Der Bruder dieses Unglücklichen und der Oheim des jungen Königes, Edmund, Graf von Kent, hatte an der Veränderung der Regierung nicht geringen Antheil gehabt. Er hatte sich von den Kunstgriffen der Isabella hintergehen lassen und erkannte es zu spät, daß er seiner brüderlichen Liebe zum Besten einer Buhlerin und nicht zum Besten seines Vaterlandes vergessen habe. Seine Großmuth erlaubte ihm nicht, sich lange zu verstellen. Er ließ es Isabellen und ihrem[1]) Mortimer gar bald merken, wie übel er mit ihrer Aufführung zufrieden sei, und da sein Verhalten sonst unsträflich war, so konnten ihm Diese nicht anders als mit List beikommen. Sie ließen ihm nämlich durch Personen, die er für seine Freunde hielt, auf eine geschickte Art zu verstehen geben, daß sein Bruder Eduard noch am Leben sei, und daß man seinen Tod aus keiner andern Ursache ausgesprengt habe, als um den Bewegungen zuvorzukommen, die seine Anhänger erwecken könnten. Sie fügten hinzu, daß er in dem Schlosse Corfe genau bewahret werde, und wußten dieses vorgegebene Geheimniß nicht allein durch verschiedene Umstände zu unterstützen, sondern auch durch das Zeugniß vieler angesehenen Personen zu bestätigen, unter welchen sich zwei Bischöfe befanden, die entweder sowohl als Edmund betrogen waren oder ihn betriegen halfen. Der ehrliche Edmund ließ sich in dieser Schlinge fangen und faßte den Anschlag, seinen Bruder aus dem Gefängnisse zu ziehen. Er begab sich selbst nach Corfe und verlangte frei heraus, zu seinem Bruder gelassen zu werden. Der Befehlshaber des Schlosses stellte sich bestürzt, daß Edmund von diesem Geheimnisse Nachricht bekommen habe, und leugnete ihm gar nicht, daß Eduard in dem Schlosse sei; aber er versicherte ihm, daß er die nachdrücklichsten Befehle habe, Niemanden zu ihm zu lassen. Edmund verdoppelte sein Anhalten; der Befehlshaber bestand auf seiner Weigerung; endlich faßte Jener den unglücklichen Entschluß, Diesem ein Schreiben an den Gefangenen anzuvertrauen, in welchem er ihm versicherte, daß er mit allem Ernste an seiner Freiheit arbeiten wolle. Dieses Schreiben ward sogleich der Königin gebracht! Sie hatte ihren Zweck erreicht: Edmund hatte sich strafbar gemacht. Sie vergrößerte ihrem Sohne die Gefahr, in der er sich

1) Kein Druckfehler; vgl. S. 260, Z. 1 v. u. — A. d. H.

durch die Ränke seines Oheims befinde, und kurz, Edmund verlor seinen Kopf.

Nun darf ich Ihnen blos sagen, daß unser Dichter diese gegen den Edmund gebrauchte List als eine Wahrheit angenommen und das Schicksal des Edmund's mit dem Schicksale des gefangenen Königs verbunden hat, und sogleich wird Ihnen der ganze Inhalt des Stückes ohngefähr in die Gedanken schießen. Die Oekonomie ist die gewöhnliche Oekonomie der französischen Trauerspiele, an welcher wenig auszusetzen, aber selten auch viel zu rühmen ist. Und eben daher kann ich mich in keine Zergliederung einlassen.

Das erste Dutzend Verse verspricht in Ansehung des Ausdruckes und der Wendung nichts Geringers als eine Schlegel'sche Versification.

„Lokester (zu dem Grafen von Kent).

„Ja, Freund, dies ist der Dank, den man am Hofe giebt,
Wo man den Edeln haßt und den Verräther liebt!
Ich, der der Königin ein Heer nach Suffolk brachte,
Mich bei der Welt verhaßt und sie gefürchtet machte,
Die oft durch meinen Rath, stets durch mein Schwert gekriegt,
Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieses oft gesiegt,
Ich, der an sie zuletzt den König selbst verrathen,
So sehr sein Elend sprach und Freunde für ihn baten:
Ich werd' itzt kaum gehört und niemals mehr befragt,
Und wär' ich ohne Dich, so wär' ich schon verjagt."

Doch dieser schöne Anfang zeigt nur, wie edel die Sprache unsers Dichters sein könnte, wenn er sich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat sich leider ein Wenig zu oft vernachlässiget und dadurch selbst seinen Charakteren und Situationen den größten Schaden gethan. Charaktere und Situationen sind die Contours des Gemäldes, die Sprache ist die Colorite, und man bleibt ohne diese nur immer die Hälfte von einem Maler, die Hälfte von einem Dichter.

Ich will Sie aber dadurch nicht abgeschreckt haben! So wie der Anfang ist, so werden Sie noch unzählige Stellen finden. Besonders in den Scenen, die Edmund mit dem jungen Könige und mit der Isabella hat. Was kann, einige Kleinigkeiten ausgenommen, stärker sein als folgende Stelle? Edmund hat der Königin bittere Wahrheiten in Gegenwart ihres Sohnes

hören lassen, und sie versetzt: Er habe eine andere Sprache geführt,

— — — — „so lang er noch geglaubt,
Daß er für sich allein nur Englands Thron geraubt.

„Edmund.

— — — — „Nein, sprich: so lang er glaubte,
Daß nicht die Königin für Mortimern ihn raubte;
So lang er noch geglaubt, es stritte seine Hand
Für Freiheit und Gesetz und Prinz und Vaterland;
So lang er noch geglaubt, daß er der Briten Rechte,
Die Schottland an sich riß, durch seinen Muth verföchte;
So lang er noch geglaubt, daß Englands Ruh' und Glück
Dein großer Endzweck wär', und daß man das Geschick
Der Staaten Albion's, der Herrschaft schwere Bürde
Den Weisesten des Reichs indeß vertrauen würde:
Allein sobald er sah, daß Geiz nach eigner Macht,
Stolz, blinde Rachbegier den Anschlag ausgedacht,
Daß man nicht für das Glück des besten Prinzen sorgte
Und zu der Missethat frech seinen Namen borgte,
Daß man den König nicht der Freiheit überließ,
Durch barbarngleiche Wuth ihn in den Kerker stieß,
Wo man vielleicht noch itzt den Unglücksel'gen quälet,
Wenn unaussprechlich Leid ihn nicht bereits entseelet —

„Isabella (die ihrem Sohne den Degen von der Seite reißen will).

„Verwegner! Rasender! entgehe meiner Wuth! —

„Eduard.

„Kühl in des Lieblings Arm Dein aufgebrachtes Blut!" 2c.

G.

XVI. Den 20. März 1760.

Einundneunzigster Brief.[1])

— Noch ein Wort von der schuldigen Ehrenrettung des Herrn Prof. Gottsched's! Die vermeinte Ehrenrührung, darüber sich Herr Gottsched beschwert, gründet sich auf einen Brief im 17ten Stücke der Schadischen Staats- und gelehrten Zeitung, in welchem ein gewisser G. aus L. versichert, er sei der Verfasser der bekannten Schrift, die der Herr von V. unter dem Titel: **Candide ou l'Optimisme, traduit de l'allemand de Mons. le Docteur Ralph,** im Französischen herausgegeben. Er, Herr G. aus L., habe das Manuscript an seinen vertrauten Freund, den Herrn S. G., nach Paris geschickt, es sei aber demselben entwendet und darauf so ins Französische übersetzt worden, „wie die Herren Franzosen gemeiniglich die deutschen Schriften zu übersetzen pflegen." Er verwundert sich über den Herrn von V., daß er ihm einen solchen Streich gespielet, da er, V., ihm, dem Herrn G., doch mehr als einmal öffentliche Zeugnisse seiner

1) Dieser Brief ist von Mendelssohn. Der Schlußpassus desselben wird hier (S. 282—284) mitgetheilt, weil er zum Verständniß der Lessing'schen Nachschrift (N. S., unten S. 284 f.) nothwendig ist. In Wirklichkeit bildet der oben genannte Brief nur die zweite Hälfte vom „Beschlusse des 90. (Literatur-) Briefes", ist aber in den Originalausgaben irrthümlicherweise als Nr. 91 bezeichnet, und die falsche Numerirung ist beim folgenden fortgesetzt, so daß Nr. 92 zweimal vorkommt. Mendelssohn behandelt in dem 90. (also hier theilweise abgedruckten) ebenso wie im 89. Briefe die „Einleitung in die höhere Weltweisheit 2c. von Georg Schade, Altona 1760". — Georg Schade, geb. zu Apenrade 1712, seit 1751 Ober- und Landgerichtsadvocat zu Hadersleben, gerirte sich schon an diesem Ort als Secretär einer geheimen allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaft und Tugend. Diese sollte „1) die wahren Beschaffenheiten der ersten einfachen Kräfte oder Substanzen aus dem Natur- und Geisterreiche, aus deren Zusammengehungen, Aneinanderhängen oder Trennungen alle in die Sinne fallenden zusammengesetzten Dinge oder Körper auf der Welt bestehen, genauer, als bishero geschehen können, untersuchen, und aus dem Wesen und wahrer Beschaffenheit derselben alle Wirkungen und Erscheinungen, welche bei den zusammengesetzten Dingen oder Körpern der Natur, imgleichen bei den Seelen und Geistern, in der Welt wahrgenommen werden, in einer systematischen Ordnung herleiten und in die Form einer ordentlichen Wissenschaft, die sie die höhere Weltweisheit nennen, bringen, um dadurch einestheils die Geisterlehre und natürliche Gottesgelahrtheit nebst den davon abhängenden, zur zeitlichen und ewigen Glückseligkeit der Geister gereichenden moralischen Disciplinen, anderntheils aber die Naturlehre, Chymie und Mathematik, von welchen die Medicin, Oeconomie, imgleichen alle Manufacturen und Künste, die zur Gesundheit des Leibes und zur Verbesserung unsers äußerlichen Zustandes etwas beitragen, dependiren, zu verbessern und in ein helleres und ungezweifeltes

Hochachtung gegeben, und noch mehr befremdet es ihn, daß ihm V. den Namen Doctor Ralph beigelegt, da ihm doch der Name G. beinahe so gut bekannt sein müßte als sein eigener. „Jedoch," setzt Herr G. hinzu, „man kann ungefähr die Ursachen des Neides errathen, seitdem ich einer Gnade gewürdigt worden, von welcher nicht nur ganz Germanien spricht, sondern die auch in Frankreich hat bekannt werden müssen." Herr Gottsched, der selten Spaß verstehet, besorgte, die ganze Welt würde ihn für den Verfasser des Candide halten „und einem Unschuldigen," wie er sich im Neuesten ausdrückt, „solche groben Irrthümer und satirische Verwegenheit zuschreiben, davon ihm in seinem Leben nicht geträumet hat." Er machte gewaltigen Lärm in seinem Neuesten, schrieb auch deswegen an Schaden. Dieser schiebt die Schuld auf den Secretär Dreyer und versichert, er habe die Schrift Candide niemals gelesen und sich daher gar nicht vorstellen können, daß eine Bosheit darunter stecke. Um aber dem Herrn Dreyer gar keine Ausflucht zu lassen, beweiset Herr Schade in bester Form, daß man den Herrn Pr. Gottsched nothwendig für den Urheber besagten Briefes halten müsse, 1) aus dem Anfangsbuchstaben des Orts L., 2) aus dem Anfangsbuchstaben des Namens G., 3) aus der Gnade, die dem Herrn Pr. Gottsched von Sr. Königl. Maj. in Preußen widerfahren, und endlich 4) aus dem vertrauten Freund S. G.

Licht zu setzen." Hiernächst gedachte sie „2) das zeitliche Glück ihrer Mitglieder, die sich durch diese Erkenntniß geschickt gemacht, die Glückseligkeit ihrer Nebenmenschen zu befördern, auf eine oder andere Art, entweder durch eine so viel mögliche Forthelfung zu Bedienungen, oder durch Gelegenheit zu einem sich für sie schickenden Gewerbe, auf einen festen Fuß zu setzen." Ob diese Gesellschaft je andere Mitglieder gehabt als ihren Secretär, ist sehr fraglich. Angeblich zur Ausbreitung derselben erschwindelte sich Schade von Friedrich V. das Privilegium zur Gründung einer Druckerei in Altona und Herausgabe einer Zeitung, die zuerst 1759 unter dem Titel „Staats- und gelehrte Neuigkeiten" erschien, redigirt von dem berüchtigten holsteinischen Secretär Johann Matthias Dreyer. Das Privilegium der Zeitung wurde schon im October 1759 auf eine Beschwerde des französischen Gesandten in Kopenhagen über ein Dreyer'sches Epigramm aufgehoben. Schade selbst bereitete sich 1760 durch Verbreitung einer irreligiösen Schrift, die in Hamburg auf Befehl des Senats vom Frohn zerrissen und auf dem ehrlosen Block verbrannt worden ist, ein noch bittereres Loos. Er ward auf Lebenszeit nach Christiansöe bei Bornholm verbannt und saß dort bis 1775 gefangen. Nach seiner Begnadigung wurde er Obergerichtsadvocat in Kiel, wo er erst 1795 gestorben ist. Ueber seine Thätigkeit für die geheime Gesellschaft und seine letzte Schrift berichten eingehend die Nova acta historico-ecclesiastica, III. S. 362—391, und VI. S. 88—113.

Die in den Anfangszeilen des Briefes erwähnte „Ehrenrettung des Herrn Prof. Gottsched's" steht im Anhang zu der recensirten Schrift, S. 73—80. Daselbst ist S. 74 f. das Corpus delicti, Gottsched's Brief an Schade und die Anmerkung aus dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, 1759. S. 444, abgedruckt, auf die Mendelssohn hinweist. Gottsched hat nachher noch im Neuesten, 1759. S. 527—537 und 784, zu weiterer Rettung seiner Unschuld den Candide heruntergerissen. Interessant ist es, von Schade zu erfahren, daß das witzige Briefchen, um das sich der ganze Streit dreht, von Bode herrührt, welcher an dem gelehrten Artikel der Dreyer'schen Zeitung mitgearbeitet hat. — A. d. H.

zu Paris. Doch trauet Herr Sch. dem letzten Beweis selbst nicht viel zu, und mit Recht! Denn wer weiß, wie viel vertraute Freunde in Paris S. G. heißen mögen?

Dem sei, wie ihm wolle, Gottsched verlangt Genugthuung, und Herr Schade demonstrirt gar deutlich, daß Herr Gottsched unmöglich der Verf. des Candide sein könne. Ich dächte, Gottsched hätte sich immer auf seine Unschuld verlassen können. Kein Vernünftiger wird in ihm den schalkhaften Doctor Ralph suchen. Eher möchte ich Dreyer für den Erfinder der vernünftigen Archäenwanderung 1) als Gottsched für den Verf. des Candide halten.

Z.

N. S.

Ich kann diesen Brief unsers Z. unmöglich ohne einen kleinen Zusatz fortschicken. Der gute Z., sehe ich wohl, verstehet von den Gottschedischen Autorstreichen ebenso wenig als von der Schadischen Archäenwanderung. Würde er sonst die Protestation des Professors, daß er der Verfasser des Candide nicht sei, so gutherzig an- und aufgenommen haben? Woraus beweiset Herr Gottsched, daß er den Candide nicht könne gemacht haben? Nicht wahr, aus seiner Verabscheuung der darin vorgetragenen Lehren? Wenn ich Ihnen nun aber beweise, daß er diese Verabscheuung nur vorgiebt, und daß er das Allerunsinnigste, was im Candide zu finden ist, in völligem Ernste behauptet? Wie da? Und nichts ist leichter zu beweisen. Erinnern Sie Sich wohl des närrischen italienischen Grafen im Candide,[2]) dem nichts mehr gefällt, der Alles überdrüssig geworden ist, der von den vortrefflichsten Werken der Alten und Neuern auf eine so scurrile Art urtheilet, daß man nothwendig an seinem gesunden Verstande zweifeln muß? Sollte man nicht glauben, daß dieser rasende

1) Schade kündigt, Anhang S. 20, eine neue Schrift an: „Die vernünftige Metempsychosis, als das wahre Innere der Natur sowohl in dem Körper- als Geisterreiche". Diese Abhandlung sollte beweisen, „daß die Fortwanderung der edlern endlichen einfachen Substanzen, oder sogenannten Archäen, zu mehrern Vollkommenheiten oder Fertigkeiten der ihnen beiwohnenden Kräfte, und die dadurch bewerkstelligte immerwährende Verknüpfung derselben mit neuen, aus andern unedlern Substanzen bestehenden Leibern, das erste allgemeine Grundgesetz der Natur sei, woraus die wahre Beschaffenheit aller und jeder natürlichen Körper und Geister über die ganze Natur erkannt werden müsse." — A. d. H.

2) Candide, chap. 25: „Visite chez le seigneur Pococurante, noble vénitien". Diesen Abschnitt hat Gottsched schon im Neuesten, 1759. S. 530 ff., wo er ganz ausgezogen ist, von seinem Verdammungsurtheil ausgenommen. — A. d. H.

Virtuose nur deswegen eingeführet worden, um ihn durch seinen eigenen Mund lächerlich und verächtlich zu machen? Nothwendig. Und doch betriegen wir uns Alle, die wir dieses glauben. Denn siehe, Herr Gottsched erkläret ausdrücklich in seinem Handlexico der schönen Wissenschaften, daß es die pure lautere Wahrheit sein soll, was der närrische Italiener sagt. Kann man das anders als eine authentische Erklärung, als eine Erklärung annehmen, die der Verfasser als Derjenige giebt, der sich seiner Meinung am Besten bewußt sein muß? Er schreibt nämlich unter dem Artikel Milton: „Das verlorene Paradies hat unter den Deutschen so viele Bewunderer und Tadler gefunden, daß wir unsere Meinung nicht sagen, sondern nur die Worte eines auch unstreitig großen französischen Dichters (der aber auch gut Engländisch versteht) hieher setzen wollen." — Und nun folgt das atrabiläre Urtheil des Grafen, welches ich Ihnen unmöglich abschreiben kann, weil es wahre Tollheiten sind. Herr Gottsched aber schließt es mit den Worten: „So schreibt Herr von Voltaire in seinem Optimisme." — Wir kennen den Voltaire nunmehr, der das geschrieben hat! Denn was? Das wäre Voltairens Urtheil über den Milton? Das ist das Urtheil des Sénateur Pococurante Noble Vénitien! (Denn itzt besinne ich mich erst, daß ihn Herr Gottsched zu keinem Grafen gemacht hat.) Das ist das Urtheil Viri celeberrimi *Joannis Christophori Gottschedii* P. P. Metaphysices *ordinarii* et Poeseos *extraordinarii* in Academia Lipsiensi! — Und kurz, glauben Sie mir nur auf mein Wort, ich weiß es ebenso gewiß, daß Herr Gottsched den Candide gemacht hat, als Herr Gottsched weiß, daß der Verfasser der Miß Sara Sampson die Briefe die neueste Literatur betreffend macht.*)

G.

---

*) Man sehe das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, No. II. von diesem Jahre. — [Vielmehr 1759. No. XII., zu Anfang der lobhudelnden Anzeige der Canzler'schen Briefe; vgl. oben S. 79, Anm. 1. — A. d. H.]



Sechster Theil.

XIX. Den 8. Mai 1760.

Hundertundzweiter Brief.

Der zweite Theil des Nordischen Aufsehers ist noch nicht hier. Sie müssen Sich gedulden. — Aber hätte ich Ihnen doch nie etwas von diesem Werke geschrieben! Ich hätte es voraussehen sollen, wofür man meine Freimüthigkeit aufnehmen würde. Die kleine Wolke, die der Hamb. Anzeiger über meinen Horizont heraufgeführet,*) hat sich in ein erschreckliches Ungewitter ausgebreitet. Und es ist keine unbekannte Stimme mehr, die aus der finstern Höhe desselben auf mich herabdonnert. Es ist die Stimme eines Professors, eines berühmten Professors, der von der Grammatik an bis auf die Philosophie seine Lehrbücher geschrieben hat.

---

*) Man sehe den zweiunddneunzigsten Brief. — [Literaturbr., V. S. 196. Rectius 91. Brief; vgl. oben S. 282, Anm. Die „Hamburgischen Anzeigen und Urtheile" werden darin von Nicolai eine neue Zeitung genannt, die vielleicht mit Schade's Unternehmung in Verbindung stehe. Sie sind schon in demselben Jahre wieder eingegangen. S. Hamb. Corr. 1761, Nr. 9. Den Herausgeber vermag ich nicht nachzuweisen. Der betreffende Artikel über Br. 48—51, der gewiß auch von Basedow herrührt, da er Lessing's Kritik des „Nordischen Aufsehers" theilweise mit denselben Worten wie die hier besprochene Schrift angreift, ist am Schluß des fünften Bandes der Literaturbriefe ganz mitgetheilt. — Johann Bernhard Basedow, geb. zu Hamburg 1724 (nicht 1723, wie immer angegeben wird), war seit 1751 Professor der Moral und der schönen Wissenschaften an der Ritterakademie zu Soröe, ward 1761 Professor am Gymnasium in Altona, wo er bis 1768 blieb, eröffnete 1774 sein Philanthropin in Dessau, dem er bis 1778 vorstand, und starb 1790. — A. d. H.]

Hier ist der Titel dieses Ungewitters: Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers und besonders des Herrn Hofprediger Cramer's mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben in den Briefen, die neueste Literatur betreffend, aufrichtig angestellt von Johann Basedow, Prof. der Königl. Dän. Ritteracad.*) Nun? werden Sie sagen, das verspricht doch auch kein Ungewitter. Herr Basedow will ja nur vergleichen, und aufrichtig vergleichen; er redet ja nur von merkwürdigen Beschuldigungen. — O, Sie vergessen, daß das Titelblatt eines Orkans die Meerstille ist.

Erlauben Sie mir immer, mich ein Wenig possierlich auszudrücken. Denn wenn ich einen ernsthaften Ton annehmen wollte, so könnte ich leicht empfindlich werden. Und das wäre ein Sieg, den ich nicht gern einem Gegner über mich verstatten wollte. — Was Herr Basedow auf dem Titel merkwürdige Beschuldigungen nennt, heißen einige Seiten weiter offenbar falsche, grausame, bis zu einer seltnen Grausamkeit getriebene Beschuldigungen. Meine Kritik ist hart, bitter, lieblos, unbesonnen, und zwar so lieblos und so unbesonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Existenz zu unsern Zeiten nicht denken kann. Sie ist ein Phänomenon, dessen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein bloßes Wort fast nicht glauben würde. Ich besitze eine schamlose Dreistigkeit. Ich verleumde. Ich habe abscheuliche Absichten. Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Er wünschet aus Menschenliebe, daß ich mich den Augen der Welt verbergen könne.

Nun da! So einen Freund haben Sie! — Wie beredt ist die Menschenliebe des Herrn Basedow! Welch einen Spiegel hält sie mir vor! Er stehet hinter mir und zeiget mir ein Ungeheuer darin. Ich erschrecke und sehe mich um, welcher von uns Beiden das Ungeheuer ist. Diese Bewegung ist natürlich.

Könnte man härtere Dinge von mir sagen, wenn ich mich auch des Hochverraths schuldig gemacht hätte? wenn ich auch den

---

*) Soröe 1760, in groß Octav, fünf Bogen.

Himmel gelästert hätte? Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Wer ist denn die Majestät, die ich beleidiget habe? „Alle Kenner,“ stößt Herr Basedow in die Drommete, „alle Kenner der itzigen Gelehrsamkeit der Teutschen wissen die Verdienste des Herrn Hofprediger Cramer's. Der Verfasser der nach dem Bossuet'schen Muster fortgesetzten Weltgeschichte, der neueste und sorgfältigste Ausleger des Briefes an die Hebräer, der geistliche Redner, der in unsern Tagen kaum so viel Predigten schreiben kann, als die Welt von ihm zu lesen verlangt, der Uebersetzer des Chrysostomus, welcher seinem Originale gleicht, das er durch viele Anmerkungen und Abhandlungen bereichert hat, Derjenige, dem wir die beste Uebersetzung der Davidischen Psalmen in gebundner Schreibart zu danken haben, der Verfasser des Schutzgeistes, Derjenige, der an dem Jünglinge, den Bremischen Beiträgen und darauf erfolgten Vermischten Schriften einen ansehnlichen Antheil genommen hat, endlich der Verfasser der meisten Stücke des Nordischen Aufsehers sind nur — — ein einziger Mann, welcher in der ersten Hälfte der gewöhnlichen Lebenszeit ein solcher einziger Mann ist!“ —[1])

Sie sehen, Herr Basedow nimmt das Maul voll, er mag schmähen, oder er mag loben. Die Hyperbel ist seine Lieblingsfigur in beiden Fällen. Dieser einzige Mann! Nicht zu vergessen: er war auch einer von den Hällischen Bemühern, dieser einzige Mann![2]) — Aber soll ich ungerecht gegen Jemand

1) Die Einleitung in die Geschichte der Welt bis auf Karl den Großen fortgesetzt und mit Anmerkungen von Cramer erschien in 7 Theilen Leipzig 1752—1786, die Erklärung des Briefes Pauli an die Ebräer Kopenhagen und Leipzig 1758, Chrysostomus' Predigten über Wahrheiten der christlichen Religion und kleine Schriften, aus dem Griechischen, mit Anmerkungen, 10 Theile, Leipzig 1748—1751, Poetische Uebersetzung der Psalmen, Erster Band, Leipzig 1755, Der Schutzgeist, ein moralisches und satirisches Wochenblatt, Hamburg 1746. Den Jüngling gab Cramer mit Gisete, Rabener und Ebert Leipzig 1747 heraus. Die vier ersten Bände der Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes erschienen bekanntlich 1745—1748, und ihre Fortsetzung, die Sammlung vermischter Schriften, in drei Bänden 1748—1757. — A. d. H.

2) Mylius und Cramer begannen 1743 die Herausgabe der „Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks“, von denen 16 Stücke, Halle 1743—1747, erschienen sind. Cramer schweigt von denselben, weil sie Gottsched's Geschmack vertreten. Gegen diese Bemühungen hat Pyra seinen „Erweiß, daß die Gottschedianische Secte den Geschmack verderbe“, Hamburg 1743, gerichtet. — A. d. H.

sein, weil ihn ein Schmeichler auf eine unverschämte Art lobt? Nein. — Herr Cramer ist allerdings ein verdienter Gottesgelehrter, einer von unsern trefflichsten Schriftstellern. Aber Herr Cramer ist ein Mensch; könnte er in einer Wochenschrift nicht etwas gemacht haben, was ihm nicht ähnlich wäre? Und wenn ich das und das an ihm mißbillige, verkenne ich darum seine Verdienste?

Ich weiß gar nicht, was Herr Basedow will. Für ihn schickte es sich am Allerwenigsten, der Verfechter des Nordischen Aufsehers zu werden. Er hat Lobsprüche darin erhalten, die seine Unparteilichkeit sehr zweifelhaft machen müssen. Ich beneide ihm diese Lobsprüche nicht. Ich spreche sie ihm auch nicht ab. Aber man dürfte sagen: eine Hand wäscht die andere. Und noch mehr. Herr Basedow ist selbst einer von den Verfassern des Nordischen Aufsehers. Es würde mir ein Leichtes sein, die Stücke zu nennen, die ganz gewiß Niemand anders als er gemacht hat, oder ich müßte mich auf die Schreibart wenig verstehen. Wenn man nun also vermuthete, daß es ihm nicht sowohl um die Wahrheit, nicht sowohl um die Ehre des Herrn Cramer's als um seine eigene Ehre, um die Ehre eines Buchs zu thun sei, in welchem er gerne wolle, daß ein ewiger Weihrauch für ihn dampfe, eines Buchs, das er gewissermaßen auch sein Buch nennen kann?[1])

Herr Cramer selbst findet sich ja durch unsere Kritik bei Weitem nicht so beleidiget, als ihn Herr Basedow beleidiget zu sein vorgiebt. Denn er soll ihrer in der Vorrede zu dem zweiten Bande ganz gleichgültig erwähnt haben.[2]) Und warum nicht? Herr Cramer ist ein rechtschaffener Mann, den es auf keine Weise befremdet, wenn Andere andrer Meinung sind und er

---

1) Der Nordische Aufseher lebt in Nr. 24 und 29 des ersten Bandes Basedow's „Praktische Philosophie für alle Stände", 2 Theile, Kopenhagen und Leipzig 1758. Daß Basedow auch einer der Verfasser des Aufsehers sei, ist aber ein Irrthum Lessing's. Basedow hat nur den Stoff des 51. Stücks von der Allgemeinheit der moralischen Gesetze geliefert, während die Ausführung auch hier von Cramer ist; s. d. Vorrede zum 3. Bande. — A. d. H.

2) Dort wird bei Erwähnung der neuen Ausgabe in kleinerm Format (Kopenh. u. Lpz. 1760) gesagt, daß Cramer und seine Freunde, ungeachtet sie eine in den Briefen über die neueste Literatur befindliche Kritik über einige dieser Blätter mit aller Aufmerksamkeit gelesen und erwogen hätten, Veränderungen darinnen zu machen nicht für nöthig hielten. Erst in der Vorrede zum 3. Bande hat Cramer sich ausführlicher vertheidigt, auch in das 129. Stück desselben ein Gespräch Klopstock's mit ihm aufgenommen, „ob ein Scribent ungegründeten, obgleich scheinbaren Kritiken antworten müsse." — A. d. H.

nicht immer den Beifall erhält, den er sich überhaupt zu erhalten bestrebet. Diese lautere Quelle gebe ich seinem Betragen, ob ihm gleich Herr Basedow eine ganz andere giebt. „Die Selbstvertheidigung," sagt er, „wenn sie nicht zu unvollständig scheinen sollte, müßte oftmals in einem Tone reden, der von Denjenigen, die Alles, was sie sehen und hören, in Fehler und Laster verwandeln, für den Ton einer verdächtigen Zufriedenheit mit sich selbst könnte ausgegeben werden. Ueberdem pflegen Seelen von einer gewissen Würde so wenig furchtsam und argwöhnisch zu sein, daß sie, wenn ihre Unschuld in einem gewissen Grade klar ist, bei der verständigen und billigen Welt keine Verantwortung derselben zu bedürfen glauben." — Nicht doch! So ein großes Air hat Herr Cramer gewiß nicht affectiren wollen. Hätte er es aber affectiren wollen, so hätte sein Freund keinen solchen Commentarium darüber schreiben müssen. Er hätte es müssen darauf ankommen lassen, ob man diesen edlen Stolz, den Seelen von einer gewissen Würde haben, von selbst merken werde. Denn nur alsdenn thut er seine Wirkung. Keine Großmuth will mit Fingern gewiesen sein. Sind es gar die Finger eines Freundes, o, so wird sie vollends lächerlich! rc. G.

Hundertunddritter Brief.

Auch nicht in der geringsten Kleinigkeit will mich Herr Basedow Recht haben lassen. Lieber stellt er sich unwissender als ein Kind, verwirret die bekanntesten Dinge und verfälscht auf die hämischste Art meine Worte, die ich mit vielem Bedachte gewählt hatte.

Ich habe gezweifelt, ob man dem Herrn Cramer ein poetisches Genie zugestehen könne. Ich habe aber mit Vergnügen bekannt, daß er der vortrefflichste Versificateur ist. Ich nehme beide Ausdrücke so, wie sie die feinsten Kunstrichter der Engländer und Franzosen nehmen. „Ein poetisches Genie," sagt einer von den Ersten,*) den ich eben vor mir liegen

*) Der Verfasser des Essay on the Writings and Genius of Pope. S. 111. — [Joseph Warton (1722—1800), Bruder des Literarhistorikers Thomas Warton. Der erste Band seines Essay erschien 1756, der zweite erst 1782. Mendelssohn hatte in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (IV. S. 500—532 und 627—669) Auszüge gebracht. — A. d. H.]

habe, „ist so außerordentlich selten, that no country in the succession of many ages has produced above three or four persons that deserve the title. The *man of rhymes* may be easily found; but the genuine poet, of a lively plastic imagination, the true *Maker* or *Creator*, is so uncommon a prodigy, that one is almost tempted to subscribe to the opinion of Sir William Temple, where he says: „That of all the numbers of mankind, that live within the compass of a thousand years, for one man that is born capable of making a great poet, there may be a thousand born capable of making as great generals, or ministers of state, as the most renowned in history.““ Und ich habe ein Verbrechen begangen, daß ich gezweifelt habe, ob der Herr Hofprediger ein solcher außerordentlicher Mensch ist? Wenn er es wäre, er würde ganz sicherlich ein schlechter Hofprediger sein. Eben dieser Engländer erkennet unter seinen Landesleuten eigentlich nur drei Männer für Poeten, den Spenser, den Shakespeare, den Milton. Eben derselbe spricht Popen den Namen eines Poeten schlechterdings ab. Popen spricht er ihn ab, der unter so vielen vortrefflichen Werken auch eine Ode auf die Musik gemacht hat, die wenigstens nicht schlechter ist als die beste Cramer'sche Ode. Und wozu macht er dafür Popen? Eben dazu, wozu ich Cramern mache: zu dem vortrefflichsten Versificateur. Und ich habe Cramern geschmäht, daß ich ihn mit Popen auf eine Bank setze? Ist denn ein Versificateur nichts als ein Reimer? Kann man der vortrefflichste Versificateur sein, ohne ein Mann von vielem Witze, von vielem Verstande, von vielem Geschmacke zu sein? Diderot, der neueste und unter den neuen unstreitig der beste französische Kunstrichter, verbindet keinen geringern Begriff mit dem Namen eines Versificateurs: „Quelle différence entre le Versificateur et le Poëte! Cependant *ne croyez pas que je méprise le premier: son talent est rare.* Mais si vous faites du versificateur un Apollon, le poëte sera pour moi un Hercule. Or supposez une lyre à la main d'Hercule, et vous n'en ferez pas un Apollon. Appuyez un Apollon sur une massue, jetez sur ses épaules la peau du lion de Némée, et vous n'en ferez pas un Hercule.“ Dieses seltene Talent gebe ich dem Herrn Cramer, und gebe es ihm in dem höchsten Grade: und doch habe ich ihn geschmäht, doch habe ich ihn auf eine ungezogene Art geschmäht? Sind seine Schmeichler nicht die unverschämtesten, die unwissendsten, die unter der Sonne sein können? Wenn sie noch nicht gelernt ha-

ben, wie sehr und worin der Poet von dem Versificateur unterschieden ist, so mögen sie es doch nur erst lernen, ehe sie einen ehrlichen Mann, der es zu begreifen gesucht hat und sich diesem Begriffe gemäß ausdrückt, darüber chicaniren. Wäre das nicht billig? Oder suchen sie es erst aus unsern Briefen zu lernen? Jeder von uns wird ihnen sagen: παρ᾽ ἐμοι ποκος οὐ κναπτεται.[1])

Und der aufrichtige Herr Basedow! Mit aller seiner Aufrichtigkeit ist er ein offenbarer Falsarius. Ich habe, wenn Sie meine alten Briefe nachsehen wollen, Cramern den vortrefflichsten Versificateur genennt, und Herr Basedow macht seinen Lesern weis, ich hätte ihn nur einen guten Versificateur genennt, und läßt*) diese beiden Worte mit Schwabacher drucken, als ob es meine eigene Worte wären. Welch eine schamlose Dreistigkeit, mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen! Ist denn ein guter, mit welchem Beiworte man oft eine kalte Ironie verbindet, eben das, was der vortrefflichste ist, mit welchem Beiworte sich leicht nichts Zweideutiges, nichts Ironisches verbinden läßt? — Ich sage ferner: Cramer besitzt die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen, und Basedow läßt mich ihm nur eine beneidenswürdige beilegen. Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner lasse, wenn ich an seiner Aufrichtigkeit, mit der er so prahlet, nicht sehr zweifeln soll.

Aber wie elend führt er, auch nach dieser Verfälschung, die Sache seines Freundes. Hören Sie doch nur: „Das poetische Genie des Herrn Hofpredigers, und besonders zu erhabenen und zugleich lehrreichen Oden, ist zu bekannt, als daß der Journalist mit Grunde hätte hoffen können, Beifall zu finden, da er es ihm despotisch absprach und nichts als die Vollkommenheit eines Versificateurs lassen wollte." — Es ist zu bekannt? Was ist denn zu bekannt? Daß in den Cramer'schen Oden (weil es doch mit aller Gewalt Oden heißen sollen) sich Genie zeiget? Das habe ich nie geleugnet. Aber Genie eines Versificateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieses spreche ich ihm ab, nicht jenes. Oder ich müßte glauben, daß man der Vortrefflichste in seiner Art sein könne, ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten Basedow noch weiter: „Ob desselben drei Oden im ersten Theile

*) Seite 9.

1) „Bei mir wird nicht Wolle gekrempelt." Mit diesem Spruch wies Plato's Schüler Xenokrates nach Diog. Laërt., IV. 2. 6, einen Schüler ab, der von ihm unterrichtet werden wollte, ohne Musik, Geometrie und Astronomie studirt zu haben. — A. d. H.

des Nordischen Aufsehers Anlaß geben, ein solches Urtheil zu fällen, werden die Leser aus folgenden Strophen sehen." — Aus einzeln Strophen will Herr Basedow beweisen, daß Cramer ein poetisches Genie habe? Und wenn diese Strophen auch die vollkommensten von der Welt wären, so könnten sie das nicht beweisen. Hier sind sie. [1])

Aus der Ode über die Geburt Christi.

„Erst wird er niederknien und streiten,
Der Löw' aus Juda. Ewigkeiten
Voll Ehre sind der Preis des Siegs!
Er leidet, Gott uns zu versühnen;
Dann werden ihm die Völker dienen,
Wir sind die Beute seines Kriegs.
Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen;
Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen!
Wie herrlich ist der Sieger Lohn!
O kämpfet, o kämpft! Es krönet der Sohn."

Aus der Ode über das Leiden Jesu.

„Ich, ewig hab' ich es begehret,
Ich habe, Vater, Dich verkläret,
Verklären will ich Dich noch mehr.
Ich habe, tief in Qual versunken,
Schon mehr als einen Kelch getrunken,
Ach, wie ist Deine Hand so schwer!
Allein ich will sie ganz versühnen,
Laß sie in diesen Wunden ruhn!
Vergieb, vergieb, o Vater, ihnen,
Sie wissen, Herr, nicht, was sie thun."

Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

„Da sie dem Throne nahe kamen,
Ertönt' auf einmal ihr Gesang,
Und Alle nennten Friedrich's Namen,
Und Alle nennten ihn voll Dank:
Uns hat, uns hat Jehovah sein Leben

1) Die drei Strophen stehen im Nord. Aufseher, I. St. 59, S. 571; St. 15, S. 136 und St. 18, S. 166. — A. d. H.

In einer der gnädigsten Stunden gegeben;
Fleug unser Dank, fleug weit umher!
Er, der ihn gab, gedenke Seiner!
Wer liebet nicht seine Beherrscher? Doch Keiner
Wird billiger geliebt als Er."

Können Sie Sich des Lachens enthalten? Diese Strophen sollen beweisen, daß Herr Cramer ein Poet ist und ich ein Verleumder bin? Bald bewiesen sie, daß ich ein Schmeichler wäre. Denn wenn nicht in sehr vielen Cramer'schen Oden sehr viele viel schönere Strophen wären, so wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergeben, daß ich einen solchen Sänger den vortrefflichsten Versificateur genennet hätte. In diesen Strophen ist er kaum ein leidlicher. G.

XX. Den 15. Mai 1760.

Hundertundvierter Brief.

Ich habe geurtheilet: „Viele Worte machen, einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen, labyrinthische Perioden flechten, bei welchen man dreimal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: das sei überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dem Nordischen Aufseher, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheine." Soll ich mein Urtheil widerrufen, weil es Herr Basedow für eine Verleumdung ausschreiet? Es ist wahr, ich habe es mit keinen Beispielen bestätiget. Aber mit wie vielen will er es noch bestätiget haben? Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen lassen, wo es auffallen will. — Aber wer wird mir abschreiben helfen? Und o des armen Papiers, das ich so verschwenden muß! — Was hilft's? Herr Basedow hat einen zu starken Trumpf darauf gesetzt. Ich muß, liebe Hand.

Also z. E.

„Große Beispiele der Frömmigkeit und Tugend unter Denen, welche sich durch Geburt und Würden über andere Menschen erheben, sind nicht allein so rührend, sondern auch so unterweisend und lehrreich, daß nach meinem Urtheile selbst Die, welche sie

nicht nach ihrer ganzen Größe kennen, aus Ehrfurcht und Liebe gegen die Religion das Andenken derselben zu erhalten und fortzupflanzen verbunden sind und von der bloßen Furcht, nicht genug von ihnen sagen zu können, nie zurückgehalten werden dürfen, öffentlich auszubreiten und zu rühmen, was sie davon wissen, wenn sich zumal alle Stimmen zu ihrem Ruhme vereinigen." rc.

„Die Trunkenheit ist eine so schändliche Beleidigung der Tugend; sie erniedriget den Menschen so tief; die Vernachlässigung und Uebertretung der edelsten Pflichten ist bei ihren Ausschweifungen so unausbleiblich, und sie hat so viele nachtheilige und unglückselige Einflüsse, nicht allein auf die Wohlfahrt Derjenigen, welche sich dadurch der schönsten Vorzüge unserer Natur berauben, sondern auch auf das öffentliche und gemeine Beste: daß sowohl der Menschenfreund als der Patriot unter einer dringenden Verbindlichkeit stehet, für sichre und zuverlässige Mittel besorgt zu sein, einem so gefährlichen Laster Grenzen zu setzen und den ausschweifenden Gebrauch berauschender Getränke zu verhindern." rc.

Wie gefallen Ihnen diese Perioden? — Aber sie könnten noch länger sein. — O Geduld, ich will Sie auch nur erst in Athem setzen. Da sind schon etwas längere.

Z. E. „So sorgfältig sich auch Eltern in der Erziehung ihrer Kinder bestreben mögen, sie von ihrer ersten Kindheit an zur Tugend zu bilden und Alles zu verhindern, was ihr Herz verderben oder die angeborne Unordnung desselben unterhalten und vermehren kann; so nothwendig es auch ist, sehr frühzeitig mit denselben als mit vernünftigen Wesen umzugehen, die des Nachdenkens und der Ueberzeugung fähig sind: so ist es dennoch beinahe unmöglich, diese wichtigen Endzwecke ohne allen Gebrauch schmerzhafter Mittel zu erreichen, ob es gleich eine ebenso unleugbare Erfahrung bleibt, daß nach den von Natur sehr verschiedenen Charakteren der Kinder einige der Züchtigung mehr und andere derselben weniger bedürfen."

Oder: „So oft ich mich zurück erinnere, wie sorgfältig mein Vater schon in meiner frühsten Jugend den Geist der Frömmigkeit und eine lebhafte Neigung, aus Gehorsam und Liebe gegen das höchste Wesen tugendhaft zu sein, in meine Seele zu pflanzen suchte, und wenn mir mein Gedächtniß sagt, vor welchen Ausschweifungen, zu denen ich gleich Andern starke Reizungen und Versuchungen gehabt habe, diese Neigung mich bewahret hat: so

fühle ich mich allezeit von den zärtlichsten Empfindungen der Dankbarkeit durchdrungen, ob ich sie gleich durch nichts beweisen kann als nur dadurch, daß ich das Andenken seiner Gesinnungen erhalte und durch sein Beispiel andere Väter aufmuntere, Kinder, die sie glücklich zu machen wünschen, auf eine ähnliche Weise zu erziehen."

Wie nun? — Welcher Schwall von Worten! Welche Theuerung an Gedanken! Gedanken? Daß man der schändlichen Trunkenheit steuren müsse, daß man die Kinder auch manchmal züchtigen müsse rc. Kann man abgedroschnere Wahrheiten mit aufgeblasenern Backen predigen? — Mit diesen vier Perioden fangen sich vier verschiedene Stücke an.[1]) Und wenn ich Ihnen versichre, daß sich dreißig andere nicht viel erträglicher anfangen; daß in allen Mittel und Ende dem Anfange vollkommen gemäß sind; daß der Verfasser sehr oft mitten in seiner Materie noch weit schleppender, langweiliger, verworrener wird: werden Sie mir auf mein Wort glauben? Nicht? Ich begehre es auch nicht. Aber Ihr Athem soll es empfinden. Lesen Sie, nehmen Sie dabei alle Ihre Gedanken zusammen und sagen Sie mir am Ende, was Sie gelesen haben.

„Da sich," hebt das dreißigste Stück an, „in unsern Zeiten die Bestreitung und Verachtung der Religion so weit ausbreitet, daß sie auch die Gespräche des Umganges vergiftet, so ist es für Diejenigen, welche sich nach ihren äußerlichen Umständen in die Gesellschaften der größern Welt eingeflochten sehen, nicht genug, mit den Wahrheiten ihres Glaubens bekannt zu sein und die Gründe einzusehen, die einen vernünftigen Beifall wirken. Wer Anfälle zu befürchten hat, der muß seine Feinde, er muß ihre Stärke, ihre Waffen und die Art, wie sie streiten, kennen, damit er sich zur Zeit des Kampfes desto glücklicher vertheidigen könne. Es scheinet zwar, daß man von den Einwendungen wider die Wahrheit nicht unterrichtet zu sein brauche, sobald man sie nicht aus Vorurtheil und Gewohnheit annimmt, sobald man sie bekennt, weil es richtige, überwiegende und unumstößliche Beweise waren, die uns überredeten. Allein wenn man diese Wissenschaft besitzt und die Schwäche, die Richtigkeit und besonders auch die Strafbarkeit der Einwürfe kennt, so hat man weniger zu befürchten, daß die Ruhe unsers Verstandes in der Wahrheit eine unerwartete und gewaltsame Erschütterung leiden werde; unsre

1) Das 10te, 33ste, 58ste und 46ste Stück. — A. d. H.

Vernunft ist selbst vor einer plötzlichen Unordnung und Verdunklung sichrer; man ist vorbereiteter und geübter, zu widerstehen; und ist der rechtschaffene Mann, der seinen Glauben liebt, nicht verbunden, Denen zu widerstehen, welche die großen Grundsätze desselben angreifen und entweder durch künstliche und verblendende Schlüsse oder durch Einfälle, welche voll Witz zu sein scheinen, ihrer Würde und zugleich ihres Nutzens zu berauben suchen? Vielleicht ist seine Ueberzeugung so gewiß und unbeweglich, daß ihn keine Einwürfe irren können; aber wenn er in irgend einem gesellschaftlichen Gespräche, durch solche Zudringungen aufgefordert, welche ihn verbinden, beleidigte Wahrheiten zu vertheidigen, auf gewisse Einwürfe nicht antworten kann; wenn er nicht fähig ist, ihnen ihren falschen Schimmer von Wahrheit und Vernunft zu nehmen und das Falsche in feindseligen Beschuldigungen zu entdecken: so wird er wider seinen Willen die stolzen Verächter seines Glaubens in der Einbildung bestärken, daß sie Diejenigen, die sich für verbunden achten, Religion zu haben, weit übersehen; sie werden sein Stillschweigen und die Verwirrung, worein sie ihn brachten, für einen Triumph über sie selbst halten, und den Schwächern können sie vielleicht mit geringerer Mühe zur Gleichgültigkeit gegen Wahrheiten verführen, die er nicht genug schätzet, weil er sie nicht genug untersucht hat." ꝛc.

Was plaudert der Mann? Sie werden ihn schon noch einmal lesen müssen. Und wenn Sie denn nun sein Bißchen Gedanken weghaben, wollten Sie Sich nicht getrauen, es mit dem siebenten Theile seiner Worte ebenso stark und schöner vorzutragen? G.

Hundertundfünfter Brief.

Nun frage ich Sie, wenn dergleichen labyrinthische Perioden, bei welchen man dreimal Athem holen muß, ehe sich der Sinn schließet; wenn dergleichen Perioden, die man, geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte und verschraubte Glieder und Einschiebsel kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden; wenn dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort vor Wort zugezählet würden: ob wohl die feurigste Aufmerksamkeit,

das beste Gedächtniß sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen und am Ende auf einmal übersehen könnte? Nimmermehr! Was habe ich denn also für ein Verbrechen begangen, wenn ich gesagt habe, der Stil dieses Verfassers im Nordischen Aufseher „sei der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata herpredige, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im Geringsten zu verstehen?" Habe ich etwas Anders als die strengste Wahrheit gesagt? Freilich ist das nicht der einzige schlechte Kanzelstil, freilich predigen nicht alle seichte Homileten so; sondern nur die seichten Homileten predigen so, die in Mitternacht's Rhetorik[1]) das Capitel von den zusammengesetzten Perioden nicht ohne Nutzen studiret haben.

Welche invidiöse Wendung aber Herr Basedow dieser meiner Kritik giebt, das ist ganz unbegreiflich. Alles nämlich, was ich wider diesen vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers sage, soll ich wider den Herrn Hofprediger Cramer gesagt haben. Von Diesem, dem Herrn Hofprediger Cramer, soll ich mit schamloser Dreistigkeit ohne den geringsten Beweis gesagt haben, sein Stil sei der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten ꝛc. — Träumt Herr Basedow? O, so träumt er sehr boshaft.

Was habe ich denn mit dem Herrn Cramer zu thun? Ist Herr Cramer jener vornehmste von mir getadelte Verfasser des Nordischen Aufsehers, so sei er es immerhin. War ich denn verbunden, es zu wissen? — Doch nein, das will ich nicht einmal für mich anführen. Ich will es gewußt haben. — Geht denn das wider den Herrn Cramer überhaupt, was wider den Herrn Cramer als Nordischen Aufseher geht? Muß die Kritik, die einzelne Blätter von ihm trifft, alle seine Schriften treffen? Wenn ich zum Exempel zu dem Herrn Basedow sagte: „Mein Herr, in dieser Ihrer Ausdehnung meines Tadels ist ebenso wenig Billigkeit als Verstand," habe ich damit gesagt, in allen Basedow'schen Schriften sei ebenso wenig Billigkeit als Verstand?

---

1) Praxis rhetorica von Joh. Sebastian Mitternacht (1613—1679), Pastor zu Teutleben, durch den Krieg verjagt, Rector zu Naumburg und Gera, zuletzt Superintendent zu Zeiz und Oberhofprediger. — A. d. H

Ich habe immer geglaubt, es sei die Pflicht des Kritikus, so oft er ein Werk zu beurtheilen vornimmt, sich nur auf dieses Werk allein einzuschränken; an keinen Verfasser dabei zu denken; sich unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch andere Bücher, ob er noch schlechtere oder noch bessere geschrieben habe; uns nur aufrichtig zu sagen, was für einen Begriff man sich aus diesem gegenwärtigen allein mit Grunde von ihm machen könne. Das, sage ich, habe ich geglaubt, sei die Pflicht des Kritikus. Ist sie es denn nicht?

Hätte ich zu verstehen geben wollen, daß der Vorwurf, den ich dem vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers wegen seiner unleidlichen Schreibart mache, auch allen andern Schriften des Herrn Hofprediger Cramer's zu machen sei, so würde ich es gewiß ausdrücklich gesagt haben; ich würde den Herrn Cramer dabei genennt haben, so wie ich es ohne die geringste Zurückhaltung bei dem allgemeinen Urtheile über seine Oden gethan habe. Aber wie konnte ich das hier thun, da ich mir deutlich bewußt war, daß Herr Cramer in seinen moralischen Abhandlungen, die in den Bremischen Beiträgen und den Vermischten Schriften zerstreuet sind, diese Schreibart nicht habe, daß er diese Schreibart von seinem Chrysostomus und Bossuet nicht könne gelernet haben? Ob er sie in seinen Predigten hat, das weiß ich nicht; denn diese habe ich nie gelesen. So viel aber weiß ich, wenn er diese Schreibart in seinen Predigten hat, daß ich den Herrn Hofprediger bedaure, daß ich seine Zuhörer bedaure. Aber es kann nicht sein; es muß in seinen Predigten mehr Licht, mehr Ordnung, mehr nachdrückliche Kürze herrschen, oder er verkennet die geistliche Beredsamkeit ganz. Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kirchenlehrer hat je das Wort des Herrn in solchen Ciceronischen Perioden verkündiget? In Perioden, die Cicero selbst nur alsdenn flochte, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge kützeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen, wenn er mehr betäuben als überzeugen wollte?

Und im Grunde sind das nichts weniger als Ciceronische Perioden, die Arthur Ironside macht. Man suche mit Fleiß die allerlängsten aus den Reden des Römers, und ich will verloren haben, wenn man einen einzigen findet, in welchem alle Symmetrie sowohl unter den Worten als unter den Gedanken so gewaltig vernachlässiget ist. Und nur diese Symmetrie, von welcher Arthur gar nichts weiß, macht die langen zusammen-

gesetzten Perioden erträglich, besonders wenn sie ebenso selten eingestreuet werden, als es die kurzen und einfachen bei ihm sind.

Unterdessen muß bei dem Herrn Basedow Cicero doch Derjenige sein, dessen Beredsamkeit noch größere Armseligkeiten des Arthur Ironside decken und, wenn Gott will, gar in Schönheiten verwandeln muß. Sie erinnern Sich der ekelhaften Ausdehnung des Gleichnisses von einem Menschen, der ein kurzes und blödes Gesicht hat.*) Herr Basedow gesteht zwar selbst, daß dieses Gleichniß um fünf bis sechs Zeilen kürzer sein könnte; aber können Sie Sich einbilden, was er gleichwohl davon sagt? „Ich gestehe es," sagt er, „einige große Schriftsteller, die mehr Demosthenisch als Tullianisch sind, würden hier ein so ausführliches Gleichniß nicht gewählt haben. Aber wer war größer, Tullius oder Demosthenes? Viele gute Schriftsteller würden dies Gleichniß nicht so haben ausführen können, wenn sie auch gewollt hätten. Aber diese würden auch dadurch gezeigt haben, daß ihnen eine gewisse Art der Größe in der Beredsamkeit fehle, die man an einem Cramer mit Ehrerbietung bewundert." — Da haben wir's! Nun will ich gern nicht stärker in den Herrn Basedow dringen, nun will ich ihn gern nicht auffordern, mir doch ein ähnliches so ausgerecktes Gleichniß bei dem Tullius zu zeigen. Denn wenn er gestehen müßte, daß auch bei dem Tullius keines anzutreffen wäre, was hätten wir nach der einsichtsvollen Frage: Aber wer war größer, Tullius oder Demosthenes? anders zu erwarten als die zweite Frage: Aber wer ist größer, Tullius oder Cramer? — Lieber will ich bewundern, mit Ehrerbietung bewundern und schweigen. G.

XXI. Den 22. Mai 1760.

Hundertundsechster Brief.

Welche verrätherische Blicke Herr Basedow in das menschliche Herz schießet! Auch meines liegt so klar und aufgedeckt vor seinen Augen, daß ich darüber erstaune. — Sie erinnern Sich, daß mir das Blatt, in welchem der Nordische Aufseher be-

*) Man sehe unsern funfzigsten Brief [oben S. 193 f.].

weisen will, ein Mann ohne Religion könne kein rechtschaffener Mann sein, mißfiel. Ich glaubte, es mißfiele mir deswegen, weil darin von einem unbestimmten Satze unbestimmt raisonniret werde. Aber nein, mein Mißfallen hat einen andern Grund. Herr Basedow weiß, daß es mir deswegen mißfallen habe, „weil in demselben Einigen, die ich selbst für rechtschaffene Männer halte, dieser beliebte Name abgesprochen wird.“ Ich erschrak, als ich diese Worte zum ersten Male las. Ich las sie noch einmal, um zu sehen, ob ich wenigstens nicht ein Vielleicht dabei überhüpft hätte. Aber da war kein Vielleicht. Was Herr Basedow weiß, das weiß er ganz gewiß. Allwissender Mann! rief ich aus; Sie kennen mein Herz so vollkommen, so vollkommen, daß — daß mir das Ihrige ganz Finsterniß, ganz Räthsel ist. — Mag ich es doch auch nicht kennen!

Die vornehmste Erinnerung, die ich dem Aufseher gegen seine Erhärtung eines so strengen Ausspruches machte, war diese, daß er das Wort ein Mann ohne Religion in dem Beweise ganz etwas Anders bedeuten lasse, als es in dem zu beweisenden Satze bedeute. Und diese Zweideutigkeit habe ich eine Sophisterei genennt. Der Text ist lustig, den mir Herr Basedow darüber lieset. Gesetzt, sagt er, daß es mit diesem Vorwurfe auch seine Richtigkeit hätte, „ist es nicht ein menschlicher Fehler der größten Philosophen, sich selbst durch eine unvermerkte Zweideutigkeit der Worte zu hintergehen? Niemand hat noch eine Metaphysik ohne Fehler geschrieben, und ich getraue mir zu sagen, daß die Fehler in dieser Wissenschaft mehrentheils aus der Zweideutigkeit der Worte entstehen. Wer nur solche Zweideutigkeiten nicht mit Fleiß braucht, um Andere zu verblenden, wer in ein solches Versehen nicht oft verfällt, wer sich nicht, wenn man ihm seinen Fehler entdeckt hat, durch neue Zweideutigkeiten hartnäckig vertheidiget, der kann allemal ein großer und verehrungswürdiger Mann sein, und dem kann man ohne Lust an gelehrten Scheltworten nicht Sophistereien und Fechterstreiche vorwerfen. Sonst müßte kein Leibniz, Wolff, Mosheim, ja kein großer Mann von seinen Beurtheilern mit Recht verlangen können, daß er mit solchen unhöflichen Vorwürfen möchte verschont bleiben.“ — Ich verstehe von der Höflichkeit nichts, die Herr Basedow hier prediget. Er nennet gelehrte Scheltworte, was nichts weniger als Scheltworte sind. Wenn ein großer Mann eine Sophisterei begehet und ich sage, daß er eine begangen hat, so habe ich das Kind bei seinem Namen genennt. Ein Anderes wäre es,

wenn ich ihn deswegen einen Sophisten nennte. Man kann sich einer Sophisterei schuldig machen, ohne ein Sophist zu sein, so wie man eine Unwahrheit kann gesagt haben, ohne darum ein Lügner zu sein; so wie man sich betrinken kann, ohne darum ein Trunkenbold zu sein. Herr Cramer ist ein großer und verehrungswürdiger Mann. Nun ja, und er soll es auch bleiben. Aber was verbindet mich denn, von einem großen und verehrungswürdigen Manne in dem Tone eines kriechenden Clienten zu sprechen? Und ist das der Ton, der einem großen und verehrungswürdigen Manne gefällt? Ein solcher Mann sieht auf die Wahrheit und nicht auf die Art, wie sie gesagt wird; und hat er sich wo geirret, so ist es ihm unendlich lieber, wenn man ohne Umstände sagt: das und das dünkt mich eine Sophisterei, als wenn man viel von menschlichen Fehlern der größten Philosophen präliminiret und ihn um gnädige Verzeihung bittet, daß man es auch einmal so gemacht hat, wie er es macht, daß man auch einmal seinen eigenen Verstand gebraucht hat.

So viel von der Höflichkeit meiner Erinnerung. Nun hören Sie, wie Herr Basedow beweisen will, daß mein Tadel auch ungegründet und falsch sei. Er analysiret in dieser Absicht das ganze Blatt, und es ist nöthig, daß ich Ihnen das Skelet, welches er davon macht, vor Augen lege.

„Satz: Keine Rechtschaffenheit ist ohne Religion.

„Erster Beweis. Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen Andere folgen, allesammt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet.

> „Erster Zusatz. Polidor, dessen unerschöpflicher Witz über Lehren spottet, die er niemals untersucht hat, und Lehren lächerlich macht, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen, ist also kein rechtschaffener Mann, ob er gleich seine Zusage hält und zuweilen mitleidig ist, welches vielleicht noch eine Wirkung des in der Jugend gelernten Katechismus sein kann, den er nunmehr verachtet.
>
> „Zweiter Zusatz. Der Mensch hat eine natürliche Neigung zu denen Handlungen, die, wenn sie aus dem rechten Grunde geschehen, rechtschaffen heißen. Aber diese Neigung ist im hohen Grade schwach und unzuverlässig.

„Zweiter Beweis. Ein Rechtschaffener muß eine gründliche Erkenntniß von den Gegenständen haben, gegen welche man

rechtschaffen handeln muß. Indem er zu dieser Erkenntniß kömmt, gelangt er auch zur natürlichen Erkenntniß Gottes und durch diese zum Wunsche einer Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung ohne sorgfältige Untersuchung nicht zu verwerfen, viel weniger zu verspotten. Thut er es, so ist er (vermöge des ersten Beweises) nicht rechtschaffen.

„Dritter Beweis. Wegen der Macht der Leidenschaften ist nicht zu erwarten, daß ein Mensch, der weder geoffenbarte noch natürliche Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt sei und also in dieser eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffener Mann sein könne. Man hat aber bessern Grund, es zu hoffen, wenn er die Religion in seinem Verstande für wahr hält und sein Herz zur Ausübung derselben gewöhnt."

Was für eine kleine, unansehnliche, gebrechliche Schöne ist der Nordische Aufseher, wenn man ihm seine rauschende Einkleidung, seinen rhetorischen Flitterstaat, seine Kothurnen nimmt! Eine solche Venus kann nicht sagen: Ich bin nackend mächtiger als gekleidet. Gegen sie darf Minerva nur ihre Eule zu Felde schicken. — Doch lieber keinen Witz! Herr Basedow ist ein Todfeind von allem Witze. Er erwartet Gründe, und wie können Gründe bei Witz bestehen?

Erlauben Sie mir also, eine ganz trockene Prüfung der drei Beweise, wie sie Herr Basedow ausgezogen hat, anzustellen. — Vor allen Dingen muß ich wegen der Bedeutung des Worts ein Mann ohne Religion mit ihm einig werden. Ein Mann ohne Religion also heißt entweder ein Mann, der kein Christ ist, der diejenige Religion nicht hat, die ein Christ vorzüglicher Weise die Religion nennet. Das ist die erste Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der gar keine geoffenbarte Religion zugiebt, der weder Christ, noch Jude, noch Türke, noch Chineser 2c. weiter als dem Namen nach ist, der aber eine natürliche Religion erkennt und die Wahrheiten derselben auf sich wirken läßt. Das ist die zweite Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der sich weder von einer geoffenbarten, noch von der natürlichen Religion überzeugen können, der alle Pflichten gegen ein höheres Wesen leugnet. Das ist die dritte Bedeutung. Mehr als diese drei Bedeutungen sollte das Wort ein Mann ohne Religion nicht haben. Allein ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß man ihm auch eine vierte giebt und einen Mann — ich will sogleich den rechten Ausdruck brauchen — einen Narren oder Bösewicht darunter verstehet, der über alle Religion spottet.

Nun lassen Sie uns sehen, auf welche von diesen vier Bedeutungen der erste Beweis passet. „Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen Andre folgen, allesammt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet." Gut. Aber was für ein Mensch ohne Religion? In der ersten Bedeutung? Nein. Denn ist er schon kein Christ, so erkennet er doch als Türke, oder Jude rc. Pflichten gegen Gott und trachtet, diese Pflichten zu erfüllen. In der zweiten Bedeutung? Auch nicht. Denn auch Dieser erkennet Pflichten gegen Gott, die er zu erfüllen trachtet, obgleich nur aus der Vernunft erkannte und nicht geoffenbarte Pflichten. Ob es bei Jenem die rechten Pflichten sind, ob sie bei Diesem hinlänglich sind, das ist hier die Frage nicht. Genug, Jener glaubt, daß es die rechten sind, Dieser glaubt, daß sie hinlänglich sind. Also wird der Beweis wohl auf die dritte Bedeutung passen? auf einen Menschen, der gar keine Pflichten gegen ein höchstes Wesen erkennet? Ebenso wenig. Denn gegen diesen ist der gegenwärtige Beweis ein offenbarer Zirkel! Man setzt nämlich das, was er leugnet, als bewiesen voraus und bringt in die Erklärung der Redlichkeit Pflichten, die er für keine Pflichten erkennet. Sollte dieser Beweis gelten, so mag sich der Herr Hofprediger Cramer in Acht nehmen, daß ihn ein Papist nicht gegen ihn selbst kehret und in der nämlichen Form von ihm erhärtet, daß er kein guter Christ sei. Der Papist dürfte nämlich nur sagen: Ein guter Christ suchet die Pflichten, die ihm seine Religion auflegt, allesammt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Nun legt ihm diese auch Pflichten gegen den Papst auf, die Pflicht nämlich, dieses Oberhaupt der Kirche für untrieglich zu halten, welche Herr Cramer nicht zu erfüllen trachtet. Der Beweis wäre lächerlich; aber könnte Herr Cramer im Ernst etwas Anders darauf antworten, als was der Mann ohne Religion in unsrer dritten Bedeutung zu seiner Vertheidigung vorbringen würde? Das ist unwidersprechlich, sollte ich meinen. Also zur vierten Bedeutung! Gilt der Beweis gegen einen Mann, der über alle Religion spottet? Hier giebt es zu unterscheiden. Entweder er spottet darüber, weil er von der Falschheit aller Religion überzeugt ist, oder er spottet darüber, ohne diese Ueberzeugung zu haben. In dem ersten Falle trifft ihn der Beweis ebenso

wenig als den Mann ohne Religion in der dritten Bedeutung. In dem andern Falle aber ist er ein Rasender, dem man schlechterdings die gesunde Vernunft und nicht blos die Religion absprechen muß. Gegen diesen hat Herr Cramer Recht, vollkommen Recht: ein Rasender, ein Mann ohne gesunde Vernunft kann kein rechtschaffner Mann sein.

Und das hat Herr Cramer mit seinem ersten Beweise bewiesen! Doch die Wahrheit ist mir zu lieb, als daß ich ihm hier nicht mehr einräumen sollte, als er bewiesen hat. Aus seinem Beweise erhellt es zwar nicht, daß Derjenige, der über die Religion spottet, weil er von der Falschheit derselben überzeugt ist, kein rechtschaffner Mann sei, aber dennoch ist es wahr; er ist keiner. Allein er ist nicht deswegen kein rechtschaffner Mann, weil er keine Religion hat, sondern weil er spottet. Wer giebt ihm das Recht, über Dinge zu spotten, die unzählige Menschen für die heiligsten auf der Welt halten? Was kann ihn entschuldigen, wenn er durch Spöttereien arme Blödsinnige um ihre Ruhe und vielleicht noch um ein Mehreres bringt? Er verräth Lieblosigkeit, wenigstens Leichtsinn, und handelt unrechtschaffen an seinem Nächsten. Denn auch sogar ein Christ, der gegen Mahometaner über den Mahomet spotten, weiter nichts als spotten wollte, würde kein rechtschaffner Mann sein. Er lehre, wenn er glaubt, daß seine Lehren anschlagen werden, und sei überzeugt, daß jede Unwahrheit, die er aufdeckt, sich ohne sein Zuthun von selbst verspotten wird.

Bei dem Allen scheinet es, als habe es Herr Cramer selbst empfunden, daß er hier nicht eigentlich mit einem Manne ohne Religion, sondern mit einem Religionsspötter zu thun habe, und zwar auch nur mit diesem, insofern er spottet, und nicht insofern er keine Religion hat. Denn was ist sein Polidor, den er in dem ersten Zusatze seines Beweises zu einem Exempel eines Mannes ohne Religion macht, anders als ein Religionsspötter? Und zwar noch dazu einer von den allerdümmsten, dem man unmöglich einen Funken Menschenverstand zugestehen kann; denn er spottet über Lehren, die er niemals untersucht hat, und macht Lehren lächerlich, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen. Und das heißt ein Mann ohne Religion? Es gemahnt mich nicht anders, als wenn man einen Lahmen beschreiben wollte: ein Lahmer sei ein Mensch ohne Flügel.

Der Beschluß künftig.

XXII. Den 29. Mai 1760.

Beschluß des hundertundsechsten Briefes.

Ich wende mich zu dem zweiten Beweise. „Ein Rechtschaffner muß eine gründliche Erkenntniß von den Gegenständen haben, gegen welche man rechtschaffen handeln muß. Indem er zu dieser Erkenntniß kömmt, gelangt er auch zur natürlichen Erkenntniß Gottes und durch diese zum Wunsche einer Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung ohne sorgfältige Untersuchung nicht zu verwerfen, viel weniger zu verspotten. Thut er es, so ist er (vermöge des ersten Beweises) nicht rechtschaffen." — Das ist ein Beweis? Und ein zweiter Beweis? Wenn doch Herr Basedow so gut sein wollte, ihn in eine syllogistische Form zu bringen. Doch er fühlt es selbst, daß dieses Geschwätze auf den ersten Beweis hinausläuft, daß es weiter nichts ist als der erste Beweis, auf den Religionsspötter näher eingeschränkt. Und inwiefern der Satz von diesem gilt, darüber habe ich mich erklärt. Er gilt von ihm, nicht insofern er keine Religion hat, sondern insofern er spottet.

Also der dritte Beweis: „Wegen der Macht der Leidenschaften ist nicht zu erwarten, daß ein Mensch, der weder geoffenbarte noch natürliche Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt sei und also in dieser eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffner Mann sein könne. Man hat aber bessern Grund, es zu hoffen, wenn er die Religion in seinem Verstande für wahr hält und sein Herz zur Ausübung derselben gewöhnt." Auch dieses Raisonnement ist kein Beweis unsers Satzes. Herr Basedow hat für gut befunden, meine Einwendung dagegen gar nicht zu verstehen. Ich sage nämlich: Hier ist die ganze Streitfrage verändert; anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit sein könne, sucht man nur taliter qualiter so viel zu erschleichen, daß es wahrscheinlicher sei, es werde eher ein Mann von Religion als ein Mann ohne Religion rechtschaffen handeln. Aber weil jenes

wahrscheinlicher ist, ist dieses darum unmöglich? Und von der Unmöglichkeit ist gleichwohl in dem Satze die Rede: Es kann keine Rechtschaffenheit ohne Religion sein. Herr Basedow sagt selbst, es solle diesem Beweise der zweite Zusatz zur Einleitung dienen. Und wie lautet der zweite Zusatz? „Der Mensch hat eine natürliche Neigung zu denen Handlungen, die, wenn sie aus dem rechten Grunde geschehen, rechtschaffen heißen. Aber diese Neigung ist im hohen Grade schwach und unzuverlässig." Warum ist sie so schwach und unzuverlässig? Wegen der Gewalt der Leidenschaften. Und diese zu bändigen, das lehrt uns nur die Religion? Oder haben wir nicht auch hinlängliche Gründe, unsere Leidenschaften der Vernunft zu unterwerfen, die mit unsern Verhältnissen gegen ein höchstes Wesen in gar keiner Verbindung stehen? Ich sollte es meinen. Haben wir nun dergleichen, so kann jene natürliche Neigung zu rechtschoffnen Handlungen, so schwach und unzuverlässig sie wegen der Leidenschaften immer sein mag, wenn wir diese ihre Hindernisse aus dem Wege räumen, auch ohne Religion stark und zuverlässig werden. Und kann sie das, wie steht es um den Cramer'schen Beweis? Ist es nicht offenbar, daß er ihn durch diesen Zusatz selbst untergraben hat? Herr Basedow sage nicht: Aber die Religion giebt uns noch mehrere Gründe, unsre Leidenschaften zu bemeistern rc. Das gebe ich zu. „Allein," habe ich damals schon erinnert, „kömmt es denn bei unsern Handlungen blos auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, ebenso viel ausrichten als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigsten Theil von jenem Nachdenken geschenkt habe?" Wenn Herr Basedow das nicht versteht, so kann ich ihm freilich nicht helfen, und man muß ihm erlauben, so lange zu schwatzen, als er will.

Und wahrhaftig, sein Geschwätze erregt ordentlich Mitleiden. Er räumt es ein, daß ein Mann ohne Religion ein sehr unbestimmtes Wort sei, aber doch, meinet er, habe Herr Cramer nicht nöthig gehabt, es zu bestimmen. Und warum nicht? „Der Herr Hofprediger," sagt er, „trägt im Nordischen Aufseher kein System vor und hat die Absicht nicht, allen möglichen Chicanen eines Widersachers auszuweichen. Sonst hätte er allerdings ausdrücklich anzeigen müssen, ob er unter einem Manne ohne Religion einen Solchen verstehe, der gar keine hat, oder nur

Denjenigen" ꝛc. Kann man eine größere Absurdität sagen? Deswegen, weil der Herr Hofprediger kein System schreibt, darf er unter eben demselben Worte bald das, bald jenes verstehen? Herr Basedow wird nie ein System schreiben; ich wette darauf.

In dem ersten Beweise, fährt er fort, meinet Herr Cramer einen Mann ohne alle Religion, in dem zweiten einen leichtsinnigen Spötter der Religion und in dem dritten wieder einen Mann ohne alle Religion. Als dem Verfasser eines Wochenblatts, versichert er, sei ihm diese Vertauschung erlaubt gewesen, und ich verdiene den Abscheu der Welt und habe das schwärzeste Laster begangen, weil ich Bösewicht geglaubt habe: „der Nordische Aufseher müsse und wolle in dieser ganzen Abhandlung den Satz: Ohne Religion ist keine Rechtschaffenheit, in einer und derselben Bedeutung verstehen."

Das habe ich leider geglaubt. Ja, ich habe sogar geglaubt, daß Herr Cramer unter einem Manne ohne Religion blos einen Mann verstehe, der die christliche Religion in Zweifel ziehet. Denn ich Bösewicht setzte voraus, Herr Cramer werde doch etwas haben sagen wollen, er werde doch lieber etwas Falsches (das ihm aber wahr scheine) als gar nichts haben sagen wollen. Nun aber, da uns Herr Basedow sein Wort giebt, daß Herr Cramer wirklich gar nichts habe sagen wollen, muß ich mich freilich auf den Mund schlagen. Sie glauben nicht, wie ich mich schäme! Wollte doch der Himmel, daß ich mich vor den Augen der Welt verbergen könnte! G.

Hundertundsiebenter Brief.

Herrn Cramern muß es also hier gegangen sein, wie es Allen gehet, die ihre Gedanken unter der Feder reif werden lassen. Man glaubt eine große Wahrheit erhascht zu haben; man will sie der Welt ins Licht setzen; indem man damit beschäftiget ist, fängt man selbst an, sie deutlicher und besser einzusehen; man sieht, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung zu sein schien; unterdessen hat man sein Wort gegeben, das will man halten; man dreht sich itzt so, itzt anders; man geht unmerklich von seinem Ziele ab und schließt endlich damit, daß man etwas ganz Anders beweiset, als man zu beweisen versprach, doch immer

mit der Versicherung, daß man das Versprochene bewiesen habe. Amphora coepit institui, currente rota urceus exit.[1])

Ohne Religion kann keine Rechtschaffenheit sein! Diesen großen Satz wollte Herr Cramer beweisen, um alle Gegner der Religion, wo nicht auf einmal in die Enge zu treiben, doch wenigstens so zu brandmarken, daß sich keiner seiner Entfernung von der Religion mehr öffentlich rühmen dürfe. Der Vorsatz war vortrefflich und eines eifrigen Gottesgelehrten würdig. Schade nur, daß sich die Wahrheit nicht immer nach unsern guten Absichten bequemen will. Nicht will? O, sie wird müssen; wir verstehen uns aufs Beweisen. „Denn," sagt Herr Cramer, „ein Mensch, welcher sich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernachlässige, ob er sich gleich von demjenigen befreit achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit begreift, ist — ein Lügner, muß ich sagen, wenn ich nicht strenge, sondern nur gerecht urtheilen will; weil er selbst gestehet, kein rechtschaffener Mann gegen Gott zu sein." Da steht der Beweis, und er ist noch dazu schön gesagt. Nun will Herr Cramer weiter gehen. Aber indem überlegt er seinen Beweis noch einmal: „Ein Rechtschaffener sucht alle Pflichten zu erfüllen, auch die Pflichten der Religion; nun sucht ein Mann ohne alle Religion diese nicht zu erfüllen, ergo — denn er hält sie für keine Pflichten," fällt ihm ein, ehe er sein Ergo ausdenkt. „Er hält sie für keine? Das ist etwas Anders. So fällt mein Beweis in die Brüche. Ich striche ihn gern aus, wenn ich nicht Alles ausstreichen müßte. Ich muß sehen, wie ich mir helfe." — Geschwind schlägt er also die Volte und schiebt uns für einen Mann ohne alle Religion einen Religionsspötter, einen Dummkopf unter, der über Lehren spottet, die er niemals untersucht hat. — „Und so Einer kann doch kein rechtschaffner Mann sein?" — Kein Mensch wird ihn dafür erkennen. — „Kein Mensch? Ja, nun habe ich zu wenig bewiesen. Vorhin zu viel, itzt zu wenig; wie werde ich es noch machen, daß ich mich mit meinem frommen Paradoxo durchbringe?" — So denkt er und schleicht sich stillschweigend aus dem Paradoxo in die angrenzende Wahrheit. Anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit sein könne, beweiset er, daß da, wo Religion ist, eher Rechtschaffenheit zu vermuthen sei, als wo keine ist. Das, sage

---

1) „Ein gewaltiger Krug ward angelegt; um rollet die Scheib', und was wird es? Ein Töpflein." Hor. A. P. v. 21 sq. — A. d. H.

ich, beweiset er, versichert aber, jenes bewiesen zu haben, und schließt. — Nun, Ihr Herrn Basedows,

— — Jovis summi causa clare plaudite! [1])

Wie gesagt, so muß es Herrn Cramern hier gegangen sein. Er versprach etwas zu beweisen, wobei wir Alle die Ohren spitzten, und currente calamo bewies er etwas, was keines Beweises braucht. Ich aber, der ich mir dieses von dem Herrn Cramer nicht sogleich einbilden konnte, that ihm dabei Unrecht, blos weil ich ihm nicht gern Unrecht thun wollte. Ich glaubte nämlich, er verstehe unter einem Manne ohne Religion einen Mann ohne Christenthum, ich hielt ihn für einen übertriebenen Eiserer, um ihn für keinen Mann zu halten, der so schreibt, als es in der Hitze des Dispüts kaum zu reden erlaubt ist. G.

Hundertundachter Brief.

Aber ich habe doch gleichwohl den Herrn Hofprediger Cramer zum Socinianer machen wollen? Ich? Ihn zum Socinianer?

Arthur Ironside empfiehlt seinen Lesern die Methode, nach welcher ihn sein Vater in der Kindheit den Erlöser kennen lehrte. Diese Methode bestand darin, daß er anfangs von der Gottheit desselben gänzlich schwieg und ihn blos als einen frommen und heiligen Mann und als einen Kinderfreund vorstellte. Ich mache hierüber die Anmerkung, daß ein Kind, so lange es den Erlöser nur von dieser Seite kennet, ein Socinianer sei. Folglich habe ich Herrn Cramern zum Socinianer gemacht? O Herr Basedow! O Logik!

Und hören Sie nur, was er wider die Anmerkung selbst erinnert. „Das Kind," sagt er, „ist zu der Zeit, da es Christum als einen Menschenfreund, Wunderthäter und Lehrer denkt, kein Socinianer; denn obgleich ein Socinianer ihn auch so denkt, so leugnet derselbe doch zugleich, daß er auch Gott und ein wahrer Versöhner sei, und nur durch das Letzte verdienet er den Namen eines Socinianers." — Nur durch das Leugnen? Ist denn aber das Leugnen etwas Anders als eine Folge des Widerspruchs? Man frage so ein Kind, das Christum nur als einen Menschen kennet: War nicht Christus auch wahrer Gott? „Gott? das

---

[1]) „Um des Himmels willen klatschet laut!" Schluß von Plautus' Amphitruo. — A. d. H.

wüßte ich nicht." — Ja, er war es ganz gewiß. — „Ach, nicht doch; Papa, der mir so viel von ihm gesagt hat, hätte mir das sonst auch wohl gesagt." Nun leugnet das Kind. Nun ist das Kind erst ein Socinianer? Oder von einer andern Seite. Das Kind eines Socinianers, das den Lehrbegriff seines Vaters eingesogen hat, aber von keinen Leuten weiß, die Christum für mehr als einen großen und heiligen Mann halten, das also mit diesen Leuten noch nie in Widerspruch gerathen können: das Kind ist kein Socinianer? Armselige Ausflüchte!

Nestor Ironside rechtfertigte seine Methode damit, daß man auch hier von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwerern fortgehen müsse. Ich erkenne diese Regel der Didaktik, ich erinnere aber, daß dieses Leichtere, von welchem man auf das Schwerere fortgehen müsse, nie eine Verstümmlung, eine Entkräftung der schweren Wahrheit, eine solche Herabsetzung derselben sein müsse, daß sie das, was sie eigentlich sein sollte, gar nicht mehr bleibt. „Und daran," fahre ich fort, „muß Nestor Ironside nicht gedacht haben, wenn er es nur ein Jahr lang dabei hat können bewenden lassen, den göttlichen Erlöser seinem Sohne blos als einen Mann vorzustellen, den Gott zur Belohnung seiner unschuldigen Kindheit in seinem dreißigsten Jahre mit einer so großen Weisheit, als noch niemals einem Menschen gegeben worden, ausgerüstet, zum Lehrer aller Menschen verordnet und zugleich mit der Kraft begabt habe, solche herrliche und außerordentliche Thaten zu thun, als sonst Niemand außer ihm verrichten können." — In dieser Stelle habe ich nach dem Herrn Basedow nicht mehr als zwei Verfälschungen begangen. Denn er fragt: Steht denn im Nordischen Aufseher etwas von einem Jahr lang? Werden daselbst die vortrefflichen Eigenschaften des Heilandes für eine Belohnung seiner unschuldigen Kindheit ausgegeben?

Antwort auf die erste Frage: Das „Jahr lang" ist freilich mein Zusatz, aber ich sollte meinen ein so billiger Zusatz, daß mir Herr Cramer Dank dafür wissen sollte. „Ein Kind," sagt Herr Basedow, „ist früher fähig zu fassen, daß der Heiland ein gehorsames Kind, ein weiser und unschuldiger Mann, ein großer Lehrer, Wunderthäter und Menschenfreund war, als es seine Gottheit und Erlösung fassen kann." Wie viel früher? Weniger als ein Jahr? So muß die Erkenntniß des Kindes mehr als menschlich zunehmen, oder der Uebergang von dem einen Satze

zu dem andern muß sehr gering und leicht sein. Ich Abschen der Welt! Ich setze nur ein Jahr, wo ich vier bis fünf Jahre hätte setzen können.

Antwort auf die zweite Frage: Ja, allerdings läßt es der Aufseher den Nestor Ironside seinem kleinen Arthur sagen, daß die vortrefflichen Eigenschaften des Heilandes eine Belohnung seiner tugendhaften Kindheit gewesen wären. Nestor, sagt er, habe ihm erzählt, wie unschuldig, wie lehrbegierig, wie fromm, wie gehorsam das Kind Christus gewesen sei. „Und darum," läßt er ihn fortfahren, „darum hätte er auch täglich an Weisheit und Gnade vor Gott und Menschen zugenommen; er wäre die Freude, das Wohlgefallen und die Bewunderung aller seiner Freunde und Bekannten geworden, und Gott hätte ihn endlich, nachdem er seine unschuldige Jugend in der Stille und Zufriedenheit mit der Armuth und dem Mangel seiner Eltern zurückgelegt hatte, in seinem dreißigsten Jahre mit einer so großen Weisheit ausgerüstet" 2c. Das ist eine zusammengesetzte periodus consecutiva, und das darum, womit die Periode anfängt, muß auf alle Glieder derselben gezogen werden. Wenn ich also lese: Darum, weil er ein so unschuldiges, lehrreiches, frommes, gehorsames Kind war, rüstete ihn Gott in seinem dreißigsten Jahre mit so großer Weisheit aus 2c., so habe ich hoffentlich nicht falsch construirt. Und wofür hätte der junge Arthur die Wundergaben, womit Christus in seinem dreißigsten Jahre ausgerüstet ward, auch anders halten können als für Belohnungen und Folgen seiner tugendhaften Kindheit? Er wußte ja sonst nichts Anders von Christo! G.

XXIII. Den 5. Junius 1760.

Hundertundneunter Brief.

„Warum verschweigt der Kritikus die Rechtfertigung, die Herr Cramer seinem Rathe (einem Kinde den Erlöser vors Erste nur als einen frommen und heiligen Mann vorzustellen) wahrlich um schwächerer Personen willen, als ein Journalist sein sollte, in demselben funfzigsten Stücke zugefügt hat?" — So fragt Herr Basedow, und wahrlich in einem Tone, daß ein treuherziger Leser darauf schwören sollte, ich hätte diese Rechtferti=

gung aus bloßer Tücke verschwiegen. Und ich bin mir doch bewußt, daß ich sie aus bloßem Mitleiden verschwiegen habe.

Denn wie lautet diese Rechtfertigung? So wie folget: „Mein Vater fand selbst in der Offenbarung eine Anleitung zu einer vorzüglichen Art des Unterrichts in diesen uns so nothwendigen und unentbehrlichen Lehren, und zwar sowohl in der vortrefflichen Rede, die Paulus vor den Atheniensern, als in der Schutzrede, die er vor dem Landpfleger Felix und dem Könige Agrippa hielt. In beiden redet er von Christo, aber auf eine solche Art, die uns lehrt, wie man Diejenigen von ihm unterrichten müsse, die noch gar keine Erkenntnisse von seiner erhabenen und herrlichen Person haben. Er schwieg mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte, den er den Atheniensern gab, von den schweren und tiefsten Geheimnissen des Christenthums. Er fing damit an, daß er ihnen einen Begriff von der Gottheit beizubringen suchte. Die Schöpfung und Regierung der Welt von Gott und seine Vorsehung, die Schuldigkeit, ihn kennen zu lernen und seinen Gesetzen zu gehorchen, und das künftige Gericht durch einen Menschen, den er dazu ersehen und deswegen von den Todten erweckt hätte, waren die ersten Lehren, die er ihnen verkündigte; und er wählte sie offenbar deswegen, weil sie schon einige, obgleich falsche Begriffe davon hatten. So wenig sagt er das erste Mal von Christo, ob er gleich genug sagte, ihre Neubegierde und Aufmerksamkeit zu reizen. Lehren von einem tiefern Inhalte würden eine ganz widrige Wirkung hervorgebracht und ihren Verstand nicht sowohl erleuchtet als verblendet haben. Man sieht diesen großen Lehrer der Völker in seiner Schutzrede vor Felix und Agrippa eine ähnliche Methode beobachten und ihn aus den Lehren von dem Heilande der Welt dasjenige aussuchen, was von einem noch ununterrichteten Verstande am Leichtesten gefaßt werden konnte. Er machte ihnen Christum, welches besonders merkwürdig ist, zuerst nicht als einen Versöhner, der für die Menschen eine vollkommene Genugthuung geleistet hätte, sondern als den Lehrer des menschlichen Geschlechts bekannt, als Den, der verkündigen sollte ein Licht dem Volke Israel und den Heiden."

„Diese Rechtfertigung (setzt Herr Basedow von dem Seinigen hinzu) ist vollkommen gründlich und dem Kritikus zu stark, als daß er ihrer erwähnen dürfte. Man darf nicht sagen, daß das apostolische Exempel deswegen, weil Heiden und Juden Meinungen hatten, die den Geheimnissen des Christenthums gerade

entgegengesetzt waren, einem stufenweise zunehmenden Unterrichte der Kinder nicht zur Rechtfertigung dienen könne. Denn erstlich erhellet doch so viel daraus, daß es nicht ketzerisch sei, von Christo anfangs dasjenige zu sagen, was weniger wunderbar ist, und vors Erste von dem Schweren und Geheimnißvollen zu schweigen. Zweitens ist das Unvermögen kleiner Kinder, den Ausdruck der Geheimnisse zu verstehen, gewiß eine ebenso wichtige Ursache dieser Lehrart als die Vorurtheile der Juden und Heiden."

Herr Basedow glaube ja nicht, daß ich auf diesem Einwurfe, den er sich selbst macht und selbst beantwortet, bestehen werde. Und warum nicht? Weil er eine Kleinigkeit als unstreitig voraussetzet, an der ich mir die Freiheit nehme, noch sehr zu zweifeln. An der ich zweifle? Die ich schlechterdings leugne. Und welches ist diese Kleinigkeit? Nur diese, daß Paulus bei besagten Gelegenheiten besagte Methode wirklich gebraucht habe.

Dieses, wie gesagt, leugne ich. Urtheilen Sie, ob ich Grund habe. — Zuerst von der Rede des Apostels vor den Atheniensern.*) Der Apostel wird vor Gerichte geführet, und er soll da sagen, was dieses für eine neue Lehre sei, die er lehre. Er fängt an zu reden, wirft ihnen ihren Aberglauben vor, dringet auf den wahren Begriff einer einzigen höchsten Gottheit, der ihren eignen Weisen nicht ganz unbekannt gewesen sei, und eilet, zu der Sache zu kommen, die man eigentlich von ihm zu wissen verlangt, zu seiner neuen Lehre. Die Worte: Und zwar hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen; nun aber gebeut er allen Menschen an allen Enden, Buße zu thun, diese Worte, sage ich, sollen den Einwurf vorläufig beantworten, den man von der Neuheit seiner Lehre hernehmen könnte, und nun ist er auf einmal mitten in seiner Materie: Darum, daß er einen Tag gesetzt hat, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem er's beschlossen hat und Jedermann fürhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Todten auferweckt. Das sind die Sätze, über die er sich nunmehr weiter verbreiten will, die er den Atheniensern in der Folge seiner Rede näher erklären will. Aber was geschieht? Da sie hörten die Auferstehung der Todten da hatten's

*) Apostelg. 17.

Etliche ihren Spott, Etliche aber sprachen: Wir wollen Dich davon weiter hören. Es waren theils Epikurer, theils Stoiker, die den Apostel vor Gerichte geführt hatten. Die Epikurer spotteten, die Stoiker wurden kalt; jene lachen, diese gähnen: Keiner besteht auf seiner Anklage, und also ging Paulus von ihnen. Nun frag' ich: wie kann man dieses für eine ganze, vollständige Rede des Apostels halten? Es ist ja offenbar nichts mehr als der bloße Anfang einer Rede. Er ward unterbrochen, man wollte ihn nicht mehr hören, als er nun eben auf das kam, wovon Herr Cramer sagt, daß er es vorsätzlich mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte verschwiegen habe. Verschwiegen? Verschweigt man das, wozu man uns nicht kommen läßt? Paulus erwähnt des Glaubens, erwähnt des Gerichts, aber seine Zuhörer gehen fort. Lag die Ursache also in dem Paulus, lag sie also in seiner didaktischen Klugheit, von dem minder Wunderbaren anzufangen, daß er ihnen von diesem Glauben nicht mehr sagte? daß er sie den Mann nicht näher kennen lehrte, durch welchen Gott den Kreis des Erdbodens richten wolle? Herr Cramer macht zu meinem nicht geringern Erstaunen aus diesem Manne einen Menschen, aus diesem Manne, den Petrus mit einer ihm selbst am Besten bewußten Emphasis*) den Mann von Gott nennt, einen Menschen. Ich möchte doch wissen, wie er diese Vertauschung bei unsern Exegeten verantworten wollte. Sie ist ganz gewiß unverantwortlich, ob ich sie gleich für weiter gar nichts ausgeben will als für eine Uebereilung des Herrn Hofpredigers. Hätte Paulus weiter reden können, so würde sein zweites Wort unfehlbar von der Gottheit dieses Mannes gewesen sein. Denn er beobachtete in diesem Punkte die menschliche Klugheit des Herrn Hofpredigers so wenig, daß er schon vorher zu Athen auf dem Markte alle Tage zu Denen, die sich herzufanden, von der Gottheit Christi gesprochen hatte. Wie hätte sonst der heilige Geschichtschreiber hinzusetzen können: Etliche aber der Epikurer und Stoiker Philosophi zankten mit ihm, und Etliche sprachen: Was will dieser Lotterbube sagen? Etliche aber: Es siehet, als wolle er neue Götter verkündigen. Das machte, er hatte das Evan-

*) Apostelg. 2, 22.

gelium von Jesu und von der Auferstehung ihnen verkündiget. Man überlege die Worte: „Es scheinet, als wolle er neue Götter verkündigen; das machte, er hatte ihnen das Evangelium von Jesu verkündiget." Nichts kann deutlicher sein. Folglich kann Herr Cramer aus der obigen Rede für sich nichts schließen. Erstlich, weil sie nicht der erste Unterricht war, den der Apostel den Atheniensern gab, und zweitens, weil es eine unterbrochene Rede war. Vielmehr kann man den Herrn Cramer aus diesem Exempel förmlich widerlegen, weil es drittens offenbar ist, daß der Apostel gerade das Gegentheil von dem gethan hat, was er ihn thun läßt: daß er seinen Unterricht ohne Umschweife von der Gottheit Christi angefangen hat. Denn er schien neue Götter zu verkündigen, weil er ihnen das Evangelium von Jesu verkündigte.

Ich hätte hier eine feine Gelegenheit, gelehrte Bücher zu plündern und meinem Briefe selbst dadurch ein gelehrtes Ansehen zu geben. Aber wer betrachtet gern etwas durch ein Vergrößerungsglas, was er mit bloßen Augen deutlich genug sehen kann? Erlauben Sie mir unterdessen, nur einen einzigen Mann anzuführen, dessen exegetische Gelehrsamkeit ein Wenig mehr außer Zweifel gesetzt ist als des Herrn Cramer's oder meine. Es ist D. Heumann.[1] Herr Basedow sei so gut und lese dieses würdigen Gottesgelehrten Erklärung der Apostelgeschichte, wenn er die Meinung seines Freundes von der obigen Rede des Paulus Vers vor Vers widerlegt und verworfen finden will. Gleich anfangs gedenkt der Doctor der Vorstellungen, welche Sebastian Schmid und Franciscus Fabricius[2]) von dieser Rede des Apostels gemacht haben, und sagt: „Beiden aber kann ich darin keinen Beifall geben, wenn sie glauben, es habe Paulus diese Rede an die Professoren der stoischen und Epikurischen Weisheit gehalten und daher die Lehren der Vernunft von Gott oder der philosophischen Theologie vornehmlich vorgetragen. Der Letztere, Fabricius, will auch die Klugheit

---

1) Christoph August Heumann (1681—1764), einer der ersten Professoren der Göttinger Universität, der er bis zu seiner Emeritirung 1758 angehörte. Seine Erklärung des Neuen Testaments erschien in 12 Theilen, Göttingen 1750—1763. — A. d. H.

2) Der Elsässer Sebastian Schmid (1617—1696), Professor in Straßburg, Nachfolger seines Lehrers Dorschäus, hat eine lateinische Uebersetzung der Bibel und Commentare zu den meisten Büchern derselben verfaßt. — Franciscus Fabricius aus Amsterdam (1663—1736) war Prediger, dann Professor der Theologie zu Leyden. — A. d. H.

unsers heiligen Redners zeigen und suchet sie auch darinnen, daß Paulus Gott nicht den Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's genennet, auch seine Lehren nicht aus den Propheten, sondern aus heidnischen Poeten bestätigt, wie auch Jesum nicht einmal mit Namen genennt habe. Wie unbedachtsam ist doch dieses! Wird nicht auf diese Weise Paulo fast eben die Klugheit beigelegt, welche die Jesuiten in China ausüben, deren Bekehrungsklugheit von ihren eigenen Religionsverwandten gemißbilliget wird?" — Was sagen Sie zu dieser Stelle? Der Doctor will von keiner Bekehrungsklugheit wissen, die der Hofprediger eine bewundernswürdige Weisheit nennt. Er schwieg mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte, den er den Atheniensern gab, von den schweren und tiefsten Geheimnissen des Christenthums. Die Rede, die der Apostel auf dem Areopago hielt, war der erste Unterricht nicht, den er den Atheniensern gab, und in dem vorhergegangenen ersten Unterrichte, sagt der Doctor ausdrücklich, „lehrte Paulus, Jesus sei der Sohn Gottes.*) Die Spötter nennten Jesum einen neuen und fremden, das ist, bisher unerhörten Gott. Sie sagten neue Götter und meinten doch nur den von Paulo gepredigten Jesum. Diese Art zu reden ist gewöhnlich, wenn man indefinite redet" ꝛc. Ebenso ausdrücklich behauptet der Doctor, daß Paulus in der gedachten Rede selbst allerdings von den eigentlichen Glaubenslehren würde geredet haben, wenn ihn das laute Gelächter der spöttischen Zuhörer nicht aufzuhören gezwungen hätte. Er erklärt die letzten Worte: *πιστιν παρεχειν πασιν*, durch: „die Glaubenslehren allen Menschen vortragen und sie belehren, daß, die Seligkeit zu erlangen, der Glaube an Jesum das einzige Mittel sei." Er sagt nicht, daß der Apostel den Atheniensern nur deswegen von einem künftigen Gerichte durch einen Mann, den Gott dazu ersehen, geprediget, weil dieses eine Lehre gewesen sei, von welcher sie schon einige, obgleich falsche Begriffe gehabt hätten, sondern er sagt, daß es deswegen geschehen sei, weil Paulus durch diese drohende Vorstellung des Gerichts seine Zuhörer aufmerksam machen und bewegen wollen, daß sie den Beweis seiner göttlichen Gesandtschaft von ihm verlangen möchten. „Diesen Beweis," fährt der Doctor fort, „würde er ihnen überzeuglich gegeben haben, wenn

---

*) S. dessen Erklärung des Neuen Testaments, Seite 216 des sechsten Theiles.

sie nicht bald darauf mit spöttischem Schreien ihm in die Rede gefallen wären und dieselbe zu beschließen ihn genöthigt hätten“ rc.

Nun von des Apostels Schutzrede vor dem Landpfleger Felix. — Auch in dieser ist nicht die geringste Spur von der didaktischen Klugheit, welche die Methode des Herrn Cramer's entschuldigen soll. Und wie könnte es auch? Paulus hat darin nichts weniger als die Absicht, zu unterrichten und seiner Lehre Proselyten zu schaffen, sondern er sucht einzig und allein die bürgerliche Klage von sich abzulehnen, welche die Juden gegen ihn erhoben hatten. Er zeiget aus den Umständen der Zeit, daß die Beschuldigung, als habe er einen Aufruhr erregen wollen, schon an und vor sich selbst unwahrscheinlich sei, und füget die wahre Ursache hinzu, warum er von den Juden so verleumdet werde; darum nämlich, weil er nach diesem Wege, den sie eine Secte heißen, also dem Gotte seiner Väter diene, daß er glaube Allem, was geschrieben stehet im Gesetze und in den Propheten. Von diesem Wege sagt er alsdenn nur auch ganz allgemeine Dinge und wenig mehr, als ohngefähr einen Einfluß auf den Charakter eines ehrlichen Mannes, eines ruhigen und wohlthätigen Bürgers haben konnte. Und dieses thut er, nicht um den Felix zu größern Geheimnissen vorzubereiten, sondern blos um von ihm als Richter bürgerliche Gerechtigkeit zu erlangen. Kurz, es ist mir unbegreiflich, wie Herr Cramer in dieser Rede seine Methode hat finden können. Hätte er unterdessen nur einige Zeilen weiter gelesen, so würde er gerade das Gegentheil derselben auch hier gefunden haben. Nach etlichen Tagen aber, fährt der Geschichtschreiber fort, kam Felix mit seinem Weibe Drusilla, die eine Jüdin war, und forderte Paulum und hörte ihn von dem Glauben an Christum. Da aber Paulus redete von der Gerechtigkeit und von der Keuschheit und von dem zukünftigen Gerichte, erschrak Felix und antwortete: Gehe hin auf diesmal; wenn ich gelegene Zeit habe, will ich Dich her lassen rufen. Diese Stelle ist höchst merkwürdig. Felix und seine Gemahlin hören den Apostel von dem Glauben an Christum, von den unbegreiflichsten Geheimnissen unsrer Religion. Aber nicht über diese unbegreifliche Geheimnisse erschraken sie, nicht diese unbegreifliche Geheimnisse hatten Schuld, daß sie nicht Christen wurden, sondern das strenge und tugendhafte Leben, auf welches der Apostel zugleich mit drang, das schreckte sie ab.

Aber ich eile, auch noch ein Wort von der Schutzrede des Paulus vor dem Könige Agrippa zu sagen. — Ich werde hier recht sehr auf meiner Hut sein müssen, daß mir nicht etwas Hartes gegen den Herrn Cramer entfähret. Seine ganze Theologie mußte ihn verlassen haben, als er schreiben konnte, „Paulus habe Christum dem Agrippa zuerst nicht als einen Versöhner, der für die Menschen eine vollkommene Genugthuung geleistet hatte, sondern als den Lehrer des menschlichen Geschlechts bekannt gemacht, als Den, der verkündigen sollte ein Licht dem Volke Israel und den Heiden." Das ist zu arg! Hören Sie nur! Agrippa war ein Jude, also ein Mann, der mit dem Apostel in dem Begriffe von dem Messias übereinkam, also ein Mann, dem er nicht erst beweisen durfte, daß Gott durch die Propheten einen Messias versprochen habe, sondern den er blos überführen mußte, daß Jesus der versprochene Messias sei. Und dieses that er dadurch, daß er zeigte, die Prophezeihungen, der Messias werde leiden müssen, werde der Erste unter Denen sein, die von den Todten auferstehen, diese Prophezeihungen wären in Jesu erfüllt worden. Paulus schwieg also von der Göttlichkeit und Genugthuung des Messias hier so wenig, daß er Beides vielmehr bei dem Agrippa voraussetzte. Leiden, Sterben, Auferstehen, ein Licht dem Volke und den Heiden verkündigen, Alles dieses faßt der Apostel in einen einzigen Perioden; und doch kann Herr Cramer behaupten, daß er von Christo nur als einem Lehrer und nicht als einem Versöhner gegen den Agrippa gesprochen habe? Er lese doch nur: Daß Christus sollte leiden und der Erste sein aus der Auferstehung von den Todten und verkündigen ein Licht dem Volke und den Heiden.

Und das ist nun die Rechtfertigung, welche Herr Basedow vollkommen gründlich und mir zu stark nennet, als daß ich ihrer hätte erwähnen dürfen. Noch einmal: ich habe ihrer aus bloßem Mitleiden nicht erwähnt. G.

XXIV. Den 12. Junius 1760.

Hundertundzehnter Brief.

Sie sind meine polemischen Briefe müde. Ich glaube es sehr gern. Aber nur noch eine kleine Geduld! ich habe wenig mehr zu sagen und will mich so kurz als möglich fassen.

Wenn Herr Cramer die Rechtfertigung seiner Methode in der Offenbarung nicht findet, so kann er sie nirgends finden als in seiner guten Absicht. Diese will ich ihm nicht im Geringsten streitig machen. Allein ein Projectmacher, wenn es auch ein theologischer Projectmacher wäre, muß mehr als eine gute Absicht haben. Sein Project muß nicht allein für sich selbst practicabel sein, sondern die Ausführung desselben muß auch unbeschadet anderer guten Verfassungen, die bereits im Gange sind, geschehen können. Beides vermisse ich an dem Projecte des Herrn Cramer's. Vors Erste ist es für sich selbst nicht practicabel. Denn so ein Kind, das den Erlöser erst als einen frommen und heiligen Mann, als einen Kinderfreund soll kennen und lieben lernen, müßte, so lange dieser vorbereitende Unterricht dauerte, von allem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste zurückgehalten werden: es müßte weder beten noch singen hören, wenn es in den Schranken der mit ihm gebrauchten Methode bleiben sollte. Zweitens streitet das Cramer'sche Project mit mehr als einer angenommenen Lehre unserer Kirche. Ich will itzt nur die Lehre von dem Glauben der Kinder nennen. Herr Cramer muß wissen, was unsere Kirche von dem Glauben der Kinder, auch schon alsdenn, wenn sie noch gar keine Begriffe haben, lehret; er muß wissen, daß die Frage, die einem Täuflinge geschiehet: Glaubest Du rc., mehr saget als: Willst Du mit der Zeit glauben rc.[1])

Und hier will ich abbrechen. Schließlich möchte ich den Herrn Basedow Folgendes zu überlegen bitten. Als ich in dem Nordischen Aufseher eine Methode angepriesen fand, die mir eine unbehutsame Neuerung eines Mannes zu sein schien, der die strenge Orthodoxie seinen guten Absichten aufopfert; als ich sie mit Gründen angepriesen fand, die den sorgfältigsten Exegeten gewiß nicht verrathen; als ich den betäubenden, niederdonnernden Ausspruch: Ohne Religion kann keine Redlichkeit sein, damit verglich: war es nicht sehr natürlich, daß mir gewisse Gottesgelehrten dabei einfielen, „die sich mit einer lieblichen Quintessenz aus dem Christenthume begnügen und allem Ver-

1) Cramer hat seine Methode im 2. Band des Aufsehers, St. 88—92, weitläufiger dargelegt. Bekanntlich hat Basedow in seiner „Philalethie“ die Sache wieder aufgenommen und das Cramer'sche Project 1764 in seinem „Methodischen Unterricht der Jugend in der Religion und Sittenlehre der Vernunft“ aufs Neue empfohlen, wodurch in Altona und Hamburg eine Fülle von Streitschriften heraufbeschworen ward. — A. d. H.

dachte der Freidenkerei ausweichen, wenn sie von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen wissen"? Weder Herr Basedow noch Herr Cramer wird leugnen wollen, daß es dergleichen Gottesgelehrten itzt die Menge giebt. Wenn aber Jener meine allgemeine Anmerkung so ausleget, als ob ich sie schlechterdings auf Diesen angewendet wissen wolle, so muß ich seine Auslegung für eine Calumnie erklären, an die ich nie gedacht habe. Ich sage: „Auch der Nordische Aufseher hat ein ganzes Stück dazu angewandt, sich diese Miene der neumodischen Rechtgläubigkeit zu geben" 2c. Ist denn dieses ebenso viel, als wenn ich gesagt hätte: Auch der Nordische Aufseher ist einer von diesen Rechtgläubigen? Ich rede ja nur von einer Miene, die er sich geben will. Ich sage ja nicht, daß er sich diese Miene aus eben der Ursache geben will, aus welcher sie Jene führen. Jene führen sie, um ihre Freidenkerei damit zu maskiren, und er will sie annehmen, vielleicht weil er glaubt, daß sie gut läßt, daß sie bezaubert. Wenn eine neue Mode aus einer gewissen Bedürfniß entsprungen ist, haben darum Alle, welche dieser Mode folgen, die nämliche Bedürfniß? Haben Alle, die einen Kragen am Kleide tragen, einen Schaden an ihrem Halse, weil ein solcher Schaden den ersten Kragen, wie man sagt, veranlaßt hat?

G.

Hundertundelfter Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Basedow in Ansehung des zweiten Mitarbeiters an dem Nordischen Aufseher, des Herrn Klopstock's, mit aller Gewalt setzen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

„Auch das fünfundzwanzigste Stück," sagt Herr Basedow, „von einer dreifachen Art über Gott zu denken, dessen Verfasser der Herr Klopstock ist, wird von dem Herrn Journalisten sehr feindselig angegriffen. Er muß vermuthlich das Klopstockische Siegel nicht darauf gesehen haben, wie auf andern Stücken desselben Verfassers, von welchen er mit Hochachtung redet." — Herr Basedow will vermuthlich hier spotten. Vermuthlich aber wird der Spott auf ihn zurückfallen. Denn gesetzt, ich hätte allerdings das Klopstockische Siegel darauf erkannt, was weiter? Hätte ich es blos deswegen ohne fernere Untersuchung für gut, für vortrefflich halten sollen? Hätte ich schließen sollen: weil Herr

Klopstock dieses und dieses schöne Stück gemacht hat, so müssen alle seine Stücke schön sein? Ich danke für diese Logik. „Herr Klopstock," heißt es an einem andern Orte, „so gewogen der Kritikus sich demselben auch anstellt" rc. Anstellt? Warum denn anstellt? Ich kenne den Herrn Klopstock von Person nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn so kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kann ihm nicht schaden, er soll mir nichts helfen: was hätte ich denn also nöthig, mich gegen ihn anzustellen? Nein, ich versichere[1]) den Herrn Basedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopstock in allem Ernste gewogen bin, so wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deswegen, weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, muß er überall bei mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige sammt seinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtliche Esel ohne zu straucheln gehet.

Wer heißt den Herrn Klopstock philosophiren? So gewogen bin ich ihm freilich nicht, daß ich ihn gern philosophiren hörte. Und können Sie glauben, Herr Basedow selbst ist in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden. Sie wissen, was ich dagegen erinnert habe. Erstlich, daß er uns mit seiner dritten Art über Gott zu denken, nichts Neues sage; das Neue müßte denn darin liegen, daß er das denken nennet, was Andere empfinden heißen. Das räumet Herr Basedow ein und fragt blos, „ob man denn über alle Dinge etwas Neues sagen müsse, und ob denn Herr Klopstock nicht das Recht gehabt habe, das Wort denken anders zu nehmen, als es in der üblichen Sprache einiger Systeme genommen werde." Ich selbst habe ihm dieses Recht zugestanden und nur wider den Irrthum, auf welchen er dadurch verfallen ist, protestiret, als worin mein zweiter Einwurf bestand. Er sagt nämlich, daß man durch die dritte Art, über Gott zu denken, auf neue Wahrheiten von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und schwach wäre, das, was wir dabei dächten, auszudrücken. Ich sage: keine neue Wahrheiten! Und was sagt Herr Basedow? „Ich gestehe, es wäre vielleicht nicht ganz abzurathen gewesen, den Ausdruck neue Wahrheiten zu vermeiden oder

1) Versichern verbindet Lessing S. 275, Z. 6 wie hier mit dem Accusativ, sonst aber auch mit dem Dativ der Person, z. B. S. 279, Z 5 und 10 v. u., S. 297, Z. 13. — A. d. H.

ihn vielmehr zu erklären." Das gesteht Herr Basedow, und doch zankt er mit mir. Ja freilich, wenn es erlaubt ist, allen Worten einen andern Verstand zu geben, als sie in der üblichen Sprache der Weltweisen haben, so kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieses Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hatte ich wirklich das Klopstockische Siegel auf dem gedachten Stücke nicht gesehen? O, nur allzu deutlich; und ich dächte, ich hätte es auch nur allzu deutlich zu verstehen gegeben. Ich schrieb nämlich: „Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloßgegeben, so etwas auch nur vermuthen zu können." Dieses Er war nicht umsonst in dem Manuscripte unterstrichen, ward nicht umsonst mit Schwabacher gedruckt. Dieses Er war Herr Klopstock. Denn Herr Basedow wird doch wohl wissen, wofür die Gottschede und Hudemanns den Herrn Klopstock halten.[1]) Dieser Leute wegen that es mir im Ernste leid, daß Er eine Theorie verrathen habe, die ihren kahlen Beschuldigungen auf gewisse Weise zu Statten komme.

Und so wenig ich aus des Herrn Klopstock's Philosophie mache, ebenso wenig mache ich aus seinen Liedern. Ich habe davon gesagt: „sie wären so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfinde." Herr Basedow hingegen sagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: „Es ist, wie mich dünkt, ganz so gedankenreich und schön wie die folgende Strophe:

> „Jesus, Gott wird wiederkommen.
> Ach, laß uns dann mit allen Frommen

---

1) Der Jurist Ludwig Friedrich Hudemann (1703—1770) hat in seinen „Gedanken über den Messias in Absicht auf die Religion", Rostock und Wismar 1754, zu beweisen versucht, daß der „Messias" schädlich wirken müsse, weil er das Leiden des Erlösers und das göttliche Gericht über die von ihm gebüßten Sünden der Menschen zu einem leichten Spiel der Phantasie mache und dadurch der Ehre des Höchsten und seines Sohnes in den Herzen der Leser Abbruch thue; weil er der menschlichen Natur, die doch wegen der Sünde durch und durch verderbt sei, an vielen Orten schmeichle, sie übermäßig erhebe, ja ihr hin und wieder abgöttische Ehre erweise; weil er den Menschen eine falsche, dem Worte Gottes entgegenstehende Sittenlehre einschärfe. Gottsched hatte schon vorher („Neuestes", 1752, S. 62—74) in einem bescheidenen „Gutachten, was von den bisherigen christlichen Epopeen zu halten sei", sich darüber gewundert, daß die Gottesgelehrten so stille säßen und es nicht wahrnähmen, wie viel solche neue geistliche Lügenden in diesen zu Freigeisterei und Religionsspötterei so geneigten Zeiten dem wahren Christenthume schaden würden, und dieselben mit Jacob Böhmens Schriften und der göttlichen Metaphysica des Porzage (vgl. oben S. 188) verglichen. — A. d. H.

Erlöst zu Deiner Rechten stehn!
Ach, Du müssest, wenn in Flammen
Die Welt zerschmilzt, uns nicht verdammen!
Laß Alle kämpfen, Dich zu sehn!
Dann setz auf Deinen Thron
Die Sieger, Gottes Sohn,
Hosianna!
Zur Seligkeit
Mach uns bereit,
Durch Glauben, durch Gerechtigkeit!"

Das nennt Herr Basedow gedankenreich? Wenn das gedankenreich ist, so wundere ich mich sehr, daß dieser gedankenreiche Dichter nicht längst der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden ist. Ist das der Dichter, der jenen Traum vom Sokrates gemacht hat?[1]) Damit aber Herr Basedow und Seinesgleichen nicht etwa meinen mögen, daß mein Urtheil über die Klopstockischen Lieder ein bloßer witziger Einfall sei, so will ich ihnen sagen, was ich dabei gedacht habe. Es kann wahr sein, dachte ich, daß Herr Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen ist. Weil er aber blos diese seine Empfindungen auszudrücken suchte und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bei ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg und uns nicht mittheilen wollte, so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat, erheben können. Er hat also, wie man im Sprichworte zu sagen pflegt, die Leiter nach sich gezogen und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten seiner so voller Empfindung sind, daß ein unvorbereiteter Leser oft gar nichts dabei empfindet.[2]) Der Hamburgische Anzeiger sagt, es sei ihm dieses mein Urtheil ebenso vorgekommen, „als ob Jemand von Lessing's schönen Fabeln urtheilen wollte,

---

1) Messias, 7. Gesang. Daß das Lied nicht von Klopstock, sondern von Cramer ist, wurde schon oben (S. 195, Anm. 1) angemerkt, und es ist nur zu verwundern, daß Basedow über dieses Versehen Lessing's sich nicht ausgelassen hat. Auch Herder hat Lessing's Irrthum nicht bemerkt; vgl. seinen „Anhang von einigen Streitigkeiten der Briefe mit Wieland, Cramer, Klopstock" in der Dritten Sammlung der Fragmente (1767), S. 295 ff. — A. d. H.

2) In einem Brief an Gleim vom 2. Octbr. 1757 fragt Lessing: „Was sagen Sie zu Klopstock's geistlichen Liedern? Wenn Sie schlecht davon urtheilen, so werde ich an Ihrem Christenthume zweifeln; und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geschmacke. Was wollen Sie lieber?" — A. d. H.

sie wären so witzig, daß sie oft ganz aberwitzig darüber würden." Der Herr versuche nunmehr, ob er in seine Instanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urtheile liegt. Desto schlimmer aber für Lessingen, wenn seine Fabeln nichts als witzig sind! G.

Hundertundzwölfter Brief.

Herr Basedow — und nun werde ich seiner zum letzten Male gedenken — wirft auf allen Seiten mit Lieblosigkeiten, mit Verleumdungen um sich, und der Hamburgische Anzeiger sagt, daß ein sehr niedriger Bewegungsgrund mich aufgebracht habe, den Aufseher als ein höchst schlechtes Werk herunterzusetzen. Beide Herren muß ein verborgenes Geschwür jucken, das sie mit aller Gewalt aufgestochen wissen wollen. Ihr Wille geschehe also. Ich wünsche, daß die Operation wohl bekommen möge.

Erinnern Sie Sich wohl des erdichteten Briefes, den der Nordische Aufseher in seinem siebenunddreißigsten Stücke mittheilet? [1]) Vielleicht haben Sie ihn überschlagen. Ich meine folgenden.

„Mein Herr!

„Hoffentlich werden Sie Sich doch bei dem Schlusse des ersten Theils Ihrer Blätter in Kupfer stechen lassen. Ich habe Sie zwar noch nicht gesehen, so oft ich Sie auch auf unsern Spaziergängen aufgesucht habe, und ich habe ein scharfes Gesicht. Gewiß, Sie entziehen Sich dem Publico allzu sehr. Dennoch getraue ich mir, Sie vollkommen zu treffen. Das verspreche ich: Ihr Portrait soll keinem in der Bibliothek der schönen Wissenschaften etwas nachgeben. Ein altes saures Gesicht mit Runzeln, wie Gellert

1) Der Brief, dessen Verfasser Cramer in der Vorrede zum 3. Bande des Aufsehers nicht genannt hat, ist von J. F. Barisien, nachherigem dänischen Consul in Marokko (C. F. Cramer, Klopstock, IV. 493 ff., V. 312). — F. Kauke war ein junger, von Nicolai protegirter Kupferstecher in Berlin, der u. A. auch die Kupfertitel zu der ersten Ausgabe der Literaturbriefe gestochen hat. — Barisien's Ausfall auf die monströsen Portraits in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" war natürlich besonders durch das Portrait Klopstock's vor dem 2. Bande veranlaßt, das schief und mürrisch genug aussieht, aber gar nicht von Kauke, der den trübseligen Gellert vor dem 3. Bande gestochen hat, sondern von J. M. Bernigeroth herrührt. Cramer, der nach dem Zeugniß seines Sohnes den bedenklichen Brief arglos aufgenommen hat, änderte in der zweiten Auflage (S. 480) die Unterschrift in Philipp Kamm. — A. d. H.

und ein anderer Dichter, tiefsinnig, schief, auch ein Wenig mürrisch; denn im Schatten bin ich stark. Nicht wahr? Ich warte nur auf Ihre Erlaubniß, mein Herr, um den Grabstichel in die Hand zu nehmen; die Platte ist schon fertig. Ich mache auch Inscriptionen in Prosa und Versen, wenn Sie sie haben wollen. Ihr Verleger ist, wie ich höre, so eigen, daß er Ihr Bild dem Werke ohne Ihr Wissen nicht vorsetzen will. Aber der wunderliche Mann! Er soll nicht dabei zu kurz kommen; das Buch wird gewiß desto bessern Abgang haben. Nur muß er meine Mühe nicht umsonst verlangen.

„Das will ich Ihnen noch im Vertrauen stecken: Ich kenne eine etwas betagte reiche Wittwe, welche alle Augenblicke bereit ist, sich in Sie zu verlieben, wenn Sie so aussehen, wie ich Sie zeichnen will. Die Frau sieht nicht übel aus. Sie sind doch noch Wittwer? Ich bin,

Mein Herr,

Ihr unterthänigster Diener
Philipp Kauk.
Kupferstecher."

Ich frage einen Jeden, dem es bekannt ist, daß der Kupferstecher, der ein paar Portraits vor der Bibliothek der schönen Wissenschaften gemacht hat, wirklich Kauke heißt, ob diesem Briefe das Geringste zu einem förmlichen Pasquille fehlt. Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte, als ich sahe, daß sich ein Mann wie der Nordische Aufseher, der von nichts als Religion und Redlichkeit schwatzt, der es seiner Würde für unanständig erklärt hatte, sich mit der Satire abzugeben, daß sich so ein Mann so schändlich vergangen hatte. Gesetzt, der Künstler spräche zu ihm: „Mein Herr, der Sie so eigenmächtig nicht Tadel, sondern Schande austheilen, darf ich wohl wissen, wie ich zu diesem Brandmale komme? Es ist wahr, ich habe eines von den bewußten Portraits gestochen, aber nicht aus freiem Willen, sondern weil es mir aufgetragen ward, weil mir die Arbeit bezahlt ward und ich von dieser Beschäftigung lebe. Ich habe mein Bestes gethan. Allein man hat mir ein so schlechtes Gemälde geliefert, daß ich nichts Besseres daraus habe machen können. Ich sage Ihnen, daß alle die Fehler, die Sie in meinem Stiche tadeln, in dem Gemälde gewesen sind, und daß ein Kupferstecher keinen Fehler des Gemäldes nach Gutdünken verbessern kann, ohne in Gefahr zu sein, die Aehnlichkeit auf einmal zu vernichten. Was weiß ich, ob Herr Gellert ein Adonis ist oder ein saures

Gesicht mit Runzeln hat? Was weiß ich, ob der andere Dichter (den ich nicht einmal gestochen habe) schief und mürrisch aussieht? Wir Kupferstecher stechen die Leute, wie wir sie gemalt finden. Und als Kupferstecher, sollte ich meinen, hätte ich doch immer noch einen Stichel gezeigt, der fester und kühner ist und mehr verspricht, als daß er eine so öffentliche Beschimpfung verdient hätte. Doch dem sei, wie ihm wolle. Wenn ich auch schon der allerelendeste Kupferstecher wäre, warum gehen Sie aus den Schranken des kritischen Tadels? Warum muß ich noch etwas Schlimmeres als der elendeste Kupferstecher, warum muß ich Ihr Kuppler sein? Muß ich Ihr Kuppler sein, weil Ihre Freunde das Unglück durch mich gehabt haben, nicht so schön und artig in der Welt zu erscheinen, als sie sich in ihren Spiegeln erblicken? Dieses Einzige frage ich Sie: muß ich darum Ihr Kuppler sein?" — Wenn, sage ich, der Künstler zu dem Aufseher so spräche, was könnte der fromme, redliche, großmüthige Mann antworten?

Herr Basedow möchte gar zu gern meinen Namen wissen. Gut, er soll ihn erfahren, sobald Einer von ihnen, entweder Herr Cramer oder Herr Klopstock oder er selbst, das Herz hat, sich zu diesem Pasquille zu bekennen. G.

Siebenter Theil.

XII. Den 18. September 1760.

Hundertundsiebenundzwanzigster Brief.

Sie kennen doch den Aesopischen Zahnschreier Hermann Axel, den die schweizerischen Kunstrichter vor einigen Jahren mit so vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterschied sich von andern Zahnschreiern besonders dadurch, daß er sehr wenig redte. Wenn er aber seinen Mund aufthat, so geschah es allezeit mit einer Fabel. Der schnakische Mann war in der Schweiz überall willkommen; er durfte ungebeten bei den Tafeln und Gastmählern vornehmer und geringer Personen erscheinen; man hielt dafür, daß seine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischte, überflüssig bezahlt sei. Unter Andern wußte er sehr viel von Gauchlingen zu erzählen: wie die Gauchlinger über ihre böse Bach rathschlagen, wie die Gauchlinger nicht Spitzhosen anstatt Pluderhosen tragen wollen, wie die Gauchlinger 2c. Alle diese Gauchlingiana haben seine Freunde zu Papiere gebracht und sie in den Freimüthigen Nachrichten, in den Critischen Briefen, in der Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln zum ersten, zweiten, dritten und der Himmel gebe letzten Male drucken lassen.[1])

1) Der angebliche Hermann Axel oder Axels erscheint zuerst in den „Freimüthigen Nachrichten von neuen Büchern und andern zur Gelehrt-

Das Alles wissen Sie. Aber wissen Sie auch, daß Hermann Axel noch lebt? daß er nunmehr auf seine eigene Hand ein Autor geworden ist? daß er einen kläglichen Beweis gegeben, wie wirksam das Gift seiner Schmeichler auf seinen gesunden Verstand gewesen sein müsse? Diese bösen Leute hatten ihn und den Aesopus so oft zusammen genennt, bis er sich wirklich für einen zweiten Patäcus (ὃς ἐφασκε την Αἰσωπου ψυχην ἐχειν*)) gehalten. Nun fiel Lessingen vor Kurzem ein, an dieser Seelenwanderung zu zweifeln und Verschiedenes wider die Axelische Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer besser kennen sollen. Er hätte wissen sollen, daß sie den geringsten Widerspruch mit der plumpsten Schmähschrift zu rächen gewohnt sind. Hermann Axel spricht zwar wenig, aber er kann desto mehr schreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausschütten. Er wird mit Stoppen und Kräuterbündeln um sich werfen. [1]) Er wird — — Alles thun, was er wirk-

---

heit gehörigen Sachen" (von denen 20 Jahrgänge 1744—1763 unter Bodmer's Mitwirkung in wöchentlichen Blättern erschienen sind), 1745, S. 367 f. Dieser Artikel, den Lessing im Text excerpirt hat, ist wieder abgedruckt in Bodmer's Critischen Briefen, Zürich 1746, S. 146 A., und in der dritten vermehrten und verbesserten Auflage der Neuen Fabeln des Zürcher Landedelmanns Joh. Ludw. Meier von Knonau, Zürich 1757, welcher hinter der critischen Vorrede Bodmer's eine in den beiden ersten Ausgaben (1744 und 1754) noch nicht mitgetheilte Abhandlung „ein Stück in die Geschichten der deutschen Fabeln" hinzugefügt ist. Außerdem handelt Br. 22 und 23 der Neuen critischen Briefe, Zürich 1749, von H. Axels. Die Gauchlingiana stehen übrigens nur in den Critischen Briefen von 1746; es sind Der übel gerathene Damm, S. 155, und Der Affe und der Ochs, S. 185. Dagegen ist Der Esel und der Fabeldichter aus den Freim. Nachrichten 1745, S. 276, in den Critischen Briefen S. 161 und in der Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln wiederholt. — A. d. H.

*) Plutarch im Leben des Solon's [cap. 6 am Ende].

1) Daniel Stoppe aus Hirschberg (1697—1747), der 1740 zwei Bände Neuer Fabeln herausgegeben hat, ist neben Triller und dem Königsberger Professor der Dichtkunst J. G. Bock von Bodmer überall, wo dieser sich über Fabeldichtung äußert, als der einfältigste Fabulist dargestellt worden. Die Streitschrift gegen Bock's deutschen Aesopus, bestehend in CCCXXIV lehrreichen Fabeln, die mit dem fingirten Druckort Breslau bei Korn 1745, wo Stoppe's Fabeln erschienen waren, gedruckt, schon durch den Schnitt der Lettern sich als ein Züricher Werk ausweist und gewiß von Bodmer herrührt, führt den Titel „Aufrichtiger Unterricht von den geheimsten Handgriffen in der Kunst Fabeln zu verfertigen, dem Hrn. Johann Wursten von Königsberg mitgetheilt von Hrn. Daniel Stoppen". Aehnliches findet man in den Freimüthigen Nachrichten von 1745, S. 85 f., und 1747, S. 388 f., 397 f., 402 f. bei Gelegenheit der Lichtwer'schen Fabeln. Lessing wird, außer in der unten im Text S. 332 abgedruckten ersten Fabel, auch S. 124 und 193 mit Stoppe verglichen. Das Kräuterbündel, das S. X, 274 und 320 unter den leblosen Gegenständen erwähnt wird, deren Anwendung in der Fabel Bodmer so verdammlich erscheint, bezieht sich auf die Fabel von dem Papst und dem Kräuterbündel, mit

lich in folgendem Buche gethan hat: Lessingische unäsopische Fabeln: enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Lessing's von der Kunst Fabeln zu verfertigen.*)

Dieses Buch, welches um die Hälfte stärker ist als die Lessingischen Fabeln selbst, hat so viel sonderbare Seiten, daß ich kaum weiß, von welcher ich es Ihnen am Ersten bekannt machen soll. So viel läßt sich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und Abhandlungen bestehet. Jene sollen spöttische Parodien auf Lessing's Fabeln sein, und in diesen soll die Lessingische Theorie von den Fabeln mit Gründen bestritten werden. Hermann Axel dünkt sich in Schimpf und Ernst maître passé; er will nicht blos die Lacher auf seiner Seite haben, sondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fratzengesichtern an und höret mit Runzeln auf. Aber woher weiß ich es, werden Sie fragen, daß Hermann Axel der Verfasser von diesen Lessingischen unäsopischen Fabeln ist? Woher? Er hat sich selbst dazu bekannt, indem er verschiedene von den Fabeln, die ihm in den Critischen Briefen beigelegt werden, hier wieder aufwärmt, hier zum vierten Male drucken läßt.[1]) Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht diese sowohl als jene seine wären, wenn er nicht beide für Geburten von ihm erkannt wissen wollte?

Lesen Sie nur gleich die erste Fabel, um alle die Beschuldigungen auf einmal zu übersehen, die er seinem witzigen Antagonisten macht. Witzig ist hier ein Schimpfwort, muß ich Ihnen sagen. Denn mit Allem würde Lessing vor ihm noch eher Gnade finden als mit seinem Witze. Den kann er durchaus nicht leiden.

---

welcher der Aufrichtige Unterricht (S. 22—24) schließt. Hr. Wurst, dem von Stoppe Papst und Kräuterbündel als Fabelthema aufgegeben sind, macht den Entwurf, daß sich zur Heilung des todtkranken Papstes ein Wurzelmann vom Neckarstrom aufmache, der aber zu spät kommt, und substituirt dann in närrischer Weise bei der Ausführung der Fabel das Kräuterbündel dem Doctor. Bodmer hat diese Fabel schon im Septb. 1744 abschriftlich an Hagedorn geschickt; s. Hagedorn's Werke, Hamburg 1800. V. 171. — A. d. H.

*) Zürich bei Orell und Compagnie, in Octav [1760].

1) S. 128: Der sich nicht mit seinen Kräften beräth = Crit. Br. S. 151: Die Dohle und die Amsel; S. 172: Der elende Uebersetzer = Crit. Br. S. 152: Der Fuchs und der Dachs; S. 43: Der feigherzige Prahler = Crit. Br. S. 150: Die Maus und die gezeichnete Katze. — A. d. H.

„Die neue Fabel-Theorie.

Ich saß an einem murmelnden Bache auf einem glatten Steine und rief die Muse an, die den Aesopus seine Fabeln gelehrt hatte. Indem kam mit seltsamen Bockssprüngen eine Gestalt wie eines Faunus aus dem nahen Walde hervor; er kam gerade auf mich zu und sagte: Die Muse hört Dich nicht, sie ist itzo beschäftigt, einem Poeten beizustehen, der den Tod Saul's und Jonathan's singt; ich will statt ihrer Dir bei Deiner Geburt helfen. Ich bin von dem Gefolge der Musen und diene den Poeten und Malern nicht selten bei ihrer Arbeit; sie nennen mich Capriccio, ich bin jener Geist

— — ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

Die Deutschen haben mir noch keinen Namen gegeben, und nur Wenige von ihnen kennen mich. Ich machte eine tiefe Verneigung und sagte, daß ich bereit wäre, mit ihm auf die Fabeljagd zu gehen. Diese Mühe, sagte er, können wir uns ersparen; dafür wollen wir im Aelian und Suidas und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir ihre Geschichten bald eher abbrechen, bald weiter fortführen, bald einzelne Umstände [verändern, bald einen Umstand] herausnehmen und eine neue Fabel darauf bauen oder eine neue Moral in eine alte Fabel legen, werden wir an Fabelwildpret niemals Mangel haben. Jede Folge von Gedanken, jeder Kampf der Leidenschaften soll uns eine Handlung sein. Warum nicht? Wer denkt und fühlt so mechanisch, daß er sich dabei keiner Thätigkeit bewußt sei? Zu derselben brauchen wir auch die innere Absicht der aufgeführten Personen nicht, es ist genung an unserer Absicht. Nur lasset uns nicht vergessen, unserer Fabel die Wirklichkeit zu geben mit dem Es war einmal. — Ich erlasse Dir auch die kleinen sonderbaren Züge in den Sitten der Thiere. Du hast genung an den allgemein bekannten, und diese magst Du erhöhen, so weit Du willst, und sie so nahe zur menschlichen Natur bringen, als Du willst. Der müßte ein Dummkopf sein, der Deine Fabeln lesen wollte, die Naturgeschichte darinnen zu studiren.

„Gewiß, sagte ich, werden wir so Fabeln bekommen, aber es werden wohl Stoppische sein? Um Vergebung, versetzte er, nicht Stoppische, sondern Lessingische; in diesen letzten Tagen ist Lessing den Menschen geschenket worden, Stoppens unverdaute Fabeltheorie zu verdauen, zu verbessern und unter die scientifische

Demonstration zu bringen. Wir können ihm die Verantwortung überlassen. Er kann sich mit Witz aushelfen, wenn es ihm an Natur fehlt, und er hat Unverschämtheit übrig, den Mangel an Gründlichkeit zu ersetzen.

„Lasset uns, sagte ich, das Werk ohne Verzug angreifen! Hilf mir, munterer Capriccio, zu Reimen oder Hexametern, zu Gemälden, zu Zeichnungen der Oerter, der Personen, der Stellungen, zu Gedanken, die hervorstechen, zu Anspielungen! Fort mit dem Plunder! versetzte er, den können wir gänzlich entbehren. Wozu braucht die Fabel Anmuth? Willst Du das Gewürze würzen? Kurz und trucken; mehr verlangt unser Lehrer nicht; gute Prose. — Entschuldige Dich dann mit Deinem Unvermögen, gieb Deine Grillen für Orakel; Du wirst weder der Erste noch der Letzte sein, der das thut. — —

„Alles, was er mir sagte, dünkte mich seiner satyrischen Gestalt und seinem bocksmäßigen Namen zu entsprechen. Indessen folgte ich ihm und verfertigte auf einem Steine folgende Fabeln.

Wie gefällt Ihnen das? Die Schnake ist schnurrig genug; aber lassen Sie uns doch sehen, auf wie viel Wahrheit sie sich gründet. Erst eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der arme Capriccio! Hat der es nun auch mit den Schweizern verdorben? Noch im Jahr 1749, als sie uns die Gedichte des Pater Ceva bekannt machen wollten, stand Capriccio bei ihnen in sehr großem Ansehen.[1]) Da war er der poetische Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer schallenden Jagd, die das Hifthorn bis in die abgelegensten dunkelsten Winkel der menschlichen Kenntnisse ertönen läßt, das seltsamste Wild aufjagt; da war er Musis gratissimus hospes; da hatte er dem Pater sein Gedicht auf den Knaben Jesus machen helfen; da hatte er auch deutschen Dichtern die trefflichsten Dienste gethan; den Einen hatte er in einer zärtlichen Elegie seine Liebe Derjenigen erklären lassen, „die ihm das Schicksal zu lieben auferlegt und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er aber noch nicht kannte, noch niemals gesehen

1) P. Tommaso Ceva, ein Mailänder Jesuit (1648—1737), veröffentlichte 1699 sein Gedicht Puer Jesus in neun Gesängen; die lateinischen Verse über den Capriccio sind dem zweiten entnommen. Bodmer's Urtheil über Ceva füllt den 42. und 43. der Neuen critischen Briefe. Die dort gerühmten deutschen Gedichte sind Klopstock's Elegie (später: Die zukünftige Geliebte) und J. A. Schlegel's choriambische Ode aus den Bremer Beiträgen, IV. St. 6 (1748) S. 446 ff. und 413 ff. — A d. H.

hatte;" der Andere war durch ihn in einer choriambischen Ode „bis in die Tiefen jener Philosophie gelangt, in welchen er sich mit seinen Freunden noch als Atomos, die allererst aus der Hand der Natur kamen, erblickte, bevor sie noch geboren waren, doch sich nicht ganz unbewußt

„Klein wie Theilchen des Lichts ungesehn schwärmeten,
— wie sie — auf ein Orangenblatt
Sich zum Scherzen versammelten,
Im wollüstigen Schooß junger Aurikelchen
Oft die zaudernde Zeit schwatzend beflügelten."

Das Alles war und that Capriccio bei den Schweizern 1749. Und was lassen sie ihn 1760 thun? Schlechte Lessingische Fabeln machen. Welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber desto größere mit den Schweizern. Capriccio ist der Gefährte der Fröhlichkeit:

Laetitia in terras stellato ex aethère venit,
Cui comes ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;

und seit 1749 fanden die Schweizer für gut, mit der Fröhlichkeit und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetisches Interesse schien ein ernstes, schwermüthiges System zu fordern. Sie hatten sich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; sie glaubten sich in den Charakter ihrer Helden setzen zu müssen; sie wollten es die Welt wenigstens gern überreden, daß sie selbst in einer patriarchalischen Unschuld lebten; sie sagten also zu der Fröhlichkeit: Was machst Du? und zu dem Capriccio: Du bist toll! Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen diesen mit unter. Er war ihnen in dem Noah[1]) nicht munter genug gewesen; er hatte ihnen da nicht genug seltsames poetisches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden ist, die nicht gern ins Wasser gehen, und besonders nicht gern in so gefährliches Wasser als die Sündfluth. Da dachten die Schweizer: Willst Du uns nicht, so wollen wir Dich auch nicht; lauf! Man höret es zum Theil aus ihrem eigenen Geständnisse. Einer von ihren Poeten singt itzt den Tod Saul's und Jonathan's.

1) Bodmer's Noah, ein Heldengedicht in 12 Gesängen, war Zürich 1752 erschienen. — A. d. H.

Ist Capriccio bei ihm? Nein. Die Muse nur ist bei ihm, und Capriccio schwärmt indessen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

> — — — pictoribus ille
> Interdum assistens operi, nec segnius instans
> Vatibus ante alios, Musis gratissimus hospes.

Ich sorge, ich sorge, die Muse folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine Messe Geduld, und wir werden es sehen. Wenn sie sich doch ja mit ihm wieder aussöhnten! Da war es mit den Schweizern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene[1]) ungescheut vor ihnen singen:

> Vorrei esser ne l'Inferno,
> Ma con Tantalo nel rio,
> Ma che 'l rio fosse Falerno,
> Ma non fuggisse mai dal labro mio.

Es war ein allerliebster Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seitdem kam der Einfall:

> „Es donnert! Trink und sieh auf mich!
> — —
> Zeus ist gerecht, er straft das Meer:
> Sollt' er in seinen Nektar schlagen?"

allem Ansehen nach zwar auch vom Capriccio, allein Capriccio steht nicht mehr bei ihnen in Gnaden, und Lessing ist ein profaner Bösewicht.

Aber zur Sache. „Laß uns," muß Capriccio sagen, „im Aelian und Suidas und Antonius Liberalis jagen." Was will Hermann Axel damit zu verstehen geben? Offenbar, daß Lessing seine Fabeln nicht erfunden, sondern aus diesen alten

---

1) Ueber Francesco di Lemene aus Lodi (1634—1704) hat der Pater Ceva Memorie d'alcune virtù del Conte di Lemene, Mil. 1706 herausgegeben, die Bodmer im 40. und 41. der Neuen critischen Briefe excerpirt. Dort wird S. 318 der Vers Lemene's lobend citirt, während Lessing's Einfall: „Es donnert!" 2c. (Kleinigkeiten, S. 48) in der Vorrede zu den unäsopischen Fabeln (S. VI) verspottet wird. Bezeichnend für den Grimm Gottsched's und seiner Freunde über die Literaturbriefe ist, daß in dem „Neuesten", 1760 (S. 752 ff.), diese ganze Vorrede mit einigen geharnischten Vorbemerkungen über verzogene muthwillige Jungen, deren Unarten man erst wahrnehme, wenn sie jüngere Geschwister bekämen, abgedruckt ist. Der Verf. der unäsopischen Fabeln heißt da sogar, troß des Hiebes, den Gottsched S. XIV. abbekommt, „ein treuherziger Schweizer". — A. d. H.

Schriftstellern zusammengestoppelt habe. Es ist wahr, er führet sie in seinem Verzeichnisse an;[1]) allein wer diese Anführungen untersuchen will, wird finden, daß nichts weniger als seine Fabeln darin enthalten sind. Kaum daß sie einen kleinen Umstand enthalten, auf welchen sich dieser oder jener Zug in der Fabel beziehet, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweisen will. Die Wahrheit zu sagen, hätte ich es selbst lieber gesehen, wenn uns Lessing diese kleine gelehrte Brocken erspart hätte. Wem ist daran gelegen, ob er es aus dem Aelian oder aus der Acerra philologica[2]) hat, daß z. E. das Pferd sich vor dem Kameele scheuet? Wir wollen nicht die Genealogie seiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umständen, sondern seine Geschicklichkeit sie zu brauchen, sehen. Zudem sollte er gewußt haben, daß Der, welcher von seinen Erfindungen, sie mögen so groß oder so klein sein, als sie wollen, einige Ehre haben will, die Wege sorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt ist. Nicht den geringsten Anlaß wird er verrathen, wenn er seinen Vortheil verstehet; denn sehr oft ist die Bereitschaft, diesen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienst des Erfinders, und es würden tausend Andere, wenn sie den nämlichen Anlaß gehabt hätten, wenn sie in der nämlichen Disposition, ihn zu bemerken, gewesen wären, das Nämliche erfunden haben. Unterdessen kömmt es freilich noch darauf an, ob die Stellen, welche L. anführt, dergleichen Anlasse sind. Z. E. Sie erinnern Sich seiner Fabel

„Die Furien.

„„Meine Furien," sagte Pluto zu dem Boten der Götter, „werden alt und stumpf. Ich brauche frische. Geh also, Mercur, und suche mir auf der Oberwelt drei tüchtige Weibespersonen dazu aus." Mercur ging. — Kurz hierauf sagte Juno zu ihrer

---

1) Aelian's Schrift De natura animalium ist von Lessing bei der 3., 5., 16., 18., 20., 25., 26. Fabel des ersten Buchs und bei der 5., 11., 16.—22. Fabel des dritten Buchs citirt, Suidas und Antonius Liberalis je einmal bei der 28. und 29. Fabel des zweiten Buchs. — A. d. H.

2) Acerra philologica, d. i. 200 auserlesene, nützliche, lustige und denkwürdige Historien und Discurse aus den berühmtesten griechischen und lateinischen Scribenten zusammengebracht, Rostock 1633. Die Sammlung ist ursprünglich von Petrus Lauremberg aus Rostock (1585—1639), einem jüngern Bruder des berühmten Satirikers, veranstaltet, unzählige Male aufgelegt und bis zu 700 Nummern erweitert. Eine ähnliche Sammlung unter demselben Titel in lateinischer Sprache veröffentlichte 1659 der Theologe Johann Heinrich Ursinus aus Speyer (1608—1667). — A. d. H.

Dienerin: „Glaubtest Du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwei oder drei vollkommen strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen strenge! Verstehst Du mich? Um Cytheren Hohn zu sprechen, die sich das ganze weibliche Geschlecht unterworfen zu haben rühmet. Geh immer und sieh, wo Du sie auftreibest!" Iris ging. — In welchem Winkel der Erde suchte nicht die gute Iris! Und dennoch umsonst! Sie kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr entgegen: „Ist es möglich? O Keuschheit! O Tugend!" — „Göttin," sagte Iris, „ich hätte Dir wohl drei Mädchen bringen können, die alle drei vollkommen streng und züchtig gewesen, die alle drei nie einer Mannsperson gelächelt, die alle drei den geringsten Funken der Liebe in ihren Herzen erstickt: aber ich kam leider zu spät."— „Zu spät?" sagte Juno. „Wie so?" — „Eben hatte sie Mercur für den Pluto abgeholt." — „Für den Pluto? Und wozu will Pluto diese Tugendhaften?" — „Zu Furien.""

Diese Fabel ist die einzige, bei welcher L. den Suidas anführet. Und was stehet im Suidas davon? Dieses: daß ἀειπαρθενος (immerjungfer) ein Beiname der Furien gewesen sei. Weiter nichts? Und doch soll dem Suidas mehr als Lessingen diese Fabel gehören? So jagte er in dem Suidas, um diese Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen! Ohne Zweifel hatte er also einen ganz andern Anlaß, diese Fabel zu machen, und sein Capriccio war nur munter genug, das ἀειπαρθενος auszustöbern und es in diesem gelegenen Augenblicke bei ihm vorbei zu jagen.

Die Fortsetzung folgt.

XIII. Den 25. September 1760.

Beschluß des hundertundsiebenundzwanzigsten Briefes.

Ich wüßte auch kaum zwei bis drei Exempel anzuführen, wo L. seinen alten Währmännern mehr schuldig zu sein schiene, als er dem Suidas in dieser Fabel von den Furien schuldig ist. Hingegen könnte ich sehr viele nennen, wo er sie ganz vor langer Weile citirt und man es ihm zu einem Verdienste anrechnen müßte, wenn er seine Erdichtungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Hermann Axel muß es nach

der Hand auch wohl selbst gemerkt haben, daß es so leicht nicht ist, in den alten Classicis zu jagen, ohne ein gelehrter Wilddieb zu werden. Denn sein Capriccio verspricht es zwar zu thun, am Ende aber sieht man, daß er weder im Suidas, noch im Aelian, sondern in den Schriften des Genfer Rousseau, in Brown's Estimate, in Popens Briefen gejagt hat.[1] Nun habe ich zwar alle Hochachtung gegen diese Männer, und sie sind unstreitig größer als jene staubichte Compilatores; allein demohngeachtet ist es weniger erlaubt, sich aus solchen Männern als aus jenen Alten zu bereichern. Denn dieses nennt das Publicum, welches sich nicht gern ein Vergnügen zweimal in Rechnung bringen läßt: verborgene Schätze graben, und jenes: mit fremden Federn stolziren.

Doch damit ich Axeln nicht verleumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat, und zwar dem bekannten Schulbüchelchen des Plutarch's, wie man mit jungen Leuten die Dichter lesen soll. Ich sage: zu danken hat; denn jagen hat er sie nicht dürfen, das Thier war zahm genug, sich mit der Hand greifen zu lassen. Es heißt bei dem Plutarch: *ὅτι μεν, ὡς Φιλοξενος ὁ ποιητης ἐλεγεν, των κρεων, τα μη κρεα, ἡδιστα ἐστι, και των ἰχθυων, οἱ μη ἰχθυες, ἐκεινοις ἀποφαινεσθαι παρωμεν, οἱς ὁ Κατων ἐφη, της καρδιας την ὑπερωαν ἐναισθητοτεραν ὑπαρχειν. Ὁτι δε των ἐν φιλοσοφια λεγομενων, οἱ σφοδρα νεοι τοις μη δοκουσι φιλοσοφως, μηδε ἀπο σπουδης λεγεσθαι, χαιρουσι μαλλον, και παρεχουσιν ὑπηκοους ἑαυτους και χειροηθεις, δηλον ἐστιν ἡμιν.* „Ob es wahr ist, was der Dichter Philoxen sagt, daß das angenehmste Fleisch das ist, was nicht Fleisch ist, und die angenehmsten Fische die, die nicht Fische sind, das wollen wir Denen zu entscheiden überlassen, die, mit dem Cato zu reden, allen ihren Verstand im Gaumen haben. Das aber ist unstreitig, daß junge Leute diejenigen philosophischen Lehren am Liebsten anhören, am Willigsten befolgen, die in keinem ernsthaften, philosophischen Tone vorgetragen werden." — Nun, was meinen Sie, daß hieraus für eine Fabel geworden? Folgende:[2])

---

1) Rousseau wird von Bodmer bei I. 4, 12, 36, 37, 38, II. 8, 9, 10, 11, III. 6, 14, 31, 32, 36 angeführt, Brown bei II. 12, 37, III. 40, Pope bei III. 7, 41. John Brown's Estimate of the Manners and Principles of the Times, 1759 siebenmal aufgelegt, erschien im folgenden Jahre with an explanatory defence. — A. d. H.

2) Unäsopische Fabeln, S. 125 f. — A. d. H.

„Der Reiz der Zubereitung.

„Cinna, der Poet, bat Cleandern, den leckerhaften Esser, auf ein wirthschaftliches Mittagsmahl. Eine Schüssel mit Speisen ward aufgetragen, Cleander aß mit bedachtsamer Miene und sagte: „Das angenehmste Fleisch ist, was nicht Fleisch ist.“ Hernach kam eine Schüssel mit Fischen; dann sagte er: „Der angenehmste Fisch ist, der kein Fisch ist.“ Cinna gab ihm zu erkennen, daß er diese räthselhafte Sprache nicht verstünde. Cleander versetzte: „Soll ein Mann, der den Geschmack nur in der Kehle hat, Den hierüber belehren, der ihn in dem Verstande hat? Der Gedanke kann Dir nicht fremd sein, daß die Menschen diejenige philosophische Schrift am Liebsten haben und mit dem meisten Vergnügen lesen, die nicht philosophisch, noch im Ernst geschrieben scheinet. Sie wollen in dem Vortrage und den Vorstellungen eine schmackhafte und niedliche Zubereitung haben. Ich dächte, daß wir dieser Betrachtung Deinen Phaeton, Deine Verwandlungen und Deine Katze im Elysium schuldig wären.““

Und das nennt Axel eine Lessingische Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieser Verfasser ein so kahler Ausschreiber ist und eine schöne Stelle eines Alten so jämmerlich zu seinem Nutzen verarbeitet. Was hat Axel hier hinzuerfunden? Was hat er Anderes, was hat er mehr hineingelegt, als nicht schon darin liegt? Wenn er als ein Schweizer wenigstens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre und den leckerhaften Esser zum Dritten hätte sagen lassen: „Der angenehmste Käse ist der, der kein Käse ist:“ so wäre es doch noch etwas gewesen. Aber auch das hat er nicht gethan, und er scheinet mir ganz der Poet Cinna selbst gewesen zu sein, der hier die Ehre hat, gegen den Fresser eine sehr alberne Person zu spielen.

Nicht L., sondern Axel selbst ist seit langer Zeit als ein Zusammenschreiber bekannt, der seine Belesenheit für Erfindungskraft zu verkaufen weiß. Z. E. Als ihn der Verfasser der Neuen critischen Briefe sein Probestück machen ließ und ihm verschiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand sich auch diese darunter: „Auf Einen, der sich rühmte, er kenne das Gedicht Der Messias sehr wohl, es wäre in Hexametern verfasset, und er hätte den Vers aus demselben behalten:

„Also versammelten sich die Fürsten der Hölle zu Satan.“

Geschwind besann sich Axel auf ein anderes Schulbüchelchen und erzählte Folgendes: [1])

„Der Palast des Prinzen Eugen's.

„Man redete in einer Gesellschaft von dem Palaste des Prinzen Eugen's, der in dem preußischen Ueberfall sollte niedergerissen werden. Man war sehr bemüht, sein Ebenmaß, seine Abtheilungen und ganze Form zu untersuchen. Ein Mensch, der große Reisen gethan hatte, schwieg lange stille, endlich fing er an: „Dieser Palast ist mir so gut bekannt als irgend Jemanden. Ich war in Wien, als er gebauet ward, und ich habe das Glück, ein Stückchen von dem Marmor zu besitzen, woraus er gebauet ist." Zugleich zog er das Stückchen aus der Tasche und betheuerte, daß er's von dem Marmor heruntergeschlagen hätte, von welchem der Palast erbauet worden."

Was ist das anders als das Märchen des Hierokles von dem Scholastiker, welcher sein Haus verkaufen wollen? *Σχολαστικος οἰκιαν πωλων, λιθον ἀπ᾽ αὐτης εἰς δειγμα περιεφερε.* [2])

Ich habe oben die Lessingische Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abschreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieser zu zeigen, wie glücklich Axel parodiret, wann er seinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erst frage ich Sie: Was hat L. wohl mit seinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muster der weiblichen Zucht genennt zu werden verdienen? So offenbar dieses ist, so wenig will es ihm doch Axel zugestehen, sondern glaubt diese Moral erst durch nachstehende Fortsetzung hinein zu legen.

„Unempfindlichkeit ist nicht strenge Zucht.

„„Hast Du die drei strengen, züchtigen Mädchen noch nicht gefunden, Iris, die ich Dir befahl zu suchen, damit ich der Venus Hohn sprechen könnte?" Also fragete Juno die Botschafterin des Himmels. „Ich fand sie," antwortete Iris, „aber sie waren schon vergeben; Mercurius hatte sie zum Pluto geführt, der sie für

1) Neue critische Briefe, S. 194. — A. d. H.

2) Der Platoniker Hierokles in Alexandria schrieb um die Mitte des 5. Jahrh. u. A. 28 *ἀστεῖα*, unter welchen dieses als Nr. 9 steht; s. die Needham'sche Ausgabe seiner Werke, Cambridge 1709, S. 462. — A. d. H.

Furien brauchen will.“ „Für Furien, diese Tugendhaften?“ sprach Juno. „O,“ versetzte Iris, „vollkommen strenge; alle Dreie hatten den geringsten Funken Liebe in ihren Herzen erstickt, alle Dreie haben niemals einer Mannsperson gelächelt.“ Die Göttin machete große Augen und versetzte: „Du hast mir diesmal einen schlechten Begriff von Deinem Verstande gemachet, und Deine Morale klingt mir verdächtig, indem Du Tugend, Keuschheit und Zucht mit Menschenhaß und Unempfindlichkeit vermischest. Gellert soll mir Die suchen, die ich verlange.““

Der seltsame Axel! Also muß man dem Leser nichts zu denken lassen? Und das Compliment, das Gellert hier bekömmt? Er, den die Schweizer ehedem wie Lessingen mit Stoppen in eine Classe setzten! [1])

So sehr unterdessen Herr L. von Axeln gemißhandelt worden, so weiß ich doch nicht, ob es ihn eben sehr verdrießen darf, seine Fabeln so geflissentlich parodiret zu sehen. Er mag sich erinnern, was der Abt Sallier[2]) zu dem ersten Requisito einer Parodie macht: „Le sujet qu'on entreprend de parodier, doit toujours être un ouvrage connu, célèbre et estimé. La critique d'une pièce médiocre, ne peut jamais devenir intéressante, ni piquer la curiosité. Quel besoin de prendre la peine de relever des défauts, qu'on n'aperçoit que trop sans le secours de la critique? Le jugement du public prévient celui du censeur: ce seroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils sçavent aussi bien que nous, et tirer un ouvrage de l'obscurité où il mérite d'être enseveli. Une pareille parodie ne sçauroit ni plaire ni instruire; et l'on ne peut parvenir à ce but, que par le choix d'un sujet qui soit en quelque façon consacré par les éloges du public.“ Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu

---

1) Freimüthige Nachrichten, 1745. S. 356, in der Recension von Gellert's Doctordissertation De poësi apologorum eorumque scriptoribus, und S. 368 in der Axel'schen Fabel von der Bärin gegen den Magister (d. i. Gellert), der den Witz in Stoppe's Fabeln gelobt hatte. Diese Fabel selbst steht in den Critischen Briefen S. 153. Was Gellert's eigene Fabeln betrifft, so spottet Bodmer, Fr. N., 1745. S. 276, nur über die in den Schwabe'schen Belustigungen veröffentlichten, die Gellert selbst verworfen hat; die erste Sammlung seiner Fabeln und Erzählungen wird Fr. N., 1746. S. 276, schon gelobt. — A. d. H.

2) Der Abbé Claude Sallier (1685—1751), Professor des Hebräischen und Bibliothekar an der kgl. Bibliothek in Paris, war Mitglied der Académie française und der Académie des inscriptions. Sein Aufsatz Sur l'origine de la parodie steht in den Mémoires de Littérature de l'Académie Royale des Inscriptions et belles Lettres, zu denen er vom 3. bis 25. Bande beigetragen hat. — A. d. H.

verstehen gegeben hat, daß Hermann Axel Niemand anders als unser berühmter Bodmer sei, wie eitel kann er darauf sein, diesen kritischen Vejanius,

Spectatum satis et donatum jam rude, —

noch eins bewogen zu haben,

— — antiquo se includere ludo [1])

G.

---

1) „Den man schon genug gesehn und fernern Diensts entlassen, von Neuem zu dem alten Spiel zurückzunöthigen." Hor. Epist. I. 1. 2 sq., und Porphyrion's Scholion dazu. — Vejanius war ein berühmter Gladiator, der nach vielen Siegen seine Waffen im Herculestempel zu Fundi aufhängte und sich auf ein Gütchen zurückzog. — A. d. H.

Vierzehnter Theil.

VI. Den 13. Mai 1762.

Zweihundertunddreiunddreißigster Brief.[1])

Wie kömmt es, fragen Sie in einem Ihrer Briefe, daß man mir nichts von der merkwürdigen Ausgabe der Lichtwer'schen Fabeln sagt, die ein Ungenannter ohne Vorwissen des Verf.*) herausgegeben, und davon in öffentlichen Blättern so verschiedentlich geurtheilt wird? — — — Man kann also, wie mich däucht, nicht in Abrede sein, daß das Verfahren des ungenannten Verbesserers unbillig sei, und daß Herr L. sich mit Recht über ihn beschwere.

„Nein!" sagt unser Freund Herr G. „Man kann die Sache zur Entschuldigung des Ungenannten aus einem ganz andern Augenpunkte betrachten. Es ist noch nicht ausgemacht, daß sich das Eigenthumsrecht über die Werke des Geistes so weit erstrecket. Wer seine Schriften öffentlich herausgiebt, macht sie durch diese Handlung publici juris, und so denn stehet es einem Jeden frei, dieselben nach seiner Einsicht zum Gebrauch des Publicums bequemer

*) Unter dem Titel: M. J. Lichtwer's u. s. w. auserlesene verbesserte Fabeln und Erzählungen in zweien Büchern. Greifswalde und Leipzig 1761. — [Der ungenannte Herausgeber war Ramler. — A. d. H.]

1) Dieser Brief ist von Mendelssohn (s. oben S. 18); Herr G. aber, der seines Freundes Ramler bedenkliches Verfahren zu vertheidigen sucht, muß, wie schon Lachmann vermuthet hat, Lessing sein. Deshalb wird die Letzterem in den Mund gelegte Stelle nebst den zum Verständniß derselben dienenden — durch kleinere Schrift ausgezeichneten — Sätzen des Mendelssohn'schen Briefes hier mitgetheilt. — A. d. H.

einzurichten. Zumal da dem Autor durch diese Handlung nichts von seinem Rechte benommen wird, indem das erste Geschenk, das er dem Publico gemacht hat, deswegen nicht vernichtet wird und er selbst noch immer die Freiheit hat, die ihm angebotenen Veränderungen nach Belieben anzunehmen oder zu verwerfen. Mit dem Eigenthum der Güter dieser Welt hat es eine ganz andere Beschaffenheit. Diese nehmen nicht mehr als eine einzige Form an, und Niemand als der Besitzer hat das Recht, diejenige Form zu wählen, die er für die bequemste hält. Hingegen bleibet die erste Ausgabe einer Schrift unverändert, und eine von einem Andern veranstaltete verbesserte Auflage ist blos als ein Vorschlag anzusehen, wie nach der Einsicht dieses Herausgebers das Werk vollkommener gemacht werden könnte. Gesetzt, der Vorschlag werde angenommen, so kömmt, wie der Herausgeber in dem Vorberichte bemerkt, dennoch die größte Ehre dem ersten Verfasser zu, der seine meisten Gemälde so weit gebracht hat, daß nur wenige Pinselzüge für eine fremde Hand übrig gelassen waren. Wird der Vorschlag gemißbilliget, so kann ihn der noch lebende Verfasser öffentlich verwerfen, und das Publicum hat das Vergnügen, den Ausspruch zu thun. Wenn ja in dergleichen Verfahren eine Ungerechtigkeit stattfindet, so müßte es vielmehr gegen einen todten Verfasser sein, der nicht mehr vermögend ist, sich über die vorgeschlagenen Verbesserungen zu erklären. Hat man es aber einem Ramler und einem Lessing nicht übel genommen, vielmehr Dank gewußt, daß sie einen Logau nach ihrer Weise verbessert herausgegeben, warum will man es denn dem Ungenannten zu einem solchen Verbrechen anrechnen, daß er einem lebenden Verfasser seine Verbesserungen zur Beurtheilung vorlegt und sich gefallen läßt, ob er dieselben annehmen oder ausschlagen will?" — So weit Herr G.!

Dreiundzwanzigster Theil.

V. Den 27. Junii 1765.

Dreihundertundzweiunddreißigster Brief.

Der Verfasser der Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter*) ist ein Mann, der eine wahre Hochachtung für sich erwecket. So ein Werk hat uns gefehlt, und es mit so vielem Geschmacke ausgeführet zu sehen, konnten wir wünschen, aber kaum hoffen. Er ist der erste Uebersetzer, wenn man Den, der eine so genaue Bekanntschaft mit allen den besten Genies einer ganzen Nation zeiget, der ein so feines Gefühl mit einem so richtigen Urtheile verbindet, unter dessen Bearbeitung so verschiedne Schönheiten in einer Sprache, für die sie gar nicht bestimmt zu sein schienen, einen Glanz, ein Leben erhalten, das mit der Blüthe, in welcher sie auf ihrem natürlichen Boden prangen, wetteifert: wenn man, sage ich, so einen Schriftsteller anders einen Uebersetzer nennen darf; wenn er nicht vielmehr selbst ein Original ist, dem auch die Erfindsamkeit nicht mangeln würde, hätte es sich ihrer, uns zum Besten, nicht itzt entäußern wollen.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß die italienische Literatur noch nie recht unter uns bekannt geworden. Zwar war ein-

*) Braunschweig im Verlage des Waisenhauses. Erster Band 1763, Zweiter Band 1764, in 8°.

mal die Zeit, da unsere Dichter sich fast nichts als wälsche Muster wählten. Aber was für welche? Den Marino mit seiner Schule. Der Adonis war unsern Posteln und Feinden das Gedicht aller Gedichte.[1] Und als uns die Kritik über das Verdienst dieser Muster und dieser Nachahmer die Augen öffnete, so erwogen wir nicht, daß unser falscher Geschmack gerade auf das schlechteste gefallen war, sondern Dante und Petrarca mußten die Verführung ihrer schwülstigen und spitzfindigen Nachkommen entgelten. Concetti ward die Ehrenbenennung aller italienischen Gedichte, und wenn der einzige Tasso sich noch einigermaßen in Ansehen erhielt, so hatte man es fast einzig und allein den Sprachmeistern zu verdanken.

Der Inhalt dieser Versuche wird daher für die meisten Leser auch das Verdienst der Neuheit haben, und unsere guten Köpfe werden ganz unbekannte Gegenden und Küsten darin entdecken, wohin sie ihr poetisches Commercium mit vielem Vortheile erweitern können. Den Vorzug, der die italienische Dichtkunst insbesondre unterscheidet, setzet der Verfasser in die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und den Reichthum an Bildern, die mit der Stärke und mit der Wahrheit ausgemalet sind, daß sie sich in die Gegenstände selbst zu verwandeln scheinen. Und dieses ist gleich die Seite, von welcher unsere Dichtkunst nur sehr zweideutig schimmert. Ich sage zweideutig; denn auch wir haben malerische Dichter die Menge, aber ich besorge sehr, daß sie sich zu den malerischen Dichtern der Italiener nicht viel anders verhalten als die niederländische Schule zu der römischen. Wir haben uns zu sehr in die Gemälde der leblosen Natur verliebt; uns gelingen Scenen von Schäfern und Hirten; unsere komische Epopöen haben manche gute Bambocciade:[2] aber wo sind unsere poetische Raphaels, unsere Maler der Seele?

---

1) Giambattista Marino (1569—1625) und seine Schule, die sogenannten Seicentisti, verdrängten die strengen Petrarchisten und brachten in Gleichnissen und Anspielungen die seltsamsten Spiele des Witzes und der Phantasie (Concetti) in die Mode, die bei uns Vorbilder des Lohensteinischen Schwulstes wurden. Marino's Hauptwerk, l'Adone, ein lyrisches Epos in Octaven, erschien zuerst 1623. — Christian Heinrich Postel (1658—1705) und Barthold Feind (1678—1721) waren Beide Advocaten in Hamburg und Hauptarbeiter an der dortigen Oper nach italienischen Mustern. — A. d. H.

2) Bambocciaden heißen bei den Malern solche Bilder, die Scenen des gemeinen Lebens in grotesker Weise darstellen. Sie haben ihren Namen von dem niederländischen Maler Peter van Laer, den die Italiener seiner seltsamen Mißgestalt wegen Bamboccio, den Krüppel, nannten. — A d H.

Das Vortreffliche der italienischen Dichter hat indeß unsern Verfasser nicht geblendet; er siehet ihre Schwächen und Fehler wie ihre Schönheiten. Man muß bekennen, sagt er, daß sie bei Weitem mit der Stärke nicht denken, mit der sie imaginiren. Daher kömmt die Unregelmäßigkeit des Plans, nach dem die meisten ihrer Gedichte angelegt sind; daher die häufigen Ungleichheiten und der Mangel an starken und neuen Gedanken, die einen denkenden Geist so angenehm in den Schriften der Engländer beschäftigen; dieses ist endlich die Ursache, die zuweilen auch einige ihrer besten Dichter zu den leeren Spitzfindigkeiten verleitet hat, die den italienischen Geschmack in so übeln Ruf gebracht haben.

Die poetische Landkarte, die er bei dieser Gelegenheit entwirft, scheinet dem ersten Ansehen nach ein Spiel des Witzes zu sein und ist im Grunde mit aller Genauigkeit einer gesunden Kritik aufgenommen. „Man kann bemerken," sagt er, „daß, je mehr sich die Völker dem Süden nähern, mit desto leichterer Nahrung sich ihre Seelen sowohl als ihre Körper befriedigen. Der Engländer braucht ohne Zweifel die schwereste und die solideste. Seinem Geschmacke ist vielleicht der unsrige am Aehnlichsten. Dem Franzosen ist diese Nahrung zu stark, er muß sie mit Esprit verdünnen, oder er ist im Nothfall auch mit Esprit allein zufrieden. Die Italiener entsagen gern beiden, wenn man nur ihre Einbildungskraft durch Gemälde beschäftiget und ihr Gehör durch einen musikalischen Klang vergnügt. Die Spanier sind endlich so mäßig, daß sie sich mit einem bloßen prächtigen und harmonischen Schalle, mit einer Reihe tönender Worte begnügen können. Man hat in der That Poesien von ihren berühmtesten Dichtern, die niemals ein Mensch, auch ihre Verfasser selbst nicht verstanden haben, die aber sehr gut klingen und voll von prächtigen Metaphern sind. So verschieden ist der Geschmack der Völker, so verschieden ihre Vorzüge."

Der Verfasser bedienet sich bei den Werken, die er uns bekannt macht, der Ordnung der Zeit, und diese Ordnung hat den Vortheil einer Geschichte, die den Ursprung und das Wachsthum der italienischen Dichtkunst zeiget und uns die verschiedenen Veränderungen in dem Geschmacke der Nation vor Augen stellet. Den ersten Band nehmen also Dante und Petrarca ein, und wir lernen diese Väter der wälschen Poesie in ihrer wahren Gestalt kennen. Der zweite Band enthält die Dichter des funfzehnten Jahrhunderts und aus dem sechzehnten die vornehmsten

Nachahmer des Petrarca nebst demjenigen Dichter, den man eigentlich den Dichter der Nation nennen muß, dem Ariost.

Der Beschluß folgt künftig.

VI. Den 4. Juli 1765.

Beschluß des dreihundertundzweiunddreißigsten Briefes.

Die geringe Anzahl der guten Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, des Zeitalters der Medices, dieser großmüthigen Beschützer und Aufmunterer aller Künste und Wissenschaften, veranlaßt den Verfasser zu einer Anmerkung, die ebenso scharfsinnig als wahr ist. Da sie auf den äußerlichen Zustand der deutschen Literatur gewissermaßen angewendet werden kann, so wünschte ich sehr, daß sie Diejenigen endlich einmal zum Stillschweigen bringen möchte, die über den Mangel an Unterstützung so häufige und bittere Klagen führen und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Großen auf die Künste so übertreiben, daß man ihre eigennützige Absichten nur allzu deutlich merkt. „Man irret sehr," sagt er, „wenn man den Mangel großer Genies zu gewissen Zeiten dem Mangel der Belohnungen und Aufmunterungen zuschreibt. Das wahre Genie arbeitet gleich einem reißenden Strome sich selbst seinen Weg durch die größten Hindernisse. Shakespeare, der zu einem Handwerke erzogen worden, ward ein großer Poet, ohne irgend eine Aufmunterung zu haben, ja, sogar ohne selbst es zu wissen. Einer der größten heutigen italienischen Dichter macht als ein armer Bäckerjunge Verse, die einen großen Kunstrichter in Erstaunen setzen und ihn bewegen, sich seiner anzunehmen. Ueberhaupt können Aufmunterungen niemals Genies erzeugen, und sie schaden gewiß allemal Denen, die es schon sind, wenn der Gönner nicht selbst den wahren, den großen Geschmack der Künste besitzet. Einen Beweis davon findet man vielleicht selbst in den so gerühmten Freigebigkeiten Ludwig's des Vierzehnten, die ihm so viel Ehre gemacht haben. Alle die großen Genies, die seiner Regierung den größten Glanz gaben, waren ohne seine Aufmunterung entstanden, und Racine, der so sehr den Geschmack der Natur hatte, dessen Genie mit dem Geiste der Alten genährt

war, hätte vermuthlich seine Tragödien nicht durch so viel Galanterie entnervet, wir würden mehr Athalien von ihm haben, wenn ihn nicht diese Aufmunterungen genöthiget hätten, dem Geschmacke eines weibischen Hofes zu schmeicheln. Der wichtigste Nachtheil aber, welchen der große Schutz vielleicht nach sich ziehet, den die schönen Wissenschaften bei Regenten finden, ist dieser, daß dadurch die Begierde zu schreiben zu sehr ausgebreitet wird, daß so viele, blos witzige Köpfe sich an Arbeiten wagen, die nur dem Genie zukommen. Diese, welche die großen Züge der Natur nicht erreichen können (denn die trifft allein das Genie), suchen sich durch neue Manieren, durch Affectationen zu unterscheiden oder führen das Publicum von der Natur zum Gekünstelten. Dieses ist vermuthlich die Ursache, daß allemal auf die Zeiten der großen Beschützer der Künste Zeiten des übeln Geschmacks und des falschen Witzes gefolgt sind."

Eine andere kleine Ausschweifung unsers Verfassers wird Ihnen zeigen, daß er nicht allein Dichter zu schätzen fähig ist. Sie betrifft den Macchiavel. „Macchiavel," sagt er, „ein sehr großer Kopf, den wir aus seinem „Fürsten" zu wenig kennen und zu unrichtig beurtheilen, brachte nach der Calandra des Cardinals Bibbiena ein paar Komödien auf den Schauplatz, in denen das Salz des Molière mit dem Humor und der komischen Stärke der Engländer vereiniget ist. Dieser Macchiavel ist es außerdem, der die Prose der Italiener zu ihrer wahren Vollkommenheit gebracht hat. Er vermied die aufgedrungenen, weitschweifigen Perioden des Boccaz. Sein Stil ist rein, kurz, gedrängt und voll Sachen und beständig klar. Seine Geschichte von Florenz ist die erste unter den wenigen neuern Geschichten, die man den schönen historischen Werken der Alten an die Seite setzen kann. Sie vereiniget die Klarheit und Reinigkeit des Nepos in der Erzählung mit dem Tiefsinn und der Stärke des Tacitus in den Betrachtungen. Aber keines von seinen Werken macht ihm so viel Ehre als die Discurse über den Livius, ein ganz originales Werk, das voll von Entdeckungen in der Staatskunst ist, deren verschiedene man in den Werken des Präsidenten Montesquieu als die seinigen bewundert, weil man den Italiener nicht genug kennt, den Montesquieu sehr studiret hatte."

Mit eigentlichen Proben aus den gewählten Stücken will ich Ihnen nicht langweilig werden. Sie haben das Meiste längst im Originale gelesen, und wenn ich Ihnen nochmals wiederhole, daß sich in der Uebersetzung eine Meisterhand zeiget, welche die

Schönheiten der Versification, die nothwendig verloren gehen müssen, nicht blos mit der reinsten, geschmeidigsten, wohlklingendsten Prose, sondern auch mit unzähligen kleinen Verbesserungen und Berichtigungen desjenigen, was in der Urschrift oft ein Wenig schielend, ein Wenig affectirt ist, compensiret hat, so werden Sie ohne Zweifel die Vergleichung selbst anstellen wollen.

Herr Meinhard,[1]) so heißt unser Verfasser, hat sich selbst eine Zeit lang in Italien aufgehalten, ein Umstand, welcher allein ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken kann. Vor Kurzem, wie ich höre, hat er eine zweite Reise dahin unternommen; es wäre sehr zu beklagen, wenn die Fortsetzung seines Werks darunter leiden sollte. Meinen Sie aber, daß dieser würdige Mann vielleicht eine Prädilection für die Italiener habe? Sie irren Sich; er muß mit der englischen Literatur ebenso bekannt sein als mit der wälschen. Denn ihm haben wir auch die Uebersetzung von Heinrich Home's Grundsätzen der Kritik*) zu danken. Hier mußte sich der schöne Geist mit dem Philosophen in dem Uebersetzer vereinigen. Es war ein Räthsel für mich, in welchem von unsern Uebersetzern ich diese Vereinigung suchen sollte. Ein ganz unbekannter Name mußte dieses Räthsel lösen. Sie freuen Sich, aber Sie wundern Sich zugleich. Erinnern Sie Sich, was Seneca sagt: Einige sind berühmt, Andere sollten es sein.

N. S. Ich weiß nicht, ob gewisse Gedichte, die vor einiger Zeit unter dem Namen Petrarchischer Gedichte**) ans Licht getreten, bereits eine Frucht der nähern Bekanntschaft sein sollen, in die Hr. Meinhard unsere Dichter mit dem Petrarca gebracht hat. Das weiß ich aber, daß diesen Gedichten, welche für sich betrachtet sehr artig sind, das Beiwort Petrarchischer ganz und gar nicht zukömmt. Ist es doch auch ein bloßer Zusatz des Herausgebers, der selbst zweifelt, ob der Verfasser damit zufrieden sein werde. Er kann unmöglich, denn sein Ton ist

---

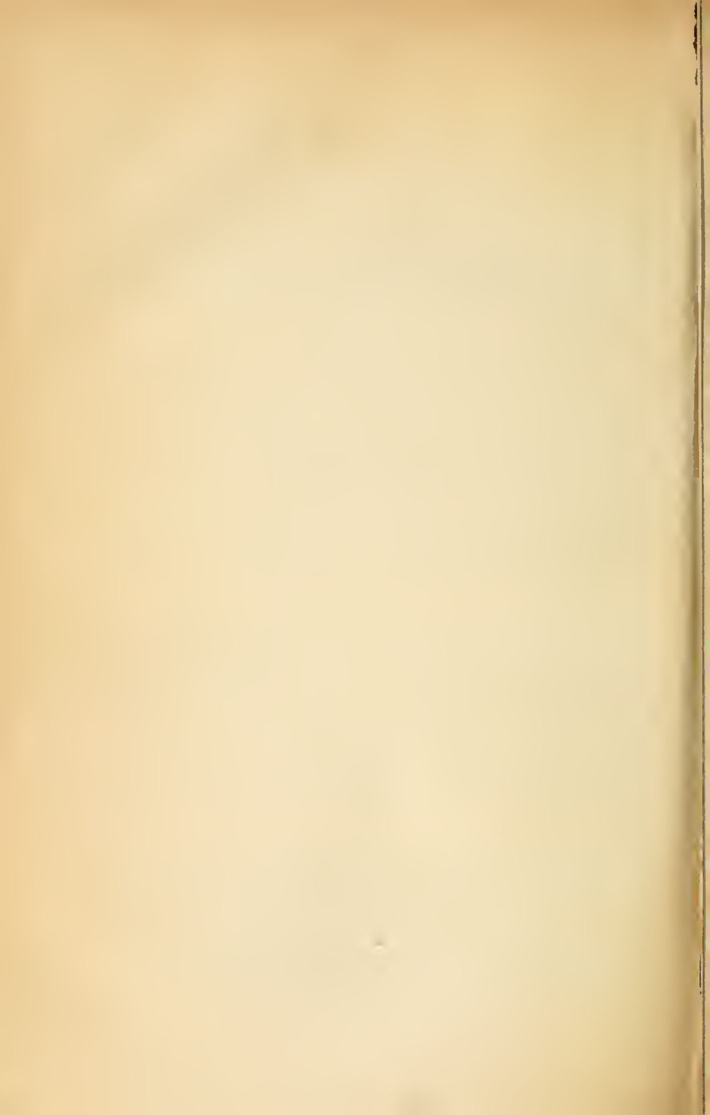
*) Leipzig in der Dykischen Handlung. Erster und Zwelter Theil. 1763, in 8°.

**) Berlin 1764, in 8°. — [Die Petrarchischen Gedichte, 2 Bogen o. N., sind von Gleim. Lessing zielt besonders auf das Gedicht an Doris' Blumenbeet, S. 13, und auf das große letzte an Doris, S. 24—32. — A. d. H.]

1) Johann Nicolaus Meinhard, eigentlich Gemeinhard (1727—1767), hatte ursprünglich Theologie studirt, war als Hofmeister eines jungen Baron von Budberg zum ersten Male in Italien gewesen und war 1763—1765 wieder auf Reisen mit einem Grafen Moltke. Nachdem er ohne Amt in Berlin gestorben war, gab C. J. Jageman den dritten Theil seiner Versuche heraus. — A. d. H.

mehr der spielende Ton des Anakreon's als der feierlich seufzende des Petrarca. Der Platonische Italiener guckt nicht so lüstern nach des Busens Lilien, und wenn er Tod und Ewigkeit mit den Ausdrücken seiner Zärtlichkeit verwebt, so verwebt er sie damit, anstatt daß in den deutschen Gedichten das Verliebte und das Fromme, das Weltliche und das Geistliche, wie in dem ruhigen Elementglase, in ihrer ganzen klaren abstechenden Verschiedenheit neben einander stehn, ohne durch ihre innere Vermischung jene wollüstige Melancholie hervorzubringen, welche den eigentlichen Charakter des Petrarca ausmacht.

G.



Register.



N bezeichnet Note; das Betreffende ist daher nicht im Text, sondern in den Anmerkungen zu suchen.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Lessing's Werke.

Zehnter Theil.

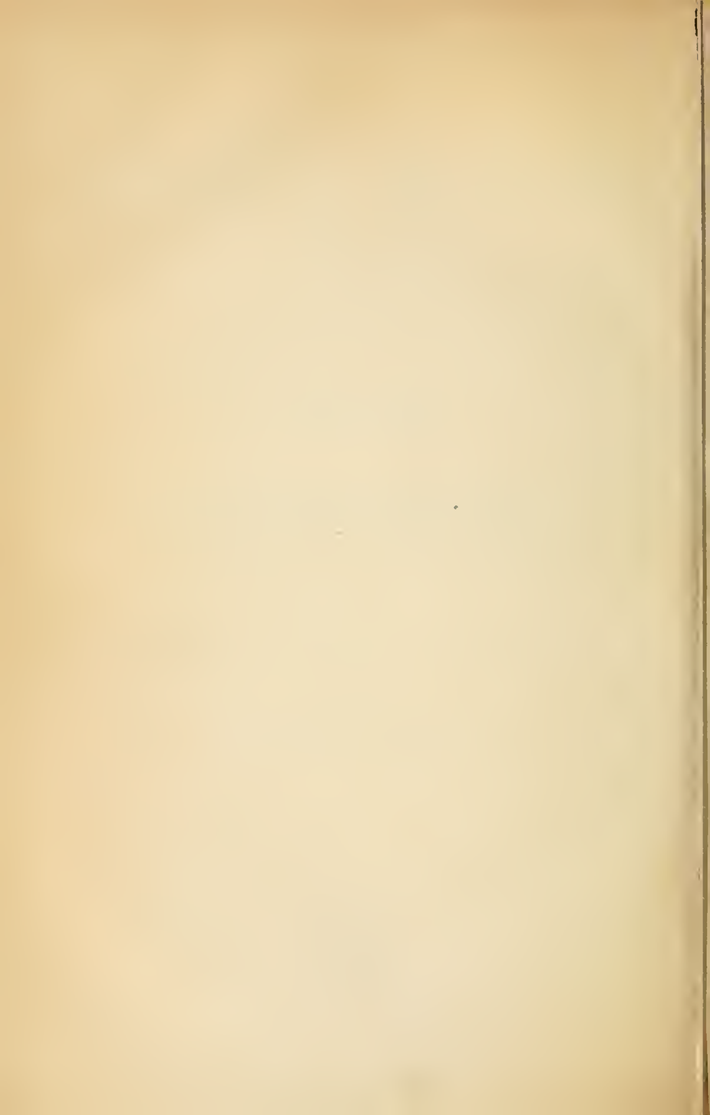
Abhandlungen über die Fabel.
Anmerkungen über das Epigramm.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet

von

Carl Christian Redlich.

Berlin.
Gustav Hempel.



Inhalt.



Vorbemerkungen des Herausgebers.

Der vorliegende zehnte Theil von Lessing's Werken vereinigt die größeren Abhandlungen über die Fabel und über das Epigramm; von den kleineren, aus den Beiträgen zur Geschichte und Literatur und aus dem Nachlaß, werden die von der Fabel handelnden im elften Theile, die auf die griechischen Epigramme bezüglichen im dreizehnten ihren Platz finden. Während diese gelehrte Detailuntersuchungen über verschollene Schriftsteller und Dichtungen enthalten, stellen sich die zwei umfassenderen Arbeiten eine und dieselbe Aufgabe, das Wesen beider Dichtungsarten darzulegen und mit dem so gewonnenen Maßstabe die bisherigen Leistungen auf beiden Gebieten zu prüfen, und sind daher ihrem Inhalte nach mit einander näher verwandt, als jede von ihnen mit den späteren Excursen und Collectaneen. Aber auch in Beziehung auf Entstehung und Ausführung dieser Aufsätze bieten sich Vergleichungspunkte genug dar. Hervorgegangen sind der eine wie der andere aus einem lebhaften Interesse Lessing's für beide Dichtungsarten. Bis in seine Lehrjahre rückwärts können wir seine Beschäftigung mit den Fabulisten und Epigrammatisten alter und neuer Zeit verfolgen. Vom Phädrus, auf den ihn die Christ'schen Untersuchungen aufmerksam gemacht hatten, sagt er selbst, es habe eine Zeit gegeben, wo er keinen Dichter mit

mehr Fleiß studirt habe, und jede Umschau in der französischen und deutschen Literatur seiner Zeit führte ihn zu den Fabeln, die jenseit wie diesseit des Rheins mit gleichem Eifer gedichtet wurden. Seine eigenen dichterischen Jugendversuche bewegen sich großentheils auf demselben Gebiet und zeigen, wenn man den Quellen vieler Epigramme nachforscht, daß er auch hier nicht blos mit Martial vertraut, sondern auch in der reichen epigrammatischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts belesen genug war, um nöthigenfalls auch eine Geschichte des lateinischen Epigramms schreiben zu können. Ja, noch in seinen letzten Lebensjahren kommt er theils mit philologischen Forschungen über die Werke Anderer theils mit eigenen Dichtungen zu dieser alten Liebhaberei zurück. Wir können noch einen Schritt weiter gehen; auch die nächste Veranlassung zur Ausarbeitung beider Aufsätze ist dieselbe, obwohl sie über ein Jahrzehnt aus einander liegen: sie waren beide dazu bestimmt, den neuen Ausgaben seiner Jünglingswerke einen höhern Werth zu verleihen. Den ältesten Kindern seiner Muse war Lessing nämlich früh gram geworden. Kaum war die erste Sammlung seiner Schriften abgeschlossen, so war er schon bereit, diese „jugendlichen Vergehungen" zu verwerfen oder, weil er das aus Rücksicht auf so viele freundschaftliche Leser nicht wollte, so viel als möglich zu verbessern. Aus diesem Bestreben ging zuerst 1759 sein Fabelbuch hervor, das nicht allein fast lauter neue Fabeln, sondern auch die dazu gehörigen Abhandlungen enthielt, und als er zwölf Jahre später seine Epigramme und Lieder für den ersten Theil seiner umgearbeiteten Schriften bestimmte, schmückte er diesen mit den zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm. Den Druck des zweiten Theils hat er nicht über die ersten Bogen hinaus gefördert. Dieser Theil sollte unter Anderm die gereimten Fabeln und Erzählungen mit einer Geschichte der Aesopischen Fabel enthalten, aber das Manuscript dieser Geschichte ging 1775 mit andern Papieren verloren, und ernstere Aufgaben ver-

hinderten eine neue Ausarbeitung aus den uns erhaltenen Materialien.

Bedeutsamer ist die innere Aehnlichkeit in der Ausführung des Plans unserer zwei Schriftchen. Am Schluß des elften Literaturbriefes hält Lessing dem auf pädagogischem Gebiete dilettirenden Wieland eine kurze Vorlesung über Sokratische Lehrart. „Was that Sokrates anders," sagt er, „als daß er alle wesentliche Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten herauszubringen und endlich auf eben die Weise aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen suchte? — Zu unsern Zeiten kann die Sokratische Lehrart mit der Strenge der itzigen Methode auf eine so geschickte Art verbunden werden, daß man die allertiefsinnigsten Wahrheiten herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzusuchen scheinet. Ich will geschwind schließen," setzt der Schalk hinzu; „Sie möchten mich um die Muster in dieser Art des Vortrages fragen." Er wäre eben durch solche Frage nicht in Verlegenheit gesetzt worden; denn er hatte an seiner ersten Fabelabhandlung ein solches Muster schon fertig im Pult. Nach einander werden die älteren Theoretiker ad absurdum geführt, bis die neue Lessing'sche Definition an den Tag gefördert ist und mit ihrer Auffindung alle fraglichen Punkte erledigt sind. Und wie hier mit der Widerlegung der de la Motte, Richer, Breitinger, Batteux Schritt für Schritt die eigene Ansicht entwickelt wird, so in den Anmerkungen über das Epigramm aus der Nachweisung der Schwächen eines Vavassor, Scaliger, Boileau und Batteux; nur daß der jüngere Aufsatz rascher und zierlicher sein Ziel erreicht als der ältere. Kommt er doch aus der Feder des Mannes, der schon im Laokoon das Meisterwerk dieser Art der Darstellung geliefert hatte und nicht mehr, wie in den Fabelabhandlungen, das ganze schwere Geschütz der Wolffischen Philosophie ins Feld führte.

Wenn nun aber Lessing hier und da dasselbe Ziel verfolgte, indem er darauf ausging, jede Dichtungsart scharf abzugrenzen und

von verwandten zu sondern, sie frei von ungehörigem Schmuck, mit dem der französische Geschmack sie behängt hatte, in der einfachen Schönheit hinzustellen, wie das Alterthum sie gekannt hatte: so wirkte doch in beiden Abhandlungen störend ein, daß ihm für die Fabel wie für das Epigramm das rechte classische Vorbild fehlte. Auf der einen Seite konnte er noch nichts von dem einzigen musterhaften Fabeldichter des Alterthums, Babrius, wissen, dessen Andenken erst 17 Jahre später von Tyrwhitt erneuert ist, und dessen dichterische Bedeutung mit richtigem Tact dann schon Herder in seinem lesenswerthen Aufsatz über Bild, Dichtung und Fabel erkannt hat;[1]) er hielt sich, ohne die Ueberlieferung näher zu prüfen, an den Namen des Aesop, welcher, wenn man ihm auch nicht die historische Existenz ganz absprechen will, doch keinenfalls für einen Mann gelten kann, der zu seinem oder Anderer Vergnügen oder im Sinn allgemeiner Tendenzen Fabeln gedichtet hätte; und so entging ihm, daß die Byzantinischen Sammlungen der sogenannten Aesopischen Fabeln nicht ein Strauß frischer, duftender Blumen, sondern ein Herbarium voll ausgepreßter, entfärbter Blätter sind, daß wir in ihnen nicht „die schlichte Kunstlosigkeit und gefällige Einfalt einer kindlichen Darstellung, sondern die kahle Impotenz und Armuth eines kindisch gewordenen Zeitalters" vor uns haben. Auf der andern Seite verführte ihn Unbekanntschaft mit dem ganzen Umfang der griechischen Epigrammenliteratur und persönliche Liebhaberei für den Martial zu einer seinen sonstigen Anschauungen von der antiken Kunst widersprechenden Erhebung des römischen Dichters über die griechischen, und die Folge war hier wie bei der Fabel eine gewisse Einseitigkeit der von unvollkommenem Material abstrahirten Definitionen und der aus diesen gezogenen Schlüsse, die es unmöglich macht, den Resultaten der Untersuchungen unbedingt zuzustimmen.

Lessing's Fabeln und Fabeltheorie haben ebenso entschiedene

---

1) Zuerst 1787 in der dritten Sammlung der „Zerstreuten Blätter" gedruckt.

Gegner als Bewunderer gefunden. Es würde zu weit führen, wenn wir auf die Stimmen der Zeitgenossen ausführlicher eingehen wollten. Ueber den gröbsten Angriff, zu welchem sich Bodmer hinreißen ließ, der, ohne Ahnung von der geistigen Ueberlegenheit seines Gegners, ihn wie einen thörichten Schulknaben zurechtsetzen zu können wähnte, hat Lessing selbst im 127. Literaturbriefe zu Gericht gesessen. Zahmer ist die Recension in der Bibliothek der schönen Wissenschaften (VII. 1. 32—55) gehalten; sie bezweckt eine Vertheidigung der Gellert'schen Manier, ohne darum die knappere Lessing's zu verwerfen, und macht gegen Einzelheiten der Abhandlungen verschiedene nicht ungegründete Einwendungen, wenn sie auch nicht versteht mit Lessingischer Schärfe zu streiten. So hat z. B. dieser Recensent schon richtig erkannt, Lessing's Bekämpfung des Ausdrucks Allegorie bei den französischen Theoretikern laufe auf einen Wortstreit hinaus, die Widerlegung des Aristotelischen Ausspruchs über die Beweiskraft der historischen Exempel sei mißglückt, die Geschichte des alten Wolfs in sieben Fabeln sei nicht das vom Dichter beabsichtigte Epos u. dgl. Daß damals Lessing's Fabeln nur dem Widerspruch begegneten, war natürlich; er hatte aufgeräumt mit den in der Praxis und Theorie geltenden Vorstellungen, er hatte schonungslos die schweizerische Lehre von der Fabel und die französischen Muster der Gellert'schen Fabeldichtung verdammt; was konnte ihm anders begegnen, als daß man auf beiden Seiten sich seiner Haut wehrte? Aber das ist seltsam, daß noch heute den unbedingten Anhängern der Lessing'schen Praxis unversöhnliche Verurtheiler gegenüberstehen. Jene folgen Gervinus, diese Jacob Grimm. Gervinus meint, Lessing habe gesucht, der Fabel den ihr gebührenden naiven und allgemeinen Charakter wiederzugeben, so weit das seine satirische Ader erlaubte; mit ächtem und strengem Geschmack habe er die schlichte Fabel des Aesop vertheidigt; bessere Fabeln als die bessern unter den seinen seien in unserer Zeit schwerlich zu machen (Geschichte der deutschen Dichtung, IV. S. 18, 381, 118). Dagegen hatte Grimm (Reinhart Fuchs,

S. XVIII) behauptet: „Zu der alten Thierfabel können die Apologe, die Lessing selbst gedichtet, sich nicht anders verhalten als ein Epigramm in scharfzielender Gedrungenheit zu der milden und sinnlichen, von dem Geiste des Ganzen eingegebenen Dichtung des Alterthums. Das naive Element geht den Lessing'schen Fabeln ab bis auf die leiseste Ahnung. Zwar behaupten seine Thiere den natürlichen Charakter, aber was sie thun, interessirt nicht mehr an sich, sondern durch die Spannung auf die erwartete Moral. Kürze ist ihm die Seele der Fabel, und es soll in jeder nur ein sittlicher Begriff anschaulich gemacht werden; man darf umgekehrt behaupten, daß die Kürze der Tod der Fabel ist und ihren sinnlichen Gehalt vernichtet." Und Hertzberg in seiner geistvollen Abhandlung über den Begriff der Fabel und ihre historische Entwickelung bei den Griechen (hinter seiner Uebersetzung des Babrius, Halle 1846) nennt die Lessing'schen Fabeln „fast körperlose, geistreiche Discurse, in welchen die Thiere des Waldes und der Wüste ebenso gebildet, ebenso fein und witzig stacheln und repliciren, wie der große Kritiker, welcher sie schuf." Von Grimm's Urtheil ist zunächst abzuziehen, was hervorgeht aus seiner Ansicht von der uralten, den indogermanischen Völkern gemeinsamen Thiersage und aus seiner ungehörigen Vermischung von Thierepos und Thierfabel, in welcher die Schwäche seines sonst nicht hoch genug zu schätzenden Werks besteht. In der Fabel haben wir nicht das entartete Kind der Thiersage, sondern eine selbständige, gleichberechtigte Dichtungsform, die freilich nicht reine Poesie, aber doch sicher Poesie ist. Aber das Wort Grimm's bleibt wahr, daß Lessing's Fabeln keine Spur von der Naivetät haben, die der Dichter ihnen doch geben zu können meinte. Nur wäre erst zu erweisen, daß ihnen darum das Recht auf den Namen von Fabeln abzusprechen sei. Die Fabel des Alterthums wie die mittelalterliche hat stofflich unleugbare Beziehungen zu den Thiermärchen, die ihre Entstehung blos der Freude an dem Leben der Thiere und ihrer Heimlichkeit verdankten. Epische Dichtungen, die aus der liebevollen Betrachtung der Natur-

wesen entsprossen sind, finden wir bei den Völkern des Orients, vornehmlich bei den Indern; ein einzelnes köstliches Beispiel aus der griechischen Literatur bietet Babrius' Fabel vom kranken Löwen (Nr. 95),[1]) und in höchster Ausbildung hat das nordwestliche Europa sie im Mittelalter hervorgebracht. Sie alle tragen in ihrer ursprünglichen Form den Charakter der Volkspoesie. Da ist nichts künstlich zurechtgelegt, keine satirische Nebenbeziehung eingeflochten, keine Absicht zu lehren erkennbar: da ist nur die reine Naturanschauung, bei jedem einzelnen Volke zunächst unabhängig von den Anschauungen anderer Nationen an den Thieren der Heimath geübt, aber später vielfach bereichert durch Assimilation der aus dem Ausland eingeführten Stoffe.[2]) Je mehr sich die Fabel inhaltlich an ältere Thiermärchen anschloß, desto mehr erborgte sie mit dem Stoff der Erzählung den naiven Ton des Vortrags, der jene Volksdichtungen aus dem höchsten Alterthum so reizend kleidet. Ist damit aber ein Gesetz gegeben, daß für ewige Zeiten alle Fabeldichtung diesen naiven Ton haben müßte? Grimm war von seinem Standpunkt aus zu solcher Forderung berechtigt. Ist die Aesopische Fabel weiter nichts als eine Verdünnung der älteren epischen Fabel, so muß diejenige die erträglichste sein, welche wenigstens in der Art ihrer Erzählung die Weise ihrer Mutter bewahrt. Ist sie aber vielmehr ein Kind der Reflexion, ist sie die älteste Kunstdichtung, die wir kennen, so wird ihr Vortrag durchaus abhängig sein von dem geistigen Niveau Derjenigen, für deren Ohr sie bestimmt ist. Der Dichter und der Redner, die, wie es im alten Griechenland nachweislich gebräuchlich war, mit Hülfe der Fabel das Verständniß irgend eines concreten Falles öffnen wollten, behielten den

---

1) Nicht die von Grimm angezogene Batrachomyomachie, deren ganzes Wesen in der Parodirung des ernsten Epos aufgeht.

2) Ich kann nicht umhin, trotz Bernhardy's Widerspruch (Grundriß der griech. Lit., II. 2. 791), das Verhältniß des Fuchses zum Löwen in der griechischen und deutschen Fabel von den indischen Schakalmärchen beeinflußt zu denken, die auf der wirklichen Anschauung von einem Dienstverhältniß des Schakals zum Thierkönig beruhen. Ausführlichere Nachricht giebt der treffliche Aufsatz von Otto Keller „Untersuchungen über die Geschichte der griechischen Fabel" (Jahrbücher für classische Philologie, Suppl.-Bd. IV. S. 309—418.)

volksthümlichen Ton bei, der seine Wirkung auf einen gemischten Hörerkreis nicht verfehlte. Aber diese Fabel ist dann auch nichts weiter als eine Milchspeise für kindliche oder kindische Gemüther. Der von stärkerem Gewürz überreizte Gaumen des Mannes verlangt eine feinere Fabel, in der das Thier als Philosoph raisonnirt, und Lessing hat die seinigen so gewürzt. Die naive Fabel ist nur unter den einfachsten Lebensverhältnissen möglich: mit ihr reicht der Dichter des Alterthums dem Mächtigen eine Lehre, die er unverblümt zu sagen sich scheuen würde; mit ihr lenkt der Volksredner klug die Köpfe einer berathenden Volksmenge; mit ihr lehren wir noch heutzutage unsern Kindern, wie es in der Welt aussieht, und wie sie sich vor Schaden bewahren können. Lessing aber dichtet seine Fabeln in einer Zeit, die sich möglichst weit vom Einfachnatürlichen entfernt hatte, nicht für Kinder, sondern für Männer. So schlicht ihre Form, so überfein ist bei den meisten die Moral, entzückend für den Gebildeten, der sie zu finden versteht, verloren für den großen Haufen, dem die breit angeflickte Lehre einer Gellert'schen Fabel eben noch zugänglich ist. Lessing's Fabeln sind nie populär geworden, sie waren Caviar für das Volk, aber sie sind eine köstliche Bereicherung des Fabelschatzes, weil sie noch dem Manne erlauben, sich an der Art von Dichtungen zu freuen, die ihn als Kind ergetzte. Sie sind zwar nicht, wofür er selbst sie ausgiebt, einfältige Nachahmungen des alten Aesop und ausschließlich mustergültige Vertreter ihrer Art, aber sie haben keinen schlechteren Anspruch darauf, für voll angesehen zu werden, als die zu größerer epischer Breite ausgesponnenen eines kindlichen Zeitalters; wie wir auf der andern Seite nicht anstehen, der Form Lafontaine's und Gellert's — abgesehen von einzelnen Geschmacklosigkeiten — ihre Berechtigung zu lassen, weil sie für die Bildungsstufe des Publicums, das sie im Auge hatten, die wirksamste war.

Es ist der Fabel eben ergangen wie gewissen Gattungen der musikalischen Production, von denen doch vor Erfindung der

Zukunftsmusik noch Keiner behauptet hat, daß die Behandlungsart des einen Meisters die allein richtige und alles Andere ausschließende sei. Nur das Eine ist zu fordern, daß das Wesen der Gattung nicht gestört werde, und hierin ist mit Lessing allerdings in einer Beziehung zu rechten. Es ist schon von Hertzberg (a. a. O. S. 94) hervorgehoben, daß Lessing's Definition der Fabel alle Parabeln mitumfaßt. Wo nämlich Lessing einen Unterschied zwischen Fabel und Parabel zu machen versucht, da ist nur von der Parabel als rhetorischer Figur die Rede, von dem Gleichniß, das noch nicht die Form der Erzählung bekommen hat. Die Dichtungen aber, die wir Parabeln zu nennen pflegen, entsprechen ohne Zweifel der von Lessing für die Fabel aufgestellten Definition. Lessing konnte sich freilich dabei auf das Beispiel des Alterthums berufen, dessen Dichter und Rhetoren den Unterschied auch nicht festgehalten, sondern jede Erzählung mit gnomischer Richtung den Fabeln angereiht haben, wenn sie auch mit den Benennungen Aesopische Schwänke und sybaritische Fabeln darauf hinzudeuten scheinen, daß sie ein Bewußtsein von der innern Verschiedenheit der Dichtungen hatten, die unter dem gemeinsamen Namen der Aesopischen Fabeln überliefert wurden. Darin hat Grimm entschieden Recht, daß Lessing die Kenntniß der altdeutschen Fabel und umfassendere historische Studien abgehen, und daß ihm eben darum verborgen geblieben ist, wie die Fabel einzig und allein durch das Ausspinnen der Eigenschaften belebter und unbelebter Naturwesen zu tieferen Beziehungen, durch eine Vergeistigung der vernunftlosen Natur entstehe. Die Naturwesen, besonders die Thiere, mit ihrem einfachen und unwandelbaren Naturell sind nicht blos brauchbare Träger der Fabel, wie Lessing meint, sondern die ursprünglichen und charakteristischen. „Der Erste, welcher die unbeseelte Welt in einer einzelnen Erscheinung mit der moralischen Welt verglich und die Maximen der letzteren in der ersteren erkannte, war der eigentliche Erfinder der Fabel," sagt Jacobs, und jede Blüthezeit der Fabeldichtung liefert die Beweise für die Richtig-

keit seines Wortes. So weit theilen wir durchaus die Ansicht Hertzberg's, der in scharfsinniger Weise die Entwickelung der alten unselbständigen griechischen Fabel, die nur Glied eines größeren poetischen oder oratorischen Ganzen war, dargestellt hat. Aber seine weitere Polemik gegen Lessing können wir nicht unterschreiben. Es ist nicht wahr, daß Lessing für seine eignen Productionen jedem Lob schöpferischer Phantasie entsagt hat. Der Vorwurf könnte höchstens die Fabeln des zweiten Buches treffen, die der Dichter selbst in seiner letzten Abhandlung als Beispiele für eine besondere Art, die alten Fabeln zu behandeln, hingestellt hat. Und vielleicht steckt schon in dieser Umdichtung bekannter Fabeln doch noch mehr Schöpferkraft als in dem bloßen malerischen Detail, mit dem Andere den überlieferten Fabelstoff aufgeputzt haben; wie viel mehr ist die Fiction einer Geschichte völlig ausreichend, um der Fabel ihre poetische Natur zu erhalten! Hertzberg meint, Lessing habe nicht undeutlich zu erkennen gegeben, daß er die Fabel aus dem Gebiet der Poesie, in das erst die Neuern sie aus der Philosophie und Rhetorik herübergeholt, wieder ausscheiden wolle, und wundert sich beinahe, daß er diesen Gedanken nirgend weiter ausgeführt habe. Das konnte aber Lessing unmöglich ausführen, weil das gar nicht seine Absicht war. Andere Fabeldichter sind zu der Verirrung gekommen, ihre Dichtungen zu Lehrerinnen moralischer Pflichten zu machen. Dann ist freilich die Poesie zerstört, denn

> „Der Muse Spiel soll nicht die Pflichten lehren,
> Der Dichtkunst Stolz verschmäht entlehnte Flügel.
> Ist nur ein reiner Sinn des Lebens Spiegel,
> So wird von selbst die Dichtkunst Gutes ehren."

Von solcher hausbackenen Ansicht seiner Zeitgenossen ist aber Lessing auch weit entfernt. Wenn er von einem allgemeinen moralischen Satze redet, den man in der Fabel anschauend erkennen solle, so versteht er darunter nicht eine Lehre der Sittlichkeit, sondern eine

praktische Lebenswahrheit, einen Aufschluß über menschliche Verhältnisse, in dem Sinn, wie ein mittelalterlicher Dichter seinen Fabeln den Titel Die Welt gegeben hat. Das Mißverständniß findet sich schon bei Herder, der Lessing mit der an sich richtigen Behauptung zu bekämpfen meint, daß viele der schönsten Fabeln gerade die unsittlichsten und verderblichsten Maximen enthielten.

Es sei gestattet, zur Ergänzung der Fabelsammlung im ersten Theile unserer Ausgabe hier eine unterdrückte Fabel Lessing's nachzutragen, welche Dr. Perschmann aus der Manuscriptensammlung der Gleim'schen Familienstiftung in Halberstadt mitgetheilt hat,[1]) und deren Aechtheit durch Gleim selbst beglaubigt ist. Neben der 30., 7., 19., 6. des ersten, der 3. und 4. des dritten und der 8., 2. und 5. des ersten Buchs findet sich daselbst von Lessing's Hand:

„Der Naturalist.

„Ein Mann, der das Namenregister der Natur vollkommen inne hatte, jede Pflanze und jedes dieser Pflanze eigene Insect zu nennen und auf mehr als eine Art zu nennen wußte, der den ganzen Tag Steine auflas, Schmetterlingen nachlief und seine Beute mit einer recht gelehrten Unempfindlichkeit spießte, so ein Mann, ein Naturalist — — (sie hören es gern, wenn man sie Naturforscher nennt) durchjagte den Wald und verweilte sich endlich bei einem Ameisenhaufen. Er fing an darin zu wühlen, durchsuchte ihren eingesammelten Vorrath, betrachtete ihre Eier, deren er einige unter seine Mikroskope legte, und richtete mit einem Worte in diesem Staate der Emsigkeit und Vorsicht keine geringe Verwüstung an.

„Unterdessen wagte es eine Ameise ihn anzureden: „Bist Du nicht etwa gar," sprach sie, „einer von den Faulen, die Salomo

1) Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik von Fleckeisen und Masius, Bd. 101, S. 39 f.

zu uns schickt, daß sie unsere Weise sehen und von uns Fleiß und Arbeit lernen sollen?“

„Die alberne Ameise; einen Naturalisten für einen Faulen anzusehen!“

Um endlich noch mit einem Worte auf die Anmerkungen über das Epigramm zurückzukommen, so ist schon oben auf die einseitige Bevorzugung des Martial hingewiesen, die sogar zu einer nicht stichhaltigen Rettung des Dichters in Bezug auf seinen Charakter und sein Privatleben geführt hat. Die griechischen Epigramme, deren poetischen Werth Lessing nicht genug gewürdigt hat, haben den beredtesten Vertheidiger an Herder gefunden, dessen Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, besonders über das griechische Epigramm in der ersten und zweiten Sammlung seiner Zerstreuten Blätter die werthvollste Ergänzung zu Lessing's Arbeit bilden.

Vorrede

und

Abhandlungen

zu Lessing's

Fabeln.[1])

---

1) Aus „Gotthold Ephraim Lessings Fabeln. Drey Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts. Berlin, bey Christian Friedrich Voß. 1759.“ (Zweite Auflage 1777.) — Die Fabeln selbst sind bereits im ersten Theil unserer Ausgabe abgedruckt.



Vorrede.

Ich warf vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf meine Schriften.[1]) Ich hatte ihrer lange genug vergessen, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Ich fand, daß man noch lange nicht so viel Böses davon gesagt habe, als man wohl sagen könnte, und beschloß in dem ersten Unwillen, sie ganz zu verwerfen.

Viel Ueberwindung hätte mich die Ausführung dieses Entschlusses gewiß nicht gekostet. Ich hatte meine Schriften nie der Mühe werth geachtet, sie gegen irgend Jemanden zu vertheidigen, so ein leichtes und gutes Spiel mir auch oft der allzu elende Angriff Dieser und Jener würde gemacht haben.[2]) Dazu kam noch das Gefühl, daß ich itzt meine jugendlichen Vergehungen durch bessere Dinge gut machen und endlich wohl gar in Vergessenheit bringen könnte.

Doch indem fielen mir so viel freundschaftliche Leser ein. — Soll ich selbst Gelegenheit geben, daß man ihnen vorwerfen kann, ihren Beifall an etwas *ganz* Unwürdiges verschwendet zu haben? Ihre nachsichtsvolle Aufmunterung erwartet von mir ein anderes Betragen. Sie erwartet und sie verdienet, daß ich mich bestrebe, sie, wenigstens nach der Hand, Recht haben zu lassen; daß ich so viel Gutes nunmehr wirklich in meine Schriften so glücklich hineinlege, daß sie es im Voraus darin bemerkt zu haben scheinen können. — Und so nahm ich mir vor, was ich erst *verwerfen* wollte, lieber so viel als möglich zu *verbessern*. — Welche Arbeit! —

---

1) Berlin 1753—1755. 6 Bände 12. — A. d. H.

2) Wie der von Dusch gegen „Miß Sara Sampson" in seinen „Vermischten kritischen und satirischen Schriften", Altona 1758. — A. d. H.

Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilet als bei der Fabel. Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich alle, und die besten von ihnen mehr als einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die grade auf die Wahrheit führende Bahn des Aesopus von den Neuern für die blumenreichern Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzählen so sehr verlassen werde. Ich hatte eine Menge Versuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. — Kurz, ich glaubte mich in diesem Fache so reich, daß ich vors Erste meinen Fabeln mit leichter Mühe eine neue Gestalt geben könnte.

Ich griff zum Werke. — Wie sehr ich mich aber wegen der leichten Mühe geirret hatte, das weiß ich selbst am Besten. Anmerkungen, die man während dem Studiren macht und nur aus Mißtrauen in sein Gedächtniß auf das Papier wirft; Gedanken, die man sich nur zu haben begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nöthige Präcision zu geben; Versuchen, die man nur zu seiner Uebung waget, — — fehlet noch sehr viel zu einem Buche. Was nun endlich für eines daraus geworden, — hier ist es!

Man wird nicht mehr als sechse von meinen alten Fabeln darin finden, die sechs prosaischen nämlich, die mir der Erhaltung am Wenigsten unwerth schienen.[1] Die übrigen gereimten mögen auf eine andere Stelle warten. Wenn es nicht gar zu sonderbar gelassen hätte, so würde ich sie in Prosa aufgelöset haben.

Ohne übrigens eigentlich den Gesichtspunkt, aus welchem ich am Liebsten betrachtet zu sein wünschte, vorzuschreiben, ersuche ich blos meinen Leser, die Fabeln nicht ohne die Abhandlungen zu beurtheilen. Denn ob ich gleich weder diese jenen, noch jene diesen zum Besten geschrieben habe, so entlehnen doch beide als Dinge, die zu einer Zeit in einem Kopfe entsprungen, allzu viel von einander, als daß sie einzeln und abgesondert noch eben dieselben bleiben könnten. Sollte er auch schon dabei entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinstimmen, was ist es mehr? Er weiß von

1) Vielmehr sieben, nämlich die 14., 17. u. 29. des ersten, die 7., 8. u. 10. des zweiten und die 15. des dritten Buchs. Weggelassen sind: „Der Riese", „Der Falke", „Damon und Theodor" (Th. I. S. 227 u. 228 uns. Ausg.), und dreizehn gereimte Fabeln und Erzählungen. — A. d. H.

selbst, daß das Genie seinen Eigensinn hat, daß es den Regeln selten mit Vorsatz folget, und daß diese seine wollüstigen Auswüchse zwar beschneiden, aber nicht hemmen sollen. Er prüfe also in den Fabeln seinen Geschmack, und in den Abhandlungen meine Gründe. —

Ich wäre Willens, mit allen übrigen Abtheilungen meiner Schriften nach und nach auf gleiche Weise zu verfahren. An Vorrath würde es mir auch nicht fehlen, den unnützen Abgang dabei zu ersetzen. Aber an Zeit, an Ruhe — — Nichts weiter! Dieses Aber gehöret in keine Vorrede, und das Publicum danket es selten einem Schriftsteller, wenn er es auch in solchen Dingen zu seinem Vertrauten zu machen gedenkt. — So lange der Virtuose Anschläge fasset, Ideen sammlet, wählet, ordnet, in Plane vertheilet: so lange genießt er die sich selbst belohnenden Wollüste der Empfängniß. Aber sobald er einen Schritt weiter gehet und Hand anleget, seine Schöpfung auch außer sich darzustellen: sogleich fangen die Schmerzen der Geburt an, welchen er sich selten ohne alle Aufmunterung unterziehet. —

Eine Vorrede sollte nichts enthalten als die Geschichte des Buchs. Die Geschichte des meinigen war bald erzählt, und ich müßte hier schließen. Allein da ich die Gelegenheit, mit meinen Lesern zu sprechen, so selten ergreife, so erlaube man mir, sie einmal zu mißbrauchen. — Ich bin gezwungen, mich über einen bekannten Scribenten zu beklagen. Herr Dusch hat mich durch seine bevollmächtigte Freunde seit geraumer Zeit auf eine sehr nichtswürdige Art mißhandeln lassen.[1]) Ich meine mich, den Menschen; denn daß es seiner siegreichen Kritik gefallen hat, mich, den Schriftsteller, in die Pfanne zu hauen, das würde ich mit keinem Worte rügen. Die Ursache seiner Erbitterung sind verschiedene Kritiken, die man in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und in den Briefen, die neueste Literatur betreffend, über seine Werke gemacht hat und er auf meine Rechnung schreibet. Ich habe ihn schon öffentlich von dem Gegentheile versichern lassen, die Verfasser der Bibliothek sind auch nunmehr genugsam bekannt;[2]) und wenn diese, wie er selbst

---

1) Vornehmlich in seinen „Briefen an Freunde und Freundinnen, über verschiedene kritische, freundschaftliche und andere vermischte Materien"; vgl. unsere Ausgabe Th. IX. S. 107, Anm. 1, und S. 259, Anm. 3. — A. d. H.

2) Bibl. der sch. W., IV. 1. S. 536: „Zugleich können wir uns auch nicht entbrechen, hier die Erklärung bekannt zu machen, welche uns Herr Lessing zukommen lassen, daß er nämlich „niemals ein Gedicht des Herrn Dusch beurtheilet habe und

behauptet, zugleich die Verfasser der Briefe sind, so kann ich gar nicht begreifen, warum er seinen Zorn an mir ausläßt. Vielleicht aber muß ein ehrlicher Mann wie er, wenn es ihn nicht tödten soll, sich seiner Galle gegen einen Unschuldigen entladen; und in diesem Falle stehe ich seiner Kunstrichterei und dem Aberwitze seiner Freunde und seiner Freundinnen gar gern noch ferner zu Diensten und widerrufe meine Klage.

---

auch niemals eines zu beurtheilen gedenke.““ Daß Nicolai und Mendelssohn die Recensenten der Bibliothek gewesen, ist schon im Vorbericht zum 2. Stück des 4. Bandes angedeutet; der Anhang zum 3. und 4. Bande brachte die vollständige Lösung der Chiffern unter den einzelnen Aufsätzen (A. C. J. L. und N. = Nicolai, E. M. und S. = Mendelssohn). — A. d. H.

Abhandlungen.

Inhalt.

I. Von dem Wesen der Fabel.

II. Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.

III. Von der Eintheilung der Fabeln.

IV. Von dem Vortrage der Fabeln.

V. Von einem besondern Nutzen der Fabel in den Schulen.

I.

Von dem Wesen der Fabel.

Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopöe, durch das Drama herrschen läßt, die Fabel seiner Epopöe, die Fabel seines Drama.

Von diesen Fabeln ist hier die Rede nicht. Mein Gegenstand ist die sogenannte Aesopische Fabel. Auch diese ist eine Erdichtung, eine Erdichtung, die auf einen gewissen Zweck abzielet.

Man erlaube mir, gleich anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun, um eine Anmerkung daraus herzuholen, auf die sich eine gewisse Eintheilung der Aesopischen Fabel gründet, deren ich in der Folge zu oft gedenken werde, und die mir so bekannt nicht scheinet, daß ich sie auf gut Glück bei meinen Lesern voraussetzen dürfte.

Aesopus machte die meisten seiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben sich dergleichen Vorfälle meistens erdichtet oder auch wohl an ganz und gar keinen Vorfall, sondern blos an diese oder jene allgemeine Wahrheit bei Verfertigung der ihrigen gedacht. Diese begnügten sich folglich, die allgemeine Wahrheit durch die erdichtete Geschichte ihrer Fabel erläutert zu haben, wenn Jener noch über dieses die Aehnlichkeit seiner erdichteten Geschichte mit dem gegenwärtigen wirklichen Vorfalle faßlich machen und zeigen mußte, daß aus beiden, sowohl aus der erdichteten Geschichte als dem wirklichen Vorfalle, sich eben dieselbe Wahrheit bereits ergebe oder gewiß ergeben werde.

Und hieraus entspringt die Eintheilung in einfache und zusammengesetzte Fabeln.

Einfach ist die Fabel, wenn ich aus der erdichteten Begebenheit derselben blos irgend eine allgemeine Wahrheit folgern lasse. — „Man machte der Löwin den Vorwurf, daß sie nur ein Junges zur Welt brächte. Ja, sprach sie, nur eines, aber einen Löwen." *) — Die Wahrheit, welche in dieser Fabel liegt, *ὁτι το καλον ουκ ἐν πληθει, ἀλλ' ἀρετῃ*, leuchtet sogleich in die Augen, und die Fabel ist einfach, wenn ich es bei dem Ausdrucke dieses allgemeinen Satzes bewenden lasse.

Zusammengesetzt hingegen ist die Fabel, wenn die Wahrheit, die sie uns anschauend zu erkennen giebt, auf einen wirklich geschehenen oder doch als wirklich geschehen angenommenen Fall weiter angewendet wird. — „Ich mache, sprach ein höhnischer Reimer zu dem Dichter, in einem Jahre sieben Trauerspiele, aber Du? In sieben Jahren eines! — Recht, nur eines! versetzte der Dichter, aber eine Athalie!" — Man mache dieses zur Anwendung der vorigen Fabel, und die Fabel wird zusammengesetzt. Denn sie bestehet nunmehr gleichsam aus zwei Fabeln, aus zwei einzeln Fällen, in welchen beiden ich die Wahrheit eben desselben Lehrsatzes bestätiget finde.

Diese Eintheilung aber — kaum brauche ich es zu erinnern — beruhet nicht auf einer wesentlichen Verschiedenheit der Fabeln selbst, sondern blos auf der verschiednen Bearbeitung derselben. Und aus dem Exempel schon hat man es ersehen, daß eben dieselbe Fabel bald einfach, bald zusammengesetzt sein kann. Bei dem Phädrus ist die Fabel von dem kreißenden Berge eine einfache Fabel.

— — — Hoc scriptum est tibi,
Qui magna cum minaris extricas nihil.[1])

Ein Jeder ohne Unterschied, der große und fürchterliche Anstalten einer Nichtswürdigkeit wegen macht; der sehr weit ausholt, um einen sehr kleinen Sprung zu thun; jeder Prahler, jeder vielversprechende Thor, von allen möglichen Arten, siehet hier sein Bild! Bei unserm Hagedorn[2]) aber wird eben dieselbe Fabel

*) Fabul. Aesop. 216 edit. Hauptmannianae. — [Halm, Nr. 240. Da die Hauptmann'sche Ausgabe, welche Leipzig 1741 erschien, nicht mehr überall zu finden ist, sind allen Citaten aus derselben die Halm'schen Nummern hinzugefügt worden. — A. d. H.]

1) Phaedrus, IV. 22. — A. d. H.
2) Poetische Werke, Hamburg 1800. II. 73. — A. d. H.

zu einer zusammengesetzten Fabel, indem er einen gebärenden schlechten Poeten zu dem besondern Gegenbilde des kreißenden Berges macht.

„Ihr Götter, rettet! Menschen, flieht!
Ein schwangrer Berg beginnt zu kreißen
Und wird itzt, eh man sich's versieht,
Mit Sand und Schollen um sich schmeißen ꝛc.

— — — — — — —

„Suffenus schwitzt und lärmt und schäumt,
Nichts kann den hohen Eifer zähmen;
Er stampft, er knirscht; warum? Er reimt
Und will itzt den Homer beschämen ꝛc.

— — — — — — —

„Allein gebt Acht, was kömmt heraus?
Hier ein Sonnett, dort eine Maus."

Diese Eintheilung also, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunst ein tiefes Stillschweigen beobachten, ohngeachtet ihres mannichfaltigen Nutzens in der richtigern Bestimmung verschiedener Regeln, diese Eintheilung, sage ich, vorausgesetzt, will ich mich auf den Weg machen. Es ist kein unbetretener Weg. Ich sehe eine Menge Fußtapfen vor mir, die ich zum Theil untersuchen muß, wenn ich überall sichere Tritte zu thun gedenke. Und in dieser Absicht will ich sogleich die vornehmsten Erklärungen prüfen, welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

De la Motte.[1])

Dieser Mann, welcher nicht sowohl ein großes poetisches Genie als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der sich an Mancherlei wagen und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die Fabel durch eine unter die Allegorie einer Handlung versteckte Lehre.*)

Als sich der Sohn des stolzen Tarquinius bei den Gabiern nunmehr festgesetzt hatte, schickte er heimlich einen Boten an seinen Vater und ließ ihn fragen, was er weiter thun

*) La Fable est une instruction déguisée sous l'allégorie d'une action. *Discours sur la fable.*

1) Antoine Houdar de la Motte (1672–1731). Seine „Fables nouvelles" waren Paris 1719 erschienen. — A. d. H.

solle. Der König, als der Bote zu ihm kam, befand sich eben auf dem Felde, hub seinen Stab auf, schlug den höchsten Mohnstengeln die Häupter ab und sprach zu dem Boten: „Geh und erzähle meinem Sohne, was ich itzt gethan habe!“ Der Sohn verstand den stummen Befehl des Vaters und ließ die Vornehmsten der Gabier hinrichten.*) — Hier ist eine allegorische Handlung, hier ist eine unter die Allegorie dieser Handlung versteckte Lehre; aber ist hier eine Fabel? Kann man sagen, daß Tarquinius seine Meinung dem Sohne durch eine Fabel habe wissen lassen? Gewiß nicht!

Jener Vater, der seinen uneinigen Söhnen die Vortheile der Eintracht an einem Bündel Ruthen zeigte, das sich nicht anders als stückweise zerbrechen lasse, machte der eine Fabel?**)

Aber wenn eben derselbe Vater seinen uneinigen Söhnen erzählt hätte, wie glücklich drei Stiere, so lange sie einig waren, den Löwen von sich abhielten, und wie bald sie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter sie kam und jeder sich seine eigene Weide suchte,***) alsdenn hätte doch der Vater seinen Söhnen ihr Bestes in einer Fabel gezeigt? Die Sache ist klar.

Folglich ist es ebenso klar, daß die Fabel nicht blos eine allegorische Handlung, sondern die Erzählung einer solchen Handlung sein kann. Und dieses ist das Erste, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit seiner Allegorie? — Ein so fremdes Wort, womit nur Wenige einen bestimmten Begriff verbinden, sollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbannt sein. — Und wie, wenn es hier gar nicht einmal an seiner Stelle stünde? wenn es nicht wahr wäre, daß die Handlung der Fabel an sich selbst allegorisch sei? und wenn sie es höchstens unter gewissen Umständen nur werden könnte?

Quintilian lehret: „Ἀλληγορια, quam inversionem interpretamur, aliud verbis, aliud sensu ostendit, ac etiam interim contrarium:“ †) Die Allegorie sagt das nicht, was sie nach den Worten zu sagen scheinet, sondern etwas Anders. Die neuern Lehrer der Rhetorik erinnern, daß dieses etwas Andere auf etwas Anderes Aehnliches einzuschränken sei, weil

*) Florus, lib. I. cap. 7.
**) Fab. Aesop. 171. [Halm 103. — A. d. H.]
***) Fab. Aesop. 297. [Halm 394. — A. d. H.]
†) Quintilianus, lib. VIII. cap. 6.

sonst auch jede Ironie eine Allegorie sein würde.*) Die letztern Worte des Quintilian's, „ac etiam interim contrarium“, sind ihnen hierin zwar offenbar zuwider, aber es mag sein.

Die Allegorie sagt also nicht, was sie den Worten nach zu sagen scheinet, sondern etwas Aehnliches. Und die Handlung der Fabel, wenn sie allegorisch sein soll, muß das auch nicht sagen, was sie zu sagen scheinet, sondern nur etwas Aehnliches?

Wir wollen sehen! — „Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des Mächtigern.“ Das ist ein allgemeiner Satz, bei welchem ich mir eine Reihe von Dingen gedenke, deren eines immer stärker ist als das andere, die sich also nach der Folge ihrer verschiednen Stärke unter einander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange und gern den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieses oder jenes besondere Ding zu fallen, dessen Eigenschaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will also auch hier anstatt dieser Reihe von unbestimmten Dingen eine Reihe bestimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte mir in der Geschichte eine Reihe von Staaten oder Königen suchen; aber wie Viele sind in der Geschichte so bewandert, daß sie, sobald ich meine Staaten oder Könige nur nennte, sich der Verhältnisse, in welchen sie gegen einander an Größe und Macht gestanden, erinnern können? Ich würde meinen Satz nur Wenigen faßlicher gemacht haben, und ich möchte ihn gern Allen so faßlich als möglich machen. Ich falle auf die Thiere; und warum sollte ich nicht eine Reihe von Thieren wählen dürfen, besonders wenn es allgemein bekannte Thiere wären? Ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf — Wir kennen diese Thiere; wir dürfen sie nur nennen hören, um sogleich zu wissen, welches das stärkere oder das schwächere ist. Nunmehr heißt mein Satz: Der Marder frißt den Auerhahn, der Fuchs den Marder, den Fuchs der Wolf. Er frißt? Er frißt vielleicht auch nicht. Das ist mir noch nicht gewiß genug. Ich sage also: Er fraß. Und siehe, mein Satz ist zur Fabel geworden!

„Ein Marder fraß den Auerhahn,
Den Marder würgt' ein Fuchs, den Fuchs des Wolfes Zahn.“**)

*) Allegoria dicitur, quia *ἀλλο μεν ἀγορευει, ἀλλο δε νοει.* Et istud *ἀλλο* restringi debet ad aliud simile, alias etiam omnis ironia allegoria esset. *Vossius, Inst. Orat. libr. III.* [Diese Stelle, welche bei Vossius a. a. O. IV. 193 f. zu finden ist, hat L. nicht wörtlich citirt. — A. d. H.]

**) Von Hagedorn; Fabeln und Erzählungen, Erstes Buch. S. 77. — [Poetische Werke, Hamburg 1800. II. 59. — A. d. H.]

Was kann ich nun sagen, daß in dieser Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn der Schwächste, der Marder der Schwache, der Fuchs der Starke, der Wolf der Stärkste. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächsten, der Marder mit dem Schwachen u. s. w. hier Aehnliches? Aehnliches! Gleichet hier blos der Fuchs dem Starken und der Wolf dem Stärksten, oder ist Jener hier der Starke, sowie Dieser der Stärkste? Er ist es. — Kurz, es heißt, die Worte auf eine kindische Art mißbrauchen, wenn man sagt, daß das Besondere mit seinem Allgemeinen, das Einzelne mit seiner Art, die Art mit ihrem Geschlechte eine Aehnlichkeit habe. Ist dieser Windhund einem Windhunde überhaupt und ein Windhund überhaupt einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet sich nun aber unter den bestimmten Subjecten der Fabel und den allgemeinen Subjecten ihres Satzes keine Aehnlichkeit, so kann auch keine Allegorie unter ihnen statthaben. Und das Nämliche läßt sich auf die nämliche Art von den beiderseitigen Prädicaten erweisen.

Vielleicht aber meinet Jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Aehnlichkeit zwischen den bestimmten Subjecten oder Prädicaten der Fabel und den allgemeinen Subjecten oder Prädicaten des Satzes, sondern auf der Aehnlichkeit der Arten, wie ich eben dieselbe Wahrheit itzt durch die Bilder der Fabel und itzt vermittelst der Worte des Satzes erkenne, beruhe. Doch das ist so viel als nichts. Denn käme hier die Art der Erkenntniß in Betrachtung, und wollte man blos wegen der anschauenden Erkenntniß, die ich vermittelst der Handlung der Fabel von dieser oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegorisch nennen, so würde in allen Fabeln eben dieselbe Allegorie sein, welches doch Niemand sagen will, der mit diesem Worte nur einigen Begriff verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer so klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich fasse daher Alles zusammen und sage: Die Fabel als eine einfache Fabel kann unmöglich allegorisch sein.

Man erinnere sich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede einfache Fabel auch eine zusammengesetzte werden kann. Wie, wenn sie alsdenn allegorisch würde? Und so ist es. Denn in der zusammengesetzten Fabel wird ein Besonderes gegen das andre gehalten; zwischen zwei oder mehr Besondern, die unter eben demselben Allgemeinen begriffen sind, ist die Aehnlichkeit unwidersprechlich, und die

Allegorie kann folglich stattfinden. Nur muß man nicht sagen, daß die Allegorie zwischen der Fabel und dem moralischen Satze sich befinde. Sie befindet sich zwischen der Fabel und dem wirklichen Falle, der zu der Fabel Gelegenheit gegeben hat, insofern sich aus beiden eben dieselbe Wahrheit ergiebt. — Die bekannte Fabel vom Pferde, das sich von dem Manne den Zaum anlegen ließ und ihn auf seinen Rücken nahm, damit er ihm nur in seiner Rache, die es an dem Hirsche nehmen wollte, behülflich wäre, diese Fabel, sage ich, ist sofern nicht allegorisch, als ich mit dem Phädrus*) blos die allgemeine Wahrheit daraus ziehe:

Impune potius laedi, quam dedi alteri.

Bei der Gelegenheit nur, bei welcher sie ihr Erfinder Stesichorus erzählte, ward sie es. Er erzählte sie nämlich, als die Himerenser den Phalaris zum obersten Befehlshaber ihrer Kriegsvölker gemacht hatten und ihm noch dazu eine Leibwache geben wollten. „O Ihr Himerenser," rief er, „die Ihr so fest entschlossen seid, Euch an Euren Feinden zu rächen, nehmet Euch wohl in Acht, oder es wird Euch wie diesem Pferde ergehen! Den Zaum habt Ihr Euch bereits anlegen lassen, indem Ihr den Phalaris zu Eurem Heerführer mit unumschränkter Gewalt ernannt. Wollt Ihr ihm nun gar eine Leibwache geben, wollt Ihr ihn aufsitzen lassen, so ist es vollends um Eure Freiheit gethan."**) — Alles wird hier allegorisch, aber einzig und allein dadurch, daß das Pferd hier nicht auf jeden Beleidigten, sondern auf die beleidigten Himerenser, der Hirsch nicht auf jeden Beleidiger, sondern auf die Feinde der Himerenser, der Mann nicht auf jeden listigen Unterdrücker, sondern auf den Phalaris, die Anlegung des Zaums nicht auf jeden ersten Eingriff in die Rechte der Freiheit, sondern auf die Ernennung des Phalaris zum unumschränkten Heerführer, und das Aufsitzen endlich nicht auf jeden letzten tödtlichen Stoß, welcher der Freiheit beigebracht wird, sondern auf die dem Phalaris zu bewilligende Leibwache gezogen und angewandt wird.

Was folgt nun aus Alledem? Dieses: Da die Fabel nur alsdenn allegorisch wird, wenn ich dem erdichteten einzeln Falle, den sie enthält, einen andern ähnlichen Fall, der sich wirklich zu-

*) Lib. IV. fab. 4.
**) Aristoteles, Rhetor. lib. II. cap. 20.

getragen hat, entgegenstelle; da sie es nicht an und für sich selbst ist, insofern sie eine allgemeine moralische Lehre enthält: so gehöret das Wort Allegorie gar nicht in die Erklärung derselben. — Dieses ist das Zweite, was ich gegen die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Und man glaube ja nicht, daß ich es blos als ein müßiges, überflüssiges Wort daraus verdrängen will. Es ist hier, wo es steht, ein höchst schädliches Wort, dem wir vielleicht eine Menge schlechter Fabeln zu danken haben. Man begnüge sich nur, die Fabel in Ansehung des allgemeinen Lehrsatzes blos allegorisch zu machen, und man kann sicher glauben, eine schlechte Fabel gemacht zu haben. Ist aber eine schlechte Fabel eine Fabel? — Ein Exempel wird die Sache in ihr völliges Licht setzen. Ich wähle ein altes, um ohne Mißgunst Recht haben zu können. Die Fabel nämlich von dem Mann und dem Satyr. „Der Mann bläset in seine kalte Hand, um seine Hand zu wärmen, und bläset in seinen heißen Brei, um seinen Brei zu kühlen. Was? sagt der Satyr; Du bläsest aus einem Munde Warm und Kalt? Geh, mit Dir mag ich nichts zu thun haben!"*) — Diese Fabel soll lehren, *ὁτι δει φευγειν ἡμας τας φιλιας, ὡν ἀμφιβολος ἐστιν ἡ διαθεσις*, die Freundschaft aller Zweizüngler, aller Doppelleute, aller Falschen zu fliehen. Lehrt sie das? Ich bin nicht der Erste, der es leugnet und die Fabel für schlecht ausgiebt. Richer**) sagt, sie sündige wider die Richtigkeit der Allegorie, ihre Moral sei weiter nichts als eine Anspielung und gründe sich auf eine bloße Zweideutigkeit. Richer hat richtig empfunden, aber seine Empfindung falsch ausgedrückt. Der Fehler liegt nicht sowohl darin, daß die Allegorie nicht richtig genug ist, sondern darin, daß es weiter nichts als eine Allegorie ist. Anstatt daß die Handlung des Mannes, die dem Satyr so anstößig scheinet, unter dem allgemeinen Subjecte des Lehrsatzes wirklich begriffen sein sollte, ist sie ihm blos ähnlich. Der Mann sollte sich eines wirklichen Widerspruchs schuldig machen, und der Widerspruch ist nur anscheinend. Die Lehre warnet uns vor Leuten, die von eben derselben Sache Ja und Nein sagen, die eben dasselbe Ding loben und tadeln: und die Fabel zeiget uns einen Mann,

*) Fab. Aesop. 126. [Halm 64. — A. d. H.]

**) — — Contre la justesse de l'allégorie. — — Sa morale n'est qu'une allusion, et n'est fondée que sur un jeu de mots équivoque. *Fables nouvelles, Préface*, p. 10.

der seinen Athem gegen verschiedene Dinge verschieden braucht, der auf ganz etwas Anders itzt seinen Athem warm haucht und auf ganz etwas Anders ihn itzt kalt bläset.

Endlich, was läßt sich nicht Alles allegorisiren! Man nenne mir das abgeschmackte Märchen, in welches ich durch die Allegorie nicht einen moralischen Sinn sollte legen können! — „Die Mitknechte des Aesopus gelüstet nach den trefflichen Feigen ihres Herrn. Sie essen sie auf, und als es zur Nachfrage kömmt, soll es der gute Aesop gethan haben. Sich zu rechtfertigen, trinket Aesop in großer Menge laues Wasser, und seine Mitknechte müssen ein Gleiches thun. Das laue Wasser hat seine Wirkung, und die Näscher sind entdeckt." — — Was lehrt uns dieses Histörchen?[1]) Eigentlich wohl weiter nichts, als daß laues Wasser, in großer Menge getrunken, zu einem Brechmittel werde? Und doch machte jener persische Dichter*) einen weit edlern Gebrauch davon. „Wenn man Euch," spricht er, „an jenem großen Tage des Gerichts von diesem warmen und siedenden Wasser wird zu trinken geben, alsdenn wird Alles an den Tag kommen, was Ihr mit so vieler Sorgfalt vor den Augen der Welt verborgen gehalten, und der Heuchler, den hier seine Verstellung zu einem ehrwürdigen Manne gemacht hatte, wird mit Schande und Verwirrung überhäuft dastehen!" — Vortrefflich!

Ich habe nun noch eine Kleinigkeit an der Erklärung des de la Motte auszusetzen. Das Wort Lehre (instruction) ist zu unbestimmt und allgemein. Ist jeder Zug aus der Mythologie, der auf eine physische Wahrheit anspielet, oder in den ein tiefsinniger Baco wohl gar eine transscendentalische Lehre zu legen weiß, eine Fabel? Oder wenn der seltsame Holberg erzählet: „Die Mutter des Teufels übergab ihm einsmals vier Ziegen, um sie in ihrer Abwesenheit zu bewachen. Aber diese machten ihm so viel zu thun, daß er sie mit aller seiner Kunst und Geschicklichkeit nicht in der Zucht halten konnte. Dies-

*) *Herbelot, Bibl. Orient.*, p. 516. Lorsque l'on vous donnera à boire de cette eau chaude et brûlante, dans la question du jugement dernier, tout ce que vous avez caché avec tant de soin, paraîtra aux yeux de tout le monde, et celui qui aura acquis de l'estime par son hypocrisie et par son déguisement, sera pour lors couvert de honte et de confusion.

---

1) S. La Fontaine, La vie d'Esope zu Anfang, in der Vorrede zu seinen Fabeln. — A. d. H.

falls sagte er zu seiner Mutter nach ihrer Zurückkunft: Liebe Mutter, hier sind Eure Ziegen! Ich will lieber eine ganze Compagnie Reiter bewachen als eine einzige Ziege." — Hat Holberg eine Fabel erzählet? Wenigstens ist eine Lehre in diesem Dinge. Denn er setzet selbst mit ausdrücklichen Worten dazu: „Diese Fabel zeiget, daß keine Creatur weniger in der Zucht zu halten ist als eine Ziege." *) — Eine wichtige Wahrheit! Niemand hat die Fabel schändlicher gemißhandelt als dieser Holberg! [1]) — Und es mißhandelt sie Jeder, der eine andere als moralische Lehre darin vorzutragen sich einfallen läßt.

Richer. [2])

Richer ist ein andrer französischer Fabulist, der ein Wenig besser erzählet als de la Motte, in Ansehung der Erfindung aber weit unter ihm stehet. Auch Dieser hat uns seine Gedanken über diese Dichtungsart nicht vorenthalten wollen und erklärt die Fabel durch ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegorischen Bilde versteckte Regel enthalte.**)

Richer hat die Erklärung des de la Motte offenbar vor Augen gehabt. Und vielleicht hat er sie gar verbessern wollen. Aber das ist ihm sehr schlecht gelungen.

Ein kleines Gedicht (poëme)? — Wenn Richer das Wesen eines Gedichts in die bloße Fiction setzet, so bin ich es zufrieden, daß er die Fabel ein Gedicht nennet. Wenn er aber auch die poetische Sprache und ein gewisses Silbenmaß als nothwendige Eigenschaften eines Gedichtes betrachtet, so kann ich seiner Meinung nicht sein. — Ich werde mich weiter unten hierüber ausführlicher erklären.

Eine Regel (précepte)? — Dieses Wort ist nichts bestimmter als das Wort Lehre des de la Motte. Alle Künste, alle Wissenschaften haben Regeln, haben Vorschriften. Die Fabel

*) Moralische Fabeln des Baron von Holberg's, S. 103.

**) La fable est un petit poëme qui contient un précepte caché sous une image allégorique. *Fables nouvelles*, *Préface*, p. 9.

---

1) Vgl. Lessing's Anzeige der Scheibe'schen Uebersetzung von Holberg's Fabeln in der Berlinischen privil. Zeitung vom 15. Mai 1751. — A. d. H.

2) David Henri Richer, geb. 1685 zu Longueil, gest. 1748 zu Paris. Von seinen „Fables nouvelles mises en vers" erschienen die ersten sechs Bücher 1729, die sechs folgenden 1744. — A. d. H.

aber stehet einzig und allein der Moral zu. Von einer andern Seite hingegen betrachtet, ist Regel oder Vorschrift hier sogar noch schlechter als Lehre, weil man unter Regel und Vorschrift eigentlich nur solche Sätze verstehet, die unmittelbar auf die Bestimmung unsers Thuns und Lassens gehen. Von dieser Art aber sind nicht alle moralische Lehrsätze der Fabel. Ein großer Theil derselben sind Erfahrungssätze, die uns nicht sowohl von dem, was geschehen sollte, als vielmehr von dem, was wirklich geschiehet, unterrichten. Ist die Sentenz:

> In principatu commutando civium
> Nil praeter domini nomen mutant pauperes,

eine Regel, eine Vorschrift? Und gleichwohl ist sie das Resultat einer von den schönsten Fabeln des Phädrus.*) Es ist zwar wahr, aus jedem solchen Erfahrungssatze können leicht eigentliche Vorschriften und Regeln gezogen werden. Aber was in dem fruchtbaren Satze liegt, das liegt nicht darum auch in der Fabel. Und was müßte das für eine Fabel sein, in welcher ich den Satz mit allen seinen Folgerungen auf einmal anschauend erkennen sollte?

Unter einem allegorischen Bilde? — Ueber das Allegorische habe ich mich bereits erkläret. Aber Bild (image)! Unmöglich kann Richer dieses Wort mit Bedacht gewählt haben. Hat er es vielleicht nur ergriffen, um vom de la Motte lieber auf Gerathewohl abzugehen, als nach ihm Recht zu haben? — Ein Bild heißt überhaupt jede sinnliche Vorstellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig ist, sondern allein die, in der es sich in einem und eben demselben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich zwar also wohl eine moralische Wahrheit erkennen, aber es ist darum noch keine Fabel. Der mitten im Wasser dürstende Tantalus ist ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeiget, man könne auch bei dem größten Ueberflusse darben. Aber ist dieses Bild deswegen eine Fabel? So auch folgendes kleine Gedicht:

> Cursu veloci pendens in novacula,
> Calvus, comosa fronte, nudo corpore,
> Quem si occuparis, teneas; elapsum semel

*) Libr. I. fab. 15.

Non ipse possit Jupiter reprehendere;
Occasionem rerum significat brevem.
Effectus impediret ne segnis mora,
Finxere antiqui talem effigiem temporis.

Wer wird diese Zeilen für eine Fabel erkennen, ob sie schon Phädrus als eine solche unter seinen Fabeln mit unterlaufen läßt?*) Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema würde eine Fabel sein, wenn sie nicht eine Mannichfaltigkeit von Bildern, und zwar zu einem Zwecke übereinstimmenden Bildern, wenn sie, mit einem Worte, nicht das nothwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.

Eine Handlung nenne ich eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen.

Diese Einheit des Ganzen beruhet auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzwecke.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, ist der moralische Lehrsatz.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was sie erzählt, eine Folge von Veränderungen ist und jede dieser Veränderungen etwas dazu beiträgt, die einzeln Begriffe, aus welchen der moralische Lehrsatz bestehet, anschauend erkennen zu lassen.

Was die Fabel erzählt, muß eine Folge von Veränderungen sein. Eine Veränderung oder auch mehrere Veränderungen, die nur neben einander bestehen und nicht auf einander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es für eine untriegliche Probe ausgeben, daß eine Fabel schlecht ist, daß sie den Namen der Fabel gar nicht verdienet, wenn ihre vermeinte Handlung sich ganz malen läßt. Sie enthält alsdenn ein bloßes Bild, und der Maler hat keine Fabel, sondern ein Emblema gemalt. — „Ein Fischer, indem er sein Netz aus dem Meere zog, blieb der größern Fische, die sich darin gefangen hatten, zwar habhaft, die kleinsten aber schlupften durch das Netz durch und gelangten glücklich wieder ins Wasser.“ — Diese Erzählung befindet sich unter den Aesopischen Fabeln,**) aber sie ist keine Fabel, wenigstens eine sehr mittelmäßige. Sie

*) Libr. V. fab. 8.

**) Fab. Aesop. 154. [Halm 26. In der Originalausgabe ist irriger Weise 126 citirt, offenbar durch Vertauschung mit dem letztvorhergehenden Citat aus Aesop. — A. d. H.]

hat keine Handlung, sie enthält ein bloßes einzelnes Factum, das sich ganz malen läßt; und wenn ich dieses einzelne Factum, dieses Zurückbleiben der größern und dieses Durchschlupfen der kleinen Fische, auch mit noch so viel andern Umständen erweiterte, so würde doch in ihm allein und nicht in den andern Umständen zugleich mit der moralische Lehrsatz liegen.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzählt, eine Folge von Veränderungen ist, alle diese Veränderungen müssen zusammen nur einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. Erwecken sie deren mehrere, liegt mehr als ein moralischer Lehrsatz in der vermeinten Fabel, so fehlt der Handlung ihre Einheit, so fehlt ihr das, was sie eigentlich zur Handlung macht, und sie kann, richtig zu sprechen, keine Handlung, sondern muß eine Begebenheit heißen. — Ein Exempel:

Lucernam fur accendit ex ara Jovis,
Ipsumque compilavit ad lumen suum;
Onustus qui sacrilegio cum discederet,
Repente vocem sancta misit Religio:
Malorum quamvis ista fuerint munera,
Mihique invisa, ut non offendar subripi;
Tamen, sceleste, spiritu culpam lues,
Olim cum adscriptus venerit poenae dies.
Sed ne ignis noster facinori praeluceat,
Per quem verendos excolit pietas Deos,
Veto esse tale luminis commercium.
Ita hodie, nec lucernam de flamma Deûm
Nec de lucerna fas est accendi sacrum.

Was hat man hier gelesen? Ein Histörchen, aber keine Fabel. Ein Histörchen trägt sich zu, eine Fabel wird erdichtet. Von der Fabel also muß sich ein Grund angeben lassen, warum sie erdichtet worden, da ich den Grund, warum sich jenes zugetragen, weder zu wissen noch anzugeben gehalten bin. Was wäre nun der Grund, warum diese Fabel erdichtet worden, wenn es anders eine Fabel wäre? Recht billig zu urtheilen, könnte es kein andrer als dieser sein: der Dichter habe einen wahrscheinlichen Anlaß zu dem doppelten Verbote, weder von dem heiligen Feuer ein gemeines Licht, noch von einem gemeinen Lichte das heilige Feuer anzuzünden, erzählen wollen. Aber wäre das eine moralische Absicht, dergleichen der Fabulist doch nothwendig haben soll? Zur Noth könnte zwar dieses

einzelne Verbot zu einem Bilde des allgemeinen Verbots dienen, daß das Heilige mit dem Unheiligen, das Gute mit dem Bösen in keiner Gemeinschaft stehen soll. Aber was tragen alsdenn die übrigen Theile der Erzählung zu diesem Bilde bei? Zu diesem gar nichts, sondern ein jeder ist vielmehr das Bild, der einzelne Fall einer ganz andern allgemeinen Wahrheit. Der Dichter hat es selbst empfunden und hat sich aus der Verlegenheit, welche Lehre er allein daraus ziehen solle, nicht besser zu reißen gewußt, als wenn er deren so viele daraus zöge, als sich nur immer ziehen ließen. Denn er schließt:

Quot res contineat hoc argumentum utiles,
Non explicabit alius, quam qui repperit.
Significat primo, saepe, quos ipse alueris,
Tibi inveniri maxime contrarios.
Secundo ostendit, scelera non ira Deûm,
Fatorum dicto sed puniri tempore.
Novissime interdicit, ne cum malefico
Usum bonus consociet ullius rei.

Eine elende Fabel, wenn Niemand anders als ihr Erfinder es erklären kann, wie viel nützliche Dinge sie enthalte! Wir hätten an einem genug! — Kaum sollte man es glauben, daß Einer von den Alten, Einer von diesen großen Meistern in der Einfalt ihrer Plane uns dieses Histörchen für eine Fabel*) verkaufen können.

Breitinger.[1])

Ich würde von diesem großen Kunstrichter nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall Recht hätte. — Er giebt uns aber eine doppelte Erklärung von der Fabel.**) Die eine hat er von dem de la Motte entlehnet, und die andere ist ihm ganz eigen.

Nach jener versteht er unter der Fabel eine unter der

*) Phaedrus, libr. IV. fab. 11.
**) Der Critischen Dichtkunst Ersten Bandes Siebenter Abschnitt, S. 194.

1) Johann Jacob Breitinger (1701—1776), seit 1731 Professor am Züricher Gymnasium, der bekannte Genosse Bodmer's in dessen literarischen Kriegen. Die Critische Dichtkunst erschien 1740. — A. d. H.

wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweisung. — Der klare, übersetzte de la Motte! Und der ein Wenig gewässerte, könnte man noch dazusetzen. Denn was sollen die Beiwörter: wohlgerathene Allegorie, ähnliche Handlung? Sie sind höchst überflüssig.

Doch ich habe eine andere, wichtigere Anmerkung auf ihn verspartet. Richer sagt, die Lehre solle unter dem allegorischen Bilde versteckt (caché) sein. Versteckt! welch ein unschickliches Wort! In manchem Räthsel sind Wahrheiten, in den Pythagorischen Denksprüchen sind moralische Lehren versteckt, aber in keiner Fabel. Die Klarheit, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Lehre aus allen Theilen einer guten Fabel auf einmal hervorstrahlet, hätte durch ein ander Wort als durch das ganz widersprechende versteckt ausgedrückt zu werden verdienet. Sein Vorgänger de la Motte hatte sich um ein gut Theil feiner erklärt; er sagt doch nur: verkleidet (déguisé). Aber auch verkleidet ist noch viel zu unrichtig, weil auch verkleidet den Nebenbegriff einer mühsamen Erkennung mit sich führet. Und es muß gar keine Mühe kosten, die Lehre in der Fabel zu erkennen; es müßte vielmehr, wenn ich so reden darf, Mühe und Zwang kosten, sie darin nicht zu erkennen. Aufs Höchste würde sich dieses verkleidet nur in Ansehung der zusammengesetzten Fabel entschuldigen lassen. In Ansehung der einfachen ist es durchaus nicht zu dulden. Von zwei ähnlichen einzeln Fällen kann zwar einer durch den andern ausgedrückt, einer in den andern verkleidet werden, aber wie man das Allgemeine in das Besondere verkleiden könne, das begreife ich ganz und gar nicht. Wollte man mit aller Gewalt ein ähnliches Wort hier brauchen, so müßte es anstatt verkleiden wenigstens einkleiden heißen.

Von einem deutschen Kunstrichter hätte ich überhaupt dergleichen figürliche Wörter in einer Erklärung nicht erwartet. Ein Breitinger hätte es den schön vernünftelnden Franzosen überlassen sollen, sich damit aus dem Handel zu wickeln; und ihm würde es sehr wohl angestanden haben, wenn er uns mit den trocknen Worten der Schule belehrt hätte, daß die moralische Lehre in die Handlung weder versteckt noch verkleidet, sondern durch sie der anschauenden Erkenntniß fähig gemacht werde. Ihm würde es erlaubt gewesen sein, uns von der Natur dieser auch der rohesten Seele zukommenden Erkenntniß, von der

mit ihr verknüpften schnellen Ueberzeugung, von ihrem daraus entspringenden mächtigen Einflusse auf den Willen das Nöthige zu lehren. Eine Materie, die durch den ganzen speculativischen Theil der Dichtkunst von dem größten Nutzen ist und von unserm Weltweisen schon genugsam erläutert war.*) — Was Breitinger aber damals unterlassen, das ist mir itzt nachzuholen nicht mehr erlaubt. Die philosophische Sprache ist seitdem unter uns so bekannt geworden, daß ich mich der Wörter anschauen, anschauender Erkenntniß gleich von Anfange als solcher Wörter ohne Bedenken habe bedienen dürfen, mit welchen nur Wenige nicht einerlei Begriff verbinden.

Ich käme zu der zweiten Erklärung, die uns Breitinger von der Fabel giebt. Doch ich bedenke, daß ich diese bequemer an einem andern Orte werde untersuchen können.[1]) — Ich verlasse ihn also.

Batteux.[2])

Batteux erkläret die Fabel kurzweg durch die Erzählung einer allegorischen Handlung.**) Weil er es zum Wesen der Allegorie macht, daß sie eine Lehre oder Wahrheit verberge, so hat er ohne Zweifel geglaubt, des moralischen Satzes, der in der Fabel zum Grunde liegt, in ihrer Erklärung gar nicht erwähnen zu dürfen. Man siehet sogleich, was von meinen bisherigen Anmerkungen auch wider diese Erklärung anzuwenden

*) Ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Herr Breitinger das, was Wolff schon damals von der Fabel gelehret hatte, auch nicht im Geringsten gekannt zu haben scheinet. Wolfii Philosophiae practicae universalis Pars posterior, §. 302—323. Dieser Theil erschien 1739, und die Breitinger'sche Dichtkunst erst das Jahr darauf. — [In der ersten Ausgabe steht durch einen Druckfehler 1734 statt 1739, und die falsche Zahl ist von den neuern Herausgebern wiederholt, obgleich das bekannte Druckjahr von Breitinger's Dichtkunst schon zur Entdeckung des Versehens hätte führen können. — A. d. H.]

**) Principes de Littérature, Tome II., I. Partie, p. V. L'apologue est le récit d'une action allégorique etc.

---

1) S. unten S. 58 ff. — A. d. H.

2) Charles Batteux (1713—1780) aus dem Dorfe Allendhuy bei Reims, Kanonikus zu Reims und Mitglied der Académie française, gab zuerst heraus „Les Beaux-Arts réduits à un même principe“, Paris 1746, das später den ersten Band seiner „Principes de littérature“ bildete. Das erste Werk war schon durch die Uebersetzung Joh. Ad. Schlegel's in Deutschland bekannt geworden, das größere ist unter dem Titel „Einleitung in die schönen Wissenschaften“ von K. W. Ramler wiederholt bearbeitet worden. — A. d. H.

ist. Ich will mich daher nicht wiederholen, sondern blos die fernere Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, untersuchen.

„Eine Handlung," sagt Batteux, „ist eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschiehet. — Die Handlung setzet außer dem Leben und der Wirksamkeit auch Wahl und Endzweck voraus und kömmt nur vernünftigen Wesen zu."

Wenn diese Erklärung ihre Richtigkeit hat, so mögen wir nur neun Zehntheile von allen existirenden Fabeln ausstreichen. Aesopus selbst wird alsdenn deren kaum zwei oder drei gemacht haben, welche die Probe halten. — „Zwei Hähne kämpfen mit einander. Der Besiegte verkriecht sich. Der Sieger fliegt auf das Dach, schlägt stolz mit den Flügeln und krähet. Plötzlich schießt ein Adler auf den Sieger herab und zerfleischt ihn."*) — Ich habe das allezeit für eine sehr glückliche Fabel gehalten, und doch fehlt ihr nach dem Batteux die Handlung. Denn wo ist hier eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschähe? — „Der Hirsch betrachtet sich in einer spiegelnden Quelle; er schämt sich seiner dürren Läufte und freuet sich seines stolzen Geweihes. Aber nicht lange! Hinter ihm ertönet die Jagd; seine dürren Läufte bringen ihn glücklich ins Gehölze, da verstrickt ihn sein stolzes Geweih: er wird erreicht."**) — Auch hier sehe ich keine Unternehmung, keine Absicht. Die Jagd ist zwar eine Unternehmung, und der fliehende Hirsch hat die Absicht, sich zu retten; aber beide Umstände gehören eigentlich nicht zur Fabel, weil man sie ohne Nachtheil derselben weglassen und verändern kann. Und dennoch fehlt es ihr nicht an Handlung. Denn die Handlung liegt in dem falsch befundenen Urtheile des Hirsches. Der Hirsch urtheilet falsch und lernet gleich darauf aus der Erfahrung, daß er falsch geurtheilet habe. Hier ist also eine Folge von Veränderungen, die einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. — Und das ist meine obige Erklärung der Handlung, von der ich glaube, daß sie auf alle gute Fabeln passen wird.

Giebt es aber doch wohl Kunstrichter, welche einen noch engern, und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des

*) Fab. Aesop. 145. [Halm 21. — A. d. H.]
**) Fab. Aesop. 181. [Halm 128. — A. d. H.]

Raumes erfordern! Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden sich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs springt, der Wolf zerreißet und der Frosch die Maus sich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei; vielleicht weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären. — Ernsthafter sie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe sein. Es ist aber nur Schade, daß sie sich einigermaßen mit dem Batteux schützen, wenigstens behaupten können, ihre Erklärung mit ihm aus einerlei Fabeln abstrahiret zu haben. Denn wirklich, auf welche Fabel die Erklärung des Batteux passet, passet auch ihre, so abgeschmackt sie immer ist.

Batteux, wie ich wohl darauf wetten wollte, hat bei seiner Erklärung nur die erste Fabel des Phädrus vor Augen gehabt, die er mehr als einmal une des plus belles et des plus célèbres de l'antiquité nennet. Es ist wahr, in dieser ist die Handlung ein Unternehmen, das mit Wahl und Absicht geschiehet. Der Wolf nimmt sich vor, das Schaf zu zerreißen, fauce improba incitatus; er will es aber nicht so plump zu, er will es mit einem Scheine des Rechts thun und also jurgii causam intulit. — Ich spreche dieser Fabel ihr Lob nicht ab; sie ist so vollkommen, als sie nur sein kann. Allein sie ist nicht deswegen vollkommen, weil ihre Handlung ein Unternehmen ist, das mit Wahl und Absicht geschiehet, sondern weil sie ihrer Moral, die von einem solchen Unternehmen spricht, ein völliges Genüge thut. Die Moral ist: *) *οἱς προθεσις ἀδικειν, παρ᾽ αὐτοις οὐ δικαιολογια ἰσχυει*: Wer den Vorsatz hat, einen Unschuldigen zu unterdrücken, der wird es zwar *μετ᾽ εὐλογου αἰτιας* zu thun suchen, er wird einen scheinbaren Vorwand wählen, aber sich im Geringsten nicht von seinem einmal gefaßten Entschlusse abbringen lassen, wenn sein Vorwand gleich völlig zu Schanden gemacht wird. Diese Moral redet von einem Vorsatze (dessein); sie redet von gewissen, vor andern vorzüglich gewählten Mitteln, diesen Vorsatz zu vollführen (choix): und folglich muß auch in der Fabel etwas sein, was diesem Vorsatze, diesen gewählten Mitteln entspricht; es muß in der Fabel sich ein Unternehmen finden, das mit Wahl und Ab-

*) Fab. Aesop. 230. [Halm 274 b. — A. d. H.]

sicht geschiehet. Blos dadurch wird sie zu einer vollkommenen Fabel; welches sie nicht sein würde, wenn sie den geringsten Zug mehr oder weniger enthielte, als den Lehrsatz anschauend zu machen nöthig ist. Batteux bemerkt alle ihre kleinen Schönheiten des Ausdrucks und stellet sie von dieser Seite in ein sehr vortheilhaftes Licht; nur ihre wesentliche Vortrefflichkeit läßt er unerörtert und verleitet seine Leser sogar, sie zu verkennen. Er sagt nämlich, die Moral, die aus dieser Fabel fließe, sei: que le plus faible est souvent opprimé par le plus fort. Wie seicht! wie falsch! Wenn sie weiter nichts als dieses lehren sollte, so hätte wahrlich der Dichter die fictae causae des Wolfs sehr vergebens, sehr für die Langeweile erfunden; seine Fabel sagte mehr, als er damit hätte sagen wollen, und wäre mit einem Worte schlecht.

Ich will mich nicht in mehrere Exempel zerstreuen. Man untersuche es nur selbst, und man wird durchgängig finden, daß es blos von der Beschaffenheit des Lehrsatzes abhängt, ob die Fabel eine solche Handlung, wie sie Batteux ohne Ausnahme fordert, haben muß oder entbehren kann. Der Lehrsatz der itzt erwähnten Fabel des Phädrus machte sie, wie wir gesehen, nothwendig; aber thun es deswegen alle Lehrsätze? Sind alle Lehrsätze von dieser Art? Oder haben allein die, welche es sind, das Recht, in eine Fabel eingekleidet zu werden? Ist z. E. der Erfahrungssatz:

Laudatis utiliora quae contemseris
Saepe inveniri [1])

nicht werth, in einem einzeln Falle, welcher die Stelle einer Demonstration vertreten kann, erkannt zu werden? Und wenn er es ist, was für ein Unternehmen, was für eine Absicht, was für eine Wahl liegt darin, welche der Dichter auch in der Fabel auszudrücken gehalten wäre?

So viel ist wahr: wenn aus einem Erfahrungssatze unmittelbar eine Pflicht, etwas zu thun oder zu lassen, folget, so thut der Dichter besser, wenn er die Pflicht, als wenn er den bloßen Erfahrungssatz in seiner Fabel ausdrückt. — „Groß sein ist nicht immer ein Glück" — Diesen Erfahrungssatz in eine schöne Fabel zu bringen, möchte kaum möglich sein. Die obige Fabel von dem Fischer, welcher nur der größten Fische habhaft bleibet, indem die

1) Phaedrus, libr. I. fab. 12. — A. d. H.

kleinern glücklich durch das Netz durchschlupfen, ist in mehr als einer Betrachtung ein sehr mißlungener Versuch. Aber wer heißt auch dem Dichter die Wahrheit von dieser schielenden und unfruchtbaren Seite nehmen? Wenn groß sein nicht immer ein Glück ist, so ist es oft ein Unglück, und wehe Dem, der wider seinen Willen groß ward, den das Glück ohne sein Zuthun erhob, um ihn ohne sein Verschulden desto elender zu machen! Die großen Fische mußten groß werden, es stand nicht bei ihnen, klein zu bleiben. Ich danke dem Dichter für kein Bild, in welchem ebenso Viele ihr Unglück als ihr Glück erkennen. Er soll Niemanden mit seinen Umständen unzufrieden machen, und hier macht er doch, daß es die Großen mit den ihrigen sein müssen. Nicht das Großsein, sondern die eitele Begierde, groß zu werden (κενοδοξίαν), sollte er uns als eine Quelle des Unglücks zeigen. Und das that jener Alte,*) der die Fabel von den Mäusen und Wieseln erzählte. „Die Mäuse glaubten, daß sie nur deswegen in ihrem Kriege mit den Wieseln so unglücklich wären, weil sie keine Heerführer hätten, und beschlossen, dergleichen zu wählen. Wie rang nicht diese und jene ehrgeizige Maus, es zu werden! Und wie theuer kam ihr am Ende dieser Vorzug zu stehen! Die Eiteln banden sich Hörner auf,

— — — ut conspicuum in praelio
Haberent signum, quod sequerentur milites,

und diese Hörner, als ihr Heer dennoch wieder geschlagen ward, hinderten sie, sich in ihre engen Löcher zu retten;

Haesere in portis suntque capti ab hostibus;
Quos immolatos victor avidis dentibus
Capacis alvi mersit tartareo specu."

Diese Fabel ist ungleich schöner. Wodurch ist sie es aber anders geworden als dadurch, daß der Dichter die Moral bestimmter und fruchtbarer angenommen hat? Er hat das Bestreben nach einer eiteln Größe und nicht die Größe überhaupt zu seinem Gegenstande gewählet; und nur durch dieses Bestreben, durch diese eitle Größe ist natürlicher Weise auch in seine Fabel das Leben gekommen, das uns so sehr in ihr gefällt.

Ueberhaupt hat Batteux die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epopöe und des Drama viel zu sehr

*) Fab. Aesop. 243; Phaedrus, libr. IV. fab. 6. — [Halm 291. In der ersten Ausgabe ist falsch Aesop. 143 und Phaedr. IV, 5 citirt. — A. d. H.]

verwirrt. Die Handlung der beiden letztern muß außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreichet. Der heroische und dramatische Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Er kann sie aber nicht anders erregen als durch nachgeahmte Leidenschaften, und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzet, welchen sie sich zu nähern, oder von welchen sie sich zu entfernen streben. Er muß also in die Handlung selbst Absichten legen und diese Absichten unter eine Hauptabsicht so zu bringen wissen, daß verschiedene Leidenschaften neben einander bestehen können. Der Fabuliste hingegen hat mit unsern Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzeln moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er nach Maßgebung der Wahrheit durch die sinnliche Vorstellung einer Handlung bald mit, bald ohne Absichten zu erhalten. Sobald er sie erhalten hat, ist es ihm gleichviel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschaft erreicht hat oder nicht. Er läßt seine Personen oft mitten auf dem Wege stehen und denket im Geringsten nicht daran, unserer Neugierde ihretwegen ein Genüge zu thun. „Der Wolf beschuldiget den Fuchs eines Diebstahls. Der Fuchs leugnet die That. Der Affe soll Richter sein. Kläger und Beklagter bringen ihre Gründe und Gegengründe vor. Endlich schreitet der Affe zum Urtheil: *)

> Tu non videris perdidisse, quod petis;
> Te credo surripuisse, quod pulchre negas."

Die Fabel ist aus; denn in dem Urtheil des Affen lieget die Moral, die der Fabulist zum Augenmerke gehabt hat. Ist aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derselben verspricht? Man bringe diese Geschichte in Gedanken auf die komische Bühne, und man wird sogleich sehen, daß sie durch einen sinnreichen Einfall a b g e s c h n i t t e n, aber nicht g e e n d i g t ist. Der Zuschauer ist nicht zufrieden, wenn er voraussiehet, daß die Streitigkeit hinter der Scene wieder von vorne angehen muß. — „Ein armer geplagter Greis ward unwillig, warf seine Last von dem Rücken

*) Phaedrus, libr. I. fab. 10.

und rief den Tod. Der Tod erscheinet. Der Greis erschrickt und fühlt betroffen, daß elend leben doch besser als gar nicht leben ist. Nun, was soll ich? fragt der Tod. Ach, lieber Tod, mir meine Last wieder aufhelfen." *) — Der Fabulist ist glücklich und zu unserm Vergnügen an seinem Ziele. Aber auch die Geschichte? Wie ging es dem Greise? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle solche Fragen bekümmert sich der Fabulist nicht, der dramatische Dichter aber muß ihnen vorbauen.

Und so wird man hundert Beispiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit Wenigerm begnügen als zu einer Handlung für das Heldengedichte oder das Drama. Will man daher eine allgemeine Erklärung von der Handlung geben, so kann man unmöglich die Erklärung des Batteux dafür brauchen, sondern muß sie nothwendig so weitläuftig machen, als ich es oben gethan habe. — Aber der Sprachgebrauch? wird man einwerfen. Ich gestehe es, dem Sprachgebrauche nach heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewissen Vorsatze zu Folge unternommen wird; dem Sprachgebrauche nach muß dieser Vorsatz ganz erreicht sein, wenn man soll sagen können, daß die Handlung zu Ende sei. Allein was folgt hieraus? Dieses: wem der Sprachgebrauch so gar heilig ist, daß er ihn auf keine Weise zu verletzen wagt, der enthalte sich des Wortes Handlung, insofern es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel ausdrücken soll, ganz und gar. —

Und, Alles wohl überlegt, dem Rathe werde ich selbst folgen. Ich will nicht sagen, die moralische Lehre werde in der Fabel durch eine Handlung ausgedrückt, sondern ich will lieber ein Wort von einem weitern Umfange suchen und sagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzeln Fall zurückgeführet. Dieser einzelne Fall wird allezeit das sein, was ich oben unter dem Worte Handlung verstanden habe; das aber, was Batteux darunter verstehet, wird er nur dann und wann sein. Er wird allezeit eine Folge von Veränderungen sein, die durch die Absicht, die der Fabulist damit verbindet, zu einem Ganzen werden. Sind sie es auch außer dieser Absicht, desto besser! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freier, moralischer Wesen sein müssen, verstehet sich von selbst. Denn sie sollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das sich nur von moralischen Wesen sagen

*) Fab. Aesop. 20. [Halm 90 b. — A. d. H.]

läßt, mit begriffen ist. Und darin hat Batteux freilich Recht, daß das, was er die Handlung der Fabel nennet, blos vernünftigen Wesen zukomme. Nur kömmt es ihnen nicht deswegen zu, weil es ein Unternehmen mit Absicht ist, sondern weil es Freiheit voraussetzt. Denn die Freiheit handelt zwar allezeit aus Gründen, aber nicht allezeit aus Absichten. — —

Sind es meine Leser nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigstens bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux sind Kunstrichter von allerlei Art, mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man ist in Gefahr, sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert, und man versäumet sich ohne Noth, wenn man sich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Hui, daß mir meine Leser Alles, was ich mir so mühsam erstritten habe, von selbst geschenkt hätten! — In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzeln Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführet, daß ich nicht blos einige Aehnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darin erkenne.

Und das ist das Wesen der Fabel? Das ist es, ganz erschöpft? — Ich wollte es gern meine Leser bereden, wenn ich es nur erst selbst glaubte. — Ich lese bei dem Aristoteles:*) „Eine obrigkeitliche Person durch das Loos ernennen, ist eben, als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann braucht, es auf das Loos ankommen ließe, welcher von seinen Matrosen es sein sollte, anstatt daß er den allergeschicktesten dazu unter ihnen mit Fleiß aussuchte." — Hier sind zwei besondere Fälle, die unter eine allgemeine moralische Wahrheit gehören. Der eine ist der sich eben itzt äußernde, der andere ist der erdichtete. Ist dieser erdichtete eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten lassen. — Aber wenn es bei dem Aristoteles so hieße: „Ihr wollt Euren Magistrat durch das Loos ernennen? Ich sorge, es wird Euch gehen wie jenem Schiffsherrn, der, als es ihm an einem Steuermanne fehlte" rc. Das verspricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Veränderung ist damit vorgegangen? Man betrachte Alles genau, und man wird keine finden als diese: Dort ward

*) Aristoteles, Rhetor. libr. II. cap. 20.

der Schiffsherr durch ein als wenn eingeführt, er ward blos als möglich betrachtet, und hier hat er die Wirklichkeit erhalten; es ist hier ein gewisser, es ist jener Schiffsherr.

Das trifft den Punkt! Der einzelne Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellet werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beispiel, eine Parabel. — Es verlohnt sich der Mühe, diesen wichtigen Unterschied, aus welchem man allein so viel zweideutigen Fabeln das Urtheil sprechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den Aesopischen Fabeln des Planudes [1]) lieset man auch Folgendes: „Der Biber ist ein vierfüßiges Thier, das meistens im Wasser wohnet, und dessen Geilen in der Medicin von großem Nutzen sind. Wenn nun dieses Thier von den Menschen verfolgt wird und ihnen nicht mehr entkommen kann, was thut es? Es beißt sich selbst die Geilen ab und wirft sie seinen Verfolgern zu. Denn es weiß gar wohl, daß man ihm nur dieserwegen nachstellet und es sein Leben und seine Freiheit wohlfeiler nicht erkaufen kann." *) — Ist das eine Fabel? Es liegt wenigstens eine vortreffliche Moral darin. Und dennoch wird sich Niemand bedenken, ihr den Namen einer Fabel abzusprechen. Nur über die Ursache, warum er ihr abzusprechen sei, werden sich vielleicht die Meisten bedenken und uns doch endlich eine falsche angeben. Es ist nichts als eine Naturgeschichte, würde man vielleicht mit dem Verfasser der Critischen Briefe**) sagen. Aber gleichwohl, würde ich mit eben diesem Verfasser antworten, handelt hier der Biber nicht aus bloßem Instinct, er handelt aus freier Wahl und nach reifer Ueberlegung; denn er weiß es, warum er verfolgt wird (*γινωσκων οὗ χαριν διωκεται*). Diese Erhebung des Instincts zur Vernunft, wenn ich ihm glauben soll, macht es ja eben, daß eine Begegniß aus dem Reiche der Thiere zu einer Fabel wird. Warum wird sie es denn hier nicht? Ich sage: sie wird es deswegen nicht, weil ihr die Wirklichkeit fehlet. Die Wirklichkeit kömmt nur dem Einzeln, dem Individuo zu, und es läßt sich keine Wirklichkeit ohne die Individualität gedenken. Was also hier von dem ganzen

*) Fab. Aesop. 33. [Halm 189. — A. d. H.]

**) Critische Briefe. Zürich 1746. S. 168. — [Ihr Verfasser ist Bodmer. — A. d. H.]

---

1) Maximus Planudes, griechischer Mönch aus Nikomedien, veranstaltete in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts die berühmteste Sammlung Aesopischer Fabeln. — A. d. H.

Geschlechte der Biber gesagt wird, hätte müssen nur von einem einzigen Biber gesagt werden, und alsdenn wäre es eine Fabel geworden. — Ein ander Exempel: „Die Affen, sagt man, bringen zwei Junge zur Welt, wovon sie das eine sehr heftig lieben und mit aller möglichen Sorgfalt pflegen, das andere hingegen hassen und versäumen. Durch ein sonderbares Geschick aber geschieht es, daß die Mutter das geliebte unter häufigen Liebkosungen erdrückt, indem das verachtete glücklich aufwächset."*) Auch dieses ist aus eben der Ursache, weil das, was nur von einem Individuo gesagt werden sollte, von einer ganzen Art gesagt wird, keine Fabel. Als daher Lestrange eine Fabel daraus machen wollte, mußte er ihm diese Allgemeinheit nehmen und die Individualität dafür ertheilen.**) „Eine Aeffin," erzählt er, „hatte zwei Junge; in das eine war sie närrisch verliebt, an dem andern aber war ihr sehr wenig gelegen. Einsmals überfiel sie ein plötzlicher Schrecken. Geschwind rafft sie ihren Liebling auf, nimmt ihn in die Arme, eilt davon, stürzt aber und schlägt mit ihm gegen einen Stein, daß ihm das Gehirn aus dem zerschmetterten Schädel springt. Das andere Junge, um das sie sich im Geringsten nicht bekümmert hatte, war ihr von selbst auf den Rücken gesprungen, hatte sich an ihre Schultern angeklammert und kam glücklich davon." — Hier ist Alles bestimmt, und was dort nur eine Parabel war, ist hier zur Fabel geworden. — Das schon mehr als einmal angeführte Beispiel von dem Fischer hat den nämlichen Fehler; denn selten hat eine schlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet sich allezeit, so oft das Netz gezogen wird, daß die Fische, welche kleiner sind als die Gitter des Netzes, durchschlupfen und die größern hangen bleiben. Vor sich selbst ist dieser Fall also kein individueller Fall, sondern hätte es durch andere mit ihm verbundene Nebenumstände erst werden müssen.

*) Fab. Aesop. 268. [Halm 366. — A. d. H.]

**) In seinen Fabeln, so wie sie Richardson adoptirt hat, die 187ste. — [Roger l'Estrange (1617—1705) bearbeitete die Aesopischen Fabeln unter dem Titel „Fables of Esope and of other mythologistes with moral and reflexions", London 1687. Die wiederholt aufgelegte Sammlung gab der Buchhändler Samuel Richardson (1689—1761), der Verfasser der „Pamela", der „Clarissa" und des „Grandison", theilweise vermehrt als „Aesop's fables with instructive morals", London 1757 heraus. Lessing hat die Richardson'sche Ausgabe übersetzt als „Sittenlehre für die Jugend in den auserlesensten Aesopischen Fabeln mit dienlichen Betrachtungen zur Beförderung der Religion und der allgemeinen Menschenliebe vorgestellet, Leipzig 1757". Vgl. Th. XVIII unserer Ausgabe. — A. d. H.]

Die Sache hat also ihre Richtigkeit: der besondere Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellt werden, er muß das sein, was wir in dem strengsten Verstande einen einzeln Fall nennen. Aber warum? Wie steht es um die philosophische Ursache? Warum begnügt sich das Exempel der praktischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit, mit der sich die Exempel andrer Wissenschaften begnügen? — Wie viel ließe sich hiervon plaudern, wenn ich bei meinen Lesern gar keine richtige psychologische Begriffe voraussetzen wollte. Ich habe mich oben [1]) schon geweigert, die Lehre von der anschauenden Erkenntniß aus unserm Weltweisen abzuschreiben. Und ich will auch hier nicht mehr davon beibringen, als unumgänglich nöthig ist, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anschauende Erkenntniß ist vor sich selbst klar. Die symbolische entlehnet ihre Klarheit von der anschauenden.

Das Allgemeine existiret nur in dem Besondern und kann nur in dem Besondern anschauend erkannt werden.

Einem allgemeinen symbolischen Schlusse folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig ist, das ist, ihn so viel als möglich zu erläutern, müssen wir ihn auf das Besondere reduciren, um ihn in diesem anschauend zu erkennen.

Ein Besonderes, insofern wir das Allgemeine in ihm anschauend erkennen, heißt ein Exempel.

Die allgemeinen symbolischen Schlüsse werden also durch Exempel erläutert. Alle Wissenschaften bestehen aus dergleichen symbolischen Schlüssen, alle Wissenschaften bedürfen daher der Exempel.

Doch die Sittenlehre muß mehr thun, als ihre allgemeinen Schlüsse blos erläutern, und die Klarheit ist nicht der einzige Vorzug der anschauenden Erkenntniß.

Weil wir durch diese einen Satz geschwinder übersehen und so in einer kürzern Zeit mehr Bewegungsgründe in ihm entdecken können, als wenn er symbolisch ausgedrückt ist, so hat die anschauende Erkenntniß auch einen weit größern Einfluß in den Willen als die symbolische.

Die Grade dieses Einflusses richten sich nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit, und die Grade ihrer Lebhaftigkeit nach den Graden der nähern und mehrern Bestimmungen, in die das Besondere gesetzt wird. Je näher das Besondere bestimmt wird, je

1) S. 42. — A. d. H.

mehr sich darin unterscheiden läßt, desto größer ist die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß.

Die Möglichkeit ist eine Art des Allgemeinen; denn Alles, was möglich ist, ist auf verschiedene Art möglich.

Ein Besonderes also, blos als möglich betrachtet, ist gewissermaßen noch etwas Allgemeines und hindert als dieses die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß.

Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich sein kann, wenn die anschauende Erkenntniß den höchsten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen und so mächtig als möglich auf den Willen wirken soll.

Das Mehrere aber, das die Sittenlehre außer der Erläuterung ihren allgemeinen Schlüssen schuldig ist, bestehet eben in dieser ihnen zu ertheilenden Fähigkeit, auf den Willen zu wirken, die sie durch die anschauende Erkenntniß in dem Wirklichen erhalten, da andere Wissenschaften, denen es um die bloße Erläuterung zu thun ist, sich mit einer geringern Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß, deren das Besondere, als blos möglich betrachtet, fähig ist, begnügen.

Hier bin ich also! Die Fabel erfordert deswegen einen wirklichen Fall, weil man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe und deutlicher unterscheiden kann als in einem möglichen, weil das Wirkliche eine lebhaftere Ueberzeugung mit sich führet als das blos Mögliche.

Aristoteles scheinet diese Kraft des Wirklichen zwar gekannt zu haben, weil er sie aber aus einer unrechten Quelle herleitet, so konnte es nicht fehlen, er mußte eine falsche Anwendung davon machen. Es wird nicht undienlich sein, seine ganze Lehre von dem Exempel (*περι παραδειγματος*) hier zu übersehen.*) Erst von seiner Eintheilung des Exempels: *Παραδειγματων δ' εἰδη δυο ἐστιν*, sagt er; *ἑν μεν γαρ ἐστι παραδειγματος εἰδος, το λεγειν πραγματα προγεγενημενα, ἑν δε, το αὐτα ποιειν. Τουτου δ' ἑν μεν παραβολη, ἑν δε λογοι, οἱον οἱ αἰσωπειοι και λιβυκοι.* Die Eintheilung überhaupt ist richtig, von einem Commentator aber würde ich verlangen, daß er uns den Grund von der Unterabtheilung der erdichteten Exempel beibrächte und uns lehrte, warum es deren nur zweierlei Arten gebe und mehrere nicht geben könne. Er würde diesen Grund, wie ich es oben gethan habe, leicht aus den Beispielen selbst abstrahiren können, die Aristoteles

*) Aristoteles, Rhetor. libr. II. cap. 20.

davon giebt. Die Parabel nämlich führt er durch ein *ὡςπερ εἰ τις* ein, und die Fabeln erzählt er als etwas wirklich Geschehenes. Der Commentator müßte also diese Stelle so umschreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geschichte genommen oder in Ermanglung derselben erdichtet. Bei jedem geschehenen Dinge läßt sich die innere Möglichkeit von seiner Wirklichkeit unterscheiden, obgleich nicht trennen, wenn es ein geschehenes Ding bleiben soll. Die Kraft, die es als ein Exempel haben soll, liegt also entweder in seiner bloßen Möglichkeit oder zugleich in seiner Wirklichkeit. Soll sie blos in jener liegen, so brauchen wir in seiner Ermanglung auch nur ein blos mögliches Ding zu erdichten, soll sie aber in dieser liegen, so müssen wir auch unsere Erdichtung von der Möglichkeit zur Wirklichkeit erheben. In dem ersten Falle erdichten wir eine Parabel und in dem andern eine Fabel. — (Was für eine weitere Eintheilung der Fabel hieraus folge, wird sich in der dritten Abhandlung zeigen.)

Und so weit ist wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr kömmt er auf den Werth dieser verschiedenen Arten von Exempeln und sagt: *Εἰσι δ᾽ οἱ λογοι δημηγορικοι και ἐχουσιν ἀγαθον τουτο, ὁτι πραγματα μεν εὑρειν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπον, λογους δε ῥᾳον. Ποιησαι γαρ δει ὡςπερ και παραβολας, ἀν τις δυνηται το ὁμοιον ὁρᾳν, ὁπερ ῥᾳον ἐστιν ἐκ φιλοσοφιας. Ῥᾳω μεν οὐν πορισασθαι τα δια των λογων, χρησιμωτερα δε προς το βουλευσασθαι, τα δια των πραγματων, ὁμοια γαρ, ὡς ἐπι το πολυ, τα μελλοντα τοις γεγονοσι.* Ich will mich itzt nur an den letzten Ausspruch dieser Stelle halten. Aristoteles sagt, die historischen Exempel hätten deswegen eine größere Kraft zu überzeugen als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sei. Und hierin, glaube ich, hat sich Aristoteles geirret. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube blos deswegen, daß ein Ding geschehen, und daß es so und so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist und höchst unwahrscheinlich sein würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit sich ebenso wohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erstern für eine größere Kraft auf meine Ueberzeugung haben als die Wirklichkeit des andern? Ja, noch mehr. Da das historische

Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist; da Aristoteles selbst die Sentenz des Agatho billiget:

Ταχ᾽ ἀν τις εἰκος αὐτο τουτ᾽ εἰναι λεγοι,
Βροτοισι πολλα τυγχανειν οὐκ εἰκοτα· [1])

da er hier selbst sagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich (*ἐπι το πολυ*) dem Zukünftigen ähnlich sei, der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen und Alles, was er für wahr ausgiebt, auch wahrscheinlich zu machen: so sollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Ansehung der Ueberzeugungskraft der Vorzug vor den historischen Exempeln gebühre &c.

Und nunmehr glaube ich meine Meinung von dem Wesen der Fabel genugsam verbreitet[2]) zu haben. Ich fasse daher Alles zusammen und sage: Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel.

Das ist meine Erklärung, und ich hoffe, daß man sie bei der Anwendung ebenso richtig als fruchtbar finden wird.

---

1) Rhetor., libr. II. c. 24. — A. d. H.

2) Die zweite Ausgabe, der die neuern Herausgeber folgen, ändert unnöthiger Weise verbreitet in: „vorbereitet". — A. d. H.

II.

Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.

Der größte Theil der Fabeln hat Thiere und wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Thiere darin zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des ersten Erfinders beibehält, weil er wenigstens schnakisch ist — quod risum movet? Oder was ist es?

Batteux hat diese Fragen entweder gar nicht vorausgesehen, oder er war listig genug, daß er ihnen damit zu entkommen glaubte, wenn er den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung sogleich mit anflickte. Die Fabel, sagt er, ist die Erzählung einer allegorischen Handlung, die gemeiniglich den Thieren beigelegt wird. — Vollkommen à la Française! oder wie der Hahn über die Kohlen![1] — Warum, möchten wir gerne wissen, warum wird sie gemeiniglich den Thieren beigelegt? O, was ein langsamer Deutscher nicht Alles fragt!

Ueberhaupt ist unter allen Kunstrichtern Breitinger der einzige, der diesen Punkt berührt hat. Er verdient es also um so viel mehr, daß wir ihn hören. „Weil Aesopus," sagt er, „die Fabel zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Lebens angewendet, so waren seine Lehren meistens ganz bekannte Sätze und Lebensregeln, und also mußte er auch zu den allegorischen Vorstellungen derselben ganz gewohnte Handlungen und Beispiele

1) D. h. flüchtig, wie der Hahn über heiße Kohlen läuft; vgl. Grimm's Wörterbuch, IV. 2. S. 162. — A. d. H.

aus dem gemeinen Leben der Menschen entlehnen. Da nun aber die täglichen Geschäfte und Handlungen der Menschen nichts Ungemeines oder merkwürdig Reizendes an sich haben, so mußte man nothwendig auf ein neues Mittel bedacht sein, auch der allegorischen Erzählung eine anzügliche Kraft und ein reizendes Ansehen mitzutheilen, um ihr also dadurch einen sichern Eingang in das menschliche Herz aufzuschließen. Nachdem man nun wahrgenommen, daß allein das Seltene, Neue und Wunderbare eine solche erweckende und angenehm entzückende Kraft auf das menschliche Gemüth mit sich führet, so war man bedacht, die Erzählung durch die Neuheit und Seltsamkeit der Vorstellungen wunderbar zu machen und also dem Körper der Fabel eine ungemeine und reizende Schönheit beizulegen. Die Erzählung bestehet aus zween wesentlichen Hauptumständen, dem Umstande der Person, und der Sache oder Handlung; ohne diese kann keine Erzählung Platz haben. Also muß das Wunderbare, welches in der Erzählung herrschen soll, sich entweder auf die Handlung selbst oder auf die Personen, denen selbige zugeschrieben wird, beziehen. Das Wunderbare, das in den täglichen Geschäften und Handlungen der Menschen vorkömmt, bestehet vornehmlich in dem Unvermutheten, sowohl in Absicht auf die Vermessenheit im Unterfangen, als die Bosheit oder Thorheit im Ausführen, zuweilen auch in einem ganz unerwarteten Ausgange einer Sache. Weil aber dergleichen wunderbare Handlungen in dem gemeinen Leben der Menschen etwas Ungewohntes und Seltenes sind, da hingegen die meisten gewöhnlichen Handlungen gar nichts Ungemeines oder Merkwürdiges an sich haben, so sah man sich gemüßiget, damit die Erzählung als der Körper der Fabel nicht verächtlich würde, derselben durch die Veränderung und Verwandlung der Personen einen angenehmen Schein des Wunderbaren mitzutheilen. Da nun die Menschen bei aller ihrer Verschiedenheit dennoch, überhaupt betrachtet, in einer wesentlichen Gleichheit und Verwandtschaft stehen, so besann man sich, Wesen von einer höhern Natur, die man wirklich zu sein glaubte, als Götter und Genios, oder solche, die man durch die Freiheit der Dichter zu Wesen erschuf, als die Tugenden, die Kräfte der Seele, das Glück, die Gelegenheit 2c., in die Erzählung einzuführen; vornehmlich aber nahm man sich die Freiheit heraus, die Thiere, die Pflanzen und noch geringere Wesen, nämlich die leblosen Geschöpfe, zu der höhern Natur der vernünftigen Wesen zu erheben, indem man ihnen menschliche Vernunft und Rede mittheilte, damit sie also fähig

würden, uns ihren Zustand und ihre Begegnisse in einer uns vernehmlichen Sprache zu erklären und durch ihr Exempel von ähnlichen moralischen Handlungen unsre Lehrer abzugeben" 2c. —

Breitinger also behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache sei, warum man in der Fabel die Thiere und andere niedrigere Geschöpfe reden und vernunftmäßig handeln lasse. Und eben weil er dieses für die Ursache hält, glaubt er, daß die Fabel überhaupt, in ihrem Wesen und Ursprunge betrachtet, nichts Anders als ein lehrreiches Wunderbare sei. Diese seine zweite Erklärung ist es, welche ich hier versprochnermaßen untersuchen muß.[1])

Es wird aber bei dieser Untersuchung vornehmlich darauf ankommen, ob die Einführung der Thiere in der Fabel wirklich wunderbar ist. Ist sie es, so hat Breitinger viel gewonnen, ist sie es aber nicht, so liegt auch sein ganzes Fabelsystem mit einmal über dem Haufen.

Wunderbar soll diese Einführung sein? Das Wunderbare, sagt eben dieser Kunstrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Diese anscheinende Unmöglichkeit also gehöret zu dem Wesen des Wunderbaren; und wie soll ich nunmehr jenen Gebrauch der Alten, den sie selbst schon zu einer Regel gemacht hatten, damit vergleichen? Die Alten nämlich fingen ihre Fabeln am Liebsten mit dem *Φασι* und dem darauf folgenden Klagefalle an. Die griechischen Rhetores nennen dieses kurz: die Fabel in dem Klagefalle (*ταις αιτιατικαις*) vortragen, und Theon, wenn er in seinen Vorübungen*) hierauf kömmt, führet eine Stelle des Aristoteles an, wo der Philosoph diesen Gebrauch billiget und es zwar deswegen für rathsamer erkläret, sich bei Einführung einer Fabel lieber auf das Alterthum zu berufen, als in der eigenen Person zu sprechen, damit man den Anschein, als erzähle man etwas Unmögliches, vermindere (*ἱνα παραμυθησωνται το δοκειν ἀδυνατα λεγειν*). War also das der Alten ihre Denkungsart, wollten sie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel so viel als möglich vermindert wissen, so mußten sie nothwendig weit davon entfernt sein, in der Fabel etwas Wunder-

*) Nach der Ausgabe des Camerarius, S. 28. [Der Verfasser dieser *Προγυμνασματα* war ein Alexandrinischer Rhetor aus der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts. — A. d. H.]

1) Vgl. oben S. 42. — A. d. H.

bares zu suchen oder zur Absicht zu haben; denn das Wunderbare muß sich auf diesen Schein der Unmöglichkeit gründen.

Weiter! Das Wunderbare, sagt Breitinger an mehr als einem Orte, sei der höchste Grad des Neuen. Diese Neuheit aber muß das Wunderbare, wenn es seine gehörige Wirkung auf uns thun soll, nicht allein blos in Ansehung seiner selbst, sondern auch in Ansehung unsrer Vorstellungen haben. Nur das ist wunderbar, was sich sehr selten in der Reihe der natürlichen Dinge ereignet. Und nur das Wunderbare behält seinen Eindruck auf uns, dessen Vorstellung in der Reihe unsrer Vorstellungen ebenso selten vorkömmt. Auf einen fleißigen Bibelleser wird das größte Wunder, das in der Schrift aufgezeichnet ist, den Eindruck bei Weitem nicht mehr machen, den es das erste Mal auf ihn gemacht hat. Er lieset es endlich mit ebenso wenigem Erstaunen, daß die Sonne einmal stille gestanden, als er sie täglich auf- und niedergehen sieht. Das Wunder bleibt immer dasselbe, aber nicht unsere Gemüthsverfassung, wenn wir es zu oft denken. — Folglich würde auch die Einführung der Thiere uns höchstens nur in den ersten Fabeln wunderbar vorkommen; fänden wir aber, daß die Thiere fast in allen Fabeln sprächen und urtheilten, so würde diese Sonderbarkeit, so groß sie auch an und vor sich selbst wäre, doch gar bald nichts Sonderbares mehr für uns haben.

Aber wozu alle diese Umschweife? Was sich auf einmal umreißen läßt, braucht man das erst zu erschüttern? — Darum kurz: daß die Thiere und andere niedrigere Geschöpfe Sprache und Vernunft haben, wird in der Fabel vorausgesetzt; es wird angenommen und soll nichts weniger als wunderbar sein. — Wenn ich in der Schrift lese:*) „Da thät der Herr der Eselin den Mund auf, und sie sprach zu Bileam" ꝛc., so lese ich etwas Wunderbares. Aber wenn ich bei dem Aesopus lese:**) *Φασιν, ὀτε φωνηεντα ἠν τα ζωα, την ὀϊν προς τον δεσποτην εἰπειν·* „Damals, als die Thiere noch redeten, soll das Schaf zu seinem Hirten gesagt haben," so ist es ja wohl offenbar, daß mir der Fabulist nichts Wunderbares erzählen will, sondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubniß seines Lesers annimmt, dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäß war.

Und das ist so begreiflich, sollte ich meinen, daß ich mich schämen muß, noch ein Wort hinzuzuthun. Ich komme vielmehr

*) 4. B. Mos. 22, 28.
**) Fab. Aesop. 316. [Halm 317. — A. d. H.]

sogleich auf die wahre Ursache, — die ich wenigstens für die wahre halte —, warum der Fabulist die Thiere oft zu seiner Absicht bequemer findet als die Menschen. — Ich setze sie in die allgemein bekannte Bestandheit der Charaktere. — Gesetzt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen ließe, wird sie sich deswegen von Jedem ohne Ausnahme darin erkennen lassen? Auch von Dem, der mit den Charakteren der dabei interessirten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! Und wie viel Personen sind wohl in der Geschichte so allgemein bekannt, daß man sie nur nennen dürfte, um sogleich bei einem Jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenschaften zu erwecken? Die umständliche Charakterisirung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft ist, ob sie bei Allen die nämlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Wesen einzuschränken, von denen man es zuverlässig weiß, daß auch bei den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Idee entspricht. Und weil von diesen Wesen die wenigsten ihrer Natur nach geschickt waren, die Rollen freier Wesen über sich zu nehmen, so erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur und machte sie unter gewissen wahrscheinlichen Voraussetzungen dazu geschickt.

Man hört: Britannicus und Nero. Wie Viele wissen, was sie hören? Wer war Dieser? wer Jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? — Aber man hört: Der Wolf und das Lamm; sogleich weiß Jeder, was er höret, und weiß, wie sich das Eine zu dem Andern verhält. Diese Wörter, welche stracks ihre gewissen Bilder in uns erwecken, befördern die anschauende Erkenntniß, die durch jene Namen, bei welchen auch Die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiß nicht alle vollkommen eben dasselbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabulist keine vernünftigen Individua auftreiben kann, die sich durch ihre bloße Benennungen in unsere Einbildungskraft schildern, so ist es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren oder unter noch geringern Geschöpfen zu suchen. Man setze in der Fabel von dem Wolfe und dem Lamme anstatt des Wolfes den Nero, anstatt des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal Alles verloren, was sie zu einer Fabel für das ganze menschliche Geschlecht macht. Aber man setze anstatt des Lammes und des Wolfes den Riesen und den Zwerg, und sie

verlieret schon weniger;[1]) denn auch der Riese und der Zwerg sind Individua, deren Charakter ohne weitere Hinzuthuung ziemlich aus der Benennung erhellet. Oder man verwandle sie lieber gar in folgende menschliche Fabel: „Ein Priester kam zu dem armen Manne des Propheten*) und sagte: Bringe Dein weißes Lamm vor den Altar; denn die Götter fordern ein Opfer. Der Arme erwiderte: Mein Nachbar hat eine zahlreiche Heerde, und ich habe nur das einzige Lamm. Du hast aber den Göttern ein Gelübde gethan, versetzte Dieser, weil sie Deine Felder gesegnet. — Ich habe kein Feld, war die Antwort. — Nun, so war es damals, als sie Deinen Sohn von seiner Krankheit genesen ließen. — O, sagte der Arme, die Götter haben ihn selbst zum Opfer hingenommen. Gottloser! zürnte der Priester; Du lästerst! und riß das Lamm aus seinem Schooße" 2c. — — Und wenn in dieser Verwandlung die Fabel noch weniger verloren hat, so kömmt es blos daher, weil man mit dem Worte Priester den Charakter der Habsüchtigkeit leider noch weit geschwinder verbindet als den Charakter der Blutdürstigkeit mit dem Worte Riese, und durch den armen Mann des Propheten die Idee der unterdrückten Unschuld noch leichter erregt wird als durch den Zwerg. — Der beste Abdruck dieser Fabel, in welchem sie ohne Zweifel am Allerwenigsten verloren hat, ist die Fabel von der Katze und dem Hahne.**) Doch weil man auch hier sich das Verhältniß der Katze gegen den Hahn nicht so geschwind denkt als dort das Verhältniß des Wolfes zum Lamme, so sind diese noch immer die allerbequemsten Wesen, die der Fabulist zu seiner Absicht hat wählen können.

Der Verfasser der oben angeführten Critischen Briefe ist mit Breitingern einerlei Meinung und sagt unter Andern in der erdichteten Person des Hermann Axel's:***) „Die Fabel bekömmt durch diese sonderbare Personen ein wunderliches Ansehen. Es wäre keine ungeschickte Fabel, wenn man dichtete: „Ein Mensch sah auf einem hohen Baume die schönsten Birnen hangen, die seine Lust, davon zu essen, mächtig reizeten. Er be-

*) 2. B. Samuelis 12.
**) Fab. Aesop. 6. [Halm 14. — A. d. H.]
***) S. 166. — [Ueber Hermann Axel oder Axels vgl. Th. IX. S. 329, A. 1 uns. Ausg. — A. d. H.]

1) Lichtwer, 17. Fabel des ersten Buchs. — A. d. H.

mühte sich lange, auf denselben hinaufzuklimmen, aber es war umsonst, er mußte es endlich aufgeben. Indem er wegging, sagte er: Es ist mir gesunder, daß ich sie noch länger stehen lasse, sie sind doch noch nicht zeitig genug." Aber dieses Geschichtchen reizet nicht stark genug, es ist zu platt" rc. — Ich gestehe es Hermann Axeln zu, das Geschichtchen ist sehr platt und verdienet nichts weniger als den Namen einer guten Fabel. Aber ist es blos deswegen so platt geworden, weil kein Thier darin redet und handelt? Gewiß nicht, sondern es ist es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit dessen bloßem Namen wir einen gewissen Charakter verbinden, aus welchem sich der Grund von der ihm zugeschriebenen Handlung angeben läßt, in ein anders Individuum verwandelt hat, dessen Name keine Idee eines bestimmten Charakters in uns erwecket. „Ein Mensch"! das ist ein viel zu allgemeiner Begriff für die Fabel. An was für eine Art von Menschen soll ich dabei denken? Es giebt deren so viele! Aber „ein Fuchs"! Der Fabulist weiß nur von einem Fuchse, und sobald er mir das Wort nennt, fallen auch meine Gedanken sogleich nur auf einen Charakter. Anstatt des Menschen überhaupt hätte Hermann Axel also wenigstens einen Gasconier setzen müssen. Und alsdenn würde er wohl gefunden haben, daß die Fabel durch die bloße Weglassung des Thieres so viel eben nicht verlöre, besonders wenn er in dem nämlichen Verhältnisse auch die übrigen Umstände geändert und den Gasconier nach etwas mehr als nach Birnen lüstern gemacht hätte.

Da also die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere die eigentliche Ursache sind, warum sie der Fabulist zu moralischen Wesen erhebt, so kömmt mir es sehr sonderbar vor, wenn man es Einem zum besondern Ruhme machen will, „daß der Schwan in seinen Fabeln nicht singe, noch der Pelikan sein Blut für seine Jungen vergieße."*) — Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeschichte studiren sollte! Wenn dergleichen Eigenschaften allgemein bekannt sind, so sind sie werth, gebraucht zu werden, der Naturalist mag sie bekräftigen oder nicht. Und Derjenige, der sie uns, es sei durch seine Exempel oder durch seine Lehre, aus den Händen spielen will, der nenne uns erst andere Individua, von denen es bekannt ist, daß ihnen die nämlichen Eigenschaften in der That zukommen.

*) Man sehe die Critische Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln. — [Sie ist von Bodmer. Der Verfasser der 1744 zuerst gedruckten Fabeln ist der Züricher Landedelmann Johann Ludwig Meier von Knonau. — A. d. H.]

Je tiefer wir auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltner kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche und am Allerseltensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt. Denn daß es deswegen geschehen sollte, weil es stufenweise immer unwahrscheinlicher werde, daß diese geringern Werke der Natur und Kunst empfinden, denken und sprechen könnten, will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe[1]) ist nicht um ein Haar schlechter oder unwahrscheinlicher als die beste Fabel z. E. von einem Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so unendlich weit jene von ihm abstehen.

Indem ich aber die Charaktere der Thiere zur eigentlichen Ursache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht sagen, daß die Thiere dem Fabulisten sonst zu weiter gar nichts nützten. Ich weiß es sehr wohl, daß sie unter Andern in der zusammengesetzten Fabel das Vergnügen der Vergleichung um ein Großes vermehren, welches alsdenn kaum merklich ist, wenn sowohl der wahre als der erdichtete einzelne Fall beide aus handelnden Personen von einerlei Art, aus Menschen, bestehen. Da aber dieser Nutzen, wie gesagt, nur in der zusammengesetzten Fabel stattfindet, so kann er die Ursache nicht sein, warum die Thiere auch in der einfachen Fabel, und also in der Fabel überhaupt dem Dichter sich gemeiniglich mehr empfehlen als die Menschen.

Ja, ich will es wagen, den Thieren und andern geringern Geschöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuschreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüsse nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unsere klare und lebendige Erkenntniß eines moralischen Satzes zur Absicht. Nichts verdunkelt unsere Erkenntniß mehr als die Leidenschaften. Folglich muß der Fabulist die Erregung der Leidenschaften so viel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders z. E. die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenstände desselben unvollkommener macht und anstatt der Menschen Thiere oder noch geringere Geschöpfe annimmt? Man erinnere sich noch einmal der Fabel von dem Wolfe und

1) La Fontaine, L. V. fab. 2. — A. d. H.

Lamme, wie sie oben[1]) in die Fabel von dem Priester und dem armen Manne des Propheten verwandelt worden. Wir haben Mitleiden mit dem Lamme, aber dieses Mitleiden ist so schwach, daß es unserer anschauenden Erkenntniß des moralischen Satzes keinen merklichen Eintrag thut. Hingegen wie ist es mit dem armen Manne? Kömmt es mir nur so vor, oder ist es wirklich wahr, daß wir mit diesem viel zu viel Mitleiden haben und gegen den Priester viel zu viel Unwillen empfinden, als daß die anschauende Erkenntniß des moralischen Satzes hier ebenso klar sein könnte, als sie dort ist?

---

1) S. 61. — A. d. H.

III.

Von der Eintheilung der Fabeln.

Die Fabeln sind verschiedener Eintheilungen fähig. Von einer, die sich aus der verschiednen Anwendung derselben ergiebt, habe ich gleich anfangs geredet. Die Fabeln nämlich werden entweder blos auf einen allgemeinen moralischen Satz angewendet und heißen einfache Fabeln, oder sie werden auf einen wirklichen Fall angewendet, der mit der Fabel unter einem und eben demselben moralischen Satze enthalten ist, und heißen zusammengesetzte Fabeln. Der Nutzen dieser Eintheilung hat sich bereits an mehr als einer Stelle gezeiget.

Eine andere Eintheilung würde sich aus der verschiednen Beschaffenheit des moralischen Satzes herholen lassen. Es giebt nämlich moralische Sätze, die sich besser in einem einzeln Falle ihres Gegentheils als in einem einzeln Falle, der unmittelbar unter ihnen begriffen ist, anschauend erkennen lassen. Fabeln also, welche den moralischen Satz in einem einzeln Falle des Gegentheils zur Intuition bringen, würde man vielleicht indirecte Fabeln, sowie die andern directe Fabeln nennen können.

Doch von diesen Eintheilungen ist hier nicht die Frage, noch viel weniger von jener unphilosophischen Eintheilung nach den verschiedenen Erfindern oder Dichtern, die sich einen vorzüglichen Namen damit gemacht haben. Es hat den Kunstrichtern gefallen, ihre gewöhnliche Eintheilung der Fabel von einer Verschiedenheit herzunehmen, die mehr in die Augen fällt, von der Verschiedenheit nämlich der darin handelnden Personen. Und diese Eintheilung ist es, die ich hier näher betrachten will.

Aphthonius[1]) ist ohne Zweifel der älteste Scribent, der ihrer erwähnet. *Τον δε μυθον*, sagt er in seinen Vorübungen, *το μεν ἐστι λογικον, το δε ἠθικον, το δε μικτον. Και λογικον μεν ἐν ᾧ τι ποιων ἀνθρωπος πεπλασται, ἠθικον δε το των ἀλογων ἠθος ἀπομιμουμενον, μικτον δε το ἐξ ἀμφοτερων ἀλογου και λογικου.* Es giebt drei Gattungen von Fabeln: die vernünftige, in welcher der Mensch die handelnde Person ist; die sittliche, in welcher unvernünftige Wesen aufgeführet werden; die vermischte, in welcher sowohl unvernünftige als vernünftige Wesen vorkommen. — Der Hauptfehler dieser Eintheilung, welcher sogleich einem Jeden in die Augen leuchtet, ist der, daß sie das nicht erschöpft, was sie erschöpfen sollte. Denn wo bleiben diejenigen Fabeln, die aus Gottheiten und allegorischen Personen bestehen? Aphthonius hat die vernünftige Gattung ausdrücklich auf den einzigen Menschen eingeschränkt. Doch wenn diesem Fehler auch abzuhelfen wäre, was kann dem ohngeachtet roher und mehr von der obersten Fläche abgeschöpft sein als diese Eintheilung? Oeffnet sie uns nur auch die geringste freiere Einsicht in das Wesen der Fabel?

Batteux würde daher ohne Zweifel ebenso wohl gethan haben, wenn er von der Eintheilung der Fabel gar geschwiegen hätte, als daß er uns mit jener kahlen Aphthonianischen abspeisen will. Aber was wird man vollends von ihm sagen, wenn ich zeige, daß er sich hier auf einer kleinen Tücke treffen läßt? Kurz zuvor sagt er unter Andern von den Personen der Fabel: „Man hat hier nicht allein den Wolf und das Lamm, die Eiche und das Schilf,[2]) sondern auch den eisernen und den irdenen Topf ihre Rollen spielen sehen. Nur der Herr Verstand und das Fräulein Einbildungskraft und Alles, was ihnen ähnlich siehet, sind von diesem Theater ausgeschlossen worden, weil es ohne Zweifel schwerer ist, diesen blos geistigen Wesen einen charaktermäßigen Körper zu geben, als Körpern, die einige Analogie mit unsern Organen haben, Geist und Seele zu geben." *) — Merkt man, wider wen dieses geht? Wider den de la Motte, der sich in seinen Fabeln der allegorischen Wesen sehr häufig bedienet. Da dieses nun nicht nach dem Geschmacke unsers oft

*) Nach der Ramler'schen Uebersetzung, S. 244.

1) Rhetor aus Antiochia, lebte um 300 n. Chr. — A. d. H.
2) Fab. Aesop. 179, Halm; La Fontaine, L. I, fab. 22. — A. d. H.

mehr ekeln als seinen Kunstrichters war, so konnte ihm die Aphthonianische mangelhafte Eintheilung der Fabel nicht anders als willkommen sein, indem es durch sie stillschweigend gleichsam zur Regel gemacht wird, daß die Gottheiten und allegorischen Wesen gar nicht in die Aesopische Fabel gehören. Und diese Regel eben möchte Batteux gar zu gern festsetzen, ob er sich gleich nicht getrauet, mit ausdrücklichen Worten darauf zu dringen. Sein System von der Fabel kann auch nicht wohl ohne sie bestehen. „Die Aesopische Fabel," sagt er, „ist, eigentlich zu reden, das Schauspiel der Kinder; sie unterscheidet sich von den übrigen nur durch die Geringfügigkeit und Naivität ihrer spielenden Personen. Man sieht auf diesem Theater keinen Cäsar, keinen Alexander, aber wohl die Fliege und die Ameise" ꝛc. — Freilich, diese Geringfügigkeit der spielenden Personen vorausgesetzt, konnte Batteux mit den höhern poetischen Wesen des de la Motte unmöglich zufrieden sein. Er verwarf sie also, ob er schon einen guten Theil der besten Fabeln des Alterthums zugleich mit verwerfen mußte, und zog sich, um den kritischen Anfällen deswegen weniger ausgesetzt zu sein, unter den Schutz der mangelhaften Eintheilung des Aphthonius. Gleich als ob Aphthonius der Mann wäre, der alle Gattungen von Fabeln, die in seiner Eintheilung nicht Platz haben, eben dadurch verdammen könnte! Und diesen Mißbrauch einer erschlichenen Autorität nenne ich eben die kleine Tücke, deren sich Batteux in Ansehung des de la Motte hier schuldig gemacht hat.

Wolff*) hat die Eintheilung des Aphthonius gleichfalls beibehalten, aber einen weit edlern Gebrauch davon gemacht. Diese Eintheilung in vernünftige und sittliche Fabeln, meinet er, klinge zwar ein Wenig sonderbar; denn man könnte sagen, daß eine jede Fabel sowohl eine vernünftige als eine sittliche Fabel wäre. Sittlich nämlich sei eine jede Fabel insofern, als sie einer sittlichen Wahrheit zum Besten erfunden worden, und vernünftig insofern, als diese sittliche Wahrheit der Vernunft gemäß ist. Doch da es einmal gewöhnlich sei, diesen Worten hier eine andere Bedeutung zu geben, so wolle er keine Neuerung machen. Aphthonius habe übrigens bei seiner Eintheilung die Absicht gehabt, die Verschiedenheit der Fabeln ganz zu erschöpfen, und mehr nach dieser Absicht als nach den Worten, deren er sich dabei bedient habe, müsse sie beurtheilet

*) Philosophiae practicae universalis Pars post., §. 303.

werden. Absit enim, sagt er — und o, wenn alle Liebhaber der Wahrheit so billig dächten! — absit, ut negemus accurate cogitasse, qui non satis accurate loquuntur. Puerile est, erroris redarguere eum, qui ab errore immunem possedit animum, propterea quod parum apta succurrerint verba, quibus mentem suam exprimere poterat. Er behält daher die Benennungen der Aphthonianischen Eintheilung bei und weiß die Wahrheit, die er nicht darin gefunden, so scharfsinnig hineinzulegen, daß sie das vollkommene Ansehen einer richtigen philosophischen Eintheilung bekömmt. „Wenn wir Begebenheiten erdichten," sagt er, „so legen wir entweder den Subjecten solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche Prädicate bei, als ihnen zukommen, oder wir legen ihnen solche bei, die ihnen nicht zukommen. In dem ersten Falle heißen es vernünftige Fabeln, in dem andern sittliche Fabeln; und vermischte Fabeln heißen es, wenn sie etwas sowohl von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel haben."

Nach dieser Wolffischen Verbesserung also beruhet die Verschiedenheit der Fabel nicht mehr auf der bloßen Verschiedenheit der Subjecte, sondern auf der Verschiedenheit der Prädicate, die von diesen Subjecten gesagt werden. Ihr zu Folge kann eine Fabel Menschen zu handelnden Personen haben und dennoch keine vernünftige Fabel sein, so wie sie eben nicht nothwendig eine sittliche Fabel sein muß, weil Thiere in ihr aufgeführet werden. Die oben [1]) angeführte Fabel von den zwei kämpfenden Hähnen würde nach den Worten des Aphthonius eine sittliche Fabel sein, weil sie die Eigenschaften und das Betragen gewisser Thiere nachahmet; wie hingegen Wolff den Sinn des Aphthonius genauer bestimmt hat, ist sie eine vernünftige Fabel, weil nicht das Geringste von den Hähnen darin gesagt wird, was ihnen nicht eigentlich zukäme. So ist es mit mehrern, z. E. Der Vogelsteller und die Schlange,*) Der Hund und der Koch,**) Der Hund und der Gärtner,***) Der Schäfer und der Wolf,†) lauter Fabeln, die nach der gemeinen Einthei-

*) Fab. Aesop. 32. [Halm 171. — A. d. H.]
**) Fab. Aesop. 34. [Halm 232. — A. d. H.]
***) Fab. Aesop. 67. [Halm 192. — A. d. H.]
†) Fab. Aesop. 71. [Halm 374. — A. d. H.]

1) S. 43. — A. d. H.

lung unter die sittlichen und vermischten, nach der verbesserten aber unter die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bei dieser Eintheilung unsers Weltweisen können bewenden lassen? Ich weiß nicht. Wider ihre logicalische Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; sie erschöpft Alles, was sie erschöpfen soll. Aber man kann ein guter Dialektiker sein, ohne ein Mann von Geschmack zu sein, und das Letzte war Wolff leider wohl nicht. Wie, wenn es auch ihm hier so gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermuthet, daß er zwar richtig gedacht, aber sich nicht so vollkommen gut ausgedrückt hätte, als es besonders die Kunstrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln, in welchen den Subjecten Leidenschaften und Handlungen, überhaupt Prädicate beigelegt werden, deren sie nicht fähig sind, die ihnen nicht zukommen. Dieses nicht zukommen kann einen übeln Verstand machen. Der Dichter, kann man daraus schließen, ist also nicht gehalten, auf die Natur der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet? Er kann das Schaf verwegen, den Wolf sanftmüthig, den Esel feurig vorstellen; er kann die Tauben als Falken brauchen und die Hunde von den Hasen jagen lassen. Alles dieses kömmt ihnen nicht zu; aber der Dichter macht eine sittliche Fabel, und er darf es ihnen beilegen. — Wie nöthig ist es, dieser gefährlichen Auslegung, diesen mit einer Ueberschwemmung der abgeschmacktesten Märchen drohenden Folgerungen vorzubauen!

Man erlaube mir also, mich auf meinen eigenen Weg wieder zurückzuwenden. Ich will den Weltweisen so wenig als möglich aus dem Gesichte verlieren, und vielleicht kommen wir am Ende der Bahn zusammen. — Ich habe gesagt und glaube es erwiesen zu haben, daß auf der Erhebung des einzeln Falles zur Wirklichkeit der wesentliche Unterschied der Parabel oder des Exempels überhaupt und der Fabel beruhet. Diese Wirklichkeit ist der Fabel so unentbehrlich, daß sie sich eher von ihrer Möglichkeit als von jener etwas abbrechen läßt. Es streitet minder mit ihrem Wesen, daß ihr einzelner Fall nicht schlechterdings möglich ist, daß er nur nach gewissen Voraussetzungen, unter gewissen Bedingungen möglich ist, als daß er nicht als wirklich vorgestellt werde. In Ansehung dieser Wirklichkeit folglich ist die Fabel keiner Verschiedenheit fähig, wohl aber in Ansehung ihrer Möglichkeit, welche sie veränderlich zu sein erlaubt. Nun ist, wie gesagt, diese Möglichkeit entweder eine unbedingte oder

bedingte Möglichkeit; der einzelne Fall der Fabel ist entweder schlechterdings möglich, oder er ist es nur nach gewissen Voraussetzungen, unter gewissen Bedingungen. Die Fabeln also, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist, will ich (um gleichfalls bei den alten Benennungen zu bleiben) vernünftige Fabeln nennen, Fabeln hingegen, wo er es nur nach gewissen Voraussetzungen ist, mögen sittliche heißen. Die vernünftigen Fabeln leiden keine fernere Unterabtheilung, die sittlichen aber leiden sie. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabel oder die Prädicate dieser Subjecte: der Fall der Fabel ist entweder möglich, vorausgesetzt, daß diese und jene Wesen existiren, oder er ist es, vorausgesetzt, daß diese und jene wirklich existirende Wesen (nicht andere Eigenschaften, als ihnen zukommen; denn sonst würden sie zu andern Wesen werden, sondern) die ihnen wirklich zukommenden Eigenschaften in einem höhern Grade, in einem weitern Umfange besitzen. Jene Fabeln, worin die Subjecte vorausgesetzt werden, wollte ich mythische Fabeln nennen, und diese, worin nur erhöhtere Eigenschaften wirklicher Subjecte angenommen werden, würde ich, wenn ich das Wort anders wagen darf, hyperphysische Fabeln nennen. —

Ich will diese meine Eintheilung noch durch einige Beispiele erläutern. Die Fabel: Der Blinde und der Lahme,[1] Die zwei kämpfenden Hähne, Der Vogelsteller und die Schlange, Der Hund und der Gärtner sind lauter vernünftige Fabeln, obschon bald lauter Thiere, bald Menschen und Thiere darin vorkommen; denn der darin enthaltene Fall ist schlechterdings möglich, oder, mit Wolffen zu reden, es wird den Subjecten nichts darin beigelegt, was ihnen nicht zukomme. — Die Fabeln: Apollo und Jupiter,*) Hercules und Plutus,**) Die verschiedene Bäume in ihren besondern Schutz nehmende Götter,***) kurz, alle Fabeln, die aus Gottheiten, aus allegorischen Personen, aus Geistern und Gespenstern, aus andern erdichteten Wesen, dem Phönix z. E., bestehen, sind sittliche Fabeln, und zwar mythisch-sittliche; denn es wird darin vorausgesetzt, daß

*) Fab. Aesop. 187. [Halm 151. — A. d. H.]
**) Phaedrus, libr. IV. fab. 12.
***) Phaedrus, libr. III. fab. 17.

1) Gellert, 16. Fabel des ersten Buchs. Die folgenden drei sind oben S. 68 citirt. — A. d. H.

alle diese Wesen existiren oder existiret haben, und der Fall, den sie enthalten, ist nur unter dieser Voraussetzung möglich. — Der Wolf und das Lamm,*) Der Fuchs und der Storch,**) Die Natter und die Feile,***) Die Bäume und der Dornstrauch,****) Der Oelbaum und das Rohr†) ꝛc. sind gleichfalls sittliche, aber hyperphysisch-sittliche Fabeln; denn die Natur dieser wirklichen Wesen wird erhöhet, die Schranken ihrer Fähigkeiten werden erweitert. Eines muß ich hierbei erinnern. Man bilde sich nicht ein, daß diese Gattung von Fabeln sich blos auf die Thiere und andere geringere Geschöpfe einschränke: der Dichter kann auch die Natur des Menschen erhöhen und die Schranken seiner Fähigkeiten erweitern. Eine Fabel z. E. von einem Propheten würde eine hyperphysisch-sittliche Fabel sein; denn die Gabe zu prophezeihen kann dem Menschen blos nach einer erhöhtern Natur zukommen. Oder wenn man die Erzählung von den himmelstürmenden Riesen als eine Aesopische Fabel behandeln und sie dahin verändern wollte, daß ihr unsinniger Bau von Bergen auf Bergen endlich von selbst zusammenstürzte und sie unter den Ruinen begrübe, so würde keine andere als eine hyperphysisch-sittliche Fabel daraus werden können.

Aus den zwei Hauptgattungen, der vernünftigen und sittlichen Fabel, entstehet auch bei mir eine vermischte Gattung, wo nämlich der Fall zum Theil schlechterdings, zum Theil nur unter gewissen Voraussetzungen möglich ist. Und zwar können dieser vermischten Fabeln dreierlei sein; die vernünftig-mythische Fabel, als: Hercules und der Kärrner,††) Der arme Mann und der Tod;†††) die vernünftig-hyperphysische Fabel, als: Der Holzschläger und der Fuchs,††††) Der Jäger und der Löwe,§) und endlich die hyperphysisch-mythische Fabel, als: Jupiter und das Kameel,§§) Jupiter und die Schlange§§§) ꝛc.

Und diese Eintheilung erschöpft die Mannichfaltigkeit der Fabeln ganz gewiß, ja, man wird, hoffe ich, keine anführen können, deren Stelle ihr zu Folge zweifelhaft bleibe, welches bei allen andern Eintheilungen geschehen muß, die sich blos auf die

*) Phaedrus, libr. I. fab. 1.
**) Phaedrus, libr. I. fab. 26.
***) Phaedrus, libr. IV. fab. 8.
****) Fab. Aesop. 313. [Fehlt bei Halm. Es ist Jotham's Fabel aus dem Buch der Richter 9, 8 bis 15. — A. d. H.]
†) Fab. Aesop. 143. [Halm 179b. — A. d. H.]
††) Fab. Aesop. 336. [Halm 81. — A. d. H.]
†††) Fab. Aesop. 20. [Halm 90b. — A. d. H.]
††††) Fab. Aesop. 127. [Halm 35. — A. d. H.]
§) Fab. Aesop. 280. [Halm 403. — A. d. H.]
§§) Fab. Aesop. 197. [Halm 184. — A. d. H.]
§§§) Fab. Aesop. 189. [Halm 153. — A. d. H.]

Verschiedenheit der handelnden Personen beziehen. Die Breitinger'sche Eintheilung ist davon nicht ausgeschlossen, ob er schon dabei die Grade des Wunderbaren zum Grunde gelegt hat. Denn da bei ihm die Grade des Wunderbaren, wie wir gesehen haben, größtentheils auf die Beschaffenheit der handelnden Personen ankommen, so klingen seine Worte nur gründlicher, und er ist in der That in die Sache nichts tiefer eingedrungen. „Das Wunderbare der Fabel," sagt er, „hat seine verschiedene Grade. — Der niedrigste Grad des Wunderbaren findet sich in derjenigen Gattung der Fabeln, in welchen ordentliche Menschen aufgeführet werden. — Weil in denselben das Wahrscheinliche über das Wunderbare weit die Oberhand hat, so können sie mit Fug wahrscheinliche oder in Absicht auf die Personen menschliche Fabeln benennet werden. Ein mehrerer Grad des Wunderbaren äußert sich in derjenigen Classe der Fabeln, in welchen ganz andere als menschliche Personen aufgeführet werden. — Diese sind entweder von einer vortrefflichern und höhern Natur, als die menschliche ist, z. E. die heidnischen Gottheiten, — oder sie sind in Ansehung ihres Ursprungs und ihrer natürlichen Geschicklichkeit von einem geringern Rang als die Menschen, als z. E. die Thiere, Pflanzen 2c. — Weil in diesen Fabeln das Wunderbare über das Wahrscheinliche nach verschiedenen Graden herrschet, werden sie deswegen nicht unfüglich wunderbare und in Absicht auf die Personen entweder göttliche oder thierische Fabeln genennt." — Und die Fabel von den zwei Töpfen, die Fabel von den Bäumen und dem Dornstrauche? Sollen die auch thierische Fabeln heißen? Oder sollen sie und ihresgleichen eigne Benennungen erhalten? Wie sehr wird diese Namenrolle anwachsen, besonders wenn man auch alle Arten der vermischten Gattung benennen sollte! Aber ein Exempel zu geben, daß man nach dieser Breitinger'schen Eintheilung oft zweifelhaft sein kann, zu welcher Classe man diese oder jene Fabel rechnen soll, so betrachte man die schon angeführte Fabel von dem Gärtner und seinem Hunde[1]) oder die noch bekanntere von dem Ackersmanne und der Schlange; aber nicht so, wie sie Phädrus erzählet, sondern wie sie unter den griechischen Fabeln vorkömmt.[2]) Beide haben einen so geringen Grad des Wunderbaren, daß man sie nothwendig zu den wahrscheinlichen, das ist menschlichen Fabeln rechnen müßte. In beiden

1) S. 68. — A. d. H.
2) Phaedrus, libr. IV. fab. 18; Fab. Aesop. 170 (Halm 97). — A. d. H.

aber kommen auch Thiere vor, und in Betrachtung dieser würden sie zu den vermischten Fabeln gehören, in welchen das Wunderbare weit mehr über das Wahrscheinliche herrscht als in jenen. Folglich würde man erst ausmachen müssen, ob die Schlange und der Hund hier als handelnde Personen der Fabel anzusehen wären oder nicht, ehe man der Fabel selbst ihre Classe anweisen könnte.

Ich will mich bei diesen Kleinigkeiten nicht länger aufhalten, sondern mit einer Anmerkung schließen, die sich überhaupt auf die hyperphysischen Fabeln beziehet, und die ich zur richtigern Beurtheilung einiger von meinen eigenen Versuchen nicht gern anzubringen vergessen möchte. — Es ist bei dieser Gattung von Fabeln die Frage, wie weit der Fabulist die Natur der Thiere und andrer niedrigern Geschöpfe erhöhen, und wie nahe er sie der menschlichen Natur bringen dürfe. Ich antworte kurz: so weit und so nahe er immer will. Nur mit der einzigen Bedingung, daß aus Allem, was er sie denken, reden und handeln läßt, der Charakter hervorscheine, um dessen willen er sie seiner Absicht bequemer fand als alle andere Individua. Ist dieses; denken, reden und thun sie durchaus nichts, was ein ander Individuum von einem andern oder gar ohne Charakter ebenso gut denken, reden und thun könnte: so wird uns ihr Betragen im Geringsten nicht befremden, wenn es auch noch so viel Witz, Scharfsinnigkeit und Vernunft voraussetzt. Und wie könnte es auch? Haben wir ihnen einmal Freiheit und Sprache zugestanden, so müssen wir ihnen zugleich alle Modificationen des Willens und alle Erkenntnisse zugestehen, die aus jenen Eigenschaften folgen können, auf welchen unser Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet. Nur ihren Charakter, wie gesagt, müssen wir durch die ganze Fabel finden, und finden wir diesen, so erfolgt die Illusion, daß es wirkliche Thiere sind, ob wir sie gleich reden hören, und ob sie gleich noch so feine Anmerkungen, noch so scharfsinnige Schlüsse machen. Es ist unbeschreiblich, wie viel sophismata non causae ut causae die Kunstrichter in dieser Materie gemacht haben. Unter Andern der Verfasser der Critischen Briefe, wenn er von seinem Hermann Axel sagt: „Daher schreibt er auch den unvernünftigen Thieren, die er aufführt, niemals eine Reihe von Anschlägen zu, die in einem System, in einer Verknüpfung stehen und zu einem Endzwecke von Weitem her angeordnet sind. Denn dazu gehöret eine Stärke der Vernunft, welche über den Instinct ist. Ihr Instinct giebt nur flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft von

sich, die sich nicht lange emporhalten kann. Aus dieser Ursache werden diese Fabeln mit Thierpersonen ganz kurz und bestehen nur aus einem sehr einfachen Anschlage oder Anliegen. Sie reichen nicht zu, einen menschlichen Charakter in mehr als einem Lichte vorzustellen, ja, der Fabulist muß zufrieden sein, wenn er nur einen Zug eines Charakters vorstellen kann. Es ist eine ausschweifende Idee des Pater Bossu, daß die Aesopische Fabel sich in dieselbe Länge wie die epische Fabel ausdehnen lasse. Denn das kann nicht geschehen, es sei denn, daß man die Thiere nichts von den Thieren behalten lasse, sondern sie in Menschen verwandle, welches nur in possierlichen Gedichten angehet, wo man die Thiere mit gewissem Vorsatz in Masken aufführet und die Verrichtungen der Menschen nachäffen läßt" rc. — Wie sonderbar ist hier das aus dem Wesen der Thiere hergeleitet, was der Kunstrichter aus dem Wesen der anschauenden Erkenntniß und aus der Einheit des moralischen Lehrsatzes in der Fabel hätte herleiten sollen! Ich gebe es zu, daß der Einfall des Pater Bossu[1] nichts taugt. Die Aesopische Fabel, in die Länge einer epischen Fabel ausgedehnet, höret auf, eine Aesopische Fabel zu sein, aber nicht deswegen, weil man den Thieren, nachdem man ihnen Freiheit und Sprache ertheilt hat, nicht auch eine Folge von Gedanken, dergleichen die Folge von Handlungen in der Epopöe erfordern würde, ertheilen dürfte; nicht deswegen, weil die Thiere alsdenn zu viel Menschliches haben würden: sondern deswegen, weil die Einheit des moralischen Lehrsatzes verloren gehen würde; weil man diesen Lehrsatz in der Fabel, deren Theile so gewaltsam aus einander gedehnet und mit fremden Theilen vermischt worden, nicht länger anschauend erkennen würde. Denn die anschauende Erkenntniß erfordert unumgänglich, daß wir den einzeln Fall auf einmal übersehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzu viel Theile hat, oder seine Theile allzu weit aus einander liegen, so kann auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieses, wenn ich nicht sehr irre, ist der wahre Grund, warum man es dem dramatischen Dichter, noch williger aber dem Epopöendichter erlassen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn sie auch eine hineinlegen? Wir können sie doch nicht darin erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläuftig sind, als daß wir sie auf einmal zu

1) René le Bossu (1631—1680) gab zu Paris 1675 einen „Traité du poëme épique" heraus. — A. d. H.

übersehen vermöchten. In dem Skelette derselben müßte sie sich wohl endlich zeigen; aber das Skelett gehöret für den kalten Kunstrichter, und wenn dieser einmal glaubt, daß eine solche Hauptlehre darin liegen müsse, so wird er sie gewiß herausgrübeln, wenn sie der Dichter auch gleich nicht hineingelegt hat. Daß übrigens das eingeschränkte Wesen der Thiere von dieser nicht zu erlaubenden Ausdehnung der Aesopischen Fabel die wahre Ursach nicht sei, hätte der kritische Briefsteller gleich daher abnehmen können, weil nicht blos die thierische Fabel, sondern auch jede andere Aesopische Fabel, wenn sie schon aus vernünftigen Wesen bestehet, derselben unfähig ist. Die Fabel von dem Lahmen und Blinden, oder von dem armen Manne und dem Tode, läßt sich ebenso wenig zur Länge des epischen Gedichts erstrecken als die Fabel von dem Lamme und dem Wolfe, oder von dem Fuchse und dem Raben. Kann es also an der Natur der Thiere liegen? Und wenn man mit Beispielen streiten wollte, wie viel sehr gute Fabeln ließen sich ihm nicht entgegensetzen, in welchen den Thieren weit mehr als flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft beigelegt wird, und man sie ihre Anschläge ziemlich von Weitem her zu einem Endzwecke anwenden siehet. Z. E. Der Adler und der Käfer,*) Der Adler, die Katze und das Schwein etc.**)

Unterdessen, dachte ich einsmals bei mir selbst, wenn man dem ohngeachtet eine Aesopische Fabel von einer ungewöhnlichen Länge machen wollte, wie müßte man es anfangen, daß die itztberührten Unbequemlichkeiten dieser Länge wegfielen? Wie müßte unser Reineke Fuchs aussehen, wenn ihm der Name eines Aesopischen Heldengedichts zukommen sollte? Mein Einfall war dieser: Vors Erste müßte nur ein einziger moralischer Satz in dem Ganzen zum Grunde liegen; vors Zweite müßten die vielen und mannichfaltigen Theile dieses Ganzen unter gewisse Haupttheile gebracht werden, damit man sie wenigstens in diesen Haupttheilen auf einmal übersehen könnte; vors Dritte müßte jeder dieser Haupttheile ein besonders Ganze, eine für sich bestehende Fabel sein können, damit das große Ganze aus gleichartigen Theilen bestünde. Es müßte, um Alles zusammenzunehmen, der allgemeine moralische Satz in seine einzelne Begriffe aufgelöset werden; jeder von diesen einzelnen Begriffen müßte in

*) Fab. Aesop. 2. [Halm 7. — A. d. H.]
**) Phaedrus libr. II. fab. 4.

einer besondern Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle diese besondern Fabeln müßten zusammen nur eine einzige Fabel ausmachen. Wie wenig hat der Reineke Fuchs von diesen Requisitis! Am Besten also, ich mache selbst die Probe, ob sich mein Einfall auch wirklich ausführen läßt. — Und nun urtheile man, wie diese Probe ausgefallen ist! Es ist die sechzehnte Fabel meines dritten Buchs und heißt: Die Geschichte des alten Wolfs in sieben Fabeln. Die Lehre, welche in allen sieben Fabeln zusammengenommen liegt, ist diese: „Man muß einen alten Bösewicht nicht auf das Aeußerste bringen und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch sein mag, benehmen." Dieses Aeußerste, diese Benehmung aller Mittel zerstückte ich, machte verschiedene mißlungene Versuche des Wolfs daraus, des gefährlichen Raubens künftig müßig gehen zu können, und bearbeitete jeden dieser Versuche als eine besondere Fabel, die ihre eigene und mit der Hauptmoral in keiner Verbindung stehende Lehre hat. — Was ich hier bis auf sieben, und mit dem Rangstreite der Thiere auf vier Fabeln[1]) gebracht habe, wird ein Andrer mit einer andern noch fruchtbarern Moral leicht auf mehrere bringen können. Ich begnüge mich, die Möglichkeit gezeigt zu haben.

---

1) 7.—10. Fabel des dritten Buchs. — A. d. H.

IV.

Von dem Vortrage der Fabeln.

Wie soll die Fabel vorgetragen werden? Ist hierin Aesopus, oder ist Phädrus, oder ist La Fontaine das wahre Muster?

Es ist nicht ausgemacht, ob Aesopus seine Fabeln selbst aufgeschrieben und in ein Buch zusammengetragen hat. Aber das ist so gut als ausgemacht, daß, wenn er es auch gethan hat, doch keine einzige davon durchaus mit seinen eigenen Worten auf uns gekommen ist. Ich verstehe also hier die allerschönsten Fabeln in den verschiedenen griechischen Sammlungen, welchen man seinen Namen vorgesetzt hat. Nach diesen zu urtheilen, war sein Vortrag von der äußersten Präcision; er hielt sich nirgends bei Beschreibungen auf; er kam sogleich zur Sache und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kannte kein Mittel zwischen dem Nothwendigen und Unnützen. So charakterisirt ihn de la Motte, und richtig. Diese Präcision und Kürze, worin er ein so großes Muster war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch so angemessen, daß sie eine allgemeine Regel daraus machten. Theon unter Andern dringet mit den ausdrücklichsten Worten darauf.

Auch Phädrus, der sich vornahm, die Erfindungen des Aesopus in Versen auszubilden, hat offenbar den festen Vorsatz gehabt, sich an diese Regel zu halten, und wo er davon abgekommen ist, scheinet ihn das Silbenmaß und der poetischere Stil, in welchen uns auch das allersimpelste Silbenmaß wie unvermeidlich verstrickt, gleichsam wider seinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber La Fontaine? Dieses sonderbare Genie! La Fontaine! Nein, wider ihn selbst habe ich nichts; aber wider seine Nachahmer, wider seine blinden Verehrer! La Fontaine kannte

die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, was ihre Muster und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel sei; er gestand es zu, daß es ihr vornehmster Schmuck sei, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Er bekannte*) mit der liebenswürdigsten Aufrichtigkeit, „daß man die zierliche Präcision und die außerordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, in seinen Fabeln nicht finden werde. Es wären dieses Eigenschaften, die zu erreichen ihn seine Sprache zum Theil verhindert hätte, und blos deswegen, weil er den Phädrus darin nicht nachahmen können, habe er geglaubt, qu'il fallait en récompense égayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait." Alle die Lustigkeit, sagt er, durch die ich meine Fabeln aufgestützt habe, soll weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für wesentlichere Schönheiten sein, die ich ihnen zu ertheilen zu unvermögend gewesen bin. — Welch Bekenntniß! In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntniß mehr Ehre, als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es von dem französischen Publico aufgenommen! Es glaubte, La Fontaine wolle ein bloßes Compliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher als das, wofür sie geleistet war. Kaum konnte es auch anders sein; denn die Schadloshaltung hatte allzu viel Reizendes für Franzosen, bei welchen nichts über die Lustigkeit gehet. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu bleiben,**) meinte sogar, La Fontaine habe sich aus bloßer Albernheit (par bêtise) dem Phädrus nachgesetzt, und de la Motte schrie über diesen Einfall: mot plaisant, mais solide!

Unterdessen, da La Fontaine seine lustige Schwatzhaftigkeit durch ein so großes Muster, als ihm Phädrus schien, verdammt glaubte, wollte er doch nicht ganz ohne Bedeckung von Seiten des Alterthums bleiben. Er setzte also hinzu: „Und meinen Fabeln diese Lustigkeit zu ertheilen, habe ich um so viel eher wagen dürfen, da Quintilian lehret, man könne die Erzählungen nicht lustig genug machen (égayer). Ich brauche keine Ursache hiervon anzugeben, genug, daß es Quintilian sagt." — Ich habe wider diese Autorität Zweierlei zu erinnern. Es ist wahr, Quintilian sagt: Ego vero narrationem, ut si ullam partem orationis omni qua potest gratia et venere exornandam

*) In der Vorrede zu seinen Fabeln.

**) Fontenelle. — [Bernard le Bovier de Fontenelle, Enkel von Pierre Corneille, geb. 1657 zu Rouen, starb erst 1757. — A. d. H.]

puto,*) und dieses muß die Stelle sein, worauf sich La Fontaine stützet. Aber ist diese Grazie, diese Venus, die er der Erzählung so viel als möglich, obgleich nach Maßgebung der Sache,**) zu ertheilen befiehlet, ist dieses Lustigkeit? Ich sollte meinen, daß grade die Lustigkeit dadurch ausgeschlossen werde. Doch der Hauptpunkt ist hier dieser: Quintilian redet von der Erzählung des Facti in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieser sagt, ziehet La Fontaine wider die ausdrückliche Regel der Alten auf die Fabel. Er hätte diese Regel unter Andern bei dem Theon finden können. Der Grieche redet von dem Vortrage der Erzählung in der Chrie, — wie plan, wie kurz muß die Erzählung in einer Chrie sein! — und setzt hinzu: *ἐν δε τοις μυθοις ἁπλουστεραν ιην ἑρμηνειαν εἰναι δει και προσφυη· και ὡς δυνατον, ἀκατασκευον τε και σαφη·* Die Erzählung der Fabel soll noch planer sein, sie soll zusammengepreßt, so viel als möglich ohne alle Zierrathen und Figuren, mit der einzigen Deutlichkeit zufrieden sein.

Dem La Fontaine vergebe ich den Mißbrauch dieser Autorität des Quintilian's gar gern. Man weiß ja, wie die Franzosen überhaupt die Alten lesen! Lesen sie doch ihre eigene Autores mit der unverzeihlichsten Flatterhaftigkeit. Hier ist gleich ein Exempel! De la Motte sagt von dem La Fontaine: Tout original qu'il est dans les manières, il était admirateur des anciens jusqu'à la prévention, comme s'ils eussent été ses modèles. *La brièveté*, dit-il, *est l'âme de la fable et il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit.****) Man kann nicht verstümmelter anführen, als de la Motte hier den La Fontaine anführet! La Fontaine legt es einem ganz andern Kunstrichter in den Mund, daß die Kürze die Seele der Fabel sei, oder spricht es vielmehr in seiner eigenen Person; er beruft sich nicht wegen der Kürze, sondern wegen der Munterkeit, die in den Erzählungen herrschen solle, auf das Zeugniß des Quintilian's, und würde sich wegen jener sehr schlecht auf ihn berufen haben, weil man jenen Ausspruch nirgend bei ihm findet.

Ich komme auf die Sache selbst zurück. Der allgemeine Beifall, den La Fontaine mit seiner muntern Art zu erzählen

*) Quintilianus, Inst. Orat. lib. IV. cap. 2.

**) Sed plurimum refert, quae sit natura ejus rei, quam exponimus. *Idem ibidem.*

***) Discours sur la fable, p. 17.

erhielt, machte, daß man nach und nach die Aesopische Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als sie die Alten betrachtet hatten. Bei den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiete der Philosophie, und aus diesem holten sie die Lehrer der Redekunst in das ihrige herüber. Aristoteles hat nicht in seiner Dichtkunst, sondern in seiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon sagen, das sagen sie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bei den Neuern muß man das, was man von der Aesopischen Fabel wissen will, durchaus in Rhetoriken suchen, bis auf die Zeiten des La Fontaine. Ihm gelang es, die Fabel zu einem anmuthigen poetischen Spielwerke zu machen; er bezauberte; er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten als durch solche in lustigen Versen ausgedehnte und gewässerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunst griffen zu; die Lehrer der Redekunst ließen den Eingriff geschehen; diese hörten auf, die Fabel als ein sicheres Mittel zur lebendigen Ueberzeugung anzupreisen, und jene fingen dafür an, sie als ein Kinderspiel zu betrachten, das sie so viel als möglich auszuputzen uns lehren müßten. — So stehen wir noch! —

Ein Mann, der aus der Schule der Alten kömmt, wo ihm jene ἑρμηνεια ἀκατασκευος der Fabel so oft empfohlen worden, kann der wissen, woran er ist, wenn er z. E. bei dem Batteux ein langes Verzeichniß von Zierrathen lieset, deren die Erzählung der Fabel fähig sein soll? Er muß voller Verwunderung fragen: So hat sich denn bei den Neuern ganz das Wesen der Dinge verändert? Denn alle diese Zierrathen streiten mit dem wirklichen Wesen der Fabel. Ich will es beweisen.

Wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können, und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz sein als möglich. Alle Zierrathen aber sind dieser Kürze entgegen; denn ohne sie würde sie noch kürzer sein können: folglich streiten alle Zierrathen, insofern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel.

Z. E. Eben mit zur Erreichung dieser Kürze braucht die Fabel gern die allerbekanntesten Thiere, damit sie weiter nichts als ihren einzigen Namen nennen darf, um einen ganzen Charakter zu schildern, um Eigenschaften zu bemerken, die ihr ohne diese Namen allzu viel Worte kosten würden. Nun höre man den Batteux: „Diese Zierrathen bestehen erstlich in Gemäl-

den, Beschreibungen, Zeichnungen der Oerter, der Personen, der Stellungen." — Das heißt: Man muß nicht schlechtweg z. E. ein Fuchs sagen, sondern man muß fein sagen:

> Un vieux renard, mais des plus fins,
> Grand croqueur de poulets, grand preneur de lapins,
> Sentant son renard d'une lieue etc.[1])

Der Fabulist brauchet Fuchs, um mit einer einzigen Silbe ein individuelles Bild eines witzigen Schalks zu entwerfen, und der Poet will lieber von dieser Bequemlichkeit nichts wissen, will ihr entsagen, ehe man ihm die Gelegenheit nehmen soll, eine lustige Beschreibung von einem Dinge zu machen, dessen ganzer Vorzug hier eben dieser ist, daß es keine Beschreibung bedarf.

Der Fabulist will in einer Fabel nur eine Moral zur Intuition bringen. Er wird es also sorgfältig vermeiden, die Theile derselben so einzurichten, daß sie uns Anlaß geben, irgend eine andere Wahrheit in ihnen zu erkennen, als wir in allen Theilen zusammengenommen erkennen sollen. Viel weniger wird er eine solche fremde Wahrheit mit ausdrücklichen Worten einfließen lassen, damit er unsere Aufmerksamkeit nicht von seinem Zwecke abbringe oder wenigstens schwäche, indem er sie unter mehrere allgemeine moralische Sätze theilet. — Aber Batteux, was sagt der? „Die zweite Zierrath," sagt er, „bestehet in den Gedanken, nämlich in solchen Gedanken, die hervorstechen und sich von den übrigen auf eine besondere Art unterscheiden."

Nicht minder widersinnig ist seine dritte Zierrath, die Allusion. — Doch wer streitet denn mit mir? Batteux selbst gesteht es ja mit ausdrücklichen Worten, „daß dieses nur Zierrathen solcher Erzählungen sind, die vornehmlich zur Belustigung gemacht werden." Und für eine solche Erzählung hält er die Fabel? Warum bin ich so eigensinnig, sie nicht auch dafür zu halten? Warum habe ich nur ihren Nutzen im Sinne? Warum glaube ich, daß dieser Nutzen seinem Wesen nach schon anmuthig genug ist, um aller fremden Annehmlichkeiten entbehren zu können? Freilich geht es dem La Fontaine und allen seinen Nachahmern wie meinem Manne mit dem Bogen;*) der Mann wollte, daß sein Bogen mehr als glatt sei; er ließ Zierrathen darauf

*) S. die erste Fabel des dritten Buchs.

1) La Fontaine, L. V. fab. 5. — A. d. H.

schnitzen, und der Künstler verstand sehr wohl, was für Zierrathen auf einen Bogen gehörten, er schnitzte eine Jagd darauf: nun will der Mann den Bogen versuchen, und er zerbricht. Aber war das die Schuld des Künstlers? Wer hieß den Mann, so wie zuvor damit zu schießen? Er hätte den geschnitzten Bogen nunmehr fein in seiner Rüstkammer aufhängen und seine Augen daran weiden sollen! Mit einem solchen Bogen schießen zu wollen! — Freilich würde nun auch Plato, der die Dichter alle mitsammt ihrem Homer aus seiner Republik verbannte, dem Aesopus aber einen rühmlichen Platz darin vergönnte, freilich würde auch er nunmehr zu dem Aesopus, so wie ihn La Fontaine verkleidet hat, sagen: Freund, wir kennen einander nicht mehr! Geh auch Du Deinen Gang! Aber was geht es uns an, was so ein alter Grillenfänger wie Plato sagen würde? —

Vollkommen richtig! Unterdessen, da ich so sehr billig bin, hoffe ich, daß man es auch einigermaßen gegen mich sein wird. Ich habe die erhabene Absicht, die Welt mit meinen Fabeln zu belustigen, leider nicht gehabt; ich hatte mein Augenmerk nur immer auf diese oder jene Sittenlehre, die ich, meistens zu meiner eigenen Erbauung, gern in besondern Fällen übersehen wollte; und zu diesem Gebrauche glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufschreiben zu können. Wenn ich aber itzt die Welt gleich nicht belustige, so könnte sie doch mit der Zeit vielleicht durch mich belustiget werden. Man erzählt ja die neuen Fabeln des Abstemius[1]) ebenso wohl als die alten Fabeln des Aesopus in Versen; wer weiß, was meinen Fabeln aufbehalten ist, und ob man auch sie nicht einmal mit aller möglichen Lustigkeit erzählet, wenn sie sich anders durch ihren innern Werth eine Zeit lang in dem Andenken der Welt erhalten? In dieser Betrachtung also bitte ich vor itzo mit meiner Prosa —

Aber ich bilde mir ein, daß man mich meine Bitte nicht einmal aussagen läßt. Wenn ich mit der allzu muntern und leicht auf Umwege führenden Erzählungsart des La Fontaine nicht zufrieden war, mußte ich darum auf das andere Extremum verfallen? Warum wandte ich mich nicht auf die Mittelstraße des Phädrus und erzählte in der zierlichen Kürze des Römers, aber doch in Versen? Denn prosaische Fabeln, wer wird die lesen

1) Laurentius Abstemius, aus Macerata, Lehrer zu Urbino und Bibliothekar des Herzogs Guido Ubaldo, hat 1495 hundert Fabeln unter dem Titel „Hekatomythium" veröffentlicht und zehn Jahre später ein zweites Hundert folgen lassen. — A. d. H.

wollen! — Diesen Vorwurf werde ich unfehlbar zu hören bekommen. Was will ich im Voraus darauf antworten? Zweierlei. Erstlich, was man mir am Leichtesten glauben wird: ich fühlte mich zu unfähig, jene zierliche Kürze in Versen zu erreichen. La Fontaine, der eben das bei sich fühlte, schob die Schuld auf seine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung und glaube überhaupt, daß ein Genie seiner angebornen Sprache, sie mag sein, welche es will, eine Form ertheilen kann, welche er will. Für ein Genie sind die Sprachen alle von einer Natur, und die Schuld ist also einzig und allein meine. Ich habe die Versification nie so in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weise besorgen dürfen, das Silbenmaß und der Reim werde hier und da den Meister über mich spielen. Geschähe das, so wäre es ja um die Kürze gethan und vielleicht noch um mehr wesentliche Eigenschaften der guten Fabel. Denn zweitens — Ich muß es nur gestehen, ich bin mit dem Phädrus nicht so recht zufrieden. De la Motte hatte ihm weiter nichts vorzuwerfen, als „daß er seine Moral oft zu Anfange der Fabeln setze, und daß er uns manchmal eine allzu unbestimmte Moral gebe, die nicht deutlich genug aus der Allegorie entspringe." Der erste Vorwurf betrifft eine wahre Kleinigkeit, der zweite ist unendlich wichtiger und leider gegründet. Doch ich will nicht fremde Beschuldigungen rechtfertigen, sondern meine eigne vorbringen. Sie läuft dahin aus, daß Phädrus, so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begehet. Wie viel Beweise will man? z. E.

Fab. 4. Libri I.

Canis per flumen, carnem dum ferret natans,
Lympharum in speculo vidit simulacrum suum etc.

Es ist unmöglich; wenn der Hund durch den Fluß geschwommen ist, so hat er das Wasser um sich her nothwendig so getrübt, daß er sein Bildniß unmöglich darin sehen können. Die griechischen Fabeln sagen:[1] *Κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε*; das braucht weiter nichts zu heißen, als: er ging über den Fluß, — auf einem niedrigen Steige, muß man sich vorstellen. Aphthonius bestimmt diesen Umstand noch behutsamer: *Κρεας ἁρπασασα τις κυων παρ᾽ αὐτην διῃει την ὀχθην·* der Hund ging an dem Ufer des Flusses.

1) Fab. Aesop. 210 (Halm 233). — A. d. H.

Fab. 5. *Lib. I.*

Vacca et capella et patiens ovis injuriae
Socii fuere cum leone in saltibus.

Welch eine Gesellschaft! Wie war es möglich, daß sich diese Viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd! Diese Ungereimtheit haben die Kunstrichter schon öfters angemerkt; aber noch keiner hat zugleich anmerken wollen, daß sie von des Phädrus eigener Erfindung ist. Im Griechischen ist diese Fabel zwischen dem Löwen und dem wilden Esel (*ὀναγρος*). Von dem wilden Esel ist es bekannt, daß er ludert, und folglich konnte er an der Beute Theil nehmen. Wie elend ist ferner die Theilung bei dem Phädrus:

Ego primam tollo, nominor quoniam leo,
Secundam, quia sum fortis, tribuetis mihi;
Tum quia plus valeo, me sequetur tertia;
Malo afficietur, si quis quartam tetigerit.

Wie vortrefflich hingegen ist sie im Griechischen! [1]) Der Löwe macht sogleich drei Theile; denn von jeder Beute ward bei den Alten ein Theil für den König oder für die Schatzkammer des Staats bei Seite gelegt. Und dieses Theil, sagt der Löwe, gehöret mir, *βασιλευς γαρ εἰμι·* das zweite Theil gehört mir auch, *ὡς ἐξ ἰσου κοινωνων*, nach dem Rechte der gleichen Theilung; und das dritte Theil *κακον μεγα σοι ποιησει, εἰ μη ἐθελης φυγειν.*

Fab. 11. *Lib. I.*

Venari asello comite cum vellet leo,
Contexit illum frutice et admonuit simul,
Ut insueta voce terreret feras etc.

— — — —

Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Der Löwe verbirgt den Esel in das Gesträuche, der Esel schreiet, die Thiere erschrecken in ihren Lagern, und da sie durch die bekannten Ausgänge davonfliehen wollen, fallen sie dem Löwen in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch einen Ausgang davonkommen? Warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der

1) Fab. Aesop. 226 (Halm 258). — A. d. H.

Löwe überall sein? — Wie vortrefflich fallen in der griechischen Fabel[1]) alle diese Schwierigkeiten weg! Der Löwe und der Esel kommen da vor eine Höhle, in der sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe schickt den Esel hinein; der Esel scheucht mit seiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und so können sie dem Löwen, der ihrer an dem Eingange wartet, nicht entgehen.

Fab. 10. *Lib. IV.*

Peras imposuit Jupiter nobis duas,
Propriis repletam vitiis post tergum dedit,
Alienis ante pectus suspendit gravem.

Jupiter hat uns diese zwei Säcke aufgelegt? Er ist also selbst Schuld, daß wir unsere eigene Fehler nicht sehen und nur scharfsichtige Tadler der Fehler unsers Nächsten sind? Wie viel fehlt dieser Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslästerung? Die bessern Griechen lassen durchgängig den Jupiter hier aus dem Spiele; sie sagen schlechtweg: *Ἀνθρωπος δυο πηρας ἑκαστος φερει*, oder: *δυο πηρας ἐξημμεθα του τραχηλου* u. s. w.[2])

Genug für eine Probe! Ich behalte mir vor, meine Beschuldigung an einem andern Orte umständlicher zu erweisen, und vielleicht durch eine eigene Ausgabe des Phädrus.[3])

---

1) Fab. Aesop. 227 (Halm 259). — A. d. H.

2) Fab. Aesop. 338 (Halm 359). — A. d. H.

3) Eine Reihe von Anmerkungen zu den ersten neunzehn Fabeln, die von dem Beginn der Ausführung dieses Planes zeugen, hat sich in den Breslauer Papieren Lessing's erhalten und ist zuerst 1784 von Karl Lessing im zweiten Theil der „Vermischten Schriften" seines Bruders, S. 230—248, veröffentlicht. Man wird sie im XI. Theile unserer Ausgabe finden. — A. d. H.

V.

Von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen.

Ich will hier nicht von dem moralischen Nutzen der Fabeln reden; er gehöret in die allgemeine praktische Philosophie; und würde ich mehr davon sagen können, als Wolff gesagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nutzen itzt sprechen, den die alten Rhetores in ihren Vorübungen von den Fabeln zogen, indem sie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle casus obliquos zu verändern, bald sie zu erweitern, bald sie kürzer zusammenzuziehen rc. Diese Uebung kann nicht anders als zum Nachtheil der Fabel selbst vorgenommen werden, und da jede kleine Geschichte ebenso geschickt dazu ist, so weiß ich nicht, warum man eben die Fabel dazu mißbrauchen muß, die sich als Fabel ganz gewiß nur auf eine einzige Art gut erzählen läßt.

Den Nutzen, den ich itzt mehr berühren als umständlich erörtern will, würde man den heuristischen Nutzen der Fabeln nennen können. — Warum fehlt es in allen Wissenschaften und Künsten so sehr an Erfindern und selbstdenkenden Köpfen? Diese Frage wird am Besten durch eine andre Frage beantwortet: Warum werden wir nicht besser erzogen? Gott giebt uns die Seele, aber das Genie müssen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, dessen gesammte Seelenkräfte man so viel als möglich beständig in einerlei Verhältnissen ausbildet und erweitert; den man angewöhnet, Alles, was er täglich zu seinem kleinen Wissen hinzulernt, mit dem, was er gestern bereits wußte, in der Geschwindigkeit zu vergleichen und Acht zu haben, ob er durch diese Vergleichung nicht von selbst auf Dinge kömmt, die ihm noch nicht gesagt worden; den man beständig aus einer

Scienz in die andere hinübersehen läßt; den man lehret, sich ebenso leicht von dem Besondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Besondern sich wieder herab= zulassen: der Knabe wird ein Genie werden, oder man kann nichts in der Welt werden.

Unter den Uebungen nun, die diesem allgemeinen Plane zu Folge angestellet werden müßten, glaube ich, würde die Erfin= dung Aesopischer Fabeln eine von denen sein, die dem Alter eines Schülers am Allerangemessensten wären; nicht, daß ich damit suchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen, sondern weil es unleugbar ist, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden werden, gleich dasjenige ist, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigste sein muß. Dieses Mittel ist das Principium der Reduction, und es ist am Besten, den Philosophen selbst davon zu hören: „Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, *principio* nimirum *reductionis;* quod quemadmodum ad inveniendum in genere utilissimum, ita ad fabulas inveniendas absolute necessarium est. Quoniam in arte inveniendi principium reductionis amplissimum sibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula, nemo in dubium revocare poterit, fabularum inventores inter inventores locum habere. Neque est quod inventores abjecte de fabularum inventoribus sentiant; quod si enim fabula nomen suum tueri, nec quicquam in eadem desiderari debet, haud exiguae saepe artis est eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires suas deficere agnoscant, ubi in rem praesentem veniunt. Fabulae aniles nugae sunt, quae nihil veritatis continent, et earum autores in nugatorum non inventorum veritatis numero sunt. Absit autem ut hisce aequipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus in praesente nobis negotium est, et quas vel inviti in philosophiam practicam admittere tenemur, nisi praxi officere velimus.“ *)

Doch dieses Principium der Reduction hat seine großen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläuftige Kenntniß des Besondern und aller individuellen Dinge, auf welche die Reduction geschehen kann. Wie ist diese von jungen Leuten zu verlangen? Man müßte dem Rathe eines neuern Schriftstellers folgen, den ersten Anfang ihres Unterrichts mit der Geschichte der Natur zu machen und diese in der niedrigsten Classe allen Vorlesungen zum

*) Philosophiae practicae universalis Pars posterior, §. 310.

Grunde zu legen.*) Sie enthält, sagt er, den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen. Und es ist kein Zweifel, er wird mit diesem Samen der Moral, den er in der Geschichte der Natur gefunden zu haben glaubet, nicht auf die bloßen Eigenschaften der Thiere und andern geringern Geschöpfe, sondern auf die Aesopischen Fabeln, welche auf diese Eigenschaften gebauet werden, gesehen haben.

Aber auch alsdenn noch, wenn es dem Schüler an dieser weitläuftigen Kenntniß nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln anfangs müssen mehr finden als erfinden lassen, und die allmählichen Stufen von diesem Finden zum Erfinden, die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweiten Buchs habe zeigen wollen. Ein gewisser Kunstrichter sagt: „Man darf nur im Holz und im Feld, insonderheit aber auf der Jagd auf alles Betragen der zahmen und der wilden Thiere aufmerksam sein, und so oft etwas Sonderbares und Merkwürdiges zum Vorschein kömmt, sich selber in den Gedanken fragen, ob es nicht eine Aehnlichkeit mit einem gewissen Charakter der menschlichen Sitten habe und in diesem Falle in eine symbolische Fabel ausgebildet werden könne."**) Die Mühe, mit seinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann sich der Lehrer ersparen, wenn er in die alten Fabeln selbst eine Art von Jagd zu legen weiß, indem er die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt.[1])

Z. E. die bekannte Fabel von dem Löwen und Esel fängt sich an: „Λεων και ὀνος, κοινωνιαν θεμενοι, ἐξηλθον ἐπι θηραν" — Hier bleibt der Lehrer stehen. Der Esel in Gesellschaft des Löwen? Wie stolz wird der Esel auf diese Gesellschaft gewesen sein! (Man sehe die achte Fabel meines zweiten

*) Briefe, die neueste Literatur betreffend, I. Theil, S. 58. [Th. IX. S. 60 unserer Ausgabe. Der „neuere Schriftsteller" ist Moses Mendelssohn. — A. d. H.]

**) Critische Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln.

---

1) Richtig bemerkt der Recensent der Lessing'schen Fabeln in der Bibliothek d. sch. W. (VII. 1. 55), daß schon Melanchthon's gelehrter Schüler, Joachim Camerarius, bei seinen Zöglingen einen ähnlichen Gebrauch von der Fabel gemacht habe. Der betreffende Brief des Camerarius an seinen Freund Rotlng vom Jahre 1539 ist den meisten Ausgaben seiner „Fabellae Aesopicae" angehängt. — A. d. H.

Buchs.) Der Löwe in Gesellschaft des Esels? Und hatte sich denn der Löwe dieser Gesellschaft nicht zu schämen? (Man sehe die siebente.) Und so sind zwei Fabeln entstanden, indem man mit der Geschichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führet, als Aesopus sich dabei gesteckt hatte.

Oder man verfolgt die Geschichte einen Schritt weiter: Die Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn andrer Vögel geschmückt hatte, schließt sich: „και ὁ κολοιος ἠν παλιν κολοιος." Vielleicht war sie nun auch etwas Schlechters, als sie vorher gewesen war. Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigene glänzenden Schwingfedern mit ausgerissen, weil man sie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da, und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen habe. (S. die sechste Fabel meines zweiten Buchs.)

Oder man verändert einzelne Umstände in der Fabel. Wie, wenn das Stücke Fleisch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel schmeichelte, vergiftet gewesen wäre? (S. die funfzehnte.) Wie, wenn der Mann die erfrorne Schlange nicht aus Barmherzigkeit, sondern aus Begierde, ihre schöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Busen gesteckt hätte? Hätte sich der Mann auch alsdenn noch über den Undank der Schlange beklagen können? (S. die dritte Fabel.)

Oder man nimmt auch den merkwürdigsten Umstand aus der Fabel heraus und bauet auf denselben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe ist ein Bein in dem Schlunde stecken geblieben. In der kurzen Zeit, da er sich daran würgte, hatten die Schafe also vor ihm Friede. Aber durfte sich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute That anrechnen? (S. die vierte Fabel.) Hercules wird in den Himmel aufgenommen und unterläßt, dem Plutus seine Verehrung zu bezeigen. Sollte er sie wohl auch seiner Todfeindin, der Juno, zu bezeigen unterlassen haben? Oder würde es dem Hercules anständiger gewesen sein, ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. die zweite Fabel.)

Oder man sucht eine edlere Moral in die Fabel zu legen; denn es giebt unter den griechischen Fabeln verschiedene, die eine sehr nichtswürdige haben. Die Esel bitten den Jupiter, ihr Leben minder elend sein zu lassen. Jupiter antwortet: „τοτε αὐτους ἀπαλλαγησεσθαι της κακοπαθειας, ὁταν οὐρουντες ποιη-

σωσι ποταμον." Welch eine unanständige Antwort für eine Gottheit! Ich schmeichle mir, daß ich den Jupiter würdiger antworten lassen und überhaupt eine schönere Fabel daraus gemacht habe. (S. die zehnte Fabel.)

— Ich breche ab! Denn ich kann mich unmöglich zwingen, einen Commentar über meine eigene Versuche zu schreiben.

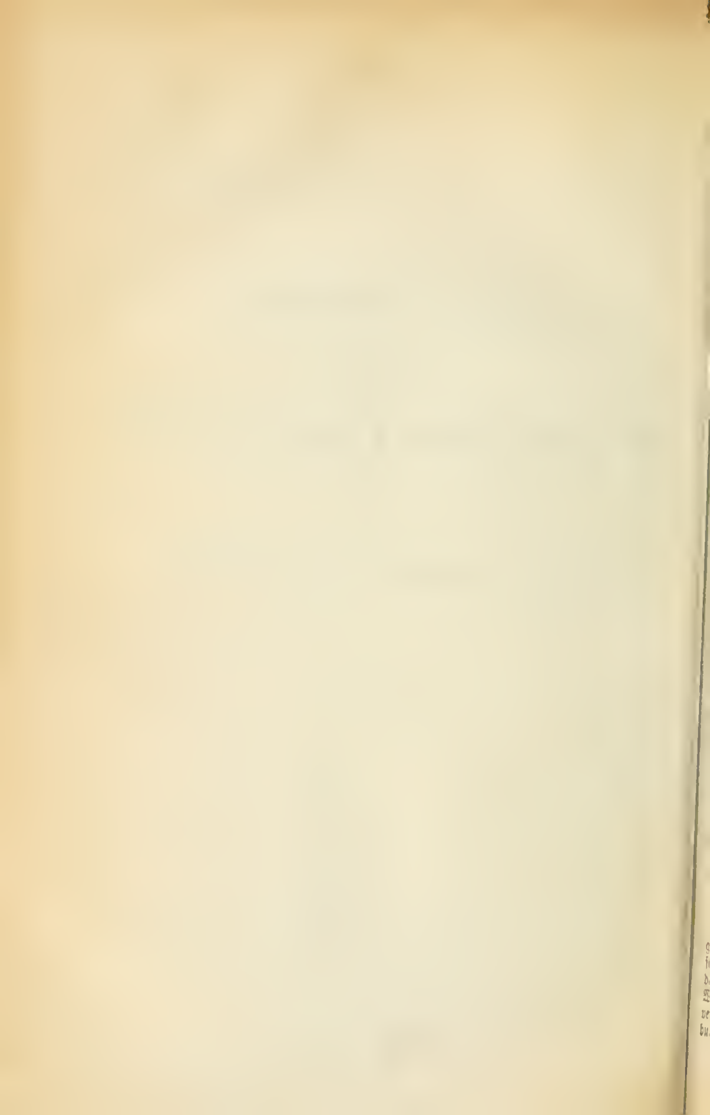
Zerstreute Anmerkungen

über

das Epigramm

und

einige der vornehmsten Epigrammatisten.



I.

Ueber das Epigramm.

1.

Man hat das Wort Epigramm verschiedentlich übersetzt, durch Ueberschrift, Aufschrift, Inschrift, Sinnschrift, Sinngedicht u. s. w. Ueberschrift und Sinngedicht sind, dieses durch den Gebrauch des Logau und jenes durch den Gebrauch des Wernicke, das Gewöhnlichste geworden, aber vermuthlich wird Sinngedicht auch endlich das Ueberschrift verdrängen.[1])

Aufschrift und Inschrift müssen sich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigramm in seinem Ursprunge war, das, woraus die so genannte Dichtungsart nach und nach entstanden ist.

Wenn Theseus in der Landenge von Korinth eine Säule errichten und auf die eine Seite derselben schreiben ließ: „Hier ist nicht Peloponnesus, sondern Attika," sowie auf die entgegenstehende: „Hier ist Peloponnesus und nicht Attika," so waren diese Worte das Epigramm, die Aufschrift der Säule. Aber wie weit scheinet ein solches Epigramm von dem entfernt zu sein, was wir bei dem Martial also nennen! Wie wenig scheinet eine solche Aufschrift mit einem Sinngedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Ursache, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem witzigsten Spielwerke, der sinnreichsten Kleinigkeit anheimgefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, sich um diese Ursache zu bekümmern?

---

1) Friedrich von Logau (1604—1655), der von Lessing selbst der Vergessenheit entrissene Epigrammatist, hatte in der ersten Ausgabe (Breslau 1638) seine kleinen Gedichte „Reimen-Sprüche" genannt; in der zweiten vollständigen, die von 200 auf über 3000 gewachsen war, heißen sie „Sinngedichte". Christian Wernicke, oder richtiger Warnecke, dessen Lebenszeit nicht genau anzugeben ist, veröffentlichte seine „Ueberschriften" zuerst Amsterd. 1697, dann vermehrt Hamburg 1701. — A. d. H.

Für das Eine wie für das Andere erklärte sich Vavassor.*) Es däuchte ihm sehr unnütz, den Unterricht über das Epigramm mit dem anzufangen, was das Wort seiner Ableitung nach bedeute und ehedem nur bedeutet habe. Genug, daß ein Jeder von selbst sehe, daß es jetzt dieses nicht mehr bedeute. Das Wort sei geblieben, aber die Bedeutung des Wortes habe sich verändert.

Gleichwohl ist gewiß, daß der Sprachgebrauch nur selten ganz ohne Grund ist. Das Ding, dem er einen gewissen Namen zu geben fortfährt, fähret ohnstreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieser Name eigentlich erfunden war.

Und was ist dieses hier? Was hat das witzigste Sinngedicht eines Martial mit der trockensten Aufschrift eines alten Denkmals gemein, so daß beide bei einem Volke, dessen Sprache wohl am Wenigsten unter allen Sprachen dem Zufalle überlassen war, einerlei Namen führen konnten?

Diese Frage ist nicht die nämliche, welche Scaliger zu Anfange seines Hauptstücks über das Epigramm aufwirft.**) Scaliger fragt: „Warum werden nur die kleinen Gedichte Epigrammen genennt?“ — Das heißt annehmen, daß alle kleine Gedichte ohne Unterschied diesen Namen führen können, und daß er nicht blos einer besondern Gattung kleiner Gedichte zukömmt. —

Daher können mich auch nicht die Antworten des Scaliger's befriedigen, die er, aber auch nur fragweise, darauf ertheilet. Etwa, sagt er, eben darum, weil sie klein, weil sie kaum mehr als die bloße Aufschrift sind? Oder etwa darum, weil wirklich die ersten kleinen Gedichte auf Denkmäler gesetzet wurden und also im eigentlichen Verstande Aufschriften waren?

Jenes, wie gesagt, setzt etwas Falsches voraus und macht

*) *De Epigrammate*, cap. 3: Frustra videntur scriptores hujus artis fuisse, qui nos illud primum admonitos esse voluerunt, epigramma atque inscriptionem unum sonare. — Facile intelligimus, mansisse vocem, mutata significatione et potestate vocis. — [Der Jesuit François Vavasseur (1605—1681). Seine Abhandlung über das Epigramm, zuerst 1669 gedruckt, steht in seinen Werken, Amsterdam 1709, S. 85—145. — A. d. H.]

**) *Poetices* lib. III. cap. 126. — Quam ob causam epigrammatis vox brevibus tantum poematiis propria facta est? An propter ipsam brevitatem, quasi nihil esset praeter ipsam inscriptionem? An quae statuis, trophaeis, imaginibus pro elogiis inscribebantur, ea primo veroque significatu epigrammata sunt appellata? — [Ihr Verfasser ist der ältere Scaliger (1484—1558), eigentlich Julius Cäsar Bordoni aus Verona, der wegen seiner angeblichen Abstammung von dem berühmten Hause della Scala durch Franz I. als Giulio Cesare della Scala de Bordonis naturalisirt war. — A. d. H.]

allen Unterricht über das Epigramm überflüssig. Denn wenn es wahr ist, daß blos die Kürze das Epigramm macht, daß jedes Paar einzelne Verse ein Epigramm sind, so gilt der kaustische Einfall jenes Spaniers [1]) von dem Epigramme vornehmlich: „Wer ist so dumm, daß er nicht ein Epigramm machen könnte; aber wer ist so ein Narr, daß er sich die Mühe nehmen sollte, deren zwei zu machen?" —

Dieses aber sagt im Grunde nichts mehr, als was ich bei meiner Frage als bekannt annehme. Ich nehme an, daß die ersten kleinen Gedichte, welche auf Denkmäler gesetzt wurden, Epigrammen hießen; aber darin liegt noch kein Grund, warum jetzt auch solche kleine Gedichte Epigrammen heißen, die auf Denkmäler gesetzt zu werden weder bestimmt noch geschickt sind. Oder höchstens würde wiederum aller Grund auf die beiden gemeinschaftliche Kürze hinauslaufen.

Ich finde nicht, daß die neuern Lehrer der Dichtkunst bei ihren Erklärungen des Epigramms auf meine Frage mehr Rücksicht genommen hätten. Wenigstens nicht Boileau, von dem freilich ohnedem keine schulgerechte Definition an dem Orte *) zu verlangen war, wo er sagt, daß das Epigramm oft weiter nichts sei als ein guter Einfall, mit ein paar Reimen verzieret. Aber auch Batteux nicht, der das Epigramm als einen interessanten Gedanken beschreibt, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort sehe ich die geringste Ursache, warum denn nun aber ein guter gereimter Einfall, ein kurz und glücklich vorgetragener interessanter Gedanke eben eine Aufschrift, ein Epigramm heißt. Oder ich werde mich auch bei ihnen beiden damit begnügen müssen, daß wenige Reime, ein kurzer Gedanke wenig und kurz genug sind, um auf einem Denkmale Platz zu finden, wenn sie sonst anders Platz darauf finden können.

Gewiß ist es, daß es nicht die Materie sein kann, welche das Sinngedicht noch jetzt berechtiget, den Namen Epigramm zu

*) *L'Art poétique*, Chant II. v. 103.
L'épigramme — — — — — —
N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

1) Den Autor vermag ich nicht nachzuweisen. Man vergleiche aber „Menagiana", I. S. 305: „Les Espagnols ont un proverbe qui dit: Que qui ne sait pas faire un vers est un sot, et qui en fait deux, en fait trop." Vielleicht ist im Text zu lesen: „Wer ist so dumm, daß er nicht einen Vers machen könnte" ꝛc. — A. d. H.

führen. Es hat längst aufgehöret, in die engen Grenzen einer Nachricht von dem Ursprunge und der Bestimmung irgend eines Denkmals eingeschränkt zu sein, und es fehlet nicht viel, so erstreckt es sich nun über Alles, was ein Gegenstand der menschlichen Wißbegierde werden kann.

Folglich aber muß es die Form sein, in welcher die Beantwortung meiner Frage zu suchen. Es muß in den Theilen, in der Zahl, in der Anordnung dieser Theile, in dem unveränderlichen Eindrucke, welchen solche und so geordnete Theile unfehlbar ein jedesmal machen, — in diesen muß es liegen, warum ein Sinngedicht noch immer eine Ueberschrift oder Aufschrift heißen kann, ob sie schon eigentlich nur selten dafür zu brauchen stehet. —

Die eigentliche Aufschrift ist ohne das, worauf sie steht oder stehen könnte, nicht zu denken. Beides also zusammen macht das Ganze, von welchem der Eindruck entstehet, den wir, der gewöhnlichen Art zu reden nach, der Aufschrift allein zuschreiben. Erst irgend ein sinnlicher Gegenstand, welcher unsere Neugierde reizet, und dann die Nachricht auf diesem Gegenstande selbst, welche unsere Neugierde befriediget.

Wem nun aber, der auch einen noch so kleinen oder noch so großen Vorrath von Sinngedichten in seinen Gedanken überlaufen kann, fällt es nicht sogleich ein, daß ähnliche zwei Theile sich fast in jedem derselben, und gerade in denjenigen am Deutlichsten unterscheiden lassen, die ihm einem vollkommenen Sinngedichte am Nächsten zu kommen scheinen werden? Diese zerlegen sich alle von selbst in zwei Stücke, in deren einem unsere Aufmerksamkeit auf irgend einen besondern Vorwurf rege gemacht, unsere Neugierde nach irgend einem einzeln Gegenstande gereizet wird, und in deren anderm unsere Aufmerksamkeit ihr Ziel, unsere Neugierde einen Aufschluß findet.

Auf diesen einzigen Umstand will ich es denn auch wagen, die ganze Erklärung des Sinngedichts zu gründen; und die Folge mag es zeigen, ob sich nach meiner Erklärung sowohl das Sinngedicht von allen möglichen andern kleinen Gedichten unterscheiden, als auch aus ihr jede der Eigenschaften herleiten läßt, welche Geschmack und Kritik an ihm fordern.

Ich sage nämlich: das Sinngedicht ist ein Gedicht, in welchem nach Art der eigentlichen Aufschrift unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzeln Gegenstand erregt und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit Eins zu befriedigen.

Wenn ich sage: „nach Art der eigentlichen Aufschrift", so will ich, wie schon berührt, das Denkmal zugleich mit verstanden wissen, welches die Aufschrift führet, und welches dem ersten Theile des Sinngedichts entspricht. Ich halte es aber für nöthig, diese Erinnerung ausdrücklich zu wiederholen, ehe ich zu der weitern Anwendung und Entwickelung meiner Erklärung fortgehe.

2.

Unbemerkt sind die zwei Stücke, die ich zu dem Wesen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunst geblieben. Aber alle haben, sie von ihrem Ursprunge gehörig abzuleiten, vernachlässiget und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Scaliger ließ sich blos durch sie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen.*) Da er sie nämlich in der eigentlichen Aufschrift nicht erkannte, in welcher er nichts als die bloße einfache Anzeige einer Person oder Handlung sahe, so hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewissen Voraus schickungen etwas hergeleitet wird, und in welchem also die Vorausschickungen und das, was daraus hergeleitet wird, als zwei merklich verschiedene Theile sich nicht leicht verkennen lassen, für völlig von jenem unterschieden. Die Subtilität fiel ihm nicht bei, daß bei jenem, bei der eigentlichen Aufschrift, zu der Wirkung desselben das beschriebene Werk selbst das Seine mit beitrage, und folglich bei dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Vorausschickungen nennet, dem beschriebnen Werke, sowie das, was aus diesen Vorausschickungen hergeleitet wird, der Aufschrift selbst entspreche.

Der wortreiche Vavassor hat ein langes Capitel von den Theilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwei, unter dem Namen der Verständigung und des Schlusses, annimmt, und über deren Bearbeitung er wirklich mancherlei gute Anmerkungen macht.**) Aber auch er ist weit entfernt, diese Theile

*) Epigramma igitur est poema breve cum simplici cujuspiam rei vel personae vel facti indicatione, aut ex propositis aliquid deducens. Quae definitio simul complectitur etiam divisionem, ne quis damnet prolixitatem. L. c.

**) Cap. 13, *de partibus epigrammatis*. Sunt igitur partes epigrammatis, duae numero duntaxat, insignes ac primariae, expositio rei, et conclusio epigrammatis — in illo genere primo quod statuimus simplicis et uniusmodi epigrammatis. —

für nothwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennet, welche sie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenschaften, noch für die individuelle Verschiedenheit des Epigramms das Geringste zu folgern verstanden hat.

Batteux sagt ausdrücklich: „Das Epigramm hat nothwendiger Weise zwei Theile: der erste ist der Vortrag des Subjects, der Sache, die den Gedanken hervorgebracht oder veranlasset hat, und der andere der Gedanke selbst, welchen man die Spitze nennt, oder dasjenige, was den Leser reizt, was ihn interessiret." Gleichwohl läßt er unter seinen Exempeln auch solche mit unterlaufen, die diese zwei Theile schlechterdings nicht haben, deren Erwähnung ohnedem in seinem ganzen übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibet. Folgende vier Zeilen des Pelisson z. E.: [1])

> Grandeur, savoir, renommée,
> Amitié, plaisir et bien,
> Tout n'est que vent, que fumée:
> Pour mieux dire, tout n'est rien,

mögen ihm immerhin einen noch so interessanten Gedanken enthalten. Aber wo ist die Veranlassung dieses Gedankens? Wo ist der einzelne besondere Fall — denn ein solcher muß die Veranlassung sein —, bei welchem der Dichter darauf gekommen ist und seine Leser darauf führet? Hier ist nichts als der bloße interessante Gedanke, blos der eine Theil; und wenn nach ihm selbst das Epigramm nothwendiger Weise zwei Theile haben muß, so können diese sowie alle ihnen ähnliche Zeilen unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück ist es nicht blos ein übelgewähltes Exempel, woraus ich dem Batteux hier einen Vorwurf mache, sondern das Schlimmste ist, daß aus diesem Exempel zugleich das Fehlerhafte seiner Erklärung des Epigramms erhellet, „nach welcher es ein interessanter Gedanke sein soll, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen worden." Denn wenn sich ein interessanter Gedanke auch ohne seine individuelle Veranlassung vortragen läßt, wie sich aus dem Beispiele, wenn es schon kein Epigramm ist, dennoch ergiebt, so wird wenigstens die Anzahl der Theile des Epigramms, welche Batteux selbst für noth-

---

1) Paul Pellisson oder Pelisson (1624—1693), der Geschichtschreiber der französischen Akademie. Das kleine Gedicht steht in seinen „Oeuvres diverses", Paris 1735, I. S. 212. — A. d. H.

wendig erkläret, weder in seiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weise daraus herzuleiten sein. —

Wenn uns unvermuthet ein beträchtliches Denkmal aufstößt, so vermenget sich mit der angenehmen Ueberraschung, in welche wir durch die Größe oder Schönheit des Denkmals gerathen, sogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewußte Bestimmung desselben, welche so lange anhält, bis wir uns dem Denkmale genugsam genähert haben und durch seine Aufschrift aus unserer Ungewißheit gesetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde sich mit dem schmeichelhaften Eindrucke des schönen sinnlichen Gegenstandes verbindet und beide zusammen in ein drittes angenehmes Gefühl zusammenschmelzen. — Diese Reihe von Empfindungen, sage ich, ist das Sinngedichte bestimmt nachzuahmen; und nur dieser Nachahmung wegen hat es in der Sprache seiner Erfinder den Namen seines Urbildes, des eigentlichen Epigramms behalten. Wie aber kann es sie anders nachahmen, als wenn es nicht allein eben dieselben Empfindungen, sondern auch eben dieselben Empfindungen nach eben derselben Ordnung in seinen Theilen erwecket? Es muß über irgend einen einzeln ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer so viel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen und durch einen unvorhergesehenen Aufschluß diese Erwartung mit Eins befriedigen.

Am Schicklichsten werden sich also auch die Theile des Epigramms Erwartung und Aufschluß nennen lassen, und unter diesen Benennungen will ich sie nun in verschiedenen Arten kleiner Gedichte aufsuchen, die fast immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu sehen, mit welchem Rechte man dieses geschehen läßt, und welche Classification unter ihnen eigentlich einzuführen sein dürfte.

Natürlicher Weise aber kann es nur zweierlei Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufschluß darüber zu gewähren, die andere, welche uns Aufschlüsse giebt, ohne unsere Erwartung darnach erweckt zu haben.

1. Ich fange von der letztern an, zu welcher vornehmlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moralische Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine solche Lehre oder Bemerkung, wenn sie aus einem einzelen Falle, der unsere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird,

kann den zweiten Theil eines Sinngedichts sehr wohl abgeben, aber an und für sich selbst, sie sei auch noch so witzig vorgetragen, sie sei in ihrem Schlusse auch noch so spitzig zugearbeitet, ist sie kein Sinngedicht, sondern nichts als eine Maxime, die, wenn sie auch schon Bewunderung erregte, dennoch nicht diejenige Folge von Empfindungen erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen ist.

Wenn Martial folgendes an den Decianus richtet:*)

> Quod magni Thraseae, consummatique Catonis
> Dogmata sic sequeris, salvus ut esse velis,
> Pectore nec nudo strictos incurris in enses,
> Quod fecisse velim te, Deciane, facis.
> Nolo virum facili redimit qui sanguine famam:
> Hunc volo, laudari qui sine morte potest,

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein sehr interessanter Gedanke zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde er aber allein eben den Werth haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? Würde er als eine bloße für sich bestehende allgemeine Maxime eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindruckes fähig sein, dessen er hier ist, wo wir ihn auf einen einzeln Fall angewendet finden, welcher ihm ebenso viel Ueberzeugung mittheilet, als er von ihm Glanz entlehnet?

Oder wenn unser Wernicke zur Empfehlung einer milden Sparsamkeit geschrieben hätte:

> „Lieb' immer Geld und Gut; nur so, daß dein Erbarmen
> Der Arme fühl': und flieh die Armuth, nicht die Armen!"

wäre es nicht ebenfalls ein sehr interessanter, so kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? Aber wäre es wohl eben das, was er wirklich an den sparsamen Celidor schrieb?**)

> „Du liebst zwar Geld und Gut, doch so, daß Dein Erbarmen
> Der Arme fühlt. Du fliehst die Armuth, nicht die Armen."

Der Unterschied ist klein, und doch ist jenes bei vollkommen eben derselben Wendung doch nichts als eine kalte allgemeine Lehre, und dieses ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenspruch, und dieses ein wahres Sinngedicht.

*) Lib. I. ep. 9.
**) Erstes Buch, S. 14 der schweizerischen Ausgabe von 1763.

Gleichwohl ist eben dieser Wernicke so wie auch der ältere Logau nur allzu reich an sogenannten Ueberschriften, die nichts als allgemeine Lehrsätze enthalten; und ob sie schon Beide, besonders aber Wernicke, an Vortheilen unerschöpflich sind, eine bloße kahle Moral aufzustutzen, die einzeln Begriffe derselben so vortheilhaft gegen einander abzusetzen, daß oftmals ein ziemlich verführerisches Blendwerk von den wesentlichen Theilen des Sinngedichts daraus entstehet: so werden sie doch nur selten ein feines Gefühl betriegen, daß es nicht den großen Abstand von einem wahren Sinngedichte bis zu einer solchen zum Sinngedichte ausgefeilten Maxime bemerken sollte. Vielmehr ist einem Menschen von solchem Gefühle, wenn er ein oder mehrere Bücher von ihnen hinter einander lieset, oft nicht anders zu Muthe als Einem, der sich mit einem feinen Weltmanne und einem steifen Pedanten zugleich in Gesellschaft findet: wenn Jener Erfahrungen spricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten, so spricht Dieser Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieser Welt wohl gar noch erst sollen gemacht werden.

Bei keinem Epigrammatisten aber ist, mir wenigstens, die ähnliche Abwechselung von Empfindungen lästiger geworden als bei dem Owen.[1]) Nur daß bei Diesem der Pedant sich unzählig öfterer hören läßt als der feine Mann von Erfahrung, und daß der Pedant mit aller Gewalt noch obendrein witzig sein will. Ich halte Den in allem Ernste für einen starken Kopf, der ein ganzes Buch des Owen's in einem Zuge lesen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden. Ich werde es unfehlbar und habe immer dieses für die einzige Ursache gehalten, weil eine so große Menge blos allgemeiner Begriffe, die unter sich keine Verbindung haben, in so kurzer Zeit auf einander folgen; die Einbildung möchte jeden gern in eben der Geschwindigkeit in ein individuelles Bild verwandeln und erliegt endlich unter der vergebnen Bemühung.

Hingegen ist das Moralisiren geradezu des Martial's Sache gar nicht. Ob schon die meisten seiner Gegenstände sittliche Gegenstände sind, so wüßte ich doch von allen lateinischen Dichtern keinen, aus dem sich wenigere Sittensprüche wörtlich ausziehen ließen als aus ihm. Er hat nur wenig Sinngedichte von der Art wie das angeführte an den Decianus, welche sich mit einer

---

1) John Owen aus Armon in Wales, gest. 1623. Seine Epigramme erschienen in drei Büchern zuerst 1606; im folgenden Jahre kam noch ein viertes hinzu. — A. d. H.

allgemeinen Moral schlössen; seine Moral ist ganz in Handlung verwebt, und er moralisiret mehr durch Beispiele als durch Worte. Vollends von der Art, wie das dreizehnte seines zwölften Buchs ist:

Ad Auctum.

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.
Odisse quam donasse vilius constat,

welches nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher Verschweigung des Vorfalls, von dem er sie abgezogen, oder der sich daraus erklären lassen: von dieser Art, sage ich, wüßte ich außer dem gegenwärtigen nicht noch drei bei ihm aufzufinden. Und auch bei den wenigen scheinet es, daß er den veranlassenden Vorfall mehr aus gewissen Bedenklichkeiten mit Fleiß verschweigen wollen, als daß er gar keinen dabei im Sinne gehabt. Auctus mochte den Reichen wohl kennen, der so listig eine Ursache vom Zaune gebrochen, sich über ihn oder über den Dichter zu erzürnen, um sich irgend ein kleines Geschenk zu ersparen, das er ihnen sonst machen müssen. Wenigstens hat Martial dergleichen bloße sittliche Bemerkungen doch immer an eine gewisse Person gerichtet, welche anscheinende Kleinigkeit Logau und Wernicke nicht hätten übersehen oder vernachlässigen sollen. Denn es ist gewiß, daß sie die Rede um ein Großes mehr belebet; und wenn wir schon die angeredete Person und die Ursache, warum nur diese und keine andere angeredet worden, weder kennen noch wissen, so setzt uns doch die bloße Anrede geschwinder in Bewegung, unter unserm eignen Zirkel umzuschauen, ob da sich nicht Jemand findet, ob da sich nicht etwas zugetragen, worauf der Gedanke des Dichters anzuwenden sei.

Wenn nun aber bloße allgemeine Sittensprüche, sie mögen nun mit der Einfalt eines vermeinten Cato[1]) oder mit der Spitzfindigkeit eines Baudius[2]) oder mit dem Scharfsinne eines Wernicke vorgetragen sein, die Wirkung nicht haben, die sie allein zu dem Namen der Sinngedichte berechtigen könnte; wenn

---

1) „Disticha de moribus ad filium", einem sonst unbekannten Dionysius Cato zugeschrieben und früher für einen Auszug aus dem „Carmen de moribus" des Cato Censorius gehalten, im Mittelalter ein vielgelesenes Buch und wiederholt ins Deutsche übersetzt (vgl. Zarncke, „Der deutsche Cato bis zur Veränderung durch die Uebersetzung Seb. Brant's". Leipzig 1852). — A. d. H.

2) Dominicus Baudius (1561—1613), niederländischer Jurist und Dichter, gest. als Professor der Eloquenz zu Leyden. Am Bekanntesten sind seine „Amores"; hier sind seine „Gnomae" gemeint. — A. d. H.

also ein Verinus und Pibrac,[1]) oder wie sonst die ehrlichen Männer heißen, die schöne erbauliche Disticha geschrieben haben, aus dem Register der Epigrammatisten wegfallen: so werden Diejenigen noch weniger darin aufzunehmen sein, welche andere scientifische Wahrheiten in die engen Schranken des Epigramms zu bringen versucht haben. Ihre Verse mögen gute Hülfsmittel des Gedächtnisses abgeben, aber Sinngedichte sind sie gewiß nicht, wenn ihnen schon nach der Erklärung des Batteux diese Benennung nur schwer abzustreiten sein dürfte. Denn sind z. E. die medicinischen Vorschriften der Schule von Salerno[2]) nicht eines sehr interessanten Inhalts? Und könnten sie nicht gar wohl mit ebenso vieler Präcision und Zierlichkeit vorgetragen sein, als sie es mit weniger sind? Und dennoch, wenn sie auch Lucrez selbst abgefaßt hätte, würden sie nichts als ein Beispiel mehr sein, daß die Erklärung des Batteux viel zu weitläuftig ist, und gerade das vornehmste Kennzeichen darin fehlet, welches das Sinngedicht von allen andern kleinen Gedichten unterscheidet.

2. Die zweite Aftergattung des Epigramms war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufschluß darüber zu gewähren. Dergleichen sind vornehmlich alle kleine Gedichte, die nichts als ein bloßes seltsames Factum enthalten, ohne im Geringsten anzuzeigen, aus welchem Gesichtspunkte wir dasselbe betrachten sollen; die uns also weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geschehen ist, was eben nicht alle Tage zu geschehen pflegt. Derjenigen kleinen Stücke gar nicht einmal hier zu gedenken, die, wie die Kaiser des Ausonius,[3]) die ganze Geschichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zusammenfassen, und deren unter den Titeln Icones, Heroes u. s. w. so unzählige geschrieben worden. Denn diese möchte man schon deswegen nicht

1) Von Michael Verini aus Florenz, einem Sohne des Hugolinus Verlni und Bruder des Papstes Leo X., der schon in seinem 19. Jahre gestorben ist, sind „Distich ı etbica“, Flor. 1487, gedruckt. — Pibrac, d. i. Guy du Faur (Vitus Faber) Seigneur de Pibrac (1529—1584), hat selbst keine erbauliche Disticha geschrieben, sondern französische Quatrains. Lessing meint die griechische und lateinische Uebersetzung seiner Verse von Heinrich's IV. Lehrer Florent Chrétien (Paris 1584). — A. d. H.

2) Das sog. „Regimen sanitatis Salernitanum“, angeblich von dem Mönche Johannes von Mailand verfaßt und dem in Salerno von einer vergifteten Wunde geheilten Robert von der Normandie, dem Sohne Wilhelm's des Eroberers, 1100 gewidmet. — A. d. H.

3) Unter den 141 Epigrammen des D. Magnus Ausonius (geb. 309) finden sich neben solchen auf Verwandte, Lehrer seiner Vaterstadt Burdigala, die sieben Weisen auch verschiedene auf römische Kaiser. — A. d. H.

für Sinngedichte wollen gelten lassen, weil ihnen die Einheit fehlet, die nicht in der Einheit der nämlichen Person, sondern in der Einheit der nämlichen Handlung bestehen muß, wenn sie der Einheit des Gegenstandes in der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll. Aber auch alsdenn, wenn das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung enthält, ist es noch kein Sinngedicht, falls man uns nicht etwas daraus schließen oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derselben tiefer eindringen läßt.

Wenn z. E. Martial sich begnügt hätte, die bekannte Geschichte des Mucius Scävola in folgende vier Verse zu fassen:*)

Dum peteret regem decepta satellite dextra,
Injecit sacris se peritura focis.
Sed tam saeva pius miracula non tulit hostis,
Et raptum flammis jussit abire virum,

würden wir wohl sagen können, daß er ein Sinngedicht auf diese Geschichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eines, wenn er blos hinzugesetzt hätte:

Urere quam potuit contemto Mucius igne,
Hanc spectare manum Porsena non potuit.

Denn auch das ist noch nicht viel mehr als Geschichte, und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, sind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

Major deceptae fama est, et gloria dextrae:
Si non errasset, fecerat illa minus.

Denn nun erst wissen wir, warum der Dichter unsere Aufmerksamkeit mit jener Begebenheit beschäftigen wollen, und das Vergnügen über eine so feine Betrachtung, „daß oft der Irrthum uns geschwinder und sichrer unsere Absicht erreichen hilft als der wohlüberlegte, kühnste Anschlag," verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewähret, macht das gesammte Vergnügen des Sinngedichts.

Ohnstreitig hingegen müssen wir uns nur mit der Hälfte dieses Vergnügens bei einigen Stücken der griechischen Anthologie und bei noch mehrern verschiedner neuerer Dichter behelfen, die sich eingebildet, daß sie nur das erste das beste abgeschmackte Histörchen zusammenreimen dürfen, um ein Epi-

*) Lib. I. ep. 22.

gramm gemacht zu haben. Ein Beispiel aus der Anthologie sei dieses:*)

Κοινη παρ κλισιη ληθαργικος ἠδε φρενοπληξ
Κειμενοι, ἀλληλων νουσον ἀπεσκεδασαν.
Ἐξεθορε κλινης γαρ ὁ τολμηεις ὑπο λυσσης,
Και τον ἀναισθητον παντος ἐτυπτε μενους.
Πληγαι δ' ἀμφοτεροις ἐγενοντ' ἀκος· αἷς ὁ μεν αὐτων
Ἐγρετο, τον δ' ὑπνου πουλυς ἐριψε κοπος.

„Ein Wahnwitziger und ein Schlafsüchtiger lagen beisammen auf einem Bette, und Einer wurde des Andern Arzt. Denn in der Wuth sprang Jener auf und prügelte Diesen, der im tiefsten Schlummer vergraben lag, durch und durch. Die Schläge halfen Beiden: Dieser erwachte, und Jener schlief vor Müdigkeit ein." Das Ding ist schnurrig genug. Aber was denn nun weiter? Vielleicht war es auch nicht einmal wahr, daß Beide curiret wurden. Denn der Schlafsüchtige schläft nicht immer, sondern will nur immer schlafen, und so schlief er wohl auch hier bald wiederum ein; der Wahnwitzige aber, der vor Müdigkeit einschlief, konnte gar wohl als ein Wahnwitziger wieder aufwachen. Doch gesetzt auch, sie wären wirklich Beide durch einander curiret worden, auch alsdann sind wir um nichts klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Histörchen, welches ich nirgends in meinem Nutzen verwenden zu können sehe, über das ich auch nicht einmal lachen kann, ist herzlich schwach.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geschmacke der griechischen Simplicität fehle. Es gehöret wohl zu der griechischen Simplicität, daß ein Ding keine Theile zu viel habe, aber daß es ihm an einem nothwendigen Theile fehle, das gehöret doch gewiß nicht dazu. Es ist nicht der witzige Schluß, den ich vermisse, sondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Factums nicht hinlänglich ist. Ich gestehe, daß ich aus eben diesem Grunde ein anderes sehr berühmtes Epigramm auch nur für ein halbes Epigramm halte, nämlich das über das Schicksal eines Hermaphroditen:

Quum mea me genitrix gravida gestaret in alvo,
Quid pareret, fertur consuluisse Deos.

*) Lib. I. cap. 45. — [IX. 141. Da Lessing immer die Anthologie des Planudes citirt, deren Ausgaben weniger zugänglich sind als die des Kephalas, füge ich die Citate aus der Palatina bei. — A. d. H.]

Mas est, Phoebus ait, Mars femina, Junoque neutrum.
Quumque forem natus, Hermaphroditus eram.
Quaerenti letum Dea sic ait: occidet armis,
Mars cruce, Phoebus aquis. Sors rata quaeque fuit.
Arbor obumbrat aquas: adscendo, decidit ensis,
Quem tuleram, casu labor et ipse super;
Pes haesit ramis, caput incidit amne: tulique
Femina, vir, neutrum, flumina, tela, crucem.

Die Erfindung dieses kleinen Gedichts ist so künstlich, der Ausdruck so pünktlich und doch so elegant, daß noch jetzt sehr gelehrte Kritiker sich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters sei. Denn ob de la Monnoye schon erwiesen zu haben glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handschriften zugeschrieben wird, kein Alter ist, wofür ihn Politian und Scaliger und so viele Andere gehalten haben, sondern daß ein Vincentiner aus dem funfzehnten[1]) Jahrhunderte damit gemeinet sei, so möchte Herr Burmann der Jüngere doch lieber vermuthen, daß dieser Pulci, wie er eigentlich geheißen, ein so bewundertes Werk wohl aus einer alten Handschrift abgeschrieben und sich zugeeignet haben könne, da man ihn ohnedem als einen besondern Dichter weiter nicht kenne.*) Ich habe hierwider nichts, nur für ein Muster eines vollkommnen Epigramms möchte ich mir das Ding nicht einreden lassen, es mag nun alt oder neu sein. Einem so unfruchtbaren schielenden Märchen fehlet zum Sinngedichte nichts Geringers als der Sinn. Begreife ich doch nicht einmal, ob die Vorsehung der Götter damit

*) *Anth. lat.* lib. III. ep. 77.

1) Ob diese Zeitangabe ein zufälliges Versehen ist, oder auf einer Verwechslung mit den drei Florentiner Brüdern Pulci beruht, von denen einer Virgil's Bucolica übersetzt, der zweite ein großes Ritterepos, „Morgante maggiore“, gedichtet hat, mag dahingestellt bleiben. Gemeint ist hier jedenfalls Arrigo de Costozza mit dem Beinamen Pulice, aus Vicenza, welcher der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehört. — Bernard de la Monnoye (1641—1728) hat seine Vermuthung in den „Menagiana“, IV. p. 432 ff., ausgesprochen. — Angelo Ambrogini (1454—1494), nach seinem Geburtsort Montepulciano Angelus Politianus genannt, einer der berühmtesten italienischen Humanisten, bespricht das Gedichtchen in einem Briefe an Antonius Urceus (Epp. V. 7), Joseph Justus Scaliger (1540—1609) in seiner „Virgilii Appendix“, Lugd. 1573, S. 231. — Peter Burmann II. (1713—1778) nennt noch andere ihnen zustimmende Gelehrte an der unten citirten Stelle seiner „Anthologia veterum latinorum epigrammatum et poematum“, Amstel. 1759. — A. d. H.

mehr verspottet oder mehr angepriesen werden soll. Sollen wir uns wundern, daß von so verschiednen Göttern ein jeder doch noch immer so viel von der Zukunft wußte? Oder sollen wir uns wundern, daß sie nicht mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß sie vollständiger und bestimmter nicht antworten wollen oder nicht antworten können, und daß eine vierte höhere Macht im Spiele gewesen, welche den Erfolg so zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glückliche Errather hier aufgeführet werden, wie viel sinnreicher und lehrreicher ist sodann jenes Histörchen — im Don Quixote, wo ich mich recht erinnere — von den zwei Brüdern und Weinkostern, welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes Hundert von jenerlei Räthseln, auch in den schönsten Versen, gemacht haben möchte.[1])

Das Gegentheil von solchen zu aller moralischen Anwendung ungeschickten kleinen Erzählungen sind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für sich selbst eine allgemeine Wahrheit so anschauend enthalten, daß es nur Ueberfluß gewesen wäre, sie noch mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Von dieser Art ist folgende bei dem Ausonius:*)

> Thesauro invento, qui limina mortis inibat,
> Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.
> At qui, quod terrae abdiderat, non repperit aurum,
> Quem laqueum invenit, nexuit et periit,

wovon das griechische Original in der Anthologie zu finden,[2]) oder aus eben dieser Anthologie, die von mehrern Dichtern daselbst vorgetragene Geschichte vom Lahmen und Blinden:**)

> Ἀνερα τις λιπογυιον ὑπερ νωτοιο λιπαυγης
> Ἠγε ποδας χρησας, ὀμματα χρησαμενος.

*) *Epig.* 21.
**) Lib. I. cap. 4. — [ep. 3. Planudes hat nur dieses Distichon; Kephalas, IX. 13, fügt noch drei weitere hinzu. — A. d. H.]

1) Von diesen Weinkostern, seinen Ahnen, erzählt Sancho, der eine habe einen Wein mit der Zungenspitze gekostet und gesagt, daß er nach Eisen schmecke, der andere denselben Wein an die Nase gehalten und behauptet, daß er nach Leder rieche. Nach der Zeit habe man am Boden des Fasses einen kleinen Schlüssel gefunden, der an einem ledernen Riemchen hing (s. Don Quixote, Buch 7, Cap. 6) — A. d. H.
2) Anth. gr., IX. 44. — A. d. H.

Wer ist so blödsinnig, daß er die großen Wahrheiten, von welchen diese Erzählungen Beispiele sind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine so vorzügliche Art einen Sinn in sich schließt, das wird doch wohl ein Sinngedicht heißen können?

Doch auch das nicht. Und warum sollte es ein Sinngedicht heißen, wenn es etwas weit Besseres heißen kann? Mit einem Worte, es ist ein Apolog, eine wahre Aesopische Fabel; denn die gedrungene Kürze, mit welcher sie vorgetragen ist, kann ihr Wesen nicht verändern, sondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen solcherlei Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren außer den zwei angeführten in der Anthologie noch verschiedene vor, von welchen in den gewöhnlichen Aesopischen Sammlungen nichts Aehnliches zu finden, die aber auch um so viel mehr von einem Nevelet oder Hauptmann ihnen beigefügt zu werden verdienet hätten.[1] Alle sind mit der äußersten Präcision erzählt, und die weitläuftigste, welche aus zwölf Zeilen bestehet,*) hat nichts von der Geschwätzigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter sich ein so eigenes Verdienst gemacht haben. Unser Gellert that also zwar ganz wohl, daß er jene vom Lahmen und Blinden unter seine Fabeln aufnahm;**) nur daß er sie so sehr wässerte, daß er so wenig belesen war und nicht wußte, wo sie sich eigentlich herschreibe, daran hätte er ohne Zweifel ein Wenig besser thun können. —

Der wesentliche Unterschied, der sich zwischen dem Sinngedichte und der Fabel findet, beruhet aber darin, daß die Theile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere folgen, in der Fabel in Eins zusammenfallen und daher nur in der Abstraction Theile sind. Der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehöret haben kann, ohne daß der Aufschluß zugleich mit da ist: sie macht einen einzigen Eindruck und ist keiner Folge verschiedner Eindrücke fähig. Das Sinngedicht hingegen enthält sich eben darum entweder überhaupt solcher einzeln Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anschauend zu erkennen, oder läßt doch diese Wahrheit bei Seite liegen und ziehet unsere Aufmerksamkeit auf eine Folge, die weniger nothwendig daraus fließt. Und nur dadurch entstehet Er-

*) Lib. I. cap. 22. ep. 9. — [IX. 378. — A. d. H.]
**) Die 16te des ersten Theils.

1) Isaac Nicolaus Nevelet hat die Aesopischen Fabeln Heidelberg 1610 herausgegeben, Johann Gottfried Hauptmann Leipzig 1741. — A. d. H.

wartung, die dieses Namens wenig werth ist, wo wir das, was wir zu erwarten haben, schon völlig voraussehen.

Wenn denn aber sonach weder Begebenheiten ohne allen Nachsatz und Aufschluß, noch auch solche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkannt werden kann, die erforderlichen Eigenschaften des Sinngedichts haben, so folget darum noch nicht, daß alle Sinngedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts als ein bloßer Wiedererzähler zu sein scheinet. Denn es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder schon von sich selbst den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder denen dieser Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkommner zu geben stehet. So fand unser Kleist das heroische Beispiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorging, in seiner genauesten historischen Wahrheit mit Recht für hinlänglich, ein schönes Sinngedicht abzugeben.

„Als Pätus auf Befehl des Kaisers sterben sollte
Und ungern einen Tod sich selber wählen wollte,
Durchstach sich Arria. Mit heiterem Gesicht
Gab sie den Dolch dem Mann und sprach: „Es schmerzet nicht."" [1])

Martial hingegen glaubte, daß das erhabene „Es schmerzet nicht" noch einer Verschönerung fähig sei, und ohne lange diese Verschönerung auf seine eigne Rechnung zu setzen, legte er sie der Arria selbst in den Mund: *)

Casta suo gladium cum traderet Arria Paeto,
Quem de visceribus traxerat ipsa suis:
Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit;
Sed quod tu facies, hoc mihi, Paete, dolet.

Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße „non dolet" zu mannhaft, zu rauh vorkommen, und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterin des Todes mehr durchschimmern lassen. Ich wage es nicht, zwischen beiden Dichtern zu entscheiden, da ich ohnedem damit nur ein Beispiel geben wollen, wie die wahren Begebenheiten aussehen müssen, denen zum Sinngedichte nichts als eine glückliche Versification fehlet, und wie sehr auch in diesen

*) Lib. I. ep. 14.

1) Christian Ewald von Kleist's sämmtliche Werke, Berlin 1761, I. S. 111. — A. d. H.

der erfindsame Geist des Dichters noch geschäftig sein kann, ohne die historische Wahrheit zu verfälschen. —

3.

Nicht genug aber, daß nach meiner Erklärung das Sinngedicht sich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverlässiger unterscheiden läßt, als nach den sonst gewöhnlichen Erklärungen geschehen kann, es lassen sich auch aus eben dieser Erklärung die Eigenschaften besser herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommnen Sinngedichte machen.

1. Wenn der erste Theil des Sinngedichts, den ich die Erwartung genannt habe, dem Denkmale entsprechen soll, welches die Aufschrift führet, so ist unstreitig, daß er um so viel vollkommner sein wird, je genauer er einem neuen, an Größe oder Schönheit besonders vorzüglichen Denkmale entspricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich sein, wir müssen ihn mit einem Blicke übersehen können, unverwehrt indeß, daß der Dichter durch Auseinandersetzung seiner einzeln Begriffe ihm bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben darf, so wie er es seiner Absicht am Gemäßesten erkennet. Er kann ihn ebensowohl aus fünf, sechs Worten als aus ebenso vielen und noch mehrern Zeilen bestehen lassen.

In folgendem Sinngedichte des Naugerius:*)

De Pythagorae simulacro.

Quem toties vixisse anima redeunte renatum
Mutato fama est corpore Pythagoram:
Cerne, iterum ut docti caelo generatus Asylae
Vivat, ut antiquum servet in ore decus.
Dignum aliquid certe volvit: sic fronte severa est,
Sic in se magno pectore totus abit.
Posset et ille altos animi depromere sensus,
Sed veteri obstrictus relligione silet,

sind die ersten sechs Zeilen, welche die Erwartung enthalten, nichts als eine Umschreibung des Subjects. Aber was hier sechs Zeilen füllet, wird in dem griechischen Originale, welches sich Naugerius eigen gemacht, mit vier Worten gesagt:**)

*) *Opera*, p. 199. Patav. 1718. 4to. — [cur. J. A. et Caj. Vulpiis. Der Dichter ist der Venetianer Andrea Navagiero (1483—1529), Historiograph seiner Vaterstadt und Gesandter bei Karl V. und Franz I. — A. d. H.]

**) *Anthol.* lib. IV. cap. 33. — [ep. 2. Fehlt bei Kephalas. Im Anhange, IV. 326. — A. d. H.]

Αὐτον Πυθαγορην ὁ ζωγραφος· ὁν μετα φωνης
Εἶδες ἀν, εἰγε λαλειν ἠθελε Πυθαγορης.

„Da steht er, der wahre Pythagoras! Auch die Stimme würde ihm nicht fehlen, wenn Pythagoras hätte sprechen wollen." Dieses übersetzte Faustus Sabäus[1]) so:

Pythagoram pictor poterat finxisse loquentem.
Verum Pythagoram conticuisse juvat,

und wir könnten es durch die einzige Zeile übersetzen:

„Warum dies Bild nicht spricht? Es ist Pythagoras," wenn die einzeilichten Sinngedichte in unsrer Sprache ebenso gewöhnlich und angenehm wären, als sie es in der griechischen und lateinischen sind.

Das wahre Maß der Erwartung scheinet indeß in dem gegenwärtigen Beispiele weder Naugerius noch dieser Grieche getroffen zu haben, sondern ein andrer Grieche, welcher eben den Einfall in vier Zeilen brachte und diesen bescheidenen Raum nicht wie Naugerius zu leeren Ausrufungen mißbrauchte, sondern zur Berichtigung des Einfalls selbst anwendete. Denn sollte man aus dem Naugerius und dem angeführten griechischen Originale nicht schließen, daß Pythagoras immer geschwiegen hätte, da das Schweigen doch nur gleichsam eine Vorübung in seiner Schule war? Wie viel schöner und genauer also Julianus so:*)

Οὐ τον ἀναπτυσσοντα φυσιν πολυμητιν ἀριθμων
Ἠθελεν ὁ πλαστης Πυθαγορην τελεσαι,
Ἀλλα τον ἐν σιγῃ πινυτοφρονι· και ταχα φωνην
Ἐνθεν ἀποκρυπτει, και τοδ' ἐχων ὀπασαι.

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur der Zahlen erkläret, hat der Künstler darstellen wollen, sondern den Pythagoras in seinem weisen Stillschweigen. Daher verbarg er die Stimme, die er vernehmlich zu machen sonst gar wohl verstand."

Die Hauptregel also, die man in Ansehung des Umfanges der Erwartung zu beobachten hat, ist diese, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere; daß man nicht blos erweitere, um ein

*) *Anth.* l. c. — [IV. 33. 1 oder IV. 325. — A. d. H.]

---

1) Sabeo, Bibliothekar Leo's X., hat in Rom 1556 fünf Bücher Epigramme veröffentlicht, die Heinrich II. von Frankreich dedicirt sind. — A. d. H.

paar Verse mehr gemacht zu haben: sondern daß man sich nach dem zweiten Theile, nach dem Aufschlusse, richte und urtheile, ob und wie viel dieser durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es giebt Fälle, wo auf diese Ausführlichkeit Alles ankömmt. Dahin gehören vor andern diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufschluß sich auf einen relativen Begriff beziehet. Z. E. solche, in welchen ein Ding als ganz besonders groß oder ganz besonders klein angegeben wird, und die daher nothwendig den Maßstab dieser Größe oder Kleinheit vorausschicken müssen, ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern oder größern und größern. Es wäre freilich schon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freigebiger Freund so viel als nichts schenkte, auch nur diese Zeilen gemacht hätte:

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Hoc quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Aber wie viel launichter und beißender wird dieses Epigramm durch die eingeschalteten noch kleinern Maße, als ein Gärtchen vor einem Fenster ist. Und wie sehr wächst unser Vergnügen, indem der Dichter den Abstand von diesem bis zu einem Mund voll Essen durch noch so viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß. *)

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianae,
Argutae tegit ala quod cicadae,
Quod formica die comedit uno,
Clausae cui folium rosae corona est:
In quo non magis invenitur herba,
Quam costi folium, piperve crudum;
In quo nec cucumis jacere rectus,
Nec serpens habitare tuta possit.
Erucam male pascit hortus unam,

*) Lib. XI. ep. 19.

Consumto moritur culex salicto,
Et talpa est mihi fossor atque arator.
Non boletus hiare, non mariscae
Ridere aut violae patere possunt.
Fines mus populatur, et colono
Tanquam sus Calydonius timetur;
Et sublata volantis ungue Procnes
In nido seges est hirundinino,
Et cum stet sine falce mentulaque,
Non est dimidio locus Priapo.
Vix implet cochleam peracta messis,
Et mustum nuce condimus picata.
Errasti, Lupe, litera sed una.
Nam quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Es haben dergleichen hyperbolische Sinngedichte, wie man sie nach der darin herrschenden Figur nennen könnte, ihre eigene Anmuth. Nur müssen sie nicht auf die bloße Hyperbel hinauslaufen, so wie dieses griechische: *)

Ἀγρον Μηνοφανης ὠνησατο, και δια λιμον
Ἐκ δρυος ἀλλοτριας ἀυτον ἀπηγχονισεν.
Γην δ' αὐτῳ τεθνεωτι βαλειν οὐκ ἐσχον ἀνωθεν,
Ἀλλ' ἐταφη μισθον προς τινα των ὁμορων.
Εἰ δ' ἐγνω τον ἀγρον τον Μηνοφανους Ἐπικουρος,
Παντα γεμειν ἀγρων εἰπεν ἀν, οὐκ ἀτομων.

„Menophanes hatte Feld gekauft, aber vor Hunger mußte er sich an einer fremden Eiche hängen. So viel Erde hatte er nicht, daß sein Leichnam damit bedeckt werden konnte; man mußte ihm seine Grabstelle auf benachbartem Grunde kaufen. Hätte Epikurus das Feld des Menophanes gesehen, so würde er gesagt haben, daß Alles voller Felder wäre, nicht voller Atomen." Denn ein solches Sinngedicht bestehet offenbar aus nichts als Erwartung: anstatt des Aufschlusses wird uns das äußerste Glied der Hyperbel untergeschoben, und alle unsere Erwartung soll sich mit der Unmöglichkeit, etwas Größeres oder Kleineres abzusehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes können Lachen erregen, aber das Sinngedicht will etwas mehr. Die griechische Anthologie ist davon voll, da sie hingegen bei dem Martial sehr sparsam vorkom-

*) *Anth.* lib. II. c. 7. ep. 3. — [XI. 249. — A. d. H.]

men, als der fast immer von der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgehet, die mehr hinter sich hat. Man lese das dreiunddreißigste Sinngedicht seines achten Buches, um ein sehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum.

De praetoricia folium mihi, Paulle, corona
  Mittis et hoc phialae nomen habere jubes.
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
  Pallida quam rubri diluit unda croci.
An magis astuti derasa est ungue ministri
  Bractea, de fulcro, quod reor esse, tuo?
Illa potest culicem longe sentire volantem
  Et minimi penna papilionis agi.
Exiguae volitat suspensa vapore lucernae
  Et leviter fuso rumpitur ista mero.
Hoc linitur sputo Jani caryota Calendis,
  Quam fert cum parvo sordidus asse cliens.
Lenta minus gracili crescunt colocasia filo,
  Plena magis nimio lilia sole cadunt,
Nec vaga tam tenui discursat aranea tela,
  Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.
Crassior in facie vetulae stat creta Fabullae,
  Crassior offensae bulla tumescit aquae.
Fortior et tortos servat vesica capillos
  Et mutat Latias spuma Batava comas.
Hac cute Ledaeo vestitur pullus in ovo,
  Talia lunata splenia fronte sedent.
Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere posses,
  Mittere cum posses vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur: cochleam cum mittere posses,
  Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperbolischen Vergleichungen, die der Dichter hier anstellet, stehen nicht blos um ihrer selbst willen da, sondern mehr, um endlich gewissen Leuten, welche sich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Kosten erwerben möchten, zu verstehen zu geben, wie viel besser sie thun würden, wenn sie lieber gar nichts als so unbeträchtliche Kleinigkeiten schenkten. Denn es ist nicht Freigebigkeit, es ist Geiz, sich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes werth ist.

Wie aber der fertige Versificator in Erweiterung des ersten

Theiles oft zu viel thut, so thut ein minder fertiger aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit nicht selten zu wenig: wenn er nämlich den ganzen ersten Theil in den Titel des Sinngedichts bringt und sich den bloßen Aufschluß zu versificiren oder zu reimen begnügen läßt. Es ist sonderbar, daß es sogar Kenner gegeben hat, die dieses zu thun dem Dichter ausdrücklich gerathen haben.*) Aber sie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, so viel es an Kürze dadurch gewinnet, von einer andern Seite hinwiederum verlieret, indem es zu einem Ganzen von so heterogenen Theilen wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleist:[1])

„An zwei sehr schöne, aber einäugige Geschwister.
„Du mußt, o kleiner Lykon, Dein Aug' Agathen leihn,
Blind wirst Du dann Cupido, die Schwester Venus sein"

und das lateinische des Hieronymus Amaltheus,[2]) aus welchem jenes genommen ist:

Lumine Acon dextro, capta est Leonilla sinistro,
Et potis est forma vincere uterque deos.
Blande puer, lumen, quod habes, concede puellae:
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus,

für gleich schön halten. Dieses kann den ganzen Titel entbehren, und jenes ist ohne Titel auch nicht einmal verständlich. Das schöne Sinngedicht ist in der Uebersetzung zur bloßen Aufschrift geworden und verhält sich in seinem Eindrucke zu jenem so wie

*) *Morhofius de discipl. Arg.* Sect. III. cap. 5: Vocari in subsidium brevitatis lemma sive inscriptio epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quae est una epigrammatis pars, plures versus impleantur, lemma, si bene conceptum est, illorum vicem supplebit. E. g. legitur inter nostra epigrammata illud:
Quid juvat ah! ducta prolem sperare puella?
Ut repares puerum, perdis, inepte, virum.
Lemma est: *In senem, qui quod masculus illi mortuus heres, puellam spe recuperandi ducebat.* Illa si epigrammate exprimenda simul fuissent, vel quatuor versus fuissent insumendi; nunc uno lemmate tota res exhibetur. — [Die Abhandlung „De disciplina argutiarum", 1693 erschienen, ist ein nachgelassenes Werk des bekannten Polyhistors Daniel Georg Morhof (1639—1691), dessen Epigramme Rostock 1659 erschienen waren. — A. d. H.]

---

1) Sämmtliche Werke, Berlin 1761, I. S. 108. — A. d. H.
2) Girolamo Amaltheo (1506—1574), aus einer Familie, welche durch drei Generationen fruchtbare lateinische Verskünstler geliefert hat. — A. d. H.

eine kahle Aufschrift, die in einem Buche angeführt wird, zu eben der Aufschrift, die wir auf dem schönen Monumente selbst lesen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle seine Titel bestehen daher in den bloßen An, Von und Auf mit Beifügung des Namens Derjenigen, die das Epigramm betrifft, oder an die es gerichtet ist. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben sollen, sind nicht von ihm, sondern ein Werk der spätern Abschreiber; daher sie auch in der einen Ausgabe so und in der andern anders lauten. Jeder Umstand, auch der allerkleinste, der zu dem Verstande des Epigramms nothwendig gehöret, ist bei ihm in dem Epigramme selbst enthalten, und wenn wir jetzt einen solchen ja darin zu vermissen glauben, so können wir nur gewiß versichert sein, daß er sich zu der Zeit des Dichters von selbst verstanden hat. —

2. Wenn ferner der zweite Theil des Sinngedichts, den ich den Aufschluß genannt habe, der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll, die wir zu unserer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmale erblicken, so dürfen wir nur die Ursachen erwägen, warum eine solche Aufschrift von der möglichsten Kürze sein muß, um daraus zu schließen, daß die Kürze ebenfalls die erste und vornehmste Eigenschaft des Aufschlusses in dem Sinngedichte werde sein müssen. Diese Ursachen aber sind die: einmal, weil es nur Personen oder Handlungen von einer ohnedem schon genugsamen Bekanntheit und Berühmtheit sind oder sein sollten, denen Denkmäler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht sehr viel von ihnen sagen kann; zweitens, weil die Denkmäler selbst, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht sowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeigehen muß mit sich nehmen können. Ebenso sollte man bei einer Sammlung von Sinnschriften vornehmlich auf solche Leser sehen, welchen es andere Geschäfte nur selten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leser wollen geschwind und doch nicht leer abgefertiget sein; für das Letzte aber halten sie sich allezeit, wenn man sie entweder mit ganz gemeinen oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufschlusses sind indeß bei

allen Arten der Epigrammatisten wohl die seltensten. Der schlechteste nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuschreiben, ohne den Aufschluß vorher so gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich ist. Oft hat er nichts voraus bedacht als diesen einzigen Aufschluß, der daher auch nicht selten eben das ist, was der Dietrich unter den Schlüsseln ist: ein Werkzeug, welches ebenso gut hundert verschiedene Schlösser eröffnen kann als eines.

Hingegen ist es gerade der bessere Dichter, welcher noch am Ersten hier fehlerhaft werden kann, und zwar aus Ueberfluß von Witz und Scharfsinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufschluß geräth, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er sich vorgesetzt hatte; oder daß er jenseits diesem noch einen andern erblickt, den er sich ebenfalls nicht gern möchte entwischen lassen. Mich däucht, so etwas ist selbst dem Martial mit folgendem Sinngedichte widerfahren:*)

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod quacunque venis, fuga est et ingens
Circa te, Ligurine, solitudo:
Quid sit scire cupis? Nimis poeta es.

Wer kann leugnen, daß diese vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm sind? Nur mochte dem Dichter ohne Zweifel das Nimis poeta es ein Wenig zu räthselhaft vorkommen, und weil er jenseit der Umschreibung desselben, die schon an und für sich selbst sehr gefallen konnte, einen neuen Aufschluß voraussahe, so wagte er es, das schon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunkte zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszusetzen, oder, wenn man will, nach dem nämlichen, das er sich selbst nur weiter gesteckt hatte. Also fährt er fort:

Hoc valde vitium periculosum est.
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipsas medio perusta sole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?
Et stanti legis, et legis sedenti,
Currenti legis, et legis cacanti.
In thermas fugio: sonas ad aurem.

*) Lib. III. ep. 44.

Piscinam peto: non licet natare.
Ad coenam propero: tenes euntem.
Ad coenam venio: fugas sedentem.
Lassus dormio: suscitas jacentem.
Vis, quantum facias mali, videre?
Vir justus, probus, innocens timeris.

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter ungehalten zu sein, der uns statt eines Epigramms in einem zwei geben will? Besonders, wenn sie sich so gut wie hier in einander fügen, auch das eine durch das andere im Geringsten nicht geschändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchsen eine Regel der Schönheit machen zu wollen, das ist zu arg. Gleichwohl that es Scaliger, und, nach seinen Worten zu urtheilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenste sein, das aus ebenso viel andern kleinen Epigrammen besteht, als es Disticha enthält. Doch sein eigenes Exempel von einem solchen epigrammate differto, wie er es nennet, giebt die Sache näher, und wenn dieses wirklich vier Epigrammen in sich schließt, so sind sie auch alle viere darnach. Es ist auf einen Podagristen, dem man die Hungercur vorgeschrieben hat, und lautet so:*)

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
  Dente famis dirae discruciata perit.
Ah nequeam, nisi sic, finire dolore dolorem?
  Atque ferum finem tollere fine truci?
Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
  Et funus plus quam funere praeveniens.
O vitam invitam, o incommoda commoda, lux nox!
  Si, ne aliquid fias, cogeris esse nihil.

Es ist zu verwundern, wie sehr sich auch die gelehrtesten Leute verblenden können, sobald sie aus ihren eigenen Beispielen etwas abstrahiren wollen. Dieses Epigramm soll vier Epigramme enthalten, und es ist zur höchsten Noth kaum eines; nur daß der schale Aufschluß desselben in jeder Zeile wie eine Wasserblase mehr und mehr aufschwellet, bis er endlich in ein wahres Nichts zerstiebet.

Eher war unser Wernicke der Mann, der zu dieser vollgepfropften Art von Sinngedichten ein Muster hätte machen

*) *Poetices* Lib. III. cap. 126: Exemplum illius differti hoc unum esto, in quo continentur quatuor epigrammata.

können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Scaliger, indem er diejenigen Sinngedichte, „wo der Leser fast in jeder Zeile etwas nachzudenken findet, wo er unvermerkt und zuweilen, ehe er es verlangt, zu dem Schlusse geführet wird,“ den andern weit vorziehet, „in welchen der Leser nur durch weitläuftige und nichts bedeutende Umstände von dem allein klingenden Ende aufgehalten wird.“ Wernicke hatte allerdings Recht, wenn es wirklich in allem Verstande nichts bedeutende Umstände sind, durch die der Leser endlich zu dem Aufschlusse gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltender Umstand, ob er schon für sich selbst nicht viel sagen will, dennoch seine besondere gute Beziehungen auf das allein klingende Ende hat, so ist es schon genug, und das Ganze, welches daraus entstehet, bekömmt eine so gefällige Einheit, daß es unendlich schwer ist, wegen des Mangels derselben einen Leser von richtigem Geschmacke durch noch so häufig eingestreute Nebenzüge schadlos zu halten.

Das eigene Beispiel des Wernicke ebenfalls, welches er von jener vorzüglichern Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht seine Theorie nicht gut, sondern bestätiget vielmehr, was ich von dem Mangel der Einheit gesagt habe.*)

„Auf Mucius Scävola.

„Als Scävola, zum Mord verführt durch seine Jugend,
So wie das Laster für die Tugend,
Den Schreiber für den König nahm
Und nach vollbrachter That erst zur Erkenntniß kam,
Da wußt' er der Gefahr den Vortheil abzuzwingen
Und, durch die Schande nicht verzagt,
Das, was das Laster ihm versagt,
Der Tugend selber abzudringen:
Er machte, daß der Haß sich in Verwundrung wandt',
Verbrennt', entwaffnete sein' und des Feindes Hand;
Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend zählte,
Erreicht' er seinen Zweck, indem er ihn verfehlte.“

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend selber abzudringen“, aufhören sollen, wenigstens mit dem Gedanken, den sie enthält. Denn Alles, was folgt, ist nur schleppende Umschreibung dieses Gedankens, mit einer Antithese beschlossen, die weder wahr ist, noch, wenn sie auch wahr wäre, hierher ge-

*) Seite 38.

höret. Sie ist nicht wahr; denn Scävola erreichte seinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, sondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, sondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehöret nicht hierher, wenn sie von Seiten der Wahrheit auch schon noch zu rechtfertigen wäre; denn sie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verschiedenen Gesichtspunkte, als wir sie vier Zeilen vorher sehen; dort wird sie uns als eine außerordentliche Anstrengung von Tugend angepriesen, hier bewundern wir sie als das Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Gesichtspunkt aber ist in der Poesie kein geringerer Fehler als in der Perspectiv.

3. Wenn endlich die beiden Theile des Sinngedichts zugleich dem Denkmale und der Aufschrift zugleich entsprechen sollen, so wird auch das Verhältniß, welches sich zwischen jenen befindet, dem Verhältnisse entsprechen müssen, welches diese unter sich haben. Ich will sagen: So wie ich bei Erblickung eines Denkmals zwar nicht den Inhalt der Aufschrift, wohl aber den Ton derselben aus dem Denkmale errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmal, welches traurige Ideen erregt, nicht eine lustige oder lächerliche Aufschrift führen werde, oder umgekehrt: ebenso muß auch die Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufschlusses, aber doch die Farbe desselben voraussehen lassen, so daß mir am Ende kein widriger Contrast zwischen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt, gegen diese Regel verstößt folgendes Sinngedicht des Martial's auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines seiner Leibeigenen, deren Verlust ihm so nahe ging.*)

In Paetum.

Puella senibus dulcior mihi cycnis,
Agna Galesi mollior Phalantini,
Concha Lucrini delicatior stagni:
Cui nec lapillos praeferas Erythraeos,
Nec modo politum pecudis Indicae dentem
Nivesque primas liliumque non tactum;
Quae crine vicit Baetici gregis vellus
Rhenique nodos aureamque nitellam;
Fragravit ore quod rosarium Paesti,
Quod Atticarum prima mella cerarum,

*) Lib. V ep. 38.

Quod succinorum rapta de manu gleba:
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis sciurus et frequens phoenix:
Adhuc recenti tepet Erotion busto,
Quam pessimorum lex avara fatorum
Sexta peregit hieme, nec tamen tota;
Nostros amores gaudiumque lususque.
Et esse tristem me meus vetat Paetus:
Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,
Deflere non te vernulae pudet mortem?
Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
Notam, superbam, nobilem, locupletem.
Quid esse nostro fortius potest Paeto?
Ducenties accepit, et tamen vivit.

Dieses Sinngedicht fängt mit so sanften Empfindungen an; es nimmt mich für den weichherzigen Dichter, der sich um ein kleines unschuldiges Ding so sehr betrübt, so herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie so sehr gestimmet, daß ich mich nach ganz etwas Anderm als einem hämischen Zuge gegen einen guten Bekannten sehne. Betrübniß macht sonst so gutdenkend, und boshafter Witz verstummet sonst so leicht bei einem bekümmerten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Contrasten nicht jeden plötzlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein solcher Sprung kann allerdings angenehm sein und wenigstens den Mund in Falten ziehen, wenn nur unsere Empfindung nicht besondern Theil daran nimmt. So wie etwa dieser beim Scarron:[1])

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux, dont la vaine structure
A témoigné que l'Art, par l'adresse des mains,
Et l'assidu travail, peut vaincre la Nature!
Vieux Palais ruinés, Chef d'oeuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Colisée, où souvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'assassiner se donnoient tablature!

---

1) Paul Scarron (1610—1660), der erste Mann der Frau von Maintenon. Vgl. seine Oeuvres, Lyon 1729, I. S. 375. — A. d. H.

Par l'injure des ans vous êtes abolis,
Ou du moins la plupart vous êtes démolis!
Il n'est point de ciment que le tems ne dissoude.
Si vos Marbres si durs ont senti son pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un méchant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, soit percé par le coude?

Der Posse thut seine Wirkung. Gleichwohl ist auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompösen Erwartung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch die wir unmerklich auf ihn ansetzen: und mag er doch gerathen, wie er will, wir sollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieses Scarron'schen Sinngedichts oder Sonetts das Epigramm eines alten unbekannten Dichters zu sein scheine, welches Barth zuerst bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr ist, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Obscöne das Lächerliche vermehre. Denn anstatt der durchgestoßnen Weste — Doch wer Lust hat, kann es bei dem Barth selbst nachsehen.*) Es ist vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leser seine Erwartung nicht ohne Vergnügen vielmehr getäuscht als erfüllet sieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

4.

Einige Leser dürften bei Allem, was ich bisher von dem Sinngedichte gesagt habe, noch immer das Beste vermissen. Sie kennen es als das sinnreichste von allen kleinen Gedichten, als eine witzige Schnurre wohl nur, und doch ist des Witzes von mir noch kaum gedacht worden, geschweige, daß ich die verschiednen Quellen des Sinnreichen anzugeben gesucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung und in die Befriedigung dieser Erwartung gesetzt, ohne mich weiter einzulassen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen solche Befriedigung am Besten geschehe. Was die lateinischen Kunstrichter acumina und die französischen pointes nennen, habe ich weder erfordert, noch bisher verworfen.

Wenn indeß unter diesen Worten nichts anders verstanden

*) *Advers.* Lib. XXXVI. c. II. — [Caspar von Barth's (1587—1658) „Adversariorum commentariorum libri LX", Francof. 1648. — A. d. H.]

werden soll als derjenige Gedanke, um dessen willen die Erwartung erregt wird, der also natürlicher Weise nach der Erwartung am Ende des Ganzen stehen muß und sich von allen übrigen Gedanken, als die nur seinetwegen da sind, nicht anders als auszeichnen kann: so ist es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe schlechterdings nicht sein kann. Es bleibt vielmehr dieses acumen das wahre allgemeine Kennzeichen desselben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu versagen, wenn sie auch sonst noch so viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weise darum zugleich streitig macht.

Wenn hingegen unter acumen oder pointe man etwas meinet, was blos das Werk des Witzes ist; mehr ein Gedankenspiel als einen Gedanken; einen Einfall, dessen Anzügliches größtentheils von der Wahl oder Stellung der Worte entstehet, in welchen er ausgedrückt ist; oder von dem wohl gar nichts Gesundes übrig bleibt, sobald man diese Worte ändert oder versetzt: so ist die Frage, ob das Sinngedicht nothwendig eine dergleichen pointe haben müsse, der Frage vollkommen gleich, ob man besser thue, seine Schulden in guter oder in falscher Münze zu bezahlen.

Denn so wie es nur der Mangel an guter Münze ist, welcher falsche Münze zu prägen verleitet, ebenso ist es nur die Schwierigkeit, jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch wahren, mit einem scharfsinnigen und doch ungekünstelten Aufschlusse zu befriedigen, — nur diese Schwierigkeit, sag' ich, ist es, welche nach Mitteln umzuschauen verführet, durch die wir jene Befriedigung geleistet zu haben wenigstens scheinen können.

Glücklich, wenn man unter diesen Mitteln nur noch die erträglichsten zu wählen verstehet! Denn es giebt in der That auch hier Paduanische Münzen, die zwar falsche, aber doch von so schönem und dem wahren so nahe kommenden Stempel sind, daß sie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen.[1]) Ja, es giebt noch andere, deren innerer Werth nur wenig geringer ist als der ächten, so daß der Münzer wenig mehr als den Schlageschatz dabei gewinnen konnte.

Besonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falschen, noch ganz ächten Münzen, die, wenn sie schon nicht im Handel

1) Der Stempelschneider Giovanni Cavino (1499—1570) verfertigte in seiner Vaterstadt Padua gemeinschaftlich mit Alessandro Bassiano viele griechische und römische Münzen; daher werden nachgemachte antike Münzen häufig Paduaner genannt. — A. d. H.

und Wandel gelten können, doch immer schöne Spielmarken abgeben, zwei Gattungen von Sinngedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkommnen zu gehören, doch von je her, auch unter Leuten von Geschmack, ihre Liebhaber gefunden haben und so noch ferner finden werden. Unter der ersten Gattung verstehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen, und unter der andern die, deren Aufschluß in einer Zweideutigkeit bestehet. — Von jeder ein Wort.

1. Das Neue ist, eben weil es neu ist, dasjenige, was am Meisten überrascht. Ob nun gleich dieses Ueberraschende nicht das Einzige sein muß, wodurch das Neue gefällt, so ist es doch unstreitig, daß schon die bloße Ueberraschung angenehm ist. Wenn es denn aber nur selten in des Dichters Vermögen steht, seinen Leser mit einem wirklich neuen Aufschlusse zu überraschen, wer kann es ihm verdenken, wenn er seinem gemeinen Einfalle eine solche Wendung zu geben sucht, daß er wenigstens diese Eigenschaft des Neuen, das Ueberraschende, dadurch erhält? Und dieses kann nicht anders geschehen als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leser nichts geben kann, was dieser auf keine Weise voraussehen könnte, so verführt er ihn, etwas ganz Anders vorauszusehen, als er ihm endlich giebt. Er hebt z. E. von hohen Dingen an und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er scheinet loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er scheinet tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt sich in ein feines Lob. Doch so ganz einander entgegengesetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu sein: genug, wenn der Blick des Lesers auch nur gerade vorbeischießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial sei statt aller.*)

In Sanctram.

Nihil est miserius nec gulosius Sanctra.
Rectam vocatus cum cucurrit ad coenam,
Quam tot diebus noctibusque captavit,
Ter poscit apri glandulas, quater lumbum
Et utramque coxam leporis et duos armos:
Nec erubescit pejerare de turdo
Et ostreorum rapere lividos cirros.
Buccis placentae sordidam linit mappam.
Illic et uvae collocantur ollares

*) Lib. VII. ep. 19.

Et Punicorum pauca grana malorum
Et excavatae pellis indecens vulvae
Et lippa ficus debilisque boletus.
Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
Rosos tepenti spondylos sinu condit
Et devorato capite turturem truncum.
Colligere longa turpe nec putat dextra
Analecta, quicquid et canes reliquerunt.
Nec esculenta sufficit gulae praeda,
Misto lagenam replet ad pedes vino.
Haec per ducentas cum domum tulit scalas,
Seque obserata clusit anxius cella,
Gulosus ille postero die — vendit.

Bis auf das allerletzte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas Anders, als wir finden. Noch immer denken wir uns den Sanctra als einen leckern Fresser, der nie genug hat: auf einmal wendet sich die Medaille, und wir finden, daß der leckere Fresser ein armer Teufel ist, der nicht darum die schmutzigsten Brocken so gierig zusammenraffte, um noch eine Mahlzeit davon zu halten, sondern um sie zu verkaufen und sich andere Bedürfnisse des Lebens dafür anzuschaffen. Denn daß dieses schon gegewissermaßen in dem Worte miserius des ersten Verses stecke, das hatten wir längst wieder vergessen, wenn wir es auch ja hätten merken können. — Wie häufig die Epigrammatisten aller Zeiten und Völker aus dieser Quelle geschöpft haben, darf ich nicht erst sagen. Ich will sie aber darum doch nicht mit meinen, sondern lieber mit den Worten des Cicero empfehlen:*) „Scitis esse notissimum ridiculi genus, cum aliud expectamus, aliud dicitur. Hic nobismetipsis noster error risum movet.“

2. Cicero setzt hinzu: „Quod si admixtum est etiam ambiguum, fit salsius.“ Und das wäre die zweite Gattung. Denn es ist allerdings eine wichtige Erforderniß des Zweideutigen, daß es so wenig als möglich vorher gesehen werde. Was aber die Zweideutigkeit überhaupt sei, brauche ich nicht zu erklären, ebenso wenig, als ich nöthig habe, Beispiele davon anzuführen. Aber gut ist es, gewisse allzu ekle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß sie uns doch lieber das Lachen nicht so schwer und selten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen schon zu viel zuge-

*) *De Oratore*, lib. II. c. 63.

geben; die Zweideutigkeit ist nicht blos gut zum Lachen, zum bloßen risu diducere rictum, sie kann sehr oft die Seele des feinsten Scherzes sein und dem Ernste selbst Anmuth ertheilen. „Ex ambiguo dicta," sagt ebenfalls Cicero, „vel argutissima putantur, sed non semper in joco, saepe etiam in gravitate versantur." Denn wenn die Zweideutigkeit etwas mehr als ein kahles Wortspiel ist, so ist von dem doppelten Sinne, den sie hat, der eine wenigstens wahr, und der andere, wenn er falsch ist, diente blos zum Uebergange auf jenen. Und was dienet uns in der Folge unserer Ideen nicht Alles, um von einer auf die andere überzugehen! Wir lassen uns von der Aehnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten und wollten bei einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt sich hiervon sagen, was nicht schon hundertmal gesagt wäre? —

Ich schließe also diese allgemeinen Anmerkungen über das Epigramm, und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, so schließe ich sie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen statt eines Passes bei denjenigen Lesern dienen kann, welche dergleichen Untersuchungen über Werke des Witzes insgesammt nicht lieben und ihnen kühnlich allen Nutzen absprechen, weil sie einen insbesondere nicht haben können.*) „Ego in his praeceptis hanc vim et hanc utilitatem esse arbitror, non ut ad reperiendum, quid dicamus, arte ducamur, sed ut ea, quae natura, quae studio, quae exercitatione consequimur, aut recta esse confidamus, aut prava intelligamus, cum, quo referenda sint, didicerimus."

*) L. c. cap. 57.

II.

Catull.

1.

Es kommen unter den kleinern Gedichten des Catull's allerdings verschiedene vor, welche den völligen Gang des Sinngedichts haben.

Allein darum alle seine kleinern Gedichte zu Epigrammen zu machen, da er selbst diesen Namen ihnen nicht gegeben; von ihnen ohne Unterschied eine besondere Gattung des Epigramms zu abstrahiren und es als ein Problem aufzuwerfen, ob diese Catullische, wie man sie nennet, feinere Gattung der Martialischen spitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen sei: das ist mir immer sehr sonderbar vorgekommen.

Die allermeisten von den kürzern Gedichten des Catull's haben schlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein als die Kürze. Es sind kleine giftige oder obscöne Tiraden, die weder Erwartung erwecken, noch Erwartung befriedigen; die mehr, um gegenwärtige dringende Empfindungen zu äußern, hingeworfen, als mit Absicht auf eine besondere Dichtungsart ausgearbeitet sind. Wer z. E. ein „Salve, nec minimo puella naso“,*) ein „Disertissime Romuli nepotum“,**) ein „Caeli, Lesbia nostra, Lesbia illa“,***) für Sinngedichte halten kann, der muß Lust haben, selbst auf die wohlfeilste Art ein epigrammatischer Dichter werden zu wollen. Sogar sind die nie genug gepriesenen kleinen Stücke, dergleichen „Ad Phasellum, de passere mortuo Lesbiae“ und andere, die so unzähligmal nachgeahmet und übersetzt worden,

*) Carmen 44.
**) Carmen 50.
***) Carmen 59.

dennoch nichts weniger als Sinngedichte. Aber ich gebe es zu, daß sie etwas Besseres sind, und ich wüßte gar nicht, warum z. E. letzteres, auf den todten Sperling seiner Lesbia, welches jetzt unter uns durch eine vortreffliche Uebersetzung und durch eine ebenso glückliche Nachahmung in Aller Munde ist, ein Epigramm heißen müßte, da es die schönste Naenia ihrer Art ist, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben.[1])

Wenn aber dem ohngeachtet sich Martial nach dem Catull soll gebildet haben; wenn er selbst ihn für seinen einzigen Meister erkennet:*) so ist dieses entweder nur von dem naiven Ausdrucke und andern allgemeinen Eigenschaften des Dichters oder doch nur von der geringsten Anzahl der kleinern Catullischen Gedichte zu verstehen, von welchen es allein möglich war, daß Martial sein Ideal des Sinngedichts abstrahiret haben konnte. Von solchen z. E. **)

De Lesbia.

Lesbia mi dicit semper male nec tacet unquam
  De me: Lesbia me, dispeream, nisi amat!
Quo signo? quasi non totidem mox deprecor illi
  Assidue: verum dispeream, nisi amo!

Ad Calvum de Quintilia.

Si quicquam mutis gratum acceptumve sepulchris
  Accidere a nostro, Calve, dolore potest,
Quo desiderio veteres renovamus amores
  Atque olim missas flemus amicitias:
Certe non tanto mors immatura dolori est
  Quintiliae, quantum gaudet amore tuo.

De puero et praecone.

Cum puero bello praeconem qui videt esse,
  Quid credat, nisi se vendere discupere?

*) Lib. X. ep. 78.
Sic inter veteres legar poetas,
Nec multos mihi praeferas priores,
Uno sed tibi sim minor Catullo.

**) Carmen 92. 95 et 105.

1) Beide sind von Ramler. Die Uebersetzung steht in seiner Bearbeitung des Batteux; die Nachahmung ist die Nänie auf den Tod einer Wachtel, zuerst in der Hamb. Neuen Zeitung 1770, St. 171 vom 26. October, dann im Gött.-Musenalmanach 1771, S. 88 veröffentlicht und im Almanach der deutschen Musen 1771, S. 46 verstümmelt abgedruckt. (Poet. Werke, Berlin 1825, I. S. 19). — A. d. H.

Denn wer erkennet in diesen nicht die völlige Einrichtung des Martial's? Und nur auf diese, wie es der Rhetor nennen würde, enthymematische Einrichtung kömmt es an, ob etwas ein Sinngedicht heißen kann, nicht aber auf die bloße Spitze des Schlusses, die bald mehr, bald weniger zugeschliffen sein kann, so wie sie es auch wirklich bei dem Martial selbst ist.

2.

Ich getraute mir, wegen dieses Urtheils über die kleinern Gedichte des Catull's mit einem Naugerius selbst fertig zu werden.

Denn so ein großer Verehrer des Catull's Naugerius auch immer mag gewesen sein, so ist doch gewiß, daß er den Martial ebenso wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigenthümlichen Einrichtung des Sinngedichts jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns Toscanus[1]) lieber bereden; aber wen hätte Naugerius sodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtigern Catull. Dieses hingegen kann darum nicht sein, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung den Epigrammen des Martial weit näher kommen als den kleinen Gedichten des Catull's; welches bereits Vavassor und noch ein Gelehrter,*) obschon nur an dem einzigen auf die Bildsäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum diese Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie gesagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewisse Einfalt, die sich mit dem zugespitzten Witze nicht wohl verträgt, zu thun; welches auch daher schon erhellet, weil er, nach dem Riccius,**) die Priapeia allen andern Epigrammen dieser Art weit vorgezogen. Sondern er sahe lediglich auf die Sprache, die sich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des Ciceronischen Zeitalters entferne. Wir wissen, was für ein Eiferer für die Sprache dieses Zeitalters er war, er, dem Politian und

*) *Remarques sur les Réflexions du P. Rapin*, p. 699. Op. Vavassoris. — *Observationes miscellaneae in Auctores v. et n.* Vol. II. T. II. p. 208.

**) *Barthol. Riccius, De Imitatione*, lib. I. — [Bartolomeo Ricci (1480— 1569); seine Werke hat Emaldi, Padua 1748, herausgegeben. — A. d. H.]

1) Johannes Matthäus Toscanus veröffentlichte Paris 1578 eine Sammlung von 200 kurzen poetischen Charakteristiken seiner gelehrten Landsleute unter dem Titel „Peplus Italiae". Darin heißt Naugerius S. 44: „Martialis lascivi petulantiam perosus". — A. d. H.

Erasmus viel zu barbarisch schrieben.[1]) Wenn er also ja die zugespitzten Schlußfälle des Martial's zugleich mit verwarf, so geschahe es doch gewiß nur in so weit, als eben sie es sind, die von jener Lauterkeit sich zu entfernen und jenem reichen Flusse von Worten zu entsagen am Ersten verleiten. Denn die nämlichen Schlußfälle, sobald sie nur einer altrömischern Diction fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man sehe das zwölfte, das siebzehnte, das zweiundvierzigste seiner Gedichte in der Ausgabe der Vulpii. Das letztere ist auf sein eigenes Bildniß, in welchem ihm der Maler einen Harnisch angelegt hatte, und schließt:

— Non quod sim pugna versatus in ulla,
  Haec humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc patriae quod tempore iniquo,
  Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geschmacke des Martial sein als dieser Schluß? Nur freilich, daß ihn Martial vielleicht mehr zusammengepresset und anstatt in vier Zeilen nur in zweien würde gesagt haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag so gut sein, als es will, ist doch wahrlich sehr prosaisch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr sein, daß Naugerius ein so besonderer Verehrer des Catull's gewesen. Denn Paul Jovius[2]) erzählt zwar, daß er alle Jahre an einem gewissen den Musen geheiligten Tage eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulcan geopfert, das ist, verbrannt habe. Aber es ist, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zusatz des Famianus Strada,[3]) daß diese Verbrennung dem Catull zu Ehren geschehen sei. Naugerius zeigt sich in seinen Gedichten selbst auch nur als einen sehr entfernten Nachahmer des Catull's: er ist bei Weitem kein Cotta,[4]) der um eben diese Zeit seinen Landsmann mit allen den offenbarsten Fehlern nachahmte und besonders in der Rauhig-

1) Navagiero gehörte zu der Schule der Ciceronianer, die zu Leo's X. Zeit ebensowohl gegen die älteren Stilisten wie Politian, als gegen die jüngeren Angreifer, an deren Spitze der berühmte Erasmus von Rotterdam mit seinem „Ciceronianismus s. de optimo genere dicendi“ stand, Front machten.—A. d. H.

2) Der Historiker Paul Jovius (1483—1552) in seinen „Elogia virorum literis illustrium“, LXXVIII. p. 180 ff. — A. d. H.

3) Der Jesuit Famianus Strada (1572—1649) in seinen „Prolusiones academicae“, II. 5. p. 334 f. — A. d. H.

4) Johannes Cotta aus Legnago (1479—1506), Verfasser sehr lasciver Epigramme, die in verschiedenen Sammlungen und hinter Fracastor's Gedichten, Padua 1718, gedruckt sind. — A. d. H.

keit des Catullischen Pentameters eine Schönheit suchte, die nur für ganz eigene Ohren sein kann. Zwar wenn Cotta dieses in dem Geiste that, in welchem es schon zu der Zeit des jüngern Plinius geschah, so habe ich nichts dagegen. Denn schon damals bediente man sich zu Rom der Schreibart des Catull's, so wie jetzt französische Dichter sich der Schreibart ihres Marot's [1]) dann und wann bedienen. Nicht als ob diese Schreibart noch jetzt die reinste und richtigste und beste wäre, sondern blos, weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Theil kürzer und kräftiger sind, überhaupt aber Nachlässigkeiten erlauben, die der Dichter in der jetzt üblichen Sprache auf keine Weise wagen dürfte. „Facit versus," schreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus,*) „quales Catullus aut Calvus. Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis, amoris inserit! sane, sed data opera molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam, et hoc, quasi Catullus aut Calvus." Mich dünkt, es ist kein Wunder, daß uns von diesen Versen des Saturninus nichts übrig geblieben; wer sich nicht in der Sprache seines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getrauet, nimmt vergebens zu einer ältern seine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn sie auch nur die Muster in jeder Gattung aufheben soll; und es ist nichts mehr als Verdienst, daß der originale Martial vor dem vollkommensten Nachahmer des Catull's auf uns gekommen ist, wenn es auch schon wahr wäre, daß Catull selbst dem Martial unendlich vorzuziehen sei.

3.

Ich ergreife diese Gelegenheit, eine kleine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einst über den ersten Wiederauffinder des Catull's gemacht zu haben glaubte, und von deren Ungrunde ich auch jetzt nicht so völlig überzeugt bin, daß ich sie nicht wenigstens für geschickt hielte, eine glücklichere einleiten zu können.

Es ist nicht eigentlich bekannt, wer es gewesen, der bei allmählicher Herstellung der schönen Wissenschaften in dem funfzehnten Jahrhunderte unsern Dichter wieder zuerst an das Licht gebracht hat. Aber es giebt ein Epigramm in ziemlich barba-

*) Ep. 16. Lib. I.

1) Clément Marot (1495—1544), Sohn des Dichters Jean Marot. Nach ihm ist der „stile Marotique" benannt. — A. d. H.

rischem Lateine und ebenso räthselhaften Ausdrücken, das bestimmt gewesen, uns das Andenken dieses Mannes und die nähern Umstände seines glücklichen Fundes aufzubehalten. Dasselbe stehet vor mehr als einer der neuern Handschriften des Catull's, die von dem ersten wieder aufgefundenen Manuscripte genommen zu sein scheinen. Der jüngere Scaliger machte es zu Anfange seines Commentars über den Dichter bekannt, wo es so lautet:

> Ad patriam redeo longis a finibus exul.
> Causa mei reditus compatriota fuit.
> Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen,
> Quique notat cursum praetereuntis iter.
> Quo licet ingenio vestrum revocate Catullum,
> Quoius sub modio clausa papyrus erat.[1])

So viel versteht man gleich, daß das Buch selbst oder vielmehr der Dichter selbst redend eingeführet wird, um uns zu sagen, durch wen und von wannen er aus dem Elende wieder in sein Vaterland zurückgekommen sei. Auch dieses ergiebt sich sogleich, daß solches durch einen Landsmann von ihm, durch einen Veroneser also, und aus einer sehr entfernten Gegend geschehen sei. Wenn nun Scaliger blos hätte vermuthen wollen, daß diese entfernte Gegend vielleicht Frankreich gewesen sei, so möchte es hingehen. Allein er behauptet geradezu, daß sie es wirklich gewesen, und will damit nichts mehr behaupten, als ausdrücklich in dem Epigramme selbst stehe. „In Galliis se eum reperisse ille ipse, qui publicavit, epigrammate testatus est.“ Gleichwohl ist es offenbar, daß die ersten zwei Zeilen dieses nicht besagen, und daß unter dem „longis a finibus“ ebensowohl Deutschland und jedes andere Land verstanden werden kann als Frankreich. Zwar wird Frankreichs in der dritten Zeile gedacht, aber im Geringsten nicht, um damit das Land anzugeben, wo zeither Catull im Staube und in der Dunkelheit gelegen, sondern blos, um aus der Sprache dieses Landes ein Merkmal anzugeben, aus welchem wir den Namen des Finders errathen sollen. Denn die Worte „Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen“ können unmöglich etwas Anders heißen, als daß der Name dieses Finders, dieses Compatrioten des Catull's, dieses Veronesers also, auf welchen nur

1) Verfasser des räthselhaften Epigramms ist Benvenuto Campesani, um 1323. — A. d. H.

allein das cui sich beziehen kann, in der französischen Sprache a calamis hergenommen sei. Folgt aber hieraus, daß er sich darum nothwendig auch auf französischem Grunde und Boden müsse befunden haben, als er seinen Fund that? Möglich kann es sein, nur aus diesen Worten fließt es nicht schlechterdings.

Es war sonach dem Laurentius Pignorius, als er einmal seine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man in Frankreich behaupte, Italien sei diesem Lande bei Wiederherstellung der schönen Literatur sehr Vieles schuldig, nicht zu verdenken, daß er unter Andern auch dem Scaliger die in Frankreich geschehene Wiederentdeckung des Catull's durchaus nicht einräumen wollte.*) Er merkte an, daß das nämliche Epigramm sich bereits auf einer alten gedruckten Ausgabe des Catull's befinde, wo es dem Guarinus zugeeignet werde. Aber er sagt nicht, welchem Guarinus, und giebt auch diese alte Ausgabe selbst nicht näher an. Woher es also Herr Hamberger hat, daß Baptista Guarinus zu verstehen sei, kann ich nicht wissen. Nur so viel weiß ich, daß sich Herr Hamberger irret, wenn er diesen Baptista Guarinus selbst zu dem Wiederauffinder des Catull's macht.**) Dieses hat Pignorius auch gar nicht sagen wollen, als der blos meldet, daß das Epigramm vom Guarinus sei, nicht aber, daß es auch zugleich von ihm handele. Vielmehr unterscheidet er den Verfasser des Epigramms, den Guarinus, ausdrücklich von dem Compatrioten und Erretter des Catull's, und der Fehler, den er dabei begeht, ist nur dieser, daß in eben der dritten Zeile, in welcher Scaliger zu viel sahe, er seines Theils zu wenig erkannte. Er behauptet nämlich, daß die Worte „a Calamis tribuit cui Francia nomen“ weiter nichts sagen sollten, als daß der Wiederauffinder Franciscus geheißen habe. Und das ist augenscheinlich falsch; denn er soll ja nicht seinen Namen

*) *Symbolarum epistolicarum* XVI. p. 54. Patavii 1628. 8vo. — [Laurentius Pignorius aus Padua 1571—1631. — A. d. H.]

**) Zuverlässige Nachr., Th. I. S. 470: „Was noch vorhanden ist (vom Catull nämlich), hat Baptista Guarinus aus Verona in Frankreich zuerst gefunden.“ — [Georg Christoph Hamberger (1726—1773), der Begründer des von Meusel u. A. fortgesetzten „Gelehrten Deutschlands“. Er verwechselt Vater und Sohn. Das fragliche Epigramm und die Auffindung der Catullhandschrift ist nämlich wohl dem Veronesen Guarino Guarini (1370—1460), aber nie seinem Sohne Baptista zugeschrieben. Hamberger's Irrthum mag daher kommen, daß Baptista Guarini (gest. 1513) den Text des Catull emendirt hat, der wieder von dessen Sohn Alexander mit einem Commentar versehen ist. Dieser Baptista ist wohl zu unterscheiden von seinem berühmten gleichnamigen Enkel (gest. 1612), dem Dichter des „Pastor fido“. — A. d. H.]

von „Francia“ haben, sondern Francia soll ihm seinen Namen „a Calamis“ beigelegt haben. Indeß muß ich auch nicht unterlassen, zur Entschuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpunctirt gelesen als Scaliger. Nämlich so:

Scilicet a Calamis; tribuit cui Francia nomen.*)

Und so hat er ohne Zweifel das „a Calamis“ für die nähere namentliche Bestimmung des „longis a finibus“ in der ersten Zeile gehalten, wonach die Worte „tribuit cui Francia nomen“, für sich allein genommen, freilich nichts mehr sagen können, als er sie sagen läßt. Allein was wäre denn unter diesem „a Calamis“ für ein Land oder für ein Ort oder für ein Volk zu verstehen? Ich wüßte nicht, und sicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja sonst der ganze Streit zwischen ihm und dem Scaliger auf einmal entschieden wäre.

Ueberhaupt sieht man wohl, daß weder Scaliger noch Pignorius es der Mühe werth gehalten, einer solchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen; denn sonst hätte es ihnen ja wohl nicht schwer sein können, die wahre Meinung zu erkennen und einen Geschlechtsnamen ausfindig zu machen, der im Französischen sich wirklich „a calamis“ ableiten lasse. Angenommen nämlich, daß „a calamis“ so viel heißen soll als von Schreibfedern, welches es ohnstreitig heißen kann, und nun sich erinnert, daß Schreibfedern auf Französisch „plumes“ heißen: was ist leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatius zu verfallen? Aber, wird man fragen, giebt es denn einen solchen Geschlechtsnamen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß sie die Entdecker des Catull's gewesen wären? Allerdings, und wenigstens lebte um eben diese Zeit, das ist in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, ein berühmter Medicus Namens Bernardinus Plumatius, und was das Sonderbarste ist, dieser Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein geborner Veroneser.[1])

*) Zwar steht bei ihm selbst das Semikolon nach „tribuit“, aber wohl nur durch einen Druckfehler. „Neque vero ille versus,

Scilicet a Calamis tribuit; cui Francia nomen,

aliam interpretationem recipit, quam a Francisco quodam repertum alicubi (et forte in horreo) codicem Catulli.“

1) Verfasser eines Commentars zum Hippokrates, gest. 1506. — A. d. H.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher[1]) und Papadopoli*) und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher Diese ihre Nachricht von ihm geschöpft, selbst nachzusehen, ebenso wenig, als es mir gelingen wollen, eines von seinen Büchern, deren er verschiedene geschrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann also auch nicht sagen, ob in diesen oder in jener etwas vorkömmt, welches die Vermuthung, daß er es wohl selbst sein könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder bestärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer schlechter Medicus, sondern er galt zugleich für einen scharfsinnigen Philosophen, und damals hatten die Philosophen in Italien schon ziemlich angefangen, sich mit den schönen Wissenschaften wieder auszusöhnen. Wenn er es aber auch nicht selbst war, der sich um den ersten Dichter seiner Vaterstadt so verdient zu machen Gelegenheit hatte, so könnte es doch wenigstens einer von seinen Vorfahren oder Anverwandten gewesen sein. Denn das, muß man gestehen, ist doch immer sehr merkwürdig, daß an Einem von diesem Geschlechte beide Merkmale zugleich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein Plumatius war des Catull's compatriota; von einem Plumatius kann man sagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beigelegt habe.

Kaum wird man nun aber auch begreifen, warum ich dem ohngeachtet eine so wahrscheinliche Vermuthung gleich Eingangs vor dem völligen Beifall verwahret habe. Ich will es kurz machen. Die Ursache ist die, weil ich seit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das „a calamis“ auch für die wahre und rechte Lesart zu halten. Denn in einem Manuscripte des Catull's, in der fürstlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgesetzt worden, lese ich anstatt „a calamis“ deutlich und ungezweifelt „a talamis“ das ist „thalamis“. Und da läge sie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn diese Lesart ihre Richtigkeit hätte, und ich könnte mein Rathen nur wieder von vorne anfangen! Doch lieber will ich einen Andern sein Glück versuchen lassen und nur noch anmerken, daß besagtes Manuscript auch

*) *Historia Gymnasii Patavini*, T. II. p. 184. — [Der Verfasser, Nicol. Comnenus Papadopoli aus Candia (1655—1740), war Professor in Padua. — A. d. H.]

1) Paul Freher, Nürnberger Arzt (1611—1682), Verfasser eines „Theatrum virorum eruditione singulari clarorum“. — A. d. H.

sonst Einiges nicht völlig so lesen läßt, als Scaliger gelesen hatte. In der vierten Zeile,

Quique notat cursum praetereuntis iter,

welche beim Scaliger keinen Verstand hat, stehet anstatt „cursum“ „*turbae*“, und so scheinet doch einigermaßen ein Verstand von Weitem herleuchten zu wollen. Doch diese bessere Lesart giebt auch schon Fabricius,*) ohne zu sagen, woher. Denn aus dem Pignorius, den er zwar anführt, hat er sie nicht; als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzusetzen für nöthig erachtete. Vielleicht also, daß Fabricius die alte Ausgabe selbst vor sich gehabt, auf die sich Pignorius bezieht; wonach aber die Interpunctation der dritten Zeile, welche dieser doch auch daher genommen zu haben scheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius lieset die dritte Zeile vollkommen wie Scaliger, und wie ich sie auch in dem Wolfenbüttel'schen Manuscripte finde. — Endlich hat dieses auch noch in der fünften Zeile anstatt „revocate“ „*celebrate*“ und in der sechsten anstatt „clausa“ „*causa*“. Wenn denn nur aber in den Zeilen selbst das Geringste dadurch mehr aufgekläret würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Distichon mir völlig unverständlich ist. Pignorius glaubte daraus errathen zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheuer wiedergefunden worden; denn er ward einen Scheffel (sub modio) gewahr, und wo sind die Scheffel anders als in den Scheuern? Wem das begnügt, dem begnüge es: ich habe nichts Besseres zu sagen.

*) *Biblioth. lat.*, T. I. p. 53.

III.

Martial.

1.

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial bei den Griechen sowohl als bei den Römern gegeben, welche Epigrammen gemacht, aber einen Epigrammatisten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will sagen, daß er der Erste ist, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet und dieser eigenen Gattung sich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgesondert unter dem Schwalle aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verschiedenheit sind, als daß man sie noch alle hätte classificiren können oder wollen. Der Name selbst ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterschied beigelegt: epigrammata, idyllia, eclogae waren völlig gleichgültige Benennungen, und noch der jüngere Plinius stellte es frei, welche von diesen Benennungen man seinen poetischen Kleinigkeiten beilegen wolle, die er blos nach dem allen gemeinschaftlichen Silbenmaße überschrieben hatte.*)

Martial, wie gesagt, war der Erste, der sich eine deutliche, feste Idee von dem Epigramme machte und dieser Idee beständig treu blieb. So verschieden seine Sinngedichte auch immer in Ansehung der Einfälle sein mögen, so vollkommen ähnlich sind sie einander doch alle in Ansehung ihrer innern Einrichtung. Das schlechteste und das beste, das größte und das kleinste haben ohne Ausnahme das Merkmal, woran ihre Verwandtschaft und Belangung zu der nämlichen Classe auch ein Leser empfindet, der nichts weniger als Kunstrichter ist.

*) Lib. IV. ep. 14: Proinde sive epigrammata, sive idyllia, sive eclogas, sive (ut multi) poematia, seu quod aliud vocare malueris, licebit voces: ego tantum Hendecasyllabos praesto.

Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten der Zeit nach gehöret, so ist er auch noch bis jetzt der erste dem Werthe nach geblieben. Nur Wenige haben so viele Sinngedichte gemacht als er, und Niemand unter so Vielen so viel gute und so viel ganz vortreffliche. Wer ihm aus allen Zeiten und Völkern noch am Nächsten kömmt, ist unser Wernicke. Beider Reichthum ist fast gleich groß, nur daß man dem Reichthume des Deutschen ein Wenig zu sehr die Mühe und den Schweiß ansieht, den er gekostet. Martial gewann den seinigen unter Menschen und von Menschen, Wernicke förderte seinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schooße der Erde zu Tage. Wernicke besaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen, und dem Martiale ging mehr gemünztes Geld durch die Hände.

Man schweige doch nur von dem falschen Witze des Martial! Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht, und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist, und giebt ihn für nichts anders: seine müßigen Finger spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläset er es aus der Hand. Andere hingegen wissen kaum, woran sie schneiden und poliren, ob es ein ächter oder unächter Stein ist; sie geben sich mit dem einen ebenso viel Mühe, als sie nur mit dem andern sich geben sollten; mit gleich wichtiger, gleich feierlicher, gleich ehrlicher Miene bieten sie den unächten ebenso theuer als den ächten.

Auch wüßte ich fast kein Exempel, wo Martial in eben demselben Sinngedichte falschen und wahren Witz vermischt hätte. Er hat sehr oft wahren Witz, auch wenn der Gegenstand sehr klein, sehr lächerlich, sehr verächtlich ist. Aber nie zeigt er falschen Witz bei einem ernsten, würdigen, großen Gegenstande. Er kann bei einem solchen ebenso ernst, ebenso würdig, ebenso groß sein; und nur das ist der wahre Probirstein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf. Seine Vertheidigung in diesem Punkte wäre nicht besser zu führen als durch Gegenstellung neuerer Sinndichter, die sich gelüsten lassen, über den nämlichen ernsthaften Vorwurf mit ihm zu wetteifern. Ich will nur eine einzige dergleichen angeben, wozu ich das Sinngedicht auf den Tod der Porcia wähle. Das Original des Martial's — wer kennt es nicht? — ist dieses:*)

*) Lib. I. ep. 43.

Conjugis audisset fatum cum Porcia Bruti,
  Et subtracta sibi quaereret arma dolor,
Nondum scitis, ait, mortem non posse negari?
  Credideram satis hoc vos docuisse patrem.
Dixit et ardentes avido bibit ore favillas:
  I nunc et ferrum, turba molesta, nega!

Vortrefflich! obschon nichts als das historische Factum. Nur daß der Dichter das, was Porcia blos durch ihre Handlung sagte, sie mit Worten ausdrücken läßt. Man sage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unschicklichkeit, wenn die That anders so geschehen ist, als Plutarch berichtet, daß nämlich Porcia, nachdem sie die brennenden Kohlen verschluckt hatte, den Mund fest verschloß und durch Zurückhaltung des Athems ihren Tod beförderte." Freilich hat sie nichts weiter gesprochen und konnte wohl auch nichts weiter sprechen. Doch wer heißt uns denn die letzte Zeile als Worte der Porcia ansehen? Ich weiß wohl, daß es Ausleger des Martial's giebt, die dieses zu thun ausdrücklich anweisen, wie z. E. Raderus,*) dagegen ich keinen weiß, der vor dieser Mißdeutung gewarnet hätte. Gleichwohl ist es sicherlich eine, und die Worte „I nunc et ferrum, turba molesta, nega!" sind Worte des Dichters, der auf einmal sich dünken läßt, bei der Handlung selbst gegenwärtig zu sein, und ganz in dem Geiste der Porcia der vereitelten Aufsicht mit diesem Epiphonema spottet. Mit der Arria, die man bei dem ähnlichen Entschlusse, mit ihrem Gemahle zu sterben, an der Ausführung gleichfalls hindern wollte, und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß sie für todt niederfiel, wäre es ein Anderes gewesen. Denn diese ward wieder zu sich gebracht und hätte also selbst ein solches „I nunc" zu der lästigen Schaar ihrer gutherzigen Aufseher sagen können, wie sie denn auch wirklich so etwas sagte.**) Aber der Porcia, mit den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: so eine Ungereimtheit konnte dem Martiale unmöglich einfallen. Und nun, nachdem ich ihn von diesem angeschmitzten Flecke gereiniget, höre man seine Nacheiferer.

Der Erste sei Marcus Antonius Casanova; denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateinischen

*) Bei dem diese letzte Zeile „insultantis et irridentis Porciae victricis vox" heißt. — [Der Tiroler Jesuit Matthäus Raber (1561—1634) gab zu Ingolstadt 1607 einen castrirten Martial heraus. — A. d. H.]

**) *Plinius*, ep. 16. lib. III: Focillata, dixeram, inquit, vobis inventuram me quamlibet duram ad mortem viam, si vos facilem negassetis.

Epigrammatisten den allerersten und zugleich den nächsten Platz nach dem Martiale zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieses erwecken!*)

> Porcia magnanimi poteram post fata Catonis
> Vivere? debueram non superesse patri.
> Sed me fata tuo servabant, Brute, dolori:
> An dux ad mortem non satis unus erat?
> Dumque sibi ferrum queritur moritura negari:
> Hanc, ait, explorant Numina et igne domum.

Und nun, welcher Abfall! Ich will nicht tadeln, daß die Sermocination, welche von vorne herein nicht angegeben wird, mit der fünften Zeile so nachlässig abbricht; ich will nicht anmerken, daß dem Leser schon die ganze That der Porcia bekannt sein muß, wenn er die letzte Zeile nur einigermaßen verstehen soll: sondern ich will blos fragen, was wir bei dieser letzten Zeile außer der dunkeln Andeutung der That überhaupt denken sollen. Oder was hätte Porcia wohl selbst gedacht, wenn ihr wirklich in dem kritischen Augenblicke solche Worte entfahren wären? Wie kam sie darauf, sich einem Hause zu vergleichen? Was heißt, ein Haus mit Feuer prüfen? Was kann es in dem figürlichen Verstande heißen, in welchem es hier gebraucht sein muß? — Doch diese Armseligkeit ist so vieles Ernstes nicht werth.

Ungefähr um gleiche Zeit mit dem Casanova versuchte auch Faustus Sabäus sein Heil, und so:**)

> Bruto digna viro, generosi nata Catonis,
> Ebibis ardentes cur moritura faces?
> Non aliter potui tantum compescere luctum:
> Igne exsiccantur, igne domantur aquae.

Sollte man nicht glauben, Porcia habe sich unter allen möglichen Todesarten gerade diese mit vielem Bedachte ausgesonnen? Sie habe mit allem Fleiße die Wasser ihrer Betrübniß nicht etwa mit dem Dolche abzapfen, sondern lieber mit Feuer auftrocknen wollen? Sie habe — Doch was ist leichter, als über so was zu spotten?

Ich eile zu einem Dritten, dem Nicolaus Grudius, dem

*) *Deliciae Poet. Ital.* P. I. p. 707. — [Diese Sammlung ist von Janus Gruterus (1560—1627) unter dem fingirten Namen Ranutius Gherus herausgegeben. — Casanova starb 1527. — A. d. H.]

**) *Deliciae Poet. Ital.* P. II. p. 565. — [Ueber Sabeo vergl. oben S. 111, Anm. 1. — A. d. H.]

Bruder des zärtlichen Johannes Secundus; leider nur einem leiblichen Bruder und keinem Bruder in Apollo. — Aber sein Epigramm ist so lang — ich glaube, ich werde mit dem bloßen Schlusse davonkommen können. Er läßt die Porcia gegen ihren todten Gemahl in zwölf Versen betheuern, wie gern und wie unfehlbar sie ihm unverzüglich folgen wolle, und setzt endlich hinzu:*)

Haec simul; ardenti simul obstruit ora favilla.
Quae potius flagrans tela ministret amor?

Quae potius? Ich dächte lieber einen von seinen eigenen Pfeilen, besonders, wenn ihm von jenen vertauschten noch einer übrig ist. Oder, wenn es ja Feuer sein mußte, warum nicht lieber seine eigene Fackel?

Es folget endlich Wernicke, und es thut mir leid, daß ich ihn muß folgen lassen. Er hat zwei Sinngedichte auf die Porcia, beide ungleich besser als die Sinngedichte des Casanova, des Sabäus, des Grudius, aber beide doch noch unendlich unter dem Muster des Martial's.**)

1.

„Man hört nicht Porcia vergebens sich beklagen,
Noch daß dies edle Weib in Ohnmacht weibisch sinkt;
Sie kann gleich ihrem Mann den Tod beherzt ertragen
Und isset Feu'r, weil er aus Lethe Wasser trinkt."

2.

„Schau an die Porcia, die kein Geschicke beugt,
Die mit dem Tode weiß, wie Cato selbst, zu scherzen:
Die Kohl' in ihrem Munde zeigt,
Was für ein Feu'r in ihrem Herzen."

Ich hätte große Lust, nach dem Beispiele des Plutarch's, elenden Witz mit elendem Witze zu verlachen und hinzuzusetzen: Wunder, wenn unter allen diesen frostigen Einfällen die glühenden Kohlen nicht verloschen wären und Porcia anstatt Feuer nichts als Staub hinuntergeschluckt hätte! —

Noch könnte ich mir ein kleines Fest mit dem Muretus machen, dem Martial nichts als ein „scurra de trivio" war.

*) *Poemata trium fratrum Belgarum*, p. 69. — [Nicolaus Grudius (gest. 1571), Adrianus Marius (gest. 1568) und der bekannte Verfasser der „Basia", Johannes Secundus (gest. 1536), waren Söhne des Middelburger Juristen Nicolaus Everhard. — A. d. H.]

**) Zweites Buch, S. 45.

Denn bei Alledem hat Muretus in seinen Epigrammen den Martial doch sehr oft nachgeahmt und immer sehr unglücklich. Das Einzige, worin er den alten Possenreißer übertrifft, sind die Wortspiele. Doch des Muretus Gedichte heißen „Juvenilia",[1]) und das kritische Urtheil fällte er, wenn Gott will, in seinem reifen Alter.

Ich lasse also den Mann ruhen und sage über den poetischen Werth des Martial's überhaupt nur noch das: Wenn Aelius Verus, welcher den Martial seinen Virgil nennte,[2]) weiter nichts damit sagen wollen, als daß Martial in seiner kleinen Dichtungsart eben das sei, wofür Virgil in seiner größern gelte, wie sich verschiedene Gelehrte dieses eingebildet, so hat sich Niemand zu schämen, ebenfalls von so vornehmem Geschmacke zu sein. Aber ohnstreitig wollte dieser Cäsar damit mehr sagen, und es hat nie an Leuten seines Ranges gefehlt, die eine lustige schmutzige Kleinigkeit in allem Ernste dem größten Werke des Genies vorgezogen, das nur irgend einige Anstrengung, ihm nachzuempfinden, fordert. Sie überschätzen, was ihnen gefällt, ohne sich zu bekümmern, was ihnen gefallen sollte.

Höchstens ist eine dergleichen Ueberschätzung nur dem Verfasser selbst zu vergeben. Martial selbst mochte immer glauben, daß seine Epigrammen ebenso viel werth wären als Anderer ihre Heldenlieder und Trauerspiele;*) denn es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, daß man sich diese Sache selbst nicht geringfügig denkt. Man muß sie vielmehr unabläßig als eine der ersten in der Welt betrachten, oder es ist kein Enthusiasmus möglich, ohne den doch überall nichts Besonders auszurichten stehet. Nur wehe dem Leser, der sich von diesem den Verfassern so nützlichen Selbstbetruge immer mit fortreißen läßt! Am Ende wird er selbst nicht wissen, was groß oder klein, was wichtig oder unwichtig ist, und damit aufhören, daß er Alles verachtet.

2.

Nichts hat dem Ruhme des Martial's in den neuern Zeiten mehr geschadet als der unzüchtige Inhalt, den seine Sinngedichte nicht selten haben. Nicht zwar, als ob man leugnen wollen,

*) Lib. IV. ep. 49.

1) Gedruckt Paris 1553. — A. d. H.
2) So erzählt Spartianus in dem Leben dieses Kaisers, Cap. 5. — A. d. H.

daß etwas ästhetisch schön sein könne, wenn es nicht auch moralisch gut ist. Aber es ist doch auch so gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieses Gute nicht zugleich erkennet.

Diejenigen meinten es daher noch immer sehr treu mit ihm, die lieber alle seine juckenden, kranken, ansteckenden Theile ausschneiden, als ihn gänzlich aus den Händen unschuldiger und mit einer zartern Stirne begabter Leser verbannet wissen wollten. Ramirez de Prado[1]) mußte nicht klug im Kopfe sein, daß er dem ehrlichen Rader wegen einer so guten Absicht so übel mitspielen konnte. Ein Anderes wäre es gewesen, wenn das Ausgeschnittene zugleich vernichtet worden, oder wenn noch jetzt leicht zu besorgen stünde, daß, was in einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verloren gehen könnte.

Die eigene Entschuldigung des Martial's über den Punkt der Unzüchtigkeit,

Lasciva est nobis pagina? vita proba est —

will nicht weit reichen. Und doch haben Die, welche meinen, daß nichts darwider einzuwenden sei, sie noch nicht einmal so weit ausgedehnet, als sie ohngefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich ist, daß ein reines Leben bei so unreinen Gedichten bestehen könne, noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem einen auf das andere wegfallen soll. — Nicht sowohl um ihrer Meinung überhaupt beizutreten, als vielmehr blos um Einiges zum nähern Verständnisse des Dichters beizutragen, will ich hierüber ein paar Anmerkungen niederschreiben.

1. Wenn man von je her, so wie Denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, also auch Denen, welche sich der Besserung des sittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freie Sprache zu führen und sich mit den eigentlichen Worten über Alles auszudrücken, was der Wohlstand außer dieser Absicht entweder gar nicht zu berühren oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert, den Martial in dem Gesichtspunkte Eines der Letztern zu betrachten? Augenscheinlich wenigstens ist es, daß er die Absicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüsten anzupreisen, deren bloße Benennungen

1) Laurentius Ramirez de Prado, spanischer Jurist (gest. 1658), gab 1607 zu Paris den Martial heraus. — A. d. H.

bei ihm uns schon so viel Abscheu erregen; vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geschieht es nie anders als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Vavassor im Geringsten nicht gedacht haben, der ein gewisses Epigramm, worin ich zur Rechtfertigung des Martial's gerade am Meisten zu finden glaube, so ansieht, als ob sich der Dichter selbst dadurch das Urtheil gesprochen. Es ist das dreiundvierzigste des zwölften Buchs, an einen nicht ganz schlechten Poeten, dessen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinosis
Legisti nimium, Sabelle, versus,
Quales nec Didymi sciunt puellae,
Nec molles Elephantidos libelli:
Sunt illic Veneris novae figurae;
Quales perditus audeat fututor;
Praestent et taceant quid exoleti;
Quo symplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat esse te disertum!

Vavassor erkennet in diesen Versen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über Die erhalte, von denen sie am Muthwilligsten unter die Füße getreten werde. Wenn sich unter dem Sabellus, sagt er, Martial nicht selbst meinet, so prallet doch der Pfeil, den er gegen dieses sein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück.*) — Ich kann mich dessen schwerlich bereden. Denn auch der unbesonnenste Schriftsteller nimmt sich vor dergleichen Selbstverdammungen wohl in Acht. Vielmehr muß Martial von seinem freiesten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin zu sein geglaubt haben; und ich meine, er hätte Diesen abführen können, wenn er sich der Retorsion gegen ihn bedienen wollen. „Wie?“ hätte Martial sagen können, „ich mit Dir, Sabellus, in gleicher Schuld?

*) Cap. XI. Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse per se et Musis, quas conspurcavit, de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege ac judica. *Facundos mihi de libidinosis etc.* Est hoc epigramma Martialis scriptum in Sabellum nescio quem simulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus alios intenta resiliant atque in caput jacientis recidant.

Ich, der ich nichts sage, als was täglich um und neben mir geschieht; der ich es höchstens nur ebenso ohne Scham sage, als es geschieht; der ich es aber auch so ohne Scham sagen muß, wenn es ein Brandmal für Den werden soll, von dem ich es sage: was habe ich mit Dir gemein, der Du zu den Lüsten, die ich durch das Lächerliche so gut zu bestreiten suche, als sich etwas Strafbares durch das Lächerliche bestreiten läßt, der Du zu diesen Lüsten mit aller möglichen verführerischen Beredsamkeit anreizest? Dieses Anreizen, diese Erweckung der Begierden ist es, was ich eigentlich an Dir verdamme und mich auf keine Weise trifft: nicht die nackten schamlosen Worte, die ich freilich ebenso gut brauche als Du, aber zu einer andern Absicht als Du. Sogar räume ich es ein, daß Du im Gebrauche dieser Worte weit mäßiger, weit bescheidener bist als ich. Aber, guter Freund, im Grunde ist das desto schlimmer. Es zeigt, daß Du Dein Handwerk recht wohl verstehest, welches eines von denen ist, die einen Menschen um so viel schlechter machen, je vollkommner er darinnen wird. Du magst es bald weggehabt haben, daß sich die Begierden bei dem Verfeinten, Versteckten, welches mehr errathen läßt als ausdrückt, weit besser befinden als bei dem plumpen Geradezu. Darum allein vermeidest Du dieses und verschwendest an jenes so viel Witz und Blumen. Bei Leibe nicht, daß Du Jemanden Röthe in das Gesicht jagen solltest! Röthe ist Schamhaftigkeit, und Schamhaftigkeit ist nie ohne Unwillen oder Furchtsamkeit. Wie taugten diese in Deinen Kram? Lieber umgehest Du diese Vorposten der Zucht so weit, so leise, als nur möglich. Du schonest der Schamhaftigkeit Deiner Leser, um sie unmerklich gänzlich darum zu bringen. Ich beleidige sie dann und wann; aber es geschieht, um sie thätig und aufmerksam zu erhalten. Immer nenne mich einen ungeschliffenen, groben Spötter, einen ekeln Possenreißer, wenn Du willst. Wer wird nicht lieber ein Spötter sein wollen als ein Verführer? nicht lieber ein Possenreißer als eine listige, gleißende, maulspitzende Hure? Frage bei dem Didymus nach, wessen Gedichte seine Mädchen am Liebsten lesen, ob meine oder Deine? welche von beiden sie ihren zaudernden oder entkräfteten Buhlern vorsingen? mit welchen von beiden er sie selbst in dem Geschmacke ihres Berufs erhält? Dich allein kennen sie; Du allein liegst auf ihren schmutzigen Nachttischen. Ganz natürlich! Denn ich schlage, und Du kitzelst. Zwar, höre ich, soll es auch eine menschliche Gattung von Waldeseln geben, deren dicke Haut meine Schläge selbst zu-

Kitzel macht. Aber wer fragt nach der? An der ist nichts zu bessern und nichts zu verderben, und wenn es meine Schläge nicht sind, welche ihr juckendes Fell krauen, so ist es der erste der beste Eckstein" u. s. w.

Man wird leicht sehen, warum ich in dieser Rede, welche ich dem Martiale in den Mund lege, den Sabellus weit weniger strafbar annehme, als er in dem angeführten Sinngedichte erscheinet. Denn es versteht sich von selbst, wenn Martial gegen den allerfeinsten Sabellus, gegen jeden Sänger der unschuldigern Wollust sich auf diese Weise vertheidigen kann, so wird er seine Sache aus eben den Gründen um so viel mehr gegen den wahren, eigentlichen, mehr als viehischen Sabellus gewinnen müssen. Es kömmt unter beiden Theilen, wie gesagt, nicht auf die bloße schamlose Erwähnung unzähliger Gegenstände an, durch welche meistens nur eine Anständigkeit beleidiget wird, die sich mehr von gesellschaftlichen Verabredungen als unmittelbar aus der Natur des Menschen herschreibet, sondern es kömmt auf die anlockenden Sophistereien an, mit welchen man solche Gegenstände ausrüstet; auf die Anreizung zu Lüsten, zu welchen ohnedem schon so Vieles in der Welt anreizet; auf die Erweckung solcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern erweckt werden müßten. Wenigstens ist der einzige zufällige Nutzen, den dahin abzielende Schriften noch haben können, der Beeiferung eines ehrlichen Mannes nicht sehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtfertigung des Martial's keiner weitern Ausflucht bedürfe. Und doch bedarf es noch einer sehr großen, damit ihm auch nicht diejenigen Epigramme zur Last fallen, in welchen er offenbar nicht tadelt und spottet, sondern von sich selbst redet, für sich selbst wünschet und fordert. Was sich für diese sagen ließe, wenn es darauf abgesehen wäre, den Martial von dem Verderbnisse seiner Zeit so wenig als möglich angesteckt zu zeigen, wäre indeß vielleicht Folgendes.

Es ist falsch, daß der epigrammatische Dichter Alles, was er in der ersten Person sagt, von seiner eigenen Person verstanden wissen will. Kürze und Rundung, welches so nothwendige Eigenschaften seiner Dichtungsart sind, nöthigen ihn öfters, in der ersten Person etwas vorzutragen, woran weder sein Herz noch sein Verstand Theil nimmt. Daß dieses auch dem Martiale begegnet sei, daß auch Martial hieraus sich kein Bedenken gemacht habe, ist sehr glaublich, und ein unwidersprechliches Beispiel haben wir an dem sechsten Epigramme des ersten Buchs.

Do tibi naumachiam, tu das epigrammata nobis:
Vis puto cum libro, Marce, natare tuo.

Wer ist hier die erste Person? der Dichter? Nichts weniger; der Dichter ist vielmehr gerade Der, mit welchem jene erste Person spricht. Der Kaiser Domitianus selbst ist es, welchen Martial so redend einführet, ohne uns weder in dem Gedichte noch in der Aufschrift den geringsten Wink davon zu geben. Was er also hier unterließ, warum könnte er es auch nicht öfter unterlassen haben? Warum könnte nicht in mehrern Epigrammen nicht Martial selbst, sondern ein Freund und Bekannter desselben sprechen?

Martial bekennt ohnedem, daß er nicht immer aus eigener Willkür gedichtet. Er ließ sich auch wohl den Gegenstand zu einem Epigramme aufgeben; denn er beklagt sich gegen einen gewissen Cäcilian, daß er ihm so ungeschickte Gegenstände vorlege, über die es ihm nicht möglich sei, einen gescheiten Einfall zu haben.*)

Vivida cum poscas epigrammata, mortua ponis
Lemmata: qui fieri, Caeciliane, potest?
Mella jubes Hyblaea tibi vel Hymettia nasci
Et thyma Cecropiae Corsica ponis api.

Nun frage ich, wenn so ein Cäcilian über Den und Jenen, über dies und das ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiste desselben gemacht haben? Wird er es ihm also auch nicht selbst in den Mund gelegt haben?

Allerdings ist durch diese Wendung gewissermaßen von dem moralischen Charakter des Martial's nun Alles abzulehnen, was ihm nachtheilig sein könnte. Aber wenn der Dichter so schlimm nicht war als sein Buch, wird denn darum auch das Buch im Geringsten besser? Gewiß nicht — doch dieses gegen Tugend und Wohlstand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

3.

Einen Augenblick will ich mich noch bei der letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu sein scheinen, blos um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von

*) Libr. XI. ep. 43.

sich selbst versichert, desto wahrscheinlicher zu machen. Es verlohnet sich also der Mühe, sie ohne Rücksicht auf diesen Punkt durch einige Beispiele mehr zu erhärten, und wo möglich durch einige einleuchtendere als das einzige angeführte, in welchem zwar freilich nicht der Dichter, sondern Domitianus spricht, aber doch mit dem Dichter spricht. Aus diesem Umstande, dürfte man meinen, verstünde es sich von selbst, daß die erste Person darin nicht der Dichter sein könne; aber eben dieser Umstand müsse sich dann auch bei den andern Beispielen zeigen, von welchen sich das Nämliche verstehen solle. Das ist, man dürfte die Anmerkung nach Maßgebung dieses Musters nur von solchen Epigrammen wollen gelten lassen, die der Dichter an sich selbst überschrieben.

Was ich nun hierüber zu sagen habe, wird zusammen auf nichts Schlechteres hinauslaufen, als auf eine Untersuchung über — die Frau des Martial's. Hat Martial während seines vierunddreißigjährigen Aufenthalts zu Rom eine Frau gehabt, oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war sie, und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er Alles in der ersten Person hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt, sagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiser das jus trium liberorum erhielt, welches in gewissen bürgerlichen Vorzügen bestand, deren sich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drei Kindern waren, so machte er an seine Frau folgendes Epigramm.*)

> Natorum mihi jus trium roganti
> Musarum pretium dedit mearum,
> Solus qui poterat. Valebis uxor!
> Non debet Domino perire munus.

Ein sehr verbindliches Compliment! Doch eine gute Frau verstehet Spaß und weiß wohl, daß man so was Derjenigen gerade am Ersten sagt, die man am Ungernsten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die diesen Spaß für vollen Ernst aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernst aufgenommen. Sie sind nur unter sich ungewiß, wie der Dichter das „valebis uxor" eigentlich verstanden habe. Ob er blos damit sagen wollen: „Was bekümmere ich mich nun viel um Dich?" oder ob

*) Lib. II. ep. 92.

er ihr die völlige Ehescheidung damit angekündiget, oder ob er ihr gar damit den Tod gewünscht,*) wenn sie nicht selbst schon so klug gewesen, sich dazu zu entschließen.

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn „Valebis uxor" überhaupt nur heißen sollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu soll mir nun eine Frau?" Mich dünkt, die Worte leiden diesen Sinn, und beweisen zu können glaube ich, daß das jus trium liberorum auch wirklich Unverehlichten ertheilet worden.

Aber freilich, Martial gedenkt seiner Frau noch weiter. Er sagt von ihr, was man nun freilich von seiner Frau eben nicht einem Jeden auf die Nase bindet: **)

> Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum.
> Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau und der häßliche Mann! Was konnte sie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch sonst eine so gesetzte, so ehrbare und in dem Ehebette selbst so keusche Matrone! Sie war ihm nur zu keusch; worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt.***)

> Uxor vade foras aut moribus utere nostris!
> Non ego sum Curius, non Numa, non Tatius. — —
> Si te delectat gravitas, Lucretia tota
> Sis licet usque die: Laida nocte volo.

Anderswo scheinet sie es zwar näher gegeben zu haben, ja näher, als es Martial selbst von ihr verlangte.†) Aber doch nur Alles aus aufrichtiger, inbrünstiger Liebe gegen ihren Mann, „ne vagus a thalamis conjugis erret amor" : so daß es kaum zusammenzureimen stehet, wie eine ihrer Gemüthsart nach so sittsame und aus Gefälligkeit gegen ihren Mann so nachgebende Frau gleichwohl noch einen Gehülfen hat verlangen können, und von ihrem Manne selbst hat verlangen können?

*) *Funccius de imminenti latinae linguae senectute*, p. 212: Ad uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam. — [Verfasser der Schrift, die 1750 zu Lemgo erschien, ist der durch seinen Streit mit Christ über den Phädrus bekannt gewordene Johann Nicolaus Funck (1693—1777), Professor in Rinteln. — A. d. H.]

**) Lib. III. ep. 92.

***) Lib. XI. ep. 105.

†) Lib. XI. ep. 44.

Ich bin unbesorgt, daß Die, welchen Martial schlechterdings zu Rom soll verheirathet gewesen sein, und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der ersten Person bei ihm die Rede ist, seine eigene darunter verstehen, nicht auch noch weit widersprechendere Nachrichten von ihr sollten zu vergleichen wissen. Aber begierig wäre ich zu hören, was sie zu denjenigen Epigrammen sagen, in welchen sich Martial mit ebenso klaren Worten für unverheirathet ausgiebt? Denn dieses thut er doch wohl, wenn er z. E. jene güldene Heirathsregel ertheilet?*)

> Uxorem quare locupletem ducere nolim
> Quaeritis? Uxori nubere nolo meae.
> Inferior matrona suo sit, Prisce, marito:
> Non aliter fuerint foemina virque pares.

Oder wenn er die Ursache angiebt, warum er die Thelesina nicht heirathe, und warum er sie dennoch wohl heirathen möchte?**)

> Uxorem nolo Thelesinam ducere: quare?
> Moecha est — — — — — —

Wollen sie wohl sagen, daß man die Zeiten unterscheiden müsse, und daß Martial damals wohl könne Wittwer gewesen sein? Oder wollen sie lieber sagen, daß hier Martial in eines Andern Namen spreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigstens Eines von Beiden, hier oder dort, warum nicht überhaupt an mehrern Orten? — Und das war es nur, worauf ich sie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich sonach weder für noch wider die Frau des Martial's aus den angeführten Epigrammen etwas zu schließen, so ist es doch wahrscheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, sondern daß er sich erst in Spanien verheirathet, als ihn Verdruß und Mangel in seinem Alter wieder dahin zurückbrachten. Hier erst fand er eine liebenswürdige Person, die es sich gefallen ließ, noch so spät sein Glück zu machen. Dieser erwähnt er daher auch erst in dem zwölften Buche, welches er in Spanien schrieb, und erwähnt ihrer da namentlich, und erwähnt ihrer mit so individuellen Umständen, daß man wohl sieht, da allein sei es ihm Ernst gewesen, von seiner wirklichen Frau zu sprechen.***) Er sagt von ihr unter Andern auch, daß sie nie in Rom gewesen,

*) Lib. VIII. ep. 12.
**) Lib. II. ep. 49.
***) Lib. XII. ep. 21. 31.

und also hatte er sie auch nicht in Rom; anzunehmen aber, daß er dem ohngeachtet mit ihr schon verheirathet gewesen und die ganzen vierunddreißig Jahre, die er dort zubrachte, sie in Spanien allein sitzen lassen, das hieße ja wohl etwas sehr Unwahrscheinliches annehmen, um etwas sehr Wahrscheinliches zu leugnen.

4.

In eine ähnliche Untersuchung anderer Lebensumstände des Dichters will ich mich nicht einlassen. Ich möchte nach dem Masson,[1] dessen Schrift mir eben nicht bei der Hand ist, wenig Neues vorzubringen haben. Dazu sind das wahre Leben eines Dichters seine Gedichte. Nur was von diesen zu sagen ist, das allein kann noch jetzt einen wahren Nutzen haben, und die wichtigsten Nachrichten von einem alten Verfasser sind nur in so weit wichtig, als sie seinen Werken zur Erläuterung dienen können.

Was und wie viel uns von dem Martial übrig ist, brauche ich nicht zu sagen. Wenn Einiges, was seinen Namen jetzt führet, nicht von ihm sein sollte, so vermissen wir dagegen vielleicht manches Andere, das wirklich von ihm war. Ich verstehe unter diesem vornehmlich eine Sammlung jugendlicher Gedichte, an deren ehemaliger Existenz ich nicht sehe, warum Nic. Antonio*) zweifeln wollen. Er gedenkt ihrer doch so ausdrücklich in dem hundertundvierzehnten Epigramme des ersten Buchs.

> Quaecunque lusi juvenis et puer quondam,
> Apinasque nostras, quas nec ipse jam novi,
> Male collocare si bonas voles horas,
> Et invidebis otio tuo, lector:
> A Valeriano Pollio petes Quincto,
> Per quem perire non licet meis nugis.

Hiermit können auf keine Weise die noch vorhandenen Epigramme oder irgend ein einzelnes Buch derselben gemeint sein. Denn ob

*) *Bibl. Hisp. vetus*, p. 65. — [Nicolas Antonio aus Sevilla (1617 bis 1684) hatte selbst 1672 den Theil seiner „Bibliotheca“ publicirt, welcher die Zeit vom Ende des 15. Jahrhunderts umfaßte. Der Anfang, die „Bibliotheca Hisp. vetus“, wurde aus seinem Nachlaß vom Cardinal de Aguirre, Rom 1696, edirt. — A. d. H.]

1) Jean Masson (geb. um 1680, gest. um 1750), Verfasser einer Biographie des jüngern Plinius (Amsterdam 1709), gewöhnlich verwechselt mit dem über ein Jahrhundert älteren Juristen und Historiker Jean Papirius Masson (gest. 1611). — A. d. H.

der Dichter auch schon von diesen an mehr als einem Orte eine sehr bescheidene Meinung äußert, so konnte er sie doch so weit nicht heruntersetzen, noch weniger das für unreife Früchte seiner poetischen Kindheit erklären, womit wir ihn in ältern Jahren so ernstlich beschäftiget finden.

Der Quinctus Pollius Valerianus, von dem Martial sagt, daß er den gänzlichen Untergang dieser verworfnen Kleinigkeiten noch verhindere, war also Derjenige, welcher sie zum Verkauf abschrieb oder für seine Rechnung abschreiben ließ: ihr Verleger mit einem Worte. Und auch hieraus ist es schon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede sein kann; denn der Buchhändler, welcher diese verkaufte, hieß Atrectus.

Warum ich aber der verlornen Jugendgedichte unsers Martial's so geflissentlich hier gedenke, ist eigentlich dieses die Ursache, weil ich einen Einfall über sie habe, von dem mich wundert, daß ihn nicht schon Mehrere gehabt haben. Ich glaube nämlich, daß sie nicht so ganz untergegangen, sondern verschiedene derselben noch übrig sind und nur verkannt werden.

Der alte Scholiast des Juvenal's führt eine Stelle aus dem Martial an, die sich jetzt bei ihm nirgends findet. Allerdings haben wir sonach den Martial nicht ganz: aber darum auch seine Epigrammen nicht ganz, wie Scriver argwohnet?*) Warum könnte diese Stelle nicht eben in den Jugendgedichten gestanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu sein glauben? Doch wenn gerade nur diese davon übrig wäre, so wäre es freilich so viel als gar nichts.

Das Mehrere, worauf ich ziele, sind diejenigen acht Epigrammen, mit welchen Junius[1]) seine Ausgabe des Martial's vermehrte. Er fand sie in einer Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek, und ohne Zweifel, daß sie in dieser Handschrift an eben den Orten eingeschaltet waren, an welchen sie in seiner Ausgabe vorkommen.**) Es giebt nur wenig spätere Herausgeber des Martial's, die sich diese Einschiebsel so völlig gefallen lassen. Am Ungestümsten aber stieß sie Scriver wieder aus, und kaum,

*) *Animad. in Spectac.*, p. 28. — [Peter Schryver (Scriverus) aus Harlem (1576—1660) gab den Martial, Leyden 1619, heraus. — A. d. H.]
**) Nämlich IV. 78; VII. 99, 100, 101; XII. 79, 101, 102, 103.

---

1) Hadrian de Jonghe (Adrianus Junius), gelehrter holländischer Arzt und Philolog (1511—1575), war mehrere Jahre als Leibarzt des Herzogs von Norfolk in England. Sein Martial erschien zuerst 1559. — A. d. H.

daß er ihnen noch ganz am Schlusse seiner Ausgabe den Platz vergönnte, „ne aliquis ex fungino genere ea desideret.“ Es ist eine Lust, ihn schimpfen zu hören: „Tam fatua, tam stulta in elegantissimo opere, ceu pannum in purpura, quis ferat? Irato prorsus Deo Musisque aversis nata. Procul dubio ab insulsis monachis et scribis deliramenta haec profecta sunt. Nunquam medius fidius nasum habeat oportet, qui ista talia non primo statim odore deprehendat. Aliter catuli olent, aliter sues.“

Wer giebt auf solche kritische Trümpfe nicht gern zu? Wer läßt nicht lieber ein Wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl haben, ergehen, als daß er sich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geschmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geschehen, was da will, ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Nase des Scriver's eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß sie Schweine und Hunde recht gut zu unterscheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen sie in den streitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Nase als Nase alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Nase mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Nase empfinden kann? Wer hieß Scrivern, mit der sinnlichen Empfindung sogleich ein Urtheil verbinden und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martial's durchaus nicht lassen will, gar nicht sehr witzig sind, daß sie auch nicht immer in einer so guten Sprache geschrieben sind, als man von Schriftstellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte und bei dem Martial wirklich findet: aber folgt daraus, daß sie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfasser in seiner Jugend, in seiner Kindheit nichts gemacht haben, was den Werken seines reifen Alters weder an Gedanken noch Ausdruck durchaus nicht ähnlich sieht? So lange man noch unter sich selbst ist, ist man um so viel mehr auch unter seiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpossen des Martial's, weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben, sonst wüßte ich gar nicht, warum er sich ihrer sollte geschämt haben. Verhält sich dieses aber so, warum sollte es nicht möglich sein, daß ein Liebhaber einige derselben, die ihm noch am Besten gefallen, in sein Exemplar der Epigrammen eingetragen hätte? Warum sollte es nicht glaublich sein, daß eben daher ein Manuscript Zusätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß ist es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuscripts

immer glaubwürdiger in solchen Dingen ist als der kahle Machtspruch eines Kritikus, der sich auf nichts als auf seine Nase beruft.

Damit ich jedoch nicht scheinen möge, Alles auf meine eigene Hörner zu nehmen, so will ich anführen, daß es vor und nach Scrivern auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilet haben. So nennt Ramirez de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes!

„elegans et poeta dignum." Und Barth*) sagt von einem andern:

De Milone.

Milo domi non est: peregre Milone profecto
Arva vacant, uxor non minus inde parit.
Cur sit ager sterilis, cur uxor lectitet, edam:
Quo fodiatur ager non habet, uxor habet,

ob er es schon selbst für kein Werk des Martial's erkennet, „erudita tamen hujus epigrammatis sententia est. Nam lege puto cautum fuisse" etc. Wenigstens wo ist das Mönchmäßige in diesen zwei Proben? Und was haben sie, das schlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte geflossen sein, welcher noch keine Verse machen kann, sondern sich erst im Versemachen übet? Eben das gilt von den übrigen sechsen, sogar das allerschlechteste, „In Ponticum", nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindische Versuch eines angehenden Epigrammatisten, auch aus einer Zeit sein kann, in der der mittelmäßigste Dichter eine weit bessere Sprache hatte. Denn, wie ich schon erwähnt, der übende Schüler ist weder seinem Zeitalter überhaupt noch dem insbesondere ähnlich, wozu er selbst mit den Jahren gelangte.

Keinesweges aber will ich in dieses gelindere Urtheil auch diejenigen Stücke mit eingeschlossen wissen, mit welchen Scriver

*) *Advers.* lib. XXIII. cap. 6.

selbst die Zusätze des Junius vermehrte. Denn in diesen herrscht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römischer Knabe von noch so weniger Erziehung haben konnte. Dazu sehe ich auch nicht, daß Scriver sie ausdrücklich für Epigrammen ausgegeben, die er unter dem Namen des Martial's angeführt gefunden. Er sagt blos, daß es Epigrammen sind, die er aus alten Pergamenen, besonders aus alten Glossariis zusammengeschrieben habe, und dieses hätten die neuern Herausgeber des Martial's nicht aus der Acht lassen sollen, welche sowohl jene authentischeren Zusätze des Junius als diese weit verfänglicheren des Scriver's ohne Unterschied „Martiali affecta" genannt und ihrem Autor beigefüget haben.

Weit eher könnte ich jetzt selbst jene bessern Stücke mit einem vermehren, welches aus einer sehr alten Handschrift genommen ist, die eine große Anzahl meistens noch ungedruckter Epigrammen verschiedner lateinischer Dichter enthält. Ich meine das bekannte Manuscript, welches Salmasius vom Joh. Lacurnäus bekam und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahret wird.[1]) Von einem Theile desselben hat Gudius[2]) eine Abschrift genommen, die sich unter seinen Papieren in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet, und in dieser sehe ich dem Martial folgendes Epigramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es sonst schon irgendwo gedruckt wäre.

Nec volo me summis fortuna nec adplicet imis,
  Sed medium vitae temperet illa gradum.
Invidia excelsos, inopes injuria vexat:
  Quam felix vivit quisquis utroque caret!

Auch dieses, meine ich, könnte sich gar wohl aus seinen Jugendgedichten herschreiben, da es nichts als eine feine moralische Gesinnung ausdrückt, von der er in reifern Jahren nicht glaubte, daß sie zu einem Epigramme hinlänglich sei.

---

1) Näheres über diese Handschrift berichtet Burmann in der Vorrede zu seiner „Anthologia latina" p. XLVI ff. Der sonst nicht weiter bekannte Schenker heißt daselbst Jean Lacurne, „habile homme, bailli d'Arnai le Duc". — Claudius Salmasius (1594—1653), nach der schwedischen Christine Urtheil der gelehrteste aller Gecken, erzählt von dem Erwerb des Manuscripts zuerst in einer Note zu Lampridius' Elagabalus, cap. 20. — A. d. H.

2) Marquard Gude aus Rendsburg (1635—1689) hatte auf seinen Reisen durch Italien, Frankreich und England seltene Manuscripte aufgesucht und copirt. Sein handschriftlicher Nachlaß liegt größtentheils in der Wolfenbütteler Bibliothek. — A. d. H.

Vielleicht ließe sich überhaupt die Frage aufwerfen, ob nicht ohnedem schon aus den Jugendgedichten des Verfassers mehrere in die Epigrammen übergetragen worden, und dieses in so frühen Zeiten, daß es kein Wunder, wenn sie nach und nach in alle Handschriften gekommen. Wenigstens, wenn Martial zu Ende seines ersten Buchs sagt:

Cui legisse satis non est epigrammata centum,
Nil illi satis est, Caeciliane, mali;

dieses erste Buch aber jetzt nicht hundert, sondern hundertundneunzehn Epigramme enthält: so ist es so gar ausgemacht wohl noch nicht, ob er blos eine runde Anzahl ungefähr angeben wollen, oder ob sich wirklich neunzehn fremde mit eingeschlichen. Dem letztern Falle zu Folge dürfte ein Archetypon*) oder eine von dem Dichter selbst durchgesehene und verbesserte Abschrift der strengen Kritik leicht weit weniger Stoff zum Tadel gegeben haben, als ihr ein jetzt gedrucktes Exemplar giebet, welches wider seinen Willen mit verschiedenen sehr mittelmäßigen Stücken vermehrt worden, in deren Verwerfung er ihr längst zuvorgekommen war.

5.

Ich habe oben angemerkt, daß der Buchhändler, welcher die Jugendgedichte des Martial's zu verkaufen hatte, Quinctus Pollius Valerianus hieß, daß aber die Epigrammen nicht bei eben demselben, sondern bei einem andern Namens Atrectus zu finden waren, wie der Dichter selbst zum Schlusse des ersten Buches anzeigt.**) Wenn ich nun hinzusetze, daß ein dritter Buchhändler, Namens Tryphon (der nämliche, durch den Quinctilian sein Werk ausgehen ließ), besonders die Xenia und Apophoreta desselben gehabt zu haben scheinet,***) so sollte man fast vermuthen, daß auch schon damals jeder Buchhändler seine eigenen Verlagsbücher, wie wir es jetzt nennen, besessen und nicht die ersten die besten abschreiben lassen, die ihm vor die Faust gekommen und auf die sich ein Anderer bereits eine Art von Recht erworben hatte. Sie können auch leicht gewissenhafter unter sich gewesen sein, als manche ihrer theuern Nachfolger jetziger Zeit zu sein pflegen. Sogar hat es das Ansehen, daß sie

*) Lib. VII. ep. 10.
**) Ep. 118.
***) Lib. XIII. ep. 3.

bei einem Buche, welches starken Abgang hatte, sich über die verschiedenen Formate von Abschrift verglichen; so daß der Eine die großen Abschriften für die Bibliotheken und ein Anderer die kleinen portativen Abschriften besorgte. Ich glaube dieses deutlich in einem Epigramme zu sehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einziger Ausleger gehörig verstanden hat. Es ist das dritte des ersten Buchs:

Qui tecum cupis esse meos ubicumque libellos,
Et comites longae quaeris habere viae,
Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:
Scrinia da magnis, me manus una capit.
Ne tamen ignores ubi sim venalis et erres
Urbe vagus tota: me duce certus eris.
Libertum docti Lucensis quaere Secundi,
Limina post Pacis, Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieses Epigramma setzen: „Ubi libri venales", erschöpft den Sinn desselben bei Weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo seine Sinngedichte überhaupt zu kaufen, sondern wo eine besondere Art von Abschrift derselben zu bekommen, nämlich eine solche, die sich bequem auf der Reise mitführen läßt, eine Ausgabe in Taschenformate: dieses erhellet aus den ersten zwei Zeilen unwidersprechlich. „Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis" ist der Gegensatz von „magnis"; welches letztere nicht von jedem großen Werke, sondern allein von der größern Ausgabe der Werke des Dichters zu verstehen, die aufgerollt wurde, dahingegen das erstere eine Handausgabe bezeichnet, die aus kleinen entweder zerschnittenen oder blos über einander gefalzten Blättern bestand, nach Art der Schreibtafeln. Und nur mit dieser gab sich der Freigelassene des Secundus Lucensis ab; denn wie gesagt, die größere Ausgabe besorgte Atrectus und vielleicht auch außer ihm Tryphon,*) weil Einer allein ohne Zweifel sie nicht bestreiten konnte.

Daß alle diese Leute mit dem Verkaufe der Gedichte des Martial's sehr gut fuhren, ist begreiflich, da er in Rom und außer Rom so allgemein gelesen ward. Sie ließen sich die Exemplare auch theuer genug bezahlen, und ich finde, daß der Dichter selbst dem Tryphon darüber einen Stich giebt.**)

*) Lib. IV. ep. 72.
**) Lib. XIII. ep. 3

Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,
Constabit nummis quatuor emta tibi.
Quatuor est nimium, poterit constare duobus,
Et faciet lucrum bibliopola Tryphon.

Ob er für sein Theil von dem Gewinnste etwas abbekommen, will ich Dem zu untersuchen überlassen, welcher Lust hat, die Alterthümer der Autorschaft umständlicher zu erörtern.

Ich warne den gelehrten Mann nur, der sich durch diese Arbeit unsterblich machen will, daß er sich vom Scriver nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martial's weismachen läßt,*) nämlich den Pompejus Auctus, von welchem das funfzigste Epigramm des siebenten Buches redet. Es ist klar, daß dieser Auctus ein Rechtsgelehrter war und ganz andere Geschäfte hatte, als mit Büchern zu handeln. Er brachte die Epigrammen des Martial's auch auf einem ganz andern Wege unter die Leute, als es die Buchhändler thun, und war wohl gar Schuld, daß manches Exemplar weniger gekauft ward. Denn er konnte die erbaulichsten auswendig, so daß ihm keine Silbe daran fehlte, und ward gar nicht müde, sie den Leuten vorzusagen.

Sic tenet absentes nostros, cantatque libellos:
Ut pereat chartis littera nulla meis.

Ich weiß gar nicht, wie es Scrivern einkommen können, einen solchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

6.

Der Stellen sind ziemlich viele, wo nach meiner wenigern Einsicht die Ausleger den Martial insgesammt mißdeuten. Am Gewöhnlichsten geschieht es da, wo von Werken der Kunst die Rede ist oder gewisse kleine Gebräuche zum Grunde liegen, die sie mit ein Wenig Scharfsinn aus dem Dichter selbst hätten errathen können, deren Erläuterung sie aber lieber in andern Schriftstellern ebenso mühsam als vergeblich aufsuchen wollten. Damit ich dieses nicht ganz ohne Beweis gesagt habe, so will ich nur ein paar Beispiele anführen.

1. Eines von der letztern Art sei das zwölfte Epigramm des

*) *Animadvers. in Epigr.* lib. I. p. 37.

ersten Buches, welches Heraldus[1]) unter die allerdunkelsten im ganzen Martial rechnet.

Cum data sint equiti bis quina nummismata, quare
Bis decies solus, Sextiliane, bibis?
Jam defecisset portantes calda ministros,
Si non potares, Sextiliane, merum.

Die ältesten Ausleger, als Domitius und Perottus,[2]) haben es von der lege sumptuaria verstehen wollen, die einem jeden Römer nach seinem Stande vorschrieb, wie viel er höchstens auf eine Mahlzeit verwenden dürfe; doch das ist längst widerlegt. Denn daß sich Sextilian keiner Unmäßigkeit in seinem Hause, an seinem eigenen Tische, sondern im Theater schuldig machte, erhellet aus dem zweiten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog: *)

Sextiliane bibis, quantum subsellia quinque,
Solus: aqua toties ebrius esse potes.
Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.
Non haec Pelignis agitur vindemia praelis,
Uva nec in Tuscis nascitur ista jugis,
Testa sed antiqui felix siccatur Opimi,
Egerit et nigros Massica cella cados.
A caupone tibi faex Laletana petatur,
Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subsellia, cunci, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie gesagt, war es also, wo Sextilian fünfmal mehr des kostbarsten Weines in sich goß, als für ihn allein und Einen seinesgleichen bestimmt war. Wie nun das? Es ist bekannt, sagen die Ausleger, daß die Kaiser auch wohl im Theater sportulas unter das Volk vertheilen ließen, welche sportulae entweder in wirklichen Erfrischungen bestanden oder in Gelde gegeben wurden, wofür sich Jeder bei Denen, welche Erfrischungen im

*) Lib. I. ep. 27.

1) Didier Hérault (Desiderius Heraldus), gelehrter Jurist (1579—1647), gab 1600 zu Paris „Animadversiones in Martialem" heraus. — A. d. H.

2) Domitius Calderinus (gest. 1478) in seinen „Commentariis in Valerium Martialem", Ven. 1474; Nicolaus Perottus (1430—1480) in seinem Lexikon „Cornu copiae", Ven. 1489, in welches ein Theil des Martial aufgelöst ist. — A. d. H.

Theater feil trugen, kaufen konnte, was und wie viel ihm beliebte. Daß das Letztere damals geschehen, meinen sie einmüthig, sei klar; denn die Summe werde ausdrücklich benennt, wie viel an Gelde auf einen Ritter gekommen, nämlich „quinque numismata“. Nur darüber sind sie nicht völlig einig, was diese „quinque numismata“ nach andern Münzsorten eigentlich betragen. Der arme Ramirez de Prado, welcher sie nach dem Turnebus[1]) zu hundert Quadranten evaluirte, ist bei dem Scriver schlecht weggekommen, welcher ihm über diese „manifestam absurditatem et defoedam hallucinationem“ trefflich den Text lieset und augenscheinlich darthut, daß sie, ein numisma für einen sestertius genommen, nicht hundert, sondern hundertundsechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der Eine oder der Andere für ein Recht gehabt, das numisma eben für einen sestertius zu halten, und warum, wenn numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten soll, nicht ebensowohl ein Denarius oder Victoriatus darunter verstanden werden könne, sondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die „quinque numismata“ wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eines oder mehrere aus der Nähe und aus der Ferne von Andern verlangen? und wer wäre so ein Thor gewesen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu andern Dingen besser anwenden können, wenn er es schon nicht selbst vertrinken wollen oder können?

Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieses ist gerade die größte Schwierigkeit, aber auch gerade das, was die Ausleger am Wenigsten bekümmert; nur daß einige die missilia in der Angst herbeiziehen, damit sie wenigstens nicht ganz verstummen dürfen. Doch ich will mich bei einzeln Widerlegungen nicht aufhalten, sondern kurz sagen, worin ihrer aller Irrthum liegt. Es ist falsch, daß die fünf numismata, welche jeder Ritter im Theater damals hatte, fünf wirkliche auch außer dem Theater gangbare Geldstücken waren: es waren nichts als fünf Zeichen, Marken, Zahlpfennige, die sie bei dem Eingange oder vorher erhielten und gegen deren Wiederablieferung ihnen etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, verabfolget ward. Mit einem Worte, es waren tesserae, und so wie es tesserae frumentariae,

1) Adrianus Turnebus, französischer Philolog (1512—1565). — A. d. H.

oleariae, coenariae, nummariae gab,*) warum sollte es nicht auch tesserae vinariae gegeben haben? Ganz gewiß, die „quinque numismata“ waren quinque tesserae vinariae, und dieses ist der einzige wahre Schlüssel zu beiden Epigrammen. Solche tesserae galten außer ihrer Bestimmung nichts, und wer keinen Gebrauch von ihnen machte, wo er ihn machen sollte, besaß an ihnen auch weiter nichts. Dieses allein macht es begreiflich, wie man im Theater so freigebig damit sein konnte. Warum sollte man einen Andern nicht darauf genießen lassen, was man selbst nicht genießen mochte? Hätte sich Sextilian nur seiner Unmäßigkeit nicht zu schämen gehabt, die Zeichen hätte er immer ohne Scham annehmen, auch wohl von seinen Bekannten ohne Scham fordern können. Zu mehrerer Bestärkung dieser meiner Auslegung merke ich nur noch an, daß numisma auch blos für den Stempel, für das Gepräge auf einem Geldstücke gebraucht wird, und daß das Wort tessera nach keiner Abänderung in das elegeische Silbenmaß geht, wodurch allein schon Martial gezwungen werden konnte, ein anderes Wort dafür zu brauchen.

2. Zum zweiten Beispiele wähle ich das einundfunfzigste Epigramm des achten Buches, in welchem von einem Kunstwerke die Rede ist, nämlich von einem kostbaren Trinkgeschirre, welches der Dichter von dem Rufus geschenkt bekam und das er daselbst folgendermaßen beschreibt:

Quis labor in phiala? docti Myos, anne Myronis?
  Mentoris haec manus est, an, Polyclete, tua?
Livescit nulla caligine fusca, nec odit
  Exploratores nubila massa focos.
Vera minus flavo radiant electra metallo
  Et niveum felix pustula vincit ebur.
Materiae non cedit opus; sic alligat orbem,
  Plurima cum tota lampade Luna nitet.
Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi
  Cultus, ab hoc mallet vecta fuisse soror.
Hunc nec Cinyphius tonsor violaverit, et tu
  Ipse tua pasci vite, Lyaee, velis.
Terga premit pecoris geminis Amor aureus alis,
  Palladius tenero lotos ab ore sonat.

*) *Torrentius ad Suet. Aug.*, c. 41. — [Laevinus Torrentius, eigentlich van der Becken, aus Gent, 1520—1595. — A. d. H.]

Sic Methymnaeo gavisus Arione delphin,
Languida non tacitum per freta vexit onus.
Imbuat egregium digno mihi nectare munus
Non grege de domini, sed tua, Ceste, manus —

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeschirr benennet habe, war eigentlich eine Schale mit einem ganz runden Boden, so daß sie auf diesem Boden nicht stehen konnte, sondern auf den Rand umgestürzet werden mußte, wenn sie ruhig liegen sollte. Das ist die Beschreibung wenigstens, die uns Athenäus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionysius Thrax von einer phiala macht:*) „κατα τον πυθμενα μη δυναμενη τιθεσθαι και ἐρειδεσθαι, ἀλλα κατα το στομα.“ Es war also ganz genau das, was wir ein Tummelchen nennen, ein Becher, der gleichsam selbst berauscht ist und auf seinem Fuße nicht stehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeschirres ist mir es jetzt zu thun, sondern lediglich um die Materie desselben. Ich frage: Woraus bestand es? Die Ausleger, so viel ich deren nachgesehen — das ist, alle ohne Ausnahme — antworten hierauf wie aus einem Munde, daß sie von Gold gewesen sei, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche electrum geheißen. Doch dieser Uebereinstimmung ungeachtet bin ich ganz anderer Meinung, ob ich gleich gern gestehen will, daß die gemeine Auslegung auf den ersten Anblick die wahrscheinlichere zu sein scheinet, und daß Martial Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn sie Niemanden verführt hätten. Die richtigere Erklärung dieser Worte und Ausdrücke ist es daher auch, die es der Mühe werth macht, ein längst nicht mehr vorhandenes Geschirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es sonst sehr gleichgültig wäre, ob es von Gold oder von wer weiß was gewesen.

Ich sage also, die Trinkschale unsers Dichters war nicht von Gold, sondern aus einem kostbaren Steine geschnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nöthig haben werde, vorerst zu erweisen, daß es wirklich Trinkschalen aus kostbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmasius zwar sollte ich es fast nöthig haben. Denn dieser hielt sich, ziemlich aus dem einzigen Grunde, daß die phiala der Alten gewöhnlichermaßen von Silber gewesen, für berechtiget, in dem Lampridius eine Stelle zu ändern,**) in der außer ihm

*) Lib. XI. p. 501 Edit. Dalech. — [Sect. 103. Lessing citirt die Ausgabe des Arztes Jacques Dalechamp, gest. 1587. — A. d. H.]
**) Cap. 4. *Vitae Alex. Sev.*

wohl sonst kein Mensch etwas zu ändern hätte finden sollen, und phialas senas in ebenso viel Mauleselinnen zu verwandeln. Doch bei dem Allen leugnet er es selbst nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile vor Zeile erwogen!

Die ersten zwei, in welchen der Dichter den Meister seiner schönen Schale errathen will oder zu wissen verlangt, sollen mich dadurch nicht irre machen, daß sich von dem Mys, dem Myron und dem Mentor nur Werke in Erzt oder Silber angeführet finden. Die alten Statuarii waren allgemeine Bildner, und wer in Erzt gießen konnte, der konnte gewöhnlich auch in jeder andern Materie arbeiten. Vom Polyklet wenigstens finden sich ebensowohl Werke in Stein als in Erzt bei alten Schriftstellern genannt. Wenn also schon diese Zeilen nichts für mich beweisen, so bin ich doch auch ganz ruhig, daß sie im Grunde nichts gegen mich beweisen können. Vielmehr ist es billig, daß sie sich in ihrem Sinne nach den übrigen Zeilen bequemen.

Gleich die zweite und dritte nun:

Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos:

wie ist es doch immer möglich, daß man die vom Golde verstehen kann? Wie kann Gold „nubila massa“ heißen? Wie kann man vom Golde sagen, daß es „nulla caligine fuscum“ sei? Wie kann man sagen, daß ein goldenes Gefäß das Feuer nicht zu scheuen habe? „Nubila massa“ kann schlechterdings nur von einer Masse gesagt werden, die weder ganz undurchsichtig noch ganz durchsichtig ist; nur von einer Masse, durch die wir die Gegenstände gleichsam wie durch einen Nebel erblicken, dergleichen alle Hornsteine in ihren klaren Stellen sind. Auch kann das Gold im Schmelzen durch keinen Rauch etwas leiden; und wenn es noch so unscheinbar aus der Capelle kömmt, so ist es doch gar bald poliret, und Farb und Glanz werden an einer Stelle wie an der andern. Ein goldenes Gefäß aber zu probiren, wer in der Welt wird es in den Schmelztiegel werfen, wenn er sein Gefäß nicht am Längsten will gehabt haben? Hat man denn sonst kein Mittel, zu erforschen, ob das Gold lauter und rein oder mit Zusatz verfälscht sei? So wenig alle diese Ausdrücke aber auf das Gold passen, so vollkommen passen sie hingegen auf eine schöne Steinart, die an allen Stellen das Licht in einem gleichen Grade durchläßt, ohne dichtere Flecken zu haben, wo es fast ganz undurchsichtig ist. Auch nur von einer Steinart gilt es, daß sie die

Probe des Feuers nicht zu scheuen hat. Denn es ist gewiß, daß eine wahre edele Steinart einen höhern Grad des Feuers aushalten kann als irgend eine Composition. Und dessen, daß die Masse der Schale keine Composition, sondern ächter natürlicher Stein sei, konnte der Besitzer auch höchstens nur versichert zu sein verlangen, wie auch sich wirklich versichern, wenn er sie mit der gehörigen Behutsamkeit einem Feuer ausstellte, dem keine Composition, ohne Nachtheil an Klarheit und Farbe, Widerstand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführerischste:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt sich: was sind hier die „vera electra“? Ist das eigentlich so genannte Erdpech, der Bernstein, das succinum, und wie es sonst heißt, damit gemeinet? oder sollen wir die Art Goldes verstehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechischen Namen des ebenso blaßgelben Bernsteins bekam? Die Ausleger behaupten das Letztere. Denn, sagen sie, auch von diesem Elektrum gab es zweierlei Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie berufen sich deshalb auf das Zeugniß des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden ist.*) „Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito.“ Von dieser zweiten nachgemachten Sorte, meinen sie, sei die Schale gewesen, und Martial habe in den Worten „Vera minus flavo radiant electra metallo“, von ihr rühmen wollen, daß sie dem ohngeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Elektrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen gewesen. Das Alles klingt recht gründlich und gut, und gleichwohl ist es so viel wie nichts. Denn man sage mir doch nur, wie es möglich ist, dem Golde, welches ein Fünftheil Zusatz von Silber hat, es anzusehen, daß es diesen Zusatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunst ertheilet worden. Man sage mir doch nur, woher zwischen dem Golde in dem einen Falle und dem Golde in dem andern Falle der geringste Unterschied kommen könne. Feines Gold ist feines Gold, und ein Fünftheil Silber ist in der Hand der Natur nicht mehr und nicht weniger als in den Händen der Kunst. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die Eine inniger vermischen könne als die Andere, da sich die Na-

*) *Nat. Hist.*, lib. XXXIII. c. 4.

tur selbst keiner andern Hülfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunst von ihr entlehnet. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Elektrum, dem Golde, welches die Natur selbst mit einem Fünftheil Silber vermischt hat, eine Eigenschaft zuschreibt, die er dem künstlichen Elektrum sonach abspricht, weil er sie namentlich nur jenem beileget. „Quod est nativum“, sagt er, „et venena deprehendit.“ Aber die Sache würde nicht sehr wahrscheinlich sein, wenn sie auch schon nicht durch die ungereimte Unterscheidung zweier Dinge, an denen nichts zu unterscheiden ist, noch unwahrscheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung werth sind; denn kurz, „vera electra“ sind dem Martial allerdings hier eigentlicher, wahrer Bernstein, wahres Elektrum, und nicht jene blos so genannte Mischung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernsteine sagt: „flavo radiat metallo“, das hat freilich alle Diejenigen verwirren müssen, welche nicht wußten oder sich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort metallum nicht blos von denjenigen mineralischen Körpern brauchen, von denen wir es jetzt brauchen, sondern mehrere kostbare Massen, die aus der Erde gegraben wurden, damit belegten. So nennet Martial selbst den lakonischen Marmor, welcher auf dem Taygetus gebrochen ward, grünes Metall:*)

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieses und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unserer Stelle das „flavo metallo“ nicht auch blos von der Farbe des gelben Metalls verstanden werden? Und wenn Martial in diesem Verstande sogar von der gelblichten Wolle der spanischen Schafe sagen durfte:**)

Vellera nativo pallent ubi flava metallo,

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des kostbarsten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernsteine sagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo,

ohne daß darum Wolle Wolle und Bernstein Bernstein zu sein aufhören müßte?

Ich komme auf die sechste Zeile, in welcher ebenfalls ein

*) Lib. VI. ep. 42.
**) Lib. IX. ep. 62.

zweideutiges Wort vorkömmt, dessen falsche Auslegung den Irrthum bestärken müssen.

Et niveum felix pustula vincit ebur.

Pustula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die sich auf der Haut äußert, eine Blatter, eine Maser und dergleichen. Weil nun aber so eine Blatter oder Maser über die Haut hinaustritt, so sind einige Ausleger der Meinung, daß hier unter pustula die erhabenen Figuren der Schale verstanden würden. Andere aber ziehen das „argentum pustulatum“ hierher, ohne uns jedoch zu sagen, was es hier soll. Soll die Schale selbst von diesem feinsten Silber gewesen sein, wie war sie denn auch zugleich von Elektrum? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus gewesen sein, wer sieht denn nicht, daß diesem der Dichter selbst ausdrücklich widerspricht, wenn er weiterhin den schönen goldgelben Bock beschreibet? Eben dadurch werden denn auch die Erstern widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der pustula, gesagt wird, daß sie das Helfenbein an Weiße übertroffen, wie können sie denn dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung, der wahre Verstand ist dieser. Pustula schließt nicht nothwendig den Begriff der Erhöhung in sich, sondern heißt auch oft weiter nichts als ein bloßer Fleck, weiter nichts als das allgemeinere macula, eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides ist eben das, was bei dem Plinius auch verrucae heißen, und so wie Plinius maculae und verrucae verbindet, wenn er von den Edelsteinen sagt, daß sie nach Verschiedenheit derselben verschiedene Namen bekämen, so nennt er auch ähnliche Flecken oder Makeln, besonders in den künstlichen Steinen, ausdrücklich pustulas,*) als die in solchen von einem verfangenen Luftbläschen entstanden zu sein scheinen. Und was kann nun deutlicher sein, als daß der Dichter sagen wollen, der kostbare gelbliche Stein, aus welchem die Schale geschnitten, habe einen sehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Fast erweckt es Mitleiden, wenn man höret, was die Ausleger darauf antworten. „Felix pustula dicitur, vel quod feliciter et ingeniose esset elaborata, vel quod nostrum poetam bearet.“ Nicht doch! diese

*) *Nat. Hist.*, lib. XXXVII. c. 12: Illud vero meminisse conveniet, increscentibus varie maculis ac verrucis . . . mutari saepius nomina in eadem plerumque materia. Et cap. 13: Factitiis pustulae in profundo apparent.

pustula hieß glücklich, weil die Ausleger so glückliche Muthmaßungen einmal darüber haben sollten.

Ernstlich von der Sache zu sprechen, glaube ich das Glückliche dieses Flecks in den folgenden Zeilen zu finden:

Materiae non cedit opus: sic alligat orbem
Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Wie kömmt der volle Mond auf einmal hierher? O, das wissen uns die Ausleger auf so vielerlei Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinste ist, daß die Schale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wem das nicht genügt, dem giebt Rader zu bedenken, ob nicht vielmehr — ich muß seine eigenen lateinischen Worte herschreiben; denn ich weiß sie wahrlich nicht zu übersetzen — „an potius claudit *(luna)* orbem phialae circulo elegantique emblemate, an implet et circinat?“ — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche Lateinisch schreiben; denn sie allein dürfen so etwas hinsetzen, wobei kein Mensch etwas denken kann. Man urtheile, ob sich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meine nämlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schale geschnitten gewesen, und daß der Künstler eben jenen weißen Fleck, eben jene „felix pustula“ zu diesem vollen Monde genutzt hatte; so daß eben durch diese Nutzung, eben durch diesen glücklichen Einfall des Künstlers, den blassen vollen Mond daraus zu schneiden, der Fleck selbst ein glücklicher Fleck genennt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche oder glücklich genutzte Flecke es auf alten, besonders erhaben geschnittenen Gemmen giebt, ist bekannt.

Und hiermit breche ich ab, da sich die übrigen Zeilen von selbst erklären.

7.

An andern Stellen haben die Ausleger den Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigstens etwas von einer Eigenschaft erfordert wird, die ihnen leider noch öfter abgeht als Scharfsinn — ich meine feines Gefühl.

Wer sollte z. E. glauben, daß folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit selbst zu sein scheinet, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erkläret worden.*)

*) Lib. I. ep. 41.

Qui ducis vultus et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi!

Aber wie ist das möglich? wird man fragen. Was ist da viel zu erklären? was kann noch mehr darin stecken, als die trockenen Worte besagen, welche die ganze Welt versteht? Martial wünscht, daß Der, welcher dieses nicht gern lieset und ein höhnisches Gesicht darüber ziehet, Alles beneiden möge, ohne von Jemanden in der Welt beneidet zu werden. — Sehr recht! Aber wie steht es denn mit dem dieses? worauf geht denn das ista? Was ist denn das, was der Dichter bei einer so hohen Verwünschung durchaus ohne Mißgunst und Hohn will gelesen wissen? Neun Zehntheile der Ausleger thun, als ob sich das ja wohl von selbst verstünde, und das eine Zehntheil, welches sich ausdrücklich darüber erklärt, versichert im Namen Aller, daß unter dem ista Martial seine eigenen Epigrammen überhaupt verstehe. Denn was wohl sonst? — Wahrlich, schlimm für den Martial, wenn sich sonst nichts darunter verstehen läßt! Denn sage mir doch, wer nur einiges Gefühl hat, was für ein Geck der Dichter sein muß, der durchaus verlangt, daß man seine Verse mit Vergnügen lesen soll, der durchaus nicht leiden will, daß man auch nur eine Miene darüber verzieht? Und was für ein bösartiger, unmenschlicher Geck er sein muß, wenn er gar Allen, die keinen Geschmack an seinen Versen finden, das Schrecklichste dafür anwünschen kann, was sich nur denken läßt? Gewiß, so ein Geck, so ein bösartiger Geck war Martial nicht, ja, wenn er es auch im Grunde gewesen wäre, glaubt man wohl, daß er sich dafür bloßgegeben habe? Es ist sonderbar, wie er gerade da eine so kleine eitele Rolle spielen muß, wo er ganz von Freundschaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß. Denn mit einem Worte, das ista beziehet sich einzig und allein auf den Inhalt des nächst vorhergehenden Epigramms, in welchem er seinem Freunde, dem Decianus, ein so seltenes Lob ertheilet, daß er nicht seine eigenen Verse, sondern dieses Lob gleich darauf gegen den Neid sichern zu müssen selbst für nöthig erachtete. Man lese nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
Quales prisca fides famaque novit anus;
Si quis Cecropiae madidus Latiaeque Minervae
Artibus et vera simplicitate bonus;
Si quis erit recti custos, imitator honesti,
Et nihil arcano qui roget ore deos;

Si quis erit magnae subnixus robore mentis:
Dispeream, si non hic Decianus erit!

Und nun verbinde man hiermit sofort das folgende und urtheile selbst.

Qui ducis vultus et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi!

Sollten Leser, die sich nicht sehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenscheinliche Verbindung dieser zwei Epigrammen unter sich schlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrsamkeit in den alten Dichtern zu erklären stehet, das ist uns, die wir jetzt leben, ziemlich vorweggenommen. Aber auf mein Wort, von dem, was sich in ihnen blos durch Geschmack und Empfindung erklären läßt, ist uns noch Manches übrig gelassen, was wir zuerst bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hieher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen Epigramms rechnen darf, das so oft nachgeahmt, so oft übersetzet worden.*)

Nuper erat medicus, nunc est vespillo Diaulus:
Quod vespillo facit, fecerat et medicus.

Denn wenn man es hier auch schon empfunden hätte, daß nach der gewöhnlichen und einzigen Auslegung dem Einfalle des Dichters an Richtigkeit noch sehr Vieles abgehe, so wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, ersetzen sollen, da der Umstand, durch den es einzig und allein geschehen kann, so gänzlich unbekannt geblieben. Zur Noth müssen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwischen einem vespillo und einem ungeschickten Arzte sich findet, freilich auch schon damit begnügen, daß Beide die Leute unter die Erde bringen, obschon der Eine in einem ganz andern Verstande als der Andere. Aber wie, wenn sich zeigen ließe, daß die vespillones nicht bloße Todtengräber gewesen, daß sie dabei noch ein anderes Handwerk gehabt, welches sie einem mörderischen Arzte ungleich näher bringt; kurz, wenn sich zeigen ließe, daß sie die Gehülfen des Scharfrichters gewesen, die zugleich Verbrecher mit abthun müssen: sollte das nicht den Einfall des Dichters um ebenso Vieles richtiger als beißender machen? Dieses aber kann ich wirklich zeigen, und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateinischen Dichters in dem

*) Lib. I. ep. 48.

Lacurnäischen Manuscripte, welches ich aus der obgedachten Abschrift des Gudius hier mittheilen will. Es ist auf einen Elenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte, und lautet so:

> Moles tanta tibi pendet sub ventre, Siringi,
> Ut te non dubitem dicere bicipitem.
> Nam te si addictum mittat sententia campo,
> Vespillo ignorat, quod secet ense caput.

Das Zeugniß ist klar und deutlich, und was wir daraus lernen, hat auch sonst seinen Nutzen, indem wir sonach zugleich die Ursache erfahren, warum die vespillones in dem römischen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Todtengräbern schwerlich hätte begegnen können und daher immer sehr fremd geschienen.

8.

Ueberhaupt fehlt es uns noch gar sehr an einer recht guten Ausgabe des Martial's. Die vom Farnabius,[1]) und besonders so, wie sie Schrevel vermehrt hat, von 1656, ist noch immer die beste Handausgabe und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Kollesso zum Gebrauche des Dauphin 1680 besorgt hat.

Wenn man Alles so ziemlich beisammen haben will, was über den Martial geschrieben worden, so muß man außer der Ausgabe des Raderus noch die Pariser von 1617, bei Mich. Sonnius in Folio,[2]) und die Scriver'sche von 1619 in Duodez zu bekommen suchen, welche beide letztern die Anmerkungen von nahe zwanzig verschiednen Gelehrten enthalten. Es ist nur Schade, daß wir das Beste, was in ihnen zerstreuet ist, nicht in einem vollständigern und beurtheilendern Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, besitzen sollen, und daß kein Burmann oder Corte[3]) den ganzen Text des Dichters gegen

---

1) Thomas Farnabie aus London (1575—1647). Seine Ausgabe erschien zuerst 1615. Die von Cornelius Schrevelius (1615—1664), dem ehemals sehr bekannten Herausgeber eines griechisch-lateinischen Lexikons, ist erst 1661 herausgekommen. — A. d. H.

2) Es giebt auch Exemplare bei Claud. Morell von dieser Ausgabe, welche den ganzen Apparat der ältern Pariser von 1601 und 1607 vereinigt. — A. d. H.

3) Gottlieb Corte (1698—1731), der erste kritische Herausgeber des Sallust. Mit Burmann ist natürlich der jüngere, der Sammler der „Anthologia latina“, gemeint. — A. d. H.

gute Manuscripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer sehr nöthig ist.

Sollte sich noch ein fleißiger Mann finden, der sich dieser Mühe zu unterziehen Lust hätte, so zeige ich ihm hiermit an, daß die fürstliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handschriften vom Martial besitzet, wovon drei auf Pergamen sind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen sehr verloschen, ist von etwas beträchtlicherm Alter; denn die andern beide sind aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts und scheinen entweder eine von der andern oder beide von einer und der nämlichen dritten abgeschrieben zu sein; so sehr stimmen sie in allen Stücken überein. Das eine dieser gleichlautenden Exemplare ist deswegen mit merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita[1]) gehört hat, der es von seinem Freunde, dem Aurispa geschenkt bekommen, wie am Ende desselben durch die Worte „Antoni Panhormitae liber: Aurispae donum“ angezeigt wird. Zum Schlusse des andern steht: „Scriptum Ferrariae per manus Theoderici Nicolai Werken de Abbenbroek. Anno domini nostri Jesu Christi 1446“.

Ich kann aber, die Wahrheit zu sagen, von allen diesen drei Handschriften auf Pergamen, sowie auch von der vierten auf Papier nicht viel Rühmens machen. Sie haben fast durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerksamkeit verdienten, sind sehr dünne gesäet. Eine und die andere ist mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne Bedenken in den Text aufnehmen würde. Z. E. in dem neununddreißigsten Epigramme des neunten Buchs, auf einen geschickten Balancirer (ventilator), welcher ein kleines rundes Schild in die Luft warf und es jedesmal mit verschiednen Theilen seines Körpers in der Balance wieder auffing. Von diesem sagt Martial in allen gedruckten Ausgaben:

> Summa licet velox, Agathine, pericula ludas,
> Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.
> Nolentem sequitur — — — — — — — —

Mir ist von je her das „pericula ludas“ verdächtig vorgekommen. Denn „pericula ludere“ mag nun heißen sollen so viel als „cum periculo ludere“, oder so viel als „contemnere pericula et

---

1) Antonius Beccabelli aus Palermo, daher Panormita genannt (1394—1471), Verfasser des schmutzigen „Hermaphroditus“. Sein Freund Johannes Aurispa war Secretär des Papstes Nicolaus V. — A. d. H.

perinde ludere parma, ac si nullum esset casus periculum", wie es uns die allzu gütigen Ausleger freistellen: so streitet doch das Eine sowohl als das Andere ganz mit dem Sinne des Dichters, welcher es durch einen ebenso witzigen als dem Künstler schmeichelhaften Einfall verneinen will, daß viel Gefahr und Kunst bei dem Spiele sei, indem das Schild ihm wider Willen nachfolge, „nolentem sequitur", und sonach mehr Kunst dazu gehören würde, ihm auszuweichen, es fallen zu lassen, als es zu fangen. Nun lesen drei von unsern Manuscripten anstatt „pericula ludas" deutlich und klar „pericula laudes", und ich bin völlig versichert, daß diese Lesart die richtigere und wahre ist. Ich verstehe das „pericula laudes" nämlich so, daß dergleichen Künstler, wie sie es noch thun, mündlich die äußerste Schwierigkeit ihrer Kunststücke anzupreisen pflegten, und würde daher die ganze Stelle übersetzen: „Rühme nur, gewandter Agathin, wie viel Gefahrniß bei Deiner Kunst sei! Es steht ja doch nicht in Deiner Macht, das Schild fallen zu lassen; es verfolgt Dich wider Willen" u. s. w.

Auch besitzt die Bibliothek ein Exemplar der Gruter'schen Ausgabe des Martial's,[1]) zu welcher Salmasius Einiges an den Rand geschrieben. Und ob Salmasius schon selbst das Beste davon hin und wieder in seinen Werken, besonders in den „Exercit. Plin." angewendt hat, woraus es hernach Schrevel in seine Ausgabe übergetragen, so dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachlese zu halten sein.

9.

Ich schließe diese Rhapsodie über den Martial mit einer literarischen Anmerkung über ein paar Uebersetzer desselben, in Meinung, daß ich wohl Jemanden ein vergebenes Nachschlagen damit ersparen könnte.

Martial hat das Glück gehabt, sogar in das Griechische übersetzt zu werden. Nicht zwar ganz, auch nicht von wirklichen Griechen, wenn es schon nur von den spätern wäre, dergleichen den Jul. Cäsar, den Eutropius, den Sittenlehrer Cato in ein Griechisches übertrugen, das nun freilich nicht das Griechische des Thucydides, des Xenophon, des Theognis ist; sondern die dem Martial diese Ehre erwiesen, waren Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, die ihn aus einer erlernten Sprache in eine andere er-

1) Von Janus Gruterus, Frankfurt 1602. — A. d. H.

lernte Sprache übersetzten. Will man eine dergleichen Arbeit mehr für eine Schulübung als für die anständige Beschäftigung eines wahren Dichters halten, so habe ich nichts dagegen. Aber es giebt Männer von sehr berühmten Namen, die zu ihrer Zeit mit dergleichen Schulübungen sehr viel Aufsehens machten.

Der vornehmste derselben ist ohnstreitig Joseph Scaliger. Im Bette, bei schlaflosen Nächten, ohne Licht und Bücher, wie er selbst sagt, übersetzte er vor Langerweile diejenigen Epigrammen, welche er auswendig wußte, und so entstand das griechische „Florilegium Martialis", welches Is. Casaubonus zu Paris 1607 zuerst herausgab. Es enthält das dem Martial beigelegte eine Buch von Schauspielen ganz, das dreizehnte und vierzehnte Buch [1]) fast ganz und von den übrigen zwölf Büchern eine ziemliche Anzahl. Casaubonus rühmte die Zierlichkeit dieser Uebersetzung außer alle Maßen, und sie war ihm ein Werk, „quo ne Athenae ipsae magis Atticae". Gleichwohl hat hundert Jahre nachher ein Mann, der sich lange nicht weder ein Scaliger noch ein Casaubonus dünkte, ausführlich gezeigt,*) daß sie voller Schnitzer wider die Quantität, voller Barbarismen und Solöcismen, voller andern Fehler sei, die zu entschuldigen dem Verfasser und dem Herausgeber hätte schwer fallen sollen. Und hierauf, denke ich, konnte Jeder auch schon voraus schwören, der noch so wenig von der Sache verstand.

Da man diese Nachtgeburten des Scaliger's der großen Pariser Ausgabe des Martial's einverleibet hat, so habe ich lange in dem Wahne gestanden, daß sie allda weit vermehrter zu finden wären als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß diese vermeinte Vermehrung eine bloße Nachlässigkeit Desjenigen ist, der benannte Ausgabe des Martial's besorget hat. Denn was sich darin an griechischen Uebersetzungen mehr findet, als in dem „Florilegio" stehet, das gehöret nicht dem Scaliger, sondern dem Fr. Morellus, [2]) dessen Namen man zum Unterschiede ein jedesmal beizufügen nicht hätte unterlassen sollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgesetzten allgemeinen Verzeichnisse der genutzten

*) Nämlich Monnoye, in seiner Ausgabe der „*Menagiana*", T. I. pag. 325—336. Edit. de Paris. — [III. S. 227—237 der Amsterdamer Ausgabe von 1716. — A. d. H.]

---

1) Die oben genannten „Xenia" und „Apophoreta". — A. d. H.

2) Fréderic Morel der Sohn (1558—1630), ein berühmter Hellenist, der wie sein gleichnamiger Vater (gest. 1583) kgl. Hofbuchdrucker in Paris war. — A. d. H.

und eingeschalteten Ausleger genannt wird; in dem Werke selbst ist seiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio*) schon Manchen mag befremdet haben. Es hatte aber Morellus seine griechischen Uebersetzungen noch vor dem Scaliger gemacht und sie auf zwei einzeln Bogen in Quart, wie ich vermuthe um 1600, aus seiner eigenen Druckerei ausgehen lassen. Weil ich diese Bogen selbst, die eine große Seltenheit sind, vor mir habe, so will ich, weitern Irrthum zu verhindern, in der Note**) alle die Epigrammen angeben, die sie enthalten, und die aus ihnen unter dem Namen des Scaliger's in gedachte Ausgabe des Martial's gekommen sind.

In geringerer Anzahl haben der ältere Dousa, Emanuel Martinus, Menage[1]) und Andere Martialische Epigrammen in das Griechische übersetzt.

Was die Uebersetzungen in neuere Sprachen anbelangt, so glaube ich, daß die französische die einzige ist, die eine ganz vollständige aufweisen kann. Und zwar eine doppelte, eine in Prosa und eine in Versen; und diese doppelte noch dazu von einem und eben demselben Manne. Doch da dieser Mann der Abt Marolles[2]) ist, so fällt alle Ursache weg, die Franzosen darum zu beneiden. Einzelne Stücke sind die Menge auch in alle andere Sprachen übersetzt worden, denen es nicht ganz an Poeten fehlet. Daß sich eine ziemliche Anzahl spanischer Uebersetzungen von einem Emanuel de Salinas in des Lorenzo Gracian „Arte de In-

*) *Bibl. Hisp. vet.*, l. c.

**) Es sind folgende: *Lib. Spect.* (1), (5), (8); *Ep.* Lib. I. (6), 10, 17, 48, 111, (112), 113; Lib. II. 3, 13, 15, 18, 19, 78; Lib. III. 10, 12, 21, 78, 88; Lib. IV. 9, 47; Lib. V. 41, 44, 54; Lib. VI. 48, 53, 87; Lib. VII. 42, 48, 56, 75; Lib. VIII. 1, 5, 19, 27, 29, 35, 49, 69, 74; Lib. IX. 11, 47, 63; Lib. X. 4, 43, 47, 54; Lib. XI. 18, 68, 69, 90, 104; Lib. XII. 10, 47; Lib. XIII. (59), (70), (78); Lib. XIV. 38. Die in Haken eingeschlossenen fehlen aber in der Ausgabe des Martial's, weil es solche sind, die Scaliger gleichfalls übersetzt hatte, und man sich mit dessen einer Uebersetzung begnügen wollte. Nur I. 112 und XIII. 76 fehlen dennoch auch, ob sie schon Scaliger nicht übersetzt hatte.

1) Der Erste ist ein Holländer, eigentlich Jan van der Does (1545—1604), der Zweite ein Spanier (1663—1737), der Dritte ein Franzose (1613—1692). — A. d. H.

2) Michael de Marolles (1600—1681), Verfasser einer langen Reihe von unzuverlässigen Uebersetzungen griechischer und lateinischer Classiker. — A. d. H.

genio" [1]) finden, merke ich deswegen an, weil sie sich der Kenntniß sowohl des Antonio und Velasquez als, welches ebenso sehr zu verwundern, unsers mit der spanischen Literatur so genau bekannten Uebersetzers [2]) des Letztern entzogen zu haben scheinen.

---

1) Emanuel de Salinas, Verfasser einer „Casta Susanna", lebte in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Die „Arte de Ingenio" steht am Anfang des zweiten Bandes der „Obras de Lorenzo Gracian", 1702, die seinen Bruder Baltazar Gracian (1603—1658) zum Verfasser haben. — A. d. H.

2) Johann Andreas Dieze (1729—1785), der in Göttingen 1769 des Luis Jose Velasquez de Velasco (1722—1772) „Origenes de la Poesia Castellana" unter dem Titel „Geschichte der spanischen Dichtkunst" übersetzt und mit Anmerkungen bereichert hat. — A. d. H.

IV.

Priapeia.

Ist es wohl noch vergönnt, so wie es ehedem mehr als einem ernsthaften Manne vergönnt gewesen, zur kritischen Berichtigung dieser unsaubern Thorheiten einige Zeilen zu verlieren? Doch warum nicht? Da sind sie doch einmal, und besser ist überall besser. Kann sich hiernächst kein Arzt mit Schäden beschäftigen, ohne seine Einbildungskraft mit dem Orte oder den Ursachen derselben zu beflecken?

Ich habe ein paar Handschriften von ihnen überlaufen, in welchen ich verschiedene bessere Lesarten angetroffen, als in den gedruckten Ausgaben sämmtlich zu finden. Ich denke, daß hier gerade der rechte Winkel ist, in welchen ich so etwas auf Nothfall des Gebrauchs hinwerfen oder in Entstehung alles Gebrauchs — wegwerfen kann.

1. Die eine dieser Handschriften ist hier in der fürstlichen Bibliothek und führet den Titel: „Publii Virgilii Maronis de vita et moribus Lampsacenorum liber“. Sie ist auf Papier und kann nur kurz vor Erfindung der Druckerei geschrieben sein. So offenbar fehlerhaft sie an vielen Stellen ist, so hat sie doch wiederum andere, an welchen in ihr auf einmal ein Licht aufgehet, nach dem sich die Scioppii[1]) vergebens umgesehen. Eine Probe sei das fünfundsiebzigste Gedicht.

---

1) Der Pfälzer Caspar Schoppe (Sciopius) hat die „Priapeia“ 1606 herausgegeben. — A. d. H.

Priapus.

Obliquis, pathicae, quid me spectatis ocellis?
Non stat in inguinibus mentula tenta meis.
Quae tamen exanimis nunc est et inutile lignum,
Utilis haec, aram si dederitis, erit.

Es ist sonderbar, daß Priapus einen Altar verlangen sollte, und zu so einem Behufe: „aram si dederitis“. Ihm war um ganz andere Huldigungen zu thun. Scioppius glaubte daher, daß man „arae si dederitis“ dafür lesen müsse. „Ita lego,“ sagt er, „quia ex altera lectione bonum sensum eruere nequivi. Utilis erit, si eam in aram ustulandam dabitis. Sed nec hoc mihi satisfacit.“ Ja wohl taugt auch das nicht, oder vielmehr es taugt noch weniger. Ein einziger Buchstabe giebt dem Dinge eine andere Wendung. Man lese nämlich anstatt „aram“ „arram“ oder „arrham“, so wie das Manuscript will, und auf einmal ist Sinn und Witz wiederum da. Priapus nämlich will eben das sagen, was Martial der alten Phyllis sagte, dessen Epigramm an sie hier der beste Commentar ist.*)

Blanditias nescis; dabo, dic, tibi millia centum
Et dabo Sentini jugera culta soli.
Accipe vina, domum, pueros, chrysendeta, mensas:
Nil opus est — — —

Aus eben diesem Manuscripte könnte ich auch ein ganzes noch ungedrucktes, zwar nur einzeiliges Epigramm „Ad quendam, quomodo debeat servire Priapo“ mittheilen, welches sich zwischen dem zweiunddreißigsten und dreiunddreißigsten befindet; doch was von dieser Art nicht schon bekannt ist, soll es durch mich gewiß nicht werden. Und dazu ist es so plump!

2. Die zweite Handschrift, mit der ich vor länger als zehn Jahren eine leere Stunde verdorben, ist unter den Rhediger'schen Manuscripten[1]) der Bibliothek des Gymnasii zu St. Elisabeth in Breslau. Auch diese lieset manche Zeile viel schmeidiger und dem Verstande gemäßer; wovon ich nur ein paar Beispiele geben will.

*) Lib. XI. ep. 30.

1) Thomas von Rhediger (1540—1576), aus einer schlesischen Adelsfamilie, Schüler Melanchthon's, sammelte auf seinen funfzehnjährigen Reisen Bücher, Manuscripte und antike Münzen, die sich in Breslau befinden. Lessing hat sie gesehen, als er Tauentzien's Secretär war. — A. d. H.

Carmen XV. Ad Priapum.

Qualibus Hippomenes rapuit Schoeneida pomis;
  Qualibus Hesperidum nobilis hortus erat;
Qualia credibile est spatiantem rure paterno,
  Nausicaam pleno saepe tulisse sinu;
Quale fuit malum, quod litera pinxit Aconti,
  Qua lecta cupido pacta puella viro est:
Taliacunque puer dominus florentis agelli
  Imposuit mensae, nude Priape, tuae.

Hier ist von sehr schönen Aepfeln die Rede, die mit den schönsten aus dem ganzen Fabelreiche verglichen werden. Wie schickt sich nun zu diesen das „taliacunque", da cunque gemeiniglich etwas Verkleinerndes bei sich hat, wie Bentley über den Horaz anmerkt?*) Scioppius sahe sich daher auch gedrungen, in seinen Anmerkungen zu sagen: *„το* cunque *παρελκει."* Aber was ist so ein *παρελκει* anders als die gelehrtere Benennung eines Flickworts? welches wir uns hier ersparen können, wenn wir mit dem Rhediger'schen Manuscripte lesen wollen:

Talia quinque puer dominus florentis agelli etc.

Es waren solcher schönen Aepfel fünfe, die dem Priapus vorgesetzt wurden.

Carmen XX. Ad Priapum.

Copia me perdit: tu suffragare rogatus,
  Indicio nec me prode, Priape, tuo.
Haec quaecunque tibi posui vernacula poma,
  De sacra nulli dixeris esse via.

Gruter, welcher auf Veranlassung seines Freundes Melissus die „Priapeia" dem Martial als das funfzehnte Buch beifügte, sagt in seinen Anmerkungen (die in der Ausgabe des Hadrianides[1]) nicht hätten fehlen sollen) über die dritte Zeile dieses Gedichts: „Magis arridet lectio marginalis, quamvis ei minime ancillentur mss. codd.: *Quaeque tibi posui tanquam vernacula poma.*" Wenn es aber sonach nur noch der Beistimmung von Handschriften bedarf, diese bessere Randglosse in den Text aufzunehmen, so kann

*) Ad Lib. I. Od. VI.

1) Michael Hadrianides, vermuthlich ein Niederländer aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Herausgeber des Petronius, Amsterdam 1669. — A. d. H.

ich versichern, daß der Text sowohl des Rhediger'schen als Wolfenbüttel'schen Manuscripts vollkommen so lieset. Es ist auch nothwendig, daß man so lesen muß; denn „vernacula poma" waren es ja wirklich nicht, sondern sollten es nur bedeuten.

3. Daß Fr. Lindenbruch den sogenannten Anhang des Virgil's mit Jos. Scaliger's und seinen Anmerkungen herausgegeben, ist bekannt.[1]) Aber das ist nicht bekannt, daß er eine zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe davon zum Drucke fast fertig gehabt, wovon das Exemplar, in welches er seine Verbesserungen und Vermehrungen eingetragen, in hiesiger Bibliothek befindlich. Auch er hat darin die „Priapeia" mit einem Manuscripte verglichen und mancherlei Lesarten beigeschrieben, deren aber die meisten offenbare Schreibfehler sind; wenigstens ist keine einzige darunter, die ich mit meinen vertauschen möchte.

Warum sonst spätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nicht nutzen wollen, um uns den Text dieser Kleinigkeiten, die vollends des Lesens nicht werth sind, wenn man sich erst den Kopf darüber zerbrechen soll, so correct zu geben, als ihnen möglich war, daran kann nichts als Nachlässigkeit Schuld sein. Wenn Scaliger z. E. bereits angemerkt hatte, daß das vierundzwanzigste Epigramm aus dem Griechischen des Leonidas in der Anthologie genommen sei, warum hat man dem ohngeachtet bisher unterlassen, die Interpunction der zwei letzten Zeilen:

Fur habeas poenam, licet indignere, feramque
Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus,

nach den griechischen Zeilen:

Ἀλλ' ὡς ἐντεταμαι, φωρ, ἐμβλεπε. τουτο δ' ἐρωτᾳς,
Των ὀλιγων λαχανων εἱνεκα; των ὀλιγων,[2])

zu berichtigen? nach welchen sie nothwendig so aussehen muß:

— — — — — — — — — — — feramque
Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

Und so hat sie auch Salmasius in seinem Exemplare des Gruter'schen Martial's wirklich beigeschrieben.

---

1) Diese Ausgabe des gelehrten Hamburgers erschien 1595; die Scaliger'sche war zuerst 1573 herausgekommen. — A. d. H.

2) Das Epigramm steht nicht in der „Anthologia Palatina", sondern nur im vierten Buch der „Planudea" (Nr. 236). — A. d. H.

V.

Griechische Anthologie.

1.

Ich will hierunter sowohl das Werk des Planudes als des Kephalas verstanden wissen. Wenn das letztere eben dieselbe Anthologie ist, welche seit den Zeiten des Salmasius so oft unter dem Namen der ungedruckten angeführet und genutzet worden, so haben wir es dem Hrn. D. Reiske zu verdanken, daß sie dieses Beiworts zum größten Theil nicht weiter bedarf.[1]) Wenn ich aber hinzusetze, daß beide Anthologien diesem würdigen Gelehrten noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gefallen möchte, uns auch seines scharfsinnigen Fleißes über die Planudische nicht zu berauben: so mag er bedenken, daß es Männer giebt, von denen man um so viel mehr fordert, je mehr sie gutwillig leisten. Ich wüßte wenigstens nicht, wodurch er seine so großen Verdienste um die gesammte griechische Literatur stolzer krönen könnte als durch die Erfüllung dieses Wunsches. Und doch

1) Bis 1754 war nur die jüngste Anthologie griechischer Epigramme von Maximus Planudes aus dem 14. Jahrhundert gedruckt, ein wunderlich geordneter Auszug aus der älteren des Konstantinos Kephalas aus dem 10. Jahrhundert. Von dieser sind sechs Bücher in der von Salmasius kurz vor der Ueberführung der Heidelberger Bibliothek nach Rom entdeckten sog. Pfälzer Handschrift enthalten. Nach einer Abschrift gab Johann Jacob Reiske 1754 Buch 5—7 heraus. Lessing benutzt die Gelegenheit, den fleißigen Gelehrten, der damals mit der Bearbeitung der Attischen Redner und des Libanius beschäftigt war, zu rühmen, um so lieber, als Klotz kurz vorher (Deutsche Bibl., II. S. 626 ff) die Reiske'sche Uebersetzung des Demosthenes zügellos verhöhnt hatte. Uebrigens bedurfte Reiske dringend der Empfehlung, da er trotz seiner Mittellosigkeit die meisten seiner Bücher selbst verlegte. — A. d. H.

muß ich mich gegen ihn schämen, diesen Wunsch gethan zu haben, so lange sein patriotischer Eifer, der leider mehr als uneigennützig heißen muß, wahrlich nicht zur Ehre unserer Zeit und unsers Vaterlandes fortfährt, so wenig Unterstützung zu finden.

2.

Es ist aber, selbst nach der Bemerkung des Hrn. D. Reiske, so gewiß nicht, daß die Anthologie des Kephalas, welche er aus der Leipziger Abschrift herausgegeben, die von dem Heidelbergischen, nun Vaticanischen Manuscripte genommen worden, die einzige noch jetzt vorhandene ungedruckte Anthologie ist. Seine Vermuthung von dem Barberinischen Codex, welchen Holstein und Allatius[1]) gebraucht, scheinet sehr gegründet zu sein,*) und welch ein Glück wäre es, wenn sich in diesem wenigstens nur die unverfälschte Anthologie des Agathias fände und mit der Zeit an das Licht käme![2]) Schon aus ihr, wenn denn nun auch die ursprünglichen Sammlungen des Meleager und Philippus auf immer verloren wären, würden wir, denke ich, von dem epigrammatischen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns jetzt davon zu machen vielleicht nur verleitet worden.

3.

Denn was stellet sich der größere Theil von Lesern, welcher die Anthologie nur vom Hörensagen und höchstens aus wenig Beispielen daraus kennet, überhaupt darunter vor? Was sonst als eine Sammlung eigentlicher Sinngedichte, ganz in der Manier, welche den Griechen zu ihren besten Zeiten eigen war? Und diese Manier, wofür hält er sie anders als für das klare platte Gegentheil der Manier des Martial's, welche sich vornehmlich durch Witz

*) *Praefat. ad. Anth. Const. Ceph.*, p. XIX.

1) Der Hamburger Lucas Holstenius (1596—1661) und Leo Allatius (1586—1669), der die Heidelberger Bibliothek nach Rom holte, waren Beide Bibliothekare des Cardinals Franciscus Barberini, eines Neffen Urban's VIII., ehe sie Bibliothekare der Vaticana wurden. — A. d. H.

2) Agathias, Zeitgenoß Justinian's, veranstaltete unter dem Titel „Κύκλος“ eine Sammlung griechischer Epigramme, welche verloren ist, wie ihre Vorläufer, die beiden „Στέφανοι“ des Meleager aus Gadara (um 60 v. Chr.) und des Philippus von Thessalonich aus Trajan's Zeit. — A. d. H.

und boshafte Ueberraschung empfiehlt? Gleichwohl geht von dieser Vorstellung, wenn man sie auch nur bei dem Planudes und Kephalas auf die Probe bringt, sehr Vieles ab. Und wie viel mehr würde von ihr abgehen, wenn wir sie gar gegen jene ersten ursprünglichen Sammlungen oder auch nur, wie gesagt, gegen die erste noch erträgliche Verfälschung und Verstümmelung derselben halten könnten! In dieser, des Agathias nämlich, war ein eigener Abschnitt satirischer Sinngedichte, noch eines andern, welcher lediglich dem Lobe des Weines und der Schmauserei gewidmet war, nicht zu gedenken.[1]) Wenn diese aber nun in dem Kephalas gänzlich fehlen; wenn sich Kephalas, außer den verliebten Abschnitten, in welchen freilich mehr Empfindung als Witz sein mußte, nur auf die dedicatorischen und sepulcralischen, überhaupt nur auf die eigentlichen Aufschriften eingeschränkt, deren größtes Verdienst allerdings die Simplicität ist, deren Wirkung aber nicht aus dieser bloßen Simplicität, sondern zugleich aus dem sinnlichen Eindrucke entsprang, welchen das Denkmal machte: wie kann man ihn dem ohngeachtet zum allgemeinen Maßstabe annehmen, nach welchem es auszumessen, wie viel Witz die Griechen in allen verschiednen Gattungen des Epigramms geliebet und zu brauchen vergönnet haben?

4.

Es mag sich nun freilich wohl aus dem satirischen Abschnitte, welcher in dem Kephalas mangelt, Verschiedenes in der Sammlung des Planudes finden. Allein was sich denn auch in dieser dahin Gehöriges findet, das ist von der Manier des Martial's so weit lange nicht entfernt, als man sich einbildet. Ja, es sind nicht wenige Stücke darunter, die Martial selbst nicht geschraubter und spitzer hätte machen können, und die, wenn man sie übersetzte, manchen vermeinten Kenner der griechischen Simplicität gewaltig irre führen würden. Ein Dutzend von dieser Art habe ich unter meine Sinngedichte gestreuet; aber ich will Den sehen, welcher sie, ohne sie sonst zu kennen, von denen unterscheiden soll, die ich aus

---

1) Lessing kennt — das darf man nicht vergessen — den Kephalas nur aus Reiske's Ausgabe, die eben nur die ἐρωτικά, ἀναθηματικά und ἐπιτύμβια enthält. Diesen folgen nach den eingeschalteten Epigrammen des Gregor ἐπιδεικτικά, προτρεπτικά und die von Lessing vermißten συμποτικὰ καὶ σκωπτικά. — A. d. H.

dem Martial nachgeahmt oder übersetzt habe.[1]) Es ist nur Thorheit, sich einzubilden, daß Witz nicht auch den Griechen sollte Witz gewesen sein, ihnen, die so gern lachten als irgend ein Volk in der Welt, und bei denen sich mehr als ein Schriftsteller bemüht hatte, der Kunst, das Lachen zu erwecken, eine scientifische Form zu geben, wobei doch Alles vornehmlich auf die Quellen der bei dem Martial so sehr verschrieenen Pointen hinauslaufen mußte.*) Man ist nicht zu fein, sondern zu stumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellectueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil sie nicht gerade die vornehmste und interessanteste ist. Alles ist gut, wenn es an seiner Stelle ist, aber von allen Arten des Geschmacks ist der einseitige der schlechteste. Man ist sicherlich weder gesund noch klug, wenn man seine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unschuldigen Schäferin lieben kann.

5.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich Martial sogar nach solchen griechischen Stücken gebildet hat, welche seinen so ähnlich sehen. Er kannte den Meleager; und warum sollte er nicht auch die Anthologie desselben gekannt haben, da er sich eines von des Meleager's eigenen Epigrammen, welches sich noch jetzt darin findet, ganz zu eigen gemacht? Nämlich die Grabschrift, welche Meleager einem Aesigenes setzte:**)

Παμμητορ γη χαιρε· συ τον παρος οὐ βαρυν εἰς σε
Αἰσιγενην, χαὐτη νυν ἐπεχοις ἀβαρης,

hat er fast wörtlich in den Schluß der Grabschrift auf seine kleine liebe Erotion übergetragen:***)

Mollia nec rigidus cespes tegat ossa, nec illi,
Terra, gravis fueris; non fuit illa tibi.

Indeß muß ich, den eigenthümlichen Reichthum des Martial's nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieses Exempel das einzige in der gesammten Anthologie ist, nach welchem es

*) *Cicero, De Orat.*, lib. II. cap. 63 et 71.
**) *Anth.*, lib. III. cap. 1 — [ep. 11 = VII. 461. — A. d. H.].
***) Lib. V. ep. 35.

1) Nachgewiesen sind diese Nachahmungen von Haug in dem Aufsatz „Nordus und Lessing" (Neuer Teutscher Merkur. Novbr. 1793, S. 285 ff.) — A. d. H.

ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er sich dann und wann auch mit griechischen Einfällen beholfen. Denn so viel Aehnlichkeit auch mehrere von seinen Epigrammen mit dem oder jenem griechischen zu haben scheinen, so versteht es sich darum nicht gleich von selbst, daß eben er der Nachahmer gewesen. Ich muß von dem Alter des griechischen Verfassers sicher überzeugt sein, ehe ich das soll auf ihn kommen lassen. Denn offenbar ist es bei den meisten, daß nicht die Griechen von ihm, sondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß sie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert sich zwischen dem Epigramm eines gewissen Myrinas:*)

> *Υ τετρακοσι᾽ ἐστιν· ἐχεις δε συ τους ἐνιαυτους*
> *Δις τοσσους τρυφερη πενταχορων᾽ Ἑκαβη,*
> *Σισυφου ὠ μαμμη και Δευκαλιωνος ἀδελφη.*
> *Βαπτε δε τας λευκας, και λεγε πασι τατα,*

und diesem vom Martial:**)

> Mammas atque tatas habet Afra, sed ipsa tatarum
> Dici et mammarum maxima mamma potest,

zwar allerdings eine große Verwandtschaft, und schwerlich dürfte das eine ohne Hülfe des andern sein gemacht worden. Denn beide verspotten sie eine eitle Närrin, die gern jünger scheinen möchte, als sie ist; nur daß das eine von ihr wirklich erzählt, was das andere ihr in dieser Absicht zu thun nur rathet. Aber welches ist hier das Original, und welches die Copie? Das Alter des Myrinas ist ungewiß, und Herr D. Reiske giebt es selbst für nichts als eine Vermuthung aus, daß dieser Myrinas der Rhetor L. Licinius Varro Murena sein könne.***)

Hingegen ist zwischen folgendem des Martial's:†)

> Lotus nobiscum est, hilaris coenavit, et idem
> Inventus mane est mortuus Andragoras.
> Tam subitae mortis caussam, Faustine, requiris?
> In somnis medicum viderat Hermocratem,

und diesem des Lucillus:††)

*) *Anth.*, lib. II. cap. 9 — [ep. 1 = XI. 67. — A. d. H.].
**) Lib. I. ep. 101.
***) *Notit. Poet. Anthol.*, p. 248.
†) Lib. VI. ep. 53.
††) *Anth.*, lib. II. cap. 22 — [ep. 3 = XI. 257. — A. d. H.].

Ἑρμογενη τον ιατρον ιδων Διοφαντος ἐν ὑπνοις,
Οὐκ ἐτ᾽ ἀνηγερθη, και περιαμμα φερων,

die Sache außer Streit, und Rader hätte nicht so unbedachtsam mit einem „e Graeco hoc est expressum“ das Original des Martial's geradeweg zur Nachahmung erniedrigen sollen. Denn von dem Lucillus oder Lucillius, dem das griechische gehört, ist es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am Ungernsten möchte ich dem Martial sein so bekanntes, und noch immer so oft anzuwendendes:*)

Non de vi, neque caede, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abesse furto.
Hoc judex sibi postulat probari:
Tu Cannas Mithridaticumque bellum
Et perjuria Punici furoris
Et Syllas Mariosque Mutiosque
Magna voce sonas manuque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis,

streitig gemacht wissen. Gleichwohl schreibt Farnabius in seinen Anmerkungen: „vide Lucilli epigr. lib. 2. cap. 46. Anthol., unde hoc expressum.“ [1]) Das wäre mir ein schöner Commentator, der mich so ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer setzte! Oder verlohnte es sich nicht der Mühe, so etwas genauer nachzusehen, was verlohnte sich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Farnabius hier zum Erfinder macht, ist der nämliche vorgedachte, von dem, wie gesagt, so viel gewiß ist, daß er später als Martial gelebt. Denn er hat unter andern auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht.**) Nun möchte ich zwar unter Diesem nicht, wie Fabricius gethan,***) den sogenannten Jatrosophisten verstehen, als wonach Lucillius bis in das vierte Jahrhundert herunterkommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweiten Jahrhunderte gemeinet ist, welcher Leibarzt bei den Antoninen war, so bleibt doch immer derjenige Dichter, der ein Epi-

*) Lib. VI. ep. 19.
**) *Anth.*, lib. I. cap. 39 — [ep. 7 = XI. 281. — A. d. H.].
***) *Bibl. Gr.*, Lib. III. cap. 28. p. 719.

1) Anth. Pal. XI. 141. — A. d. H.

gramm auf den Tod desselben machen können, wenigstens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillius selbst ist nicht schlecht, sie hat sogar Eigenes genug, daß sie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martial's, sondern eines dritten Musters sein könnte; besonders wenn es wahr wäre, was dem Erasmus bedünkte, daß der Schluß derselben aus einem Sprichworte entlehnet sei*) und nicht vielmehr das Sprichwort selbst seinen Ursprung daher hätte.

Hierüber aber, daß sich in einer alten griechischen Anthologie mehr Stücke finden sollen, welche aus dem Martial nachgeahmet worden, als solche, welche Martial daraus nachgeahmet, können sich nur Diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfasser derselben nicht recht kennen. Es finden sich darunter nicht nur sehr viel spätere Griechen, denen es üblich war, die lateinische Sprache zu lernen, sondern auch nicht wenig geborene Römer, die Griechisch genug gelernet zu haben glaubten, um ein Epigramm darin wagen zu dürfen.

6.

Auch ist, um sich von der gepriesenen Simplicität, selbst der ältesten und besten griechischen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux sehr richtig und dienlich, „daß wir öfters nur nicht Alles wissen, was man wissen müßte, um richtig davon zu urtheilen, und nichts von so geringen Umständen abhange als ein witziger Einfall."

Es ist z. E. sehr möglich und sehr glaublich, daß in manchem griechischen Epigramme, in welchem wir nichts als die trockene kahle Anzeige eines historischen Umstandes zu sehen glauben, eine sehr feine Anspielung auf ganz etwas Anders liegt und der historische Umstand selbst nichts weniger als nach den Worten zu verstehen ist. Ein Exempel wird meine Meinung deutlicher machen.

Es ist bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die ihre Nachricht ohnstreitig aus den zuverlässigsten Quellen werden genommen haben, sehr einstimmig von dem Tode des Sophokles melden, nämlich daß die Freude ihn um das Leben gebracht habe, als er bei einem tragischen Wettstreite mit genauer Noth endlich den Sieg davongetragen: „Sophocles ultimae jam

*) *Adagior.* Chil. III. cent. I. — [*Ἄλλα λέγει Μενεκλῆς, ἄλλα τὸ χοιρίδιον.* — A. d. H.]

senectutis, cum in certamine tragoediam dixisset, ancipiti sententiarum eventu diu solicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gaudium habuit." *) Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngern Simonides auf den Tod dieses Dichters: **)

Ἐσβεσθης γηραιε Σοφοκλεες, ἀνθος ἀοιδων,
Οἰνωπον Βακχου βοτρυν ἐρεπτομενος.

Nach diesem soll Sophokles an einer Weintraube erstickt sein. Zwei sehr verschiedene Todesarten dem ersten Ansehen nach. Vor Freuden sterben und an einer Beere den Tod finden, davon scheinet Eines dem Andern ziemlich zu widersprechen; daher uns denn auch die Lebensbeschreiber des Sophokles recht gern die Wahl lassen, ob wir lieber Dieses oder Jenes glauben wollen. Wie wäre es gleichwohl, wenn im Grunde keine Wahl hier stattfände? wenn Simonides, richtig verstanden, gerade eben das sagte, was Plinius und Valerius versichern? wenn er als ein Dichter nur unter einem schicklichen und schönen Bilde hätte sagen wollen, was Diese als Geschichtschreiber ohne Bild sagen müssen? Denn man erinnere sich nur, unter wessen besonderm Schutze das Theater und Alles, was zu dem Theater gehörte, stand. Eben der Gott, welcher die Menschen den Wein gelehret hatte, galt dafür, daß er sie auch durch die wilden und groben Freuden der Weinlese zu den feinern und menschlichen Freuden des Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dichter und Spieler Dionysische Künstler, und wenn es vergönnt war, das eine seiner Geschenke für das andere zu setzen, so konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine süße Traube heißen, womit er diesen Liebling belohnen wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von einem solchen Siege dem Sieger tödtlich, wie konnte dieses in der poetischen Sprache mit Fortsetzung der nämlichen Metapher anders lauten, als daß er an einer Beere dieser süßen Traube leider erstickt sei?

Eine dergleichen Auslegung, weiß man wohl, kann auf keine strenge Art erwiesen werden, sondern der Leser, bei dem sie Glück machen soll, muß ihr mit seinem eigenen Gefühle zu Hülfe kommen.

Wer indeß ihr seinen Beifall nur darum versagen wollte, weil noch andere alte Schriftsteller eben das von dem Tode des So-

*) *Val. Max.*, lib. IX. c. 12.; *Plinius Nat. Hist.*, lib. VII. cap. 53.
**) *Anth.*, lib. III. cap. 25 — [ep. 38 = VII. 20. — A. d. H.].

phokles berichten, was das Epigramm des Simonides den Worten nach zu sagen scheinet, der thäte sehr Unrecht. Denn alle diese andern Schriftsteller sind jünger als Simonides und haben den poetischen Ausdruck desselben entweder in seinem Geiste nachgebraucht oder wider seinen Geist verstanden. Jenes kann Sotades[1]) gethan haben, dieses hingegen ist von dem kläglichen Zusammenschreiber der „Μακροβιων“ sehr glaublich, welches Lucian unmöglich kann gewesen sein. Es ist nicht jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchschauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet, aber wenn eine dergleichen Hülle einmal für den Körper selbst gehalten worden, so ist ganz begreiflich, wie sich Mehrere hintergehen lassen und der Betrug endlich dahin gedeihen kann, daß er schwerlich mehr zu widerlegen stehet.

7.

Freilich dürfte bei dem Allen dieses Exempel sehr einzig in seiner Art scheinen. Ich füge also ein zweites bei, welches diesen Anstoß nicht haben wird, ohne darum weniger merkwürdig zu sein.

Vorgedachter Lucillius hat an einen Demostratus, der sich einem schlechten Augenarzte unter die Hände begab, folgendes gerichtet: *)

Πριν σ᾽ ἐναλειψασθαι Δημοστρατε, χαιρ᾽ ἱερον φως,
Εἰπε ταλαν· οὑτως εὐκοπος ἐστι Διων.
Οὐ μονον ἐξετυφλωσεν ὀλυμπικον, ἀλλα δι᾽ αὐτου
Εἰκονος ἡς εἰχεν τα βλεφαρ᾽ ἐξεβαλεν.

Der Dichter giebt in diesen Zeilen dem Kranken den Rath, ehe er die Salbe des Dion brauche, immer im Voraus von dem lieben Tageslichte Abschied zu nehmen. Denn, sagt er, dieser Dion ist seiner Sache so gewiß, daß er einen andern Patienten, welches ein Olympischer Sieger war, nicht allein selbst stockblind gemacht, sondern auch die Bildsäule desselben zugleich mit um ihre Augen gebracht hat.

Die Bildsäule zugleich mit um ihre Augen gebracht! das ist

*) *Anth.*, lib. II. cap. 22 — [ep. 1=XI. 112. — A. d. H.].

1) In dem bei Stobaeus (Floril. 98. 9) erhaltenen Fragment, in welchem die Todesarten des Sokrates, Diogenes, Aeschylus, Sophokles, Euripides und Homer zusammengestellt werden: „*Σοφοκλῆς ῥᾶγα φαγὼν σταφυλῆς πνιγεὶς τέθνηκε.*“ — A. d. H.

ja wohl eine sehr frostige Uebertreibung. Hat denn eine Bildsäule Augen, mit welchen sie wirklich sieht? Kann ein unglücklicher Quacksalber sie blinder machen, als sie wirklich ist? Oder, wenn nur die nachgebildeten todten Augen zu verstehen sind, wie hat er die Bildsäule um diese gebracht? Wirkte die schädliche Salbe durch Sympathie? Oder schlug er ihr, brach er ihr die Augen mit Gewalt aus? Dieses zwar sagen die Worte, wenn man sie genau nimmt. Aber warum sollte Dion diese verwüstet haben? Wenn man schon zur Verhöhnung eines elenden Augenarztes sagen kann, daß er der geschworene Feind aller gesunden Augen sei, darf man darunter auch Augen verstehen, die ohnedem so sind, als ob sie aus seinen Händen gekommen wären? Ebenso sinnreich würde man ja wohl alsdenn auch sagen dürfen, daß er allen Augen so feind sei, daß er selbst die Augen an den treibenden Bäumen zu zerquetschen Vergnügen finde?

Man sieht sich vergebens bei den Auslegern nach etwas um, wodurch dieser schale Witz Geist und Schärfe bekommen könnte. Sie übersetzen die Worte sehr treulich, aber wem es von ihnen eingefallen, eine Umschreibung oder Erklärung hinzuzuthun, der macht uns sicherlich verwirrter damit, als wir waren. So sagt z. E. Opsopöus:[1]) „Non solum excaecavit Olympicum, sed propter imaginem, quam habebat, etiam palpebras ejus ejecit.“ Man sieht wohl, daß er durch „propter imaginem“ das „*δι᾽ εἰκονος*“ ausdrücken wollen. Aber was soll es heißen? Beneidete der Arzt seinen Patienten wegen der Ehre, sich im Bilde aufgestellt zu sehen? und war es Neid, warum er diesem Bilde die Augen ausschlug? Das wäre noch der einzige Verstand, den das „propter imaginem“ haben könnte, aber es wäre auch gerade der, welcher am Meisten mit der Absicht des Ganzen stritte. — Etwas erträglicher lautet das griechische Scholion, das sich bei diesem Epigramme findet; denn es sagt doch wenigstens keine Ungereimtheit: „*τυφλου γαρ ὀντος αὐτου ἐνδεχεται και την εἰκονα τυφλην εἰναι.*“ Der Scholiast meinet nämlich, der Dichter habe weiter nichts sagen wollen als dieses: „Da der Sieger blind geworden, so habe auch die Bildsäule nicht anders als blind sein können.“ Hiermit, könnte man sagen, bezog sich der Scholiast auf das Ikonische der Statuen, welche die Olympischen Sieger erhielten, auf das Gesetz

---

1) Vincentius Opsopöus, aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Verfasser der „Victoria Bacchi s. de arte bibendi“, schrieb Noten zu den griechischen Epigrammen. — A. d. H.

der Hellanodiken, nach welchem eine Art dieser Statuen nicht idealisch, sondern nach der besten und strengsten Aehnlichkeit gearbeitet sein mußte.*) Aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieser gelehrtere Umstand dem Scholiasten bekannt war; und wenn er ihm bekannt war, wenn er wirklich darauf gezielet, so hat er offenbar eine ganz falsche Anwendung davon gemacht. Denn erstlich galt das Gesetz von Beobachtung der möglichsten Aehnlichkeit nur bei dem dreimaligen Sieger, für welchen man den in der Aufschrift ohne Beweis annehmen müßte, und zweitens mußte sich ja wohl diese Aehnlichkeit auf den Zustand, in welchem er siegte, beziehen, und nicht auf einen nachherigen, in welchen er durch Unglücksfälle gerieth. Endlich, was wäre denn auch bei dieser Auslegung der ganze Einfall? Wo läge denn nun das größere Verbrechen des Arztes? Und wie könnte ihm eine natürliche nothwendige Folge als ein zweiter, freiwilliger Frevel angerechnet werden?

Kurz, der wahre, einzige Aufschluß dieses Epigramms ist aus einer Bemerkung an den alten Bildsäulen herzuleiten, welche man bei den alten Schriftstellern zwar von Weitem angedeutet findet, die aber nur erst von den neuesten Alterthumsforschern, aus wirklich noch vorhandenen Stücken dieser Art, in ihr völliges Licht gesetzet worden.**) Da nämlich die Bildhauerei nur das eigentlich Körperliche, nur das, was durch Vertiefung und Erhöhung auf der Fläche sichtbar ist, ausdrücken soll, so kann sie von dem menschlichen Auge weit weniger nachahmen als die Malerei. Der ganze Augapfel, auf welchem diese so Vieles zu unterscheiden findet, ist für sie weiter nichts als eine ründliche ebene Fläche. Weil nun aber hierdurch ein großer Theil des Lebens für sie verloren gehen würde, so haben es schon sehr alte Meister gewagt, durch einen Schritt über die Grenzen ihrer Kunst die Malerei hier wiederum einzuholen. Sie machten nämlich den Augapfel entweder aus einem weißern, glänzendern Marmor, als die Bildsäule selbst war, oder überzogen den Augapfel mit einem dünnen Silberbleche, welches die weiße Hornhaut vorstellte, in der Mitte aber ausgeschnitten war, um einen Stein zu fassen, der die Farbe der Iris nachahmte, und in dessen Mittelpunkte wiederum ein Edelstein befestiget war, welcher den Stern bildete.

Nun nehme man an, daß die Augen der Bildsäule, von welcher in unserm Epigramme die Rede ist, von solcher Beschaffen-

*) *Plinius H. N.* lib. XXXIV. sect. 9.
**) Winckelmann's Anmerkungen über s. „Geschichte der Kunst", S. 81.

heit gewesen, und erinnere sich zugleich eines anderweitigen Vorwurfs, welcher den alten Aerzten sehr oft gemacht wurde: und ich meine, wir verstehen den Dichter nunmehr so, wie wir ihn verstehen sollen. Es war aber, was man den alten Aerzten, außer ihrer Unwissenheit und Vermessenheit, sonst vorwarf, nichts Geringeres als dieses, daß sie nicht immer reine Hände behielten und aus den Häusern ihrer Kranken gern etwas mitgehen hießen. Dieses Schlages war jener Arzt in der Aesopischen Fabel, dem eine alte Frau, die er wirklich an schlimmen Augen curiret hatte, gleichwohl den bedungenen Lohn unter dem zweideutigen Vorwande nicht zahlen wollte, weil sie unmöglich glauben könne, daß ihre Augen völlig hergestellet wären, mit welchen sie verschiedene Dinge in ihrem Hause nicht mehr sähe, die sie vor den Besuchen des Arztes doch zuverläßig darin gesehen habe.*) Dieses Schlages war jener Herodes, von welchem Martial erzählet:**)

Clinicus Herodes trullam subduxerat aegro:
Deprensus dixit: Stulte, quid ergo bibis?

Dieses Schlages war ein ungenannter Arzt, von welchem es in der Anthologie heißt:***)

Φαρμακιησι ροδων λεπραν και χοιραδας αιρει,
Τἄλλα δε παντ᾽ αιρει και διχα φαρμακιων.

Und mit einem Worte, eben dieses Schlages war unser Dion. Dergleichen eingesetzte Augen, als ich gesagt habe, waren Dinge von Werth, und diese brach Dion der Bildsäule seines Kranken bei einer guten Gelegenheit aus. Das ist der eigentliche zweite Vorwurf, den ihm der Dichter macht, und der ganze epigrammatische Witz liegt in der Aehnlichkeit, welche dieser zwischen der That, deren sich Dion als Dieb schuldig machte, und der That, die er als ein ungeschickter Arzt verübte, zu finden wußte.

8.

Außer ihrem poetischen Werthe hat die griechische Anthologie noch einen andern, der, wenigstens in den Augen des Gelehrten, jenem bei Weitem den Vorzug streitig macht. Sie enthält einen Schatz von Nachrichten und Erläuterungen, die sonst nirgends

*) Fab. 21 — [107 Halm. — A. d. H.].
**) Lib. IX. ep. 98.
***) Lib. II. cap. 22. ep. 18 — [= XI. 333. — A. d. H.].

zu finden und auch lange nicht so verbraucht sind, daß nicht noch itzt hundert Dinge, die man entweder gar nicht oder nicht hinlänglich versteht, ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich, hiervon nur ein einziges Beispiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jüngern Musäus? und wer weiß nicht, wie viel Gelehrte sich mit Aufklärung der geringsten Schwierigkeiten desselben beschäftiget haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer[1]) Alles darüber zusammengetragen? Und gleichwohl, darf ich behaupten, ist ein sehr wesentlicher Umstand, der durch das ganze Gedicht herrschet, von ihnen Allen völlig unerörtert geblieben. Ich meine den Umstand des Orts, an welchem eigentlich der interessanteste Theil der Geschichte vorgeht.

Es heißt nämlich, daß Hero, die Heldin des Gedichts, fern von ihren Eltern am Meere in einem hohen Thurme gewohnt habe.*)

Πυργον ἀπο προγονων παρα γειτονι ναιε θαλασσῃ.

Wie kömmt es, daß man uns so gar nichts von diesem Thurme sagt? Ich kann nicht glauben, daß schlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit diesem Thurme für eine Bewandniß gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigstens sehr unrecht gethan, seine Leser für ebenso gelehrt als sich selbst zu halten. Denn wahrlich versteht sich die Sache nicht von selbst. Hero war Priesterin der Venus zu Sestos; der Tempel dieser Göttin, an welchem sie stand, lag in der Stadt; in diesem Tempel in der Stadt ward das Fest gefeiert, bei dem sie Leander zuerst erblickte: wie nun, daß sie gleichwohl nicht in diesem Tempel in der Stadt, sondern außer der Stadt, am Meere, in einem Thurme wohnte? Was war das für ein Thurm? und was waren ihre Verrichtungen in diesem Thurme?

Ich bekenne, daß ich mir selbst auf diese Fragen, über die, wie gesagt, in Allem, was Noten über den Musäus heißt, ein tiefes Stillschweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewußt habe, bis ich endlich auf zwei Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erscheinet Venus als die Beherrscherin des Meeres; in beiden wird eines Hauses und einer Stätte gedacht, welche der

*) V. 32.

1) Der Pfälzer Daniel Pareus (gest. 1635) hat den Musäus 1627 mit lateinischer Uebersetzung und Commentar herausgegeben, Johann Heinrich Kromayer (1689—1734) cum notis variorum. — A. d. H.

Göttin an dem Ufer geheiliget waren. Allem Ansehen nach war also auch die Venus, die zu Sestos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euplöa, oder was sie sonst für einen Namen in jener Würde führte, und der Thurm, welchen ihre Priesterin bewohnte, war gleichsam eine zu jenem Tempel gehörige Capelle, die außer der Stadt an dem Ufer zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reisenden erbauet war.

Das erste dieser Epigrammen gehört einem Antipater und lautet so:

Λιτος μοι δομος οὗτος, (ἐπει παρα κυματι πηγῳ
Ἱδρυμαι, νοτερης δεσποτις ἠϊονος)
Ἀλλα φιλος· ποντῳ γαρ ἐπι πλαιν δειμαινοντι
Χαιρω, και ναυταις εἰς ἐμε σωζομενοις.
Ἱλασκευ την Κυπριν. ἐγω δε σοι ἠ ἐν ἐρωτι
Οὐριος, ἠ χαροπῳ πνευσομαι ἐν πελαγει.[1])

„Gering ist dies mein Haus, mir, der schäumenden Wogen Gebieterin, hier am feuchten Ufer errichtet; und doch ist es mir lieb. Denn ich freue mich, wenn weit und breit das Meer vor mir erschrickt und der Schiffer mir seine Rettung danket. Versöhnet Kypris! Ich bin es, die in der Liebe, ich bin es, die auf der stürmenden See mit günstigem Winde beglückt." — Was Antipater *δομος* nennet, heißt bei dem Musäus *πυργος*, und es ist natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See sehen und vor Ueberschwemmung gesichert sein sollen, die Höhe und Form eines Thurmes werde gehabt haben. So ist es auf den Münzen und geschnittenen Steinen, auf welchen die Geschichte des Leander's abgebildet zu sehen, auch wirklich ein Thurm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegenleuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeschrieben wird, ist noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Verrichtung erhellet, welche einer Priesterin der Venus in einem dergleichen Thurme obgelegen.

Κυπριδος οὗτος ὁ χωρος, ἐπει φιλον ἐπλετο τηνᾳ
Αἰεν ἀπ' ἠπειρου λαμπρον ὁρᾳν πελαγος,
Ὀφρα φιλον ναυτῃσι τελῃ πλοον, ἀμφι δε ποντος
Δειμαινῃ, λαμπρον δερκομενος ξοανον.[2])

1) Anth. gr., lib. I. cap. 38. ep. 5. = IX. 143. — A. d. H.
2) Anth. gr., lib. I. cap. 38. ep. 6. = IX. 144. — A. d. H.

„Der Kypris ist diese Stätte! Ihr gefällt, vom festen Gestade immer auf ruhige glänzende Fluthen zu blicken, dem Schiffer zur glücklichen Fahrt. Ihr strahlendes Bild erscheinet: die Wogen erschrecken und fallen." Aus den letzten Worten ist sicher zu schließen, daß bei entstehenden Stürmen das Bildniß der Venus zu oberst auf dem Thurme ausgestellet worden, um das tobende Meer durch Erblickung seiner Beherrscherin zu besänftigen. Diese Ausstellung war denn also das Geschäfte der Priesterin, und ich irre mich sehr, wenn nicht hieraus auch der streitige Verstand einer besondern Stelle des Musäus außer allem Zweifel gesetzt wird. Musäus nämlich nennet die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele steckte, ἐρωτος ἀγαλμα:*) und die Ausleger sind äußerst uneinig, wie dieses ἀγαλμα hier zu übersetzen; ob durch simulacrum, oder signum, oder forma, oder indicium, oder solatium. Ich glaube aber, ἀγαλμα soll das ξοανον der Anyte ausdrücken; denn Beides bedeutet eine Bildsäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgesteckte Fackel, mit Anspielung auf die Ausstellung der wirklichen Bildsäule der Göttin der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erste Uebersetzung durch simulacrum die richtigere; oder wenn man ja signum dafür brauchen wollte, so müßte es doch nur in dem Verstande geschehen, in welchem dieses Wort nicht für ein Zeichen überhaupt, sondern für eine Art von simulacris genommen wird, und das Beiwort laetabile, welches Kromayer dabei für nöthig erachtet, wäre ebenso überflüssig als falsch.

Auf welchen von solchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieser Epigrammen eigentlich gehe, ist nicht zu bestimmen. Es gab deren an den Küsten von Griechenland und den Inseln des ägeischen Meeres mehr als einen, wie aus verschiedenen Stellen des Pausanias zu ersehen.

9.

Nicht minder reich an dergleichen sonst nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen ist die Anthologie des Kephalas. Eine einzige dieser Art, was für grundgelehrten und wundersinnreichen Muthmaßungen kann sie nicht auf einmal den Garaus spielen. Z. E.

*) V. 8.

Wer war wohl der Glykon, dessen in den bekannten Zeilen des Horaz,*)

Non possis oculo quantum contendere Lynceus,
Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:
Nec, quia desperes invicti membra Glyconis,
Nodosa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Ansehen nach ein berühmter Athlete zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergiebt sich von ihm aus der Stelle selbst nicht; aber wie wenig ist das für einen Ausleger, der Gelehrsamkeit zeigen soll! Heinsius erinnerte sich, bei dem Laertius gelesen zu haben, daß der peripatetische Philosoph Lykon, das dritte Haupt dieser Schule nach dem Aristoteles, ein vorzüglich guter Ringer gewesen sei. Weil nun dieser Lykon wegen seiner süßen Beredsamkeit auch wohl Glykon genennet worden, so entschied Heinsius, daß Horaz keinen Andern als ihn gemeinet habe. Es ist sonderbar, auf diese Weise einen Philosophen, der zum Vergnügen und der Gesundheit wegen die Gymnastik übet, in einen Ringer von Profession zu verwandeln. Und doch ist diese Meinung des Heinsius noch lange so abenteuerlich nicht als eine andere, welche Spence[1]) uns gern eingeredet hätte. Weil nämlich der Farnesische Hercules, eine der berühmtesten Bildsäulen, die aus dem Alterthume übrig geblieben, nach Aussage der Aufschrift von einem Künstler Namens Glykon gearbeitet worden, so urtheilte Spence, der so gern Anspielungen auf Kunstwerke in den alten Dichtern fand, daß eben diese Bildsäule schon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt gewesen, und daß sie es sei, welche der Dichter unter dem Namen ihres Meisters wolle verstanden wissen.**) Er machte

*) Lib. I. epist. I. v. 28.

**) The inscription on the basis of the Farnese Hercules tells us, it was made by an artist called Glycon. As we now call it, the Farnese Hercules, for distinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the same reason. Such distinctions were more necessary then, than now; because they had a much greater number of statues in Rome of old. If they did usually call this figure, the Hercules Glyconis, in Horace's time; he might very well call it, the Glycon, in verse. —

1) Joseph Spence (1698—1768). Von seinem Hauptwerk „Polymetis or an Enquiry into the Agreement between the works of the Roman Poets and the Remains of ancient Artists", Lond. 1747, handelt Lessing ausführlicher im „Laokoon", Abschn. 7—10. — A. d. H.

also aus einem Ringer einen Gott, aus einem Menschen einen Stein.

Es würde Mühe kosten, einem Heinsius und Spence die innere Ungereimtheit ihrer Meinungen so deutlich zu zeigen, daß sie selbst davon abstehen zu müssen glaubten. Ein Glück also, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des Kephalas dieser Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten Glykon aus den Zeiten des Horaz kennen lernen, der zuverlässig kein anderer gewesen als der, welchen Horaz selbst zum Beispiele angezogen.*) Es lautet so:

Γλυκων, το Περγαμηνον Ἀσιδι κλεος,
Ὁ παμμαχων κεραυνος, ὁ πλατυς ποδας,
Ὁ καινος Ἀτλας, αἱ τ᾽ ἀνικητοι χερες,
Ἐρρον· τοιονδε προσθεν ουτ᾽ ἐν Ἰταλοις,
Οὐϑ᾽ Ἑλλαδι το πρωτον, ουτ᾽ ἐν Ἐσιδι
Ὁ παντα νικων Ἀϊδης ἀνειραπεν.

Ich sage, daß der Glykon, auf dessen Tod dieses Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz gewesen. Denn obschon der Verfasser desselben nicht völlig gewiß ist, indem es Einige einem Antipater, Andere einem Philippus zuschreiben, so haben doch Beide, wenn man unter Erstern den Thessalonier verstehet, zu den Zeiten des Augustus gelebt. Das Beiwort des Unüberwundenen, welches sowohl Horaz als der griechische Dichter diesem Glykon giebt, scheinet die Sache vollends außer Streit zu setzen.

If this may be allowed to have been the case, the intent and true meaning of the passage from him, will be as follows. „You can never come to see sharply as Lynceus; would you therefore suffer your eyes to get out? You can never acquire the strength and firmness of Hercules; would you therefore suffer your body to run to ruin, and to be crippled with diseases.“

I should the rather take this to be the case, because it seems more worthy of so good a writer, in two instances so closely united, to have taken them both from the ancient mythology; than to take one from that, and the other from a (supposed) gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farnese Hercules. For that figure represents him as having just finished the last labour enjoined to him by the order of Juno; that is, just when she had given up her pursuit of him, as a person not to be conquered by any difficulties. *(Polymetis, Dial. IX. p.* 115. *n.* 10.)

*) *Anth. Ceph.*, carmen 785. Edit. Reisk. p. 168 — [VII. 692. — A. d. H.].

——∘∘※∘∘——

Register.

Wo der Seitenzahl ein A beigefügt ist, ist das Betreffende in den Anmerkungen zu suchen.

